This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

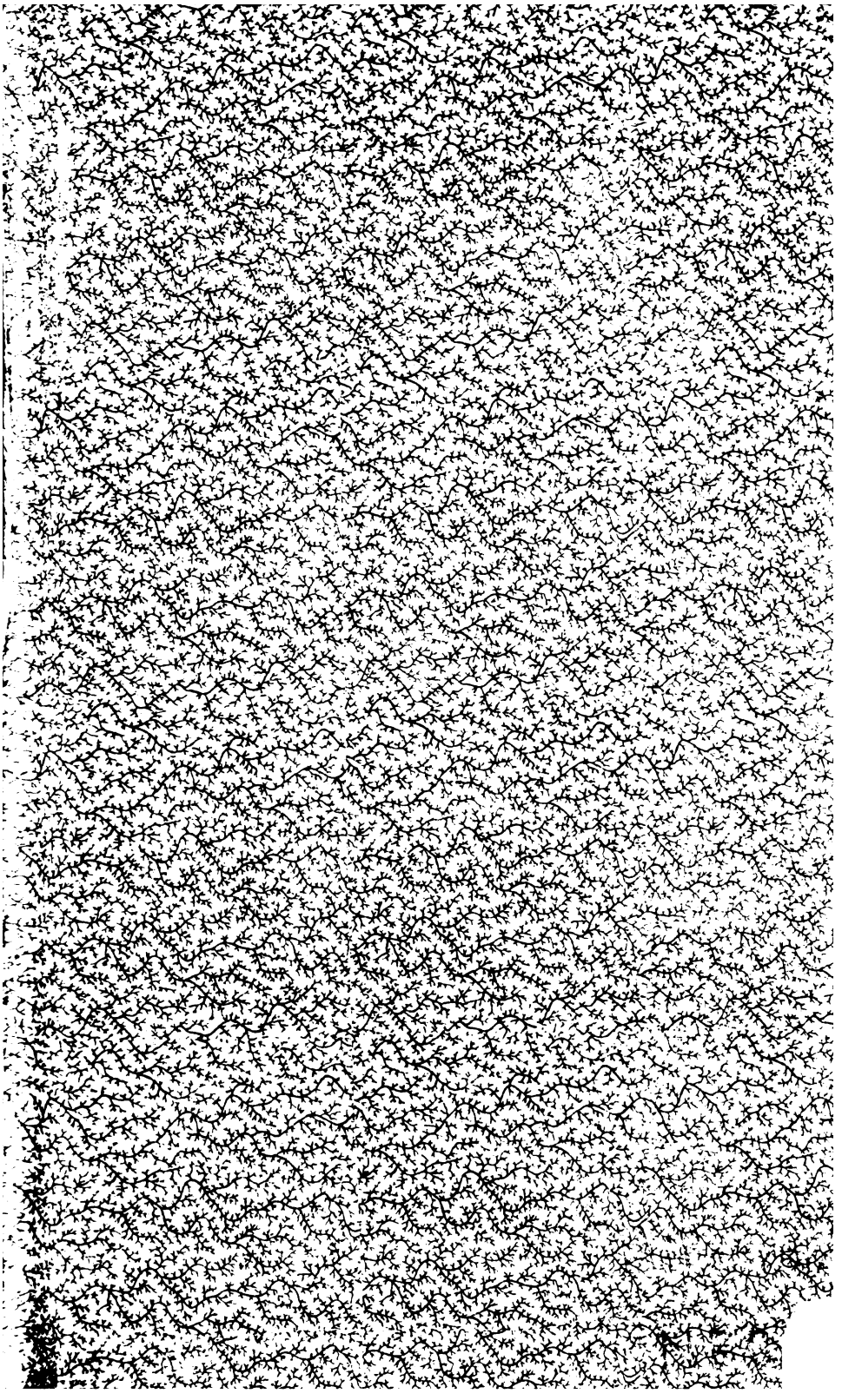
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

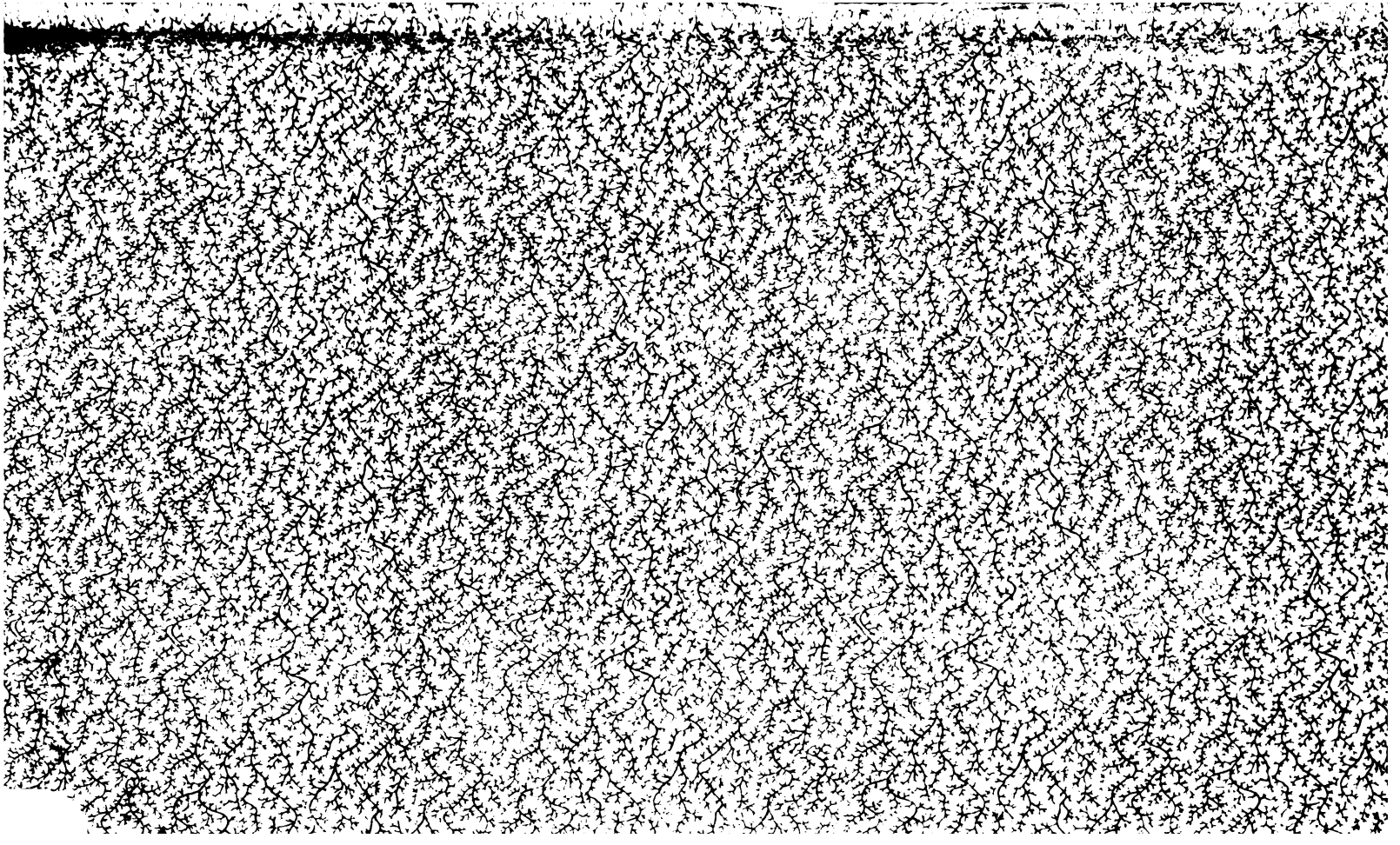
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493438 5





Die

deutſche Nationalliteratur

ſeit dem Anfange

des achtzehnten Jahrhunderts, beſonders ſeit Leſſing,

bis auf die Gegenwart,

hiſtoriſch und äſthetiſch-kritiſch dargeſtellt

von

Dr. Joſeph Hillebrand.

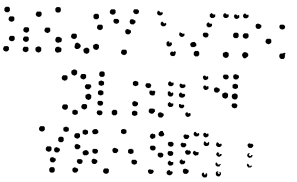
Dritter Band.

Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Zweite verbeſſerte und mehrfach umgearbeitete Ausgabe.

Hamburg und Gotha,
Friedrich und Andreas Perthes.

1851.



Druckerei
von Friedrich Frommann
in Jena.

Inhalt

des dritten Bandes.

Sechſtes Buch.

Die neue Romantik.

Erſtes Kapitel.

Seite

Die Romantik, ihr Weſen und ihre nationalliterariſche Stellung im Allgemeinen. 1

Zweites Kapitel.

Die philoſophiſche Initiative der Romantik. 29

Drittes Kapitel.

Die romantiſche Miſſion. 53

Viertes Kapitel.

Die romantiſchen Kategorien nach ihren literariſchen Sondervertretungen. . 113

Fünftes Kapitel.

Die Wiſſenſchaft während der Epoche der Romantik. 187

Siebentes Buch.

Die Nationalliteratur der Gegenwart.

Erſtes Kapitel.

Stand der nationalliterariſchen Gegenwart überhaupt. 267

Zweites Kapitel.

Seite
Der Übergang aus der Romantik in die Literatur der Gegenwart. . . . 279

Drittes Kapitel.

Das junge Deutschland. 312

Viertes Kapitel.

Die neueste Dichtung und ihre Vertreter. 329

Fünftes Kapitel.

Standpunkt der Wissenschaft in der Gegenwart. 424

Register über alle drei Bände 450

Sechstes Buch.

Die neue Romantik.

Erstes Kapitel.

Die Romantik, ihr Wesen und ihre nationalliterarische Stellung im Allgemeinen.

Um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sahen wir das emancipative Streben zu der Stufe emporgestiegen, auf welcher es das Ziel der höchsten persönlichen Selbstständigkeit erreicht hatte. Die Geistesfreiheit war auf allen Wegen vorgeschritten und in dem Bewußtseyn des freien Subjekts zu der Bestimmtheit gelangt, welche als die allein angemessene Form ihrer Wirklichkeit gelten sollte. Die französische Revolution hatte dieses Bewußtseyn zur praktischen Wahrheit machen wollen, während die deutsche Philosophie dasselbe theoretisch zu begründen, und die deutsche Poesie es in der Feier der idealen subjektiven Schönheit der Bildung und Lebenssitte darzustellen suchten. Wenn dort die Urrechte des persönlichen Selbst zur Grundlage einer neuen politisch-socialen Zukunft gemacht wurden, so hatte hier die Kant'sche Kritik das Recht des Ich in die Mitte der Weltanschauung gestellt, eine Stellung, welche Fichte in seiner „Wissenschaftslehre" zur unbedingt-principiellen steigerte, indem er in das absolut freie Selbst Grund und Wesen der Dinge verlegte. Mit diesem Streben unserer Philosophie ging das der gleichzeitigen poetischen Produktion einen parallelen Gang. Schiller und Göthe stehen ebenso auf der Höhe der ästhetischen Idealsubjektivität, wie Kant und Fichte auf der wissenschaftlichen. Was Schiller in der Form der Ideal-Freiheit des persönlichen Selbst zur Anschauung bringt, das bildet uns Göthe

in der Form ſchöner Gemüthsidealität vor. Zwiſchen Beide ſtellt ſich gewiſſermaßen J. Paul, der das principielle Selbſt bis zur Willkür ſteigert und es in ſeiner humoriſtiſchen Sentimentalität als ſouveräne Weltmacht walten läßt.

Auf dem Grunde dieſer Herrſchaft des ſubjektiven Selbſt bildete ſich nun urſprünglich und ihrem eigentlichen Weſen nach die neue nationalliterariſche Richtung, welche unter dem Namen der romantiſchen in der Geſchichte erſcheint und um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eintrat. Die literariſchen Elemente, wie ſie in den achtziger und neunziger Jahren beſtimmt worden, in ſich tragend und mit jenem regierenden Principe des unabhängigen Selbſt verbindend, bezeichnet ſie einen Wendepunkt in unſerer Nationalliteratur, an den ſich bis in unſere Tage herab die literariſchen Erſcheinungen des gegenwärtigen Jahrhunderts unmittelbar oder mittelbar knüpfen. Sehen wir für's Erſte noch von den näheren Verhältniſſen ab, in welchen dieſe neue Romantik, die ihren Namen von der Neigung zu den mittelalterlichen und ähnlichen Tendenzen und Formen erhalten, zu den beiden Jahrhunderten ſteht, um uns mit ihrer eigenthümlichen Bedeutung und ihrem beſondern literariſchen Charakter zunächſt bekannt zu machen; ſo mag gleich Eingangs die allgemeine Erklärung vorausgeſchickt werden, daß in ihr das Streben ſich bekundet, die Einheit des Lebens und der Poeſie herzuſtellen, dabei die individuelle Willkür in Auffaſſung und Behandlung der Dinge ſtatt des Geſetzes wahrer künſtleriſcher Freiheit walten zu laſſen, um auf dieſe Weiſe der antik-idealen Haltung, wie ſie namentlich durch Schiller und Göthe vertreten war, eine mehr moderne Geſtaltung gegenüber zu ſtellen, in welcher das Ideale ſich in den Formen des Lebens, wie dieſe ſeit der chriſtlichen Weltanſicht und durch ſie ſich gebildet haben, eine gegenſtändliche Wirklichkeit geben ſoll. Glauben und Wiſſen, Philoſophie und Mythologie, Bildung und Emancipation der Sitte und des Genuſſes von den Feſſeln der Tradition, Naturunmittelbarkeit und reflexives Raffinement ſollten in dem einen Punkte der chriſtlich-poetiſchen Lebensanſchauung ſich ausgleichen und einigen. In den verſchiedenſten Wandelungen, Richtungen und Geſtalten ſuchte man ſeit dem Anfange unſers Jahrhunderts dieſes neue nationalliterariſche Evange-

lium zu vollziehen, wie wir darüber weiter abwärts zu berichten haben werden. Man erſtrebte einen „realiſirten“ eben gegenſtändlichen Idealismus, indem man von der Spitze des abſtrakten Idealismus ſelbſt aus die Welt des Gegebenen bewältigen wollte. Hierin lag der nächſte Ausgangspunkt dieſer Romantik, welche in ihren erſten Anfängen vornehmlich von den Brüdern Schlegel vertreten wurde. „Der Idealismus in jeder Form,“ ſo ſchreibt Fr. Schlegel, „muß auf eine oder die andere Art aus ſich herausgehen, um in ſich zurückkehren zu können und zu bleiben, was er iſt[1]).“ Um dieſe Realiſirung zu vermitteln, ſollte einerſeits die Weltgeſchichte in den Proceß der Entwickelung des reinen Selbſtbewußtſeyns eingehen, indem dieſes ſich an derſelben beſtimme, andererſeits die Naturanſchauung die entſprechende Gegenbildlichkeit für jene ſubjektiv-hiſtoriſche Bewegung darbieten. Auf ſolche Weiſe würden Gedanke und Phantaſie ſich vermählen und „der Geiſt aller Künſte und Wiſſenſchaften ſich wiederum in einem Mittelpunkte begegnen, welchen die Menſchheit (ſeit dem Alterthume und Mittelalter) verloren und nach deſſen Wiederherſtellung ſie zu ringen habe.“ Hierauf zielt auch, wenn ein anderer Vertreter der neuen Richtung, Novalis, fragt: „Sollten die Grundgeſetze der Phantaſie die entgegengeſetzten der Logik ſeyn?“ wenn er ſagt: „Die Philoſophie iſt der Held der Poeſie; ſie erhebt die Poeſie zum Grundſatz — ſie zeigt, daß dieſe Eins und Alles iſt;“ wenn er meint: „Die Trennung des Philoſophen und Dichters ſey nur ſcheinbar und zum Nachtheil beider;“ eine ſolche Trennung ſey „das Zeichen einer Krankheit und krankhaften Konſtitution[2]).“ Dieſe literariſche Vermählung

1) Geſpräch über die Poeſie (1800). Vgl. Werke, Bd. V. S. 265. — Daß ſich aber die Schlegel ſelbſt an die Spitze der neuen literariſchen Generation ſtellten, ſagt A. W. ſelbſtgefällig genug. In ſeinen im Jahre 1802 zu Berlin gehaltenen Vorleſungen „über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters“ heißt es z. B.: „Mehrere meiner Freunde und ich ſelbſt haben den Anfang einer neuen Zeit auf mancherlei Art in Gedichten und Proſa, in Ernſt und Scherz verkündigt u. ſ. w.“ Die Zeitſchrift, welche die beiden Brüder unter dem Titel „Athenäum“ von 1798 — 1800 herausgaben, bildet gewiſſermaßen das Urevangelium des neuen literariſchen Glaubens.

2) Fragmente, Schriften, Thl. 2. Auch Schelling ſagt: „Die Philoſophie muß alles Wiſſen wieder in den Ocean der Poeſie zurückführen.“

nun, die man eben „den neuen Realismus", auch wohl „die Wiedergeburt [1])" nannte, ist das eigentliche Mysterium, dem die Romantik einen entsprechenden Ausdruck verschaffen wollte. Man schien so die Zukunft, welche Göthe vorausgesagt, indem er meinte, es werde ein Punkt in der Literatur erscheinen können, auf welchem sich Wissenschaft und Poesie zu einer Form vereinten, beellen und noch in die nächste Gegenwart des Propheten rücken zu wollen. Bei dieser Vereinigung sollte indeß die Wissenschaft in der Poesie gewissermaßen aufgehn; alle geistigen Richtungen, alle Momente der Welt- und Menschenauffassung sollten in ihr zusammenlaufen. „Der echte Dichter," sagt Novalis, „ist allwissend, er ist eine wirkliche Welt im Kleinen [2])." In gleicher Weise äußert sich später Adam Müller, Einer der theoretischen Führer der Romantik, indem er von Novalis schreibt, daß derselbe gewollt, „alle tausendfärbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen sollten endlich in einen Brennpunkt zusammenstrahlen und dieser werde auf die Stelle hinfallen, worauf der Dichter steht [3])." Müller selbst theilte diese Ansicht und predigte sie. Die Poesie aber sollte sich zur Kunst überhaupt erweitern, so daß diese die eigentliche Welt, das vollkommene Daseyn bilde, wie dieses z. B. namentlich Wackenroder (in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", sodann in den „Phantasien über die Kunst") betonte und ausführen wollte. Daß die Romantik bei solch hochfliegender Tendenz sich mehr einer Traumwelt als einer wahrhaft wirklichen zuwendete und in jene sich verlor, indem sie diese darzustellen sich die Miene gab, ist leicht zu erkennen. Mußte doch das Zauber- und Märchenreich zu Hilfe genommen werden, um die neue poetische Wirklichkeit zu veranschaulichen; in welcher Hinsicht die bekannten Verse Tieck's:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht"

1) Fr. Schlegel a. a. O. S. 264 ff.

2) Vergl. dessen Aphorismen über die Poesie. Schriften, Thl. II.

3) Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur (1807) S. 73.

als Motto für die gesammte Weltbetrachtung dieser literarischen Brüderschaft genommen werden dürfen. „Der echte Märchendichter ist (nach Novalis) ein Seher der Zukunft." So gerichtet und gemuthet, bildet die neue Romantik zugleich eine bedeutsame Rückspiegelung der damaligen Situation des deutschen Volks überhaupt, welches, seit der Reformation die Schulbestrebungen in Theologie und Philosophie verfolgend, während die andern Nationen die realistischen Nationalinteressen betriebsam pflegten, gerade um die Zeit der Scheidung der beiden Jahrhunderte fast mehr als je in eine traumselige Apathie und einen religiös-philosophisch- und poetisch-idealistischen Quietismus gerathen war, den andern Völkern die Fortführung der Weltgeschichte überlassend. Die Romantik war der entsprechendste Ausdruck dieser national-abstrakten Gleichgültigkeit gegen die wahren praktischen Foderungen der Wirklichkeit.

Sowie nun das eigentliche Grundwesen dieses neuromantischen Literaturgeistes oder nach Fried. Schlegel „dieses dritten Evangelium's der Literatur" in der Geltendmachung der reinen Selbstheit oder in der poetisch-praktischen Weltdarstellung der Kantisch-Fichte'schen Ichheitslehre und des Göthe-Schiller'schen ästhetischen Idealismus beruhete, so ging er in seiner Konsequenz in die Willkür der unbedingten Persönlichkeit über, von deren souveränem Throne herab er Dinge und Leben bestimmen und seinem Egoismus unterwerfen wollte. Das geniale Belieben trat an die Stelle des Gesetzes. Die allgemeine Form aber dieser poetisch-selbstischen Willkür war die s. g. Ironie, welche daher eine besondere Bedeutung in dem Reiche der romantischen Genialität gewann, deren eigentliche Methode sie bezeichnet. Die romantische Ironie will nichts Geringeres als sich in selbstgefälligem Spiele über die Welt lustig machen und sie wie ein Kind ihrer Laune behandeln [1]). Sie setzt sich über Alles weg, zuletzt sogar „über sich selbst," um „der harmonischen Plattheit gegenüber" ihre geniale Erhabenheit zu bethätigen. Dieser weltverachtende Aristokratismus parodirt Alles, um „in göttlicher Frechheit" Alles nach Gefallen zu genie-

1) Findet doch Fr. Schlegel (dieser Anführer der jungen Romantik) selbst die Eigenthümlichkeit derselben „in den Spielen des Witzes und der Phantasie mit den Gefühlen und Anschauungen, wie sie das Leben giebt und in einem reichbegabten Gemüthe hervorruft." Vorles. über die Literatur, II. S. 316.

ren; er macht „den Ernst zum Scherz und den Scherz zum Ernst," um in dieser Auflösung jeglicher Wirklichkeit das Reich der Poesie zu stiften. Daß außer der damaligen subjektiven Richtung des deutschen Geistes überhaupt J. Paul mit seinem humoristischen Weltspiele und seiner nihilistischen Lebensanschauung dieser ironischen Genialitätsfreiheit den Weg hauptsächlich gewiesen hat, läßt sich nicht verkennen. — Neben der Ironie war es dann vornehmlich die Mythologie, auf die man die Betonung legte. Die beiden Schlegel und Schelling hoben dieselbe als das wahre Mittel hervor, durch welches das neue Evangelium der Litteratur in die angemessene Erscheinung treten könne. Man suchte eine religiöse Universal-Mythologie, die „dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel möglich individualisirende Darstellung geben soll." Friedrich Schlegel erkennt eine solche Mythologie als „die Grundlage, auf welcher alle Kunst- und Poesie beruhet," und der tiefste Schaden und Mangel aller modernen Dichtkunst soll eben darin bestehen, „daß sie keine Mythologie hat." A. W. Schlegel tadelte die Reformatoren, weil „sie die Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten;" Schelling aber sprach es gleich im Anfang seiner philosophischen Laufbahn aus, „daß eine neue Mythologie das Problem sey." Fr. Schlegel erweitert diese Mythologie über alle Richtungen hin, über die ganze umgebende Natur, wofür sie nur „der hieroglyphische Ausdruck" ist, so wie über die Geschichte der Entwickelung des Geistes. Die Mythologien aller Völker und Zeiten sollen wieder erweckt werden, besonders auch die des Nordens, des Orients, wo „das höchste Romantische zu suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie." So wird für Friedrich der Gegenstand aller Kunst und Dichtung, die Schönheit selbst, zu bloßer „Allegorie," denn „das Höchste kann man, eben weil es unaussprechlich ist, nur symbolisch sagen." Er sieht auf diesem Wege „eine neue oder neu verjüngte Wissenschaft des Geistes und der Seele in Gott emporblühen," mit der sich die Poesie verbindet (eine Art poetisch-reformirter Spinozismus) [1]). Eben der Idealismus in seiner Einseitigkeit, meint

1) F. Schlegel a. a. O. Daß er später diese Religion in den ästhetischen Katholicismus hinübersetzte, ist nur eine Metamorphose der Grundansicht ohne Veränderung des Wesens.

er, führe auf dieſe univerſale Weltſymbolik hin, auf jenes alte Syſtem der Einheit der Dinge, wie es die Mythologie verſinnliche, und „aus ſeinem Schooße müſſe und werde ſich ein neuer grenzenloſer Realismus erheben.“ Die Mythologie bildet das Vermittelungsmoment von Wiſſenſchaft und Poeſie. Alles Denken ſoll „ein Diviniren“ ſeyn und das herantretende Bewußtſeyn dieſer divinatoriſchen Kraft im Menſchen iſt der Anfang eben jenes „dritten, ewigen Evangelium's,“ das eine allgemeine Verjüngung in die Zeit bringen und lehren wird, „die Pole der Menſchheit zu ergreifen.“

Um nun aber dieſem Standpunkte univerſaler Weltauffaſſung im Vermittelungselemente poetiſcher Symbolik eine reale (inhaltliche) Erfüllung zu geben, ſuchte man alle Stoffe, welche Geſchichte, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur in allen Zeiten und bei allen Nationen darboten, herbeizuziehen, um ſie unter die Beleuchtung der Phantaſie zu ſtellen und ſie von hier aus als eine Wiedergeburt des freien Geiſtes vorzuführen. Zunächſt war es das Mittelalter, an welches man Berufung einlegte. Sprach doch A. W. Schlegel „von glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poeſie,“ fand er doch hier die Wege, auf denen der gottverlaſſene Vernunftkultus wiederum in den Tempel der wahren gotterfüllten Gemüthsandacht zurückgeführt werden könnte[1]). Im Mittelalter ſammelten ſich alle Intereſſen und Richtungen des Lebens im Höhepunkte der Religion; in ihr glich ſich aus, was ſich auf den Ebenen der Wirklichkeit trennte. „Einmal doch,“ ſeufzt daher Novalis, „war das Chriſtenthum mit voller Macht und Herrlichkeit erſchienen.“ Die Kirche ſchlang ihren heiligen und mächtigen Arm um Alles, um Wiſſenſchaft und Kunſt, um Spiel und Feſte, um Sitte und Gewerke, um Liebe und ritterlichen Kampf, endlich ſelbſt um den Staat und ſeine Macht. Die Poeſie hauchte das Ätherlicht der Phantaſie über die ganze Höhe dieſer religiöſen Einheit hin, die eben darum der neuen Generation, welche die Welt um ſich her auf dem Gipfel der Verſtändigkeit ſah, ſo verführeriſch aus der Zauberferne entgegenwinkte. Die Barbarei jener Zeit, die in den Niederungen des Lebens die Menſchheit in faſt allen Beziehungen entſtellte und quälte, ſah man nicht. Das Ritterthum

1) Vgl. den Aufſatz über „die Aufklärung“ in der Europa von 1802.

spiegelte sich im Glanze der Religion und ward darum von unserer Romantik gleich liebevoll umarmt. Selbst die eigentlichen Dichtstoffe wurden vornehmlich dem Schooße des Mittelalters entnommen; wie denn z. B. Tieck in seinem „Phantasus" und sonst, Wackenroder in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", Novalis im „Heinrich von Ofterdingen", Andere Anderes bis spät herab bei dem Mittelalter lieben. — Weiter kehrte man sodann bei dem ein, was der mittelalterlichen Romantik am nächsten lag. So vorzüglich bei der spanischen Literatur, wo hauptsächlich auf Calderon Bezug genommen wurde. Hier fand man den Geist, den man suchte. „Wenn Religionsgefühl," sagt A. W. Schlegel, „biederer Heldenmuth, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantischen Poesie sind, so mußte sie in Spanien wohl den höchsten Schwung nehmen [1])." Auch Friedr. Schlegel findet in Spanien „die reinste Romantik," denn in ihr habe „die christliche Ritterpoesie des Mittelalters am längsten und bis in die Zeiten der neueren Bildung fortgedauert und die kunstreichste Form erlangt [2])." Daß man daher diese Quelle auf das eigene Feld herüberzuleiten bemühet war, begreift sich leicht. W. Schlegel selbst übersetzte Mehreres von Calderon (1803), wodurch er Andern, wie z. B. Gries, den Weg wies, die Schätze in vollständigerer Übertragung für Deutschland zugänglich zu machen. Cervantes gewann gleichfalls Aufmerksamkeit, weil in seinem Don Quixote das ironische Moment vornehmlich waltet. Tieck übertrug (1799) diesen Roman und traf mit glücklichem Takte des vielgepriesenen Werks eigenthümlichen Ton. — Wenn man in Spanien den Geist des Mittelalters suchte, wie er sich in der Ritterlichkeit der Ehre offenbart, die von A. W. Schlegel „eine romantisirte Sittlichkeit" und eine „große Idee" genannt wird; so sprach Italien mit andern Zügen aus jener Zeit willkommen zu. Dante war der Poet der katholischen Universalität, in dem der Gedanke einer allgemeinen Allegorie und Mythologie, wie man ihn anstrebte, aus dem Mittelpunkte des Christenthums, also der Weltreligion selbst, gewissermaßen verwirklichet war. Auch hier wies A. W. Schlegel zuerst auf die Bahn der Übersetzung, welche nachher so rühmlich weiter

1) Vorles. üb. dramat. Kunst III. S. 365. 2. Ausg.

2) Vorles. üb. die Geschichte der alten und neuen Literatur Thl. II. S. 128.

verfolgt wurde. Mit dieſem Ernſte „der transſcendentalen Religionspoeſie" wollte man dann die ſüdlich-heitern Töne und Farben verbinden, das leichte, gebildete Spiel der Formen in den Ernſt und die ſtrenge Haltung unſerer Sprache einführen. Boccaz und Petrarca wurden deshalb begrüßt. Jener bot die Poeſie der ſinnlichen Luſt, die in unſerer neuen Schule, welche den Genuß zu einer Art Princip machte, ein nicht unwichtiges Ingredienz bildete und in Fr. Schlegel's „Lucinde" die geniale Weihe erhielt; dieſer modernisirte gewiſſermaßen den Minneſang in der formellen Kunſtrhythmik, welche dem romantiſchen Spielſinne ſo ſehr zuſagte. Man fand hier die Sonettentechnik mit der ſentimentalen Klügelei ſo anſprechend verbunden, daß das Sonett ſelbſt eine Hauptweiſe der neuen romantiſchen Dichterſchule wurde. Taſſo (nach Gries 1800) ſtimmte mit ſeinen ſeelenvollen Geſängen in jene Töne ein und Arioſt (ebenfalls von Gries neu eingeführt 1804) ward bewillkommt wegen ſeiner ironiſchen Keckheit, gewandten Kunſtſinnlichkeit und glänzenden Phantaſie. Wie ſpäter abwärts auf dieſem Felde Andere (z. B. Kannegießer, Streckfuß u. ſ. w.) mit großem Erfolge thätig waren, iſt hinlänglich bekannt. — Auch mit der nordiſchen Mythologie und Dichtung, welche längſt unter Klopſtock's Auſpicien bei uns eingewandert, wenngleich nicht eben heimiſch geworden war, befreundete ſich die neue Poeſie, freilich mehr nur liebäugelnd, als daß ſie ihren Geiſt bei ſich hätte lebendig werden laſſen. Doch iſt nicht zu verkennen, daß die Romantik durch ihre Sympathien für die teutoniſchen Sagen und Mythen dieſer Seite unſerer literariſchen Studien neue Aufmerkſamkeit vermittelte. Die literarhiſtoriſchen, philologiſchen und mythologiſchen Forſchungen der Brüder Grimm (beſonders Jacob's) auf dieſem Gebiete fallen mit ihren erſten Anfängen noch in die Mitte der romantiſchen Literaturepoche, in deren Abſichten ſie zum Theil unmittelbar eingriffen und von deren Tendenzen ſie vielfach Intereſſe, Leben und Förderung empfingen. — Der Orient bot ſeinerſeits der neuen Lehre reiche Ausſicht. „Wären uns nur die Schätze des Orients ſo zugänglich wie die des Alterthums!" ruft Fr. Schlegel. „Im Oriente müſſen wir das höchſte Romantiſche ſuchen, d. h. das tiefſte und innigſte Leben der Phantaſie; und wenn wir erſt aus der Quelle ſchöpfen können, ſo wird uns vielleicht der Anſchein

von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so anziehend ist, wieder, nur abendländisch und sparsam, erscheinen [1])." Später suchte er selbst in seiner bekannten Schrift „über Sprache und Weisheit der Inder" (1808) die altindische Religionssymbolik, wie sie poetisch und philosophisch zugleich sich in der Sanskrit-Literatur ausbreitet, unserer Anschauung näher zu bringen, freilich vom Standpunkte seiner damals schon katholisirenden Orthodoxie. Daß A. W. Schlegel auf diesem Felde die letzten Lorbeern seiner literarischen Lebensthätigkeit brach, mag nur vorübergehend angedeutet werden. — Begreiflich ist es, daß vor Allem Shakspeare's großer Schatten heraufbeschworen wurde. Er galt als das Muster universaler Weltpoesie. Vereint er ja in dem Brennpunkte seiner Genialität alle Bezüge des Lebens, der Geschichte, der Zeiten, Nationen und der Natur. Dabei bewegt er sich auf der Spitze der Ironie und des Humors und weiß durch den Zauber seiner Phantasie die widersprechendsten Dinge, die entferntesten Punkte der Menschheit in einem Spiegel zu sammeln und zu zeigen. „Es ist eine ganze Welt in Shakspeare's Werken entfaltet," sagt Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen über die Literatur. Adam Müller, der schon genannte Hilfslehrer an der romantischen Schule, will ihn daher „als den gewaltigsten und reichsten Künstler auf den Richterstuhl setzen" und meint, „man solle darüber einig werden, Maß und Richtschnur für die übrigen in ihm zu finden [2])." Der Sommernachtstraum ist eigentlich das Musterstück für die Absichten der neuen Romantik; nur Schade, daß die echte Genialität fehlte, welche nach solchem Vorspiele die poetische Symphonie des Unendlichen hätte ausführen können. Mit dieser Genialität mangelte freilich der Romantik das Beste und Nothwendigste; weshalb ihr denn auch ihre umfassenden Intentionen wohl mißlingen mußten, wie wir weiter unten näher andeuten wollen. Was Shakspeare angeht, so hat sie hier wenigstens das unschätzbare Verdienst, das, was seit Lessing und namentlich seit Herder angestrebt worden, zur möglichsten Vollendung zu bringen — den großen britischen Geist in Deutschland zu nationalisiren, ihn zu dem Unsrigen zu machen und das reiche, tiefe Herz seiner Dichtung

1) Gespräch über die Poesie. Werke V. S. 272.

2) Vermischte Schriften, Thl. II. S. 39.

uns verſtändlich zu erſchließen. Was in dieſem Bezug A. W. Schlegel durch ſeine klaſſiſche Überſetzung, Tieck durch dramaturgiſche und literarhiſtoriſche Erklärung neben überſetzeriſcher Bemühung geleiſtet, wird unten gelegentliche Erwähnung finden.

Wollen wir nun dieſe Bemerkungen zuſammenfaſſen, ſo finden wir in der Romantik eben das Streben „nach einem unendlichen Gedichte, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt" (Fr. Schlegel). Dante, Shakſpeare, Göthe bilden für ſie vorzugsweiſe „den großen Dreiklang der modernen Poeſie," in deren Vereinigung „die objektive Schönheit, welche mit der Wahrheit eins iſt," allein erreicht werden kann. „Dante's prophetiſches Gedicht," heißt es, „iſt das einzige Syſtem der transſcendentalen Poeſie, Shakſpeare's Univerſalität iſt wie der Mittelpunkt der romantiſchen Poeſie, Göthe's rein poetiſche Poeſie iſt die vollſtändigſte Poeſie der Poeſie." Dieſe Dichter bezeichnen „den innerſten und allerheiligſten Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritiſchen Auswahl der Klaſſiker der neueren Dichtkunſt [1])." Wir haben in der Romantik, wie ſie ſich als die intellektuell-poetiſche Wiedergeburt des Lebens, der Wiſſenſchaft und Kunſt bewähren will, die Momente der abſtrakten Selbſtheit, der objektiv-ſymboliſchen Naturbetrachtung, der mythologiſchen Weltgeſchichte, der religiöſen Myſtik und des univerſalliterariſchen Kosmopolitismus gefunden, deren künſtleriſche Verbindung man in dem willkürlichſten Spiele der Phantaſie erreichen wollte. Sehr charakteriſtiſch lautet in dieſer Hinſicht eine andere Stelle bei Friedrich Schlegel, die wir gleichſam als Motto der Schule anführen können. Er ſpricht „von einem großen Witz der romantiſchen Poeſie," die nicht in einzelnen Einfällen, ſondern in der Konſtruktion des Ganzen ſich zeigt. Dann fährt er fort: „Die künſtlich geordnete Verwirrung (wie ſie in den Werken des Cervantes und Shakſpeare vorliegt), die reizende Symmetrie von Widerſprüchen, der wunderbare Wechſel von Begeiſterung und Ironie, der ſelbſt in den kleinſten Gliedern des Ganzen lebt, ſcheinen mir eine eigene und neue Art der Mythologie zu ſeyn. Das iſt der Anfang aller Poeſie, den Gang und die Geſetze der vernünftig den-

1) S. Athenäum, Bd. I. St. 2. S. 68.

lenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die ſchöne Verwirrung der Phantaſie, in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das ich kein ſchöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter [1])." Nehmen wir zu dieſer vollmündigen Erklärung die Art, wie man ihr durch eine vorgebliche „Unendlichkeit des Innern [2])," durch kecke, oft anmaßliche Kritik, abſichterfüllte Produktionen und die geſuchteſte poetiſche Technik nachzukommen ſtrebte; ſo hat Göthe im Ganzen Recht, wenn er die neue Literaturphaſe (an der er ſpäter z. B. in ſeinem weſtöſtlichen Divan und ſeinem allegoriſchen zweiten Fauſt, ſowie in den Wanderjahren ſich ſelbſt einigermaßen betheiligte) als „die Epoche der forcirten Talente" bezeichnet. Denn in der That hat unſere Literatur kaum jemals mehr Gewalt erlitten, als unter den Händen dieſer genialiſchen Univerſalpoeten.

Nachdem wir im Vorhergehenden die eigentlich doktrinellen Punkte der Romantik bezeichnet haben, wollen wir noch in wenigen Worten die Stellung genauer bezeichnen, welche ſie in unſerer neuen Nationalliteratur einnimmt, und die zum Theil ſchon beiläufig ſignaliſirt werden mußte. Sie ſteht bedeutſam zwiſchen dem eigentlichen Abſchluſſe der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, wie dieſer in Göthe und Schiller klaſſiſch vertreten iſt, und dem literariſchen Geiſte des neunzehnten, deſſen principielle Tendenzen ſie unverkennbar in ſich geſammelt enthält, die ſich in der Fortentwickelung deſſelben bis auf die Gegenwart nur in verſchiedenen Formen theils geſondert, theils in neuen Kombinationen dargelegt haben. Was das Verhältniß nach der erſten Seite hin angeht; ſo iſt es ein doppeltes, ein poſitives (anknüpfendes) und ein negatives (abweiſendes). In jener Hinſicht möge es erlaubt ſeyn, wiederum ſogleich an ein Wort von Friedrich Schlegel zu erinnern. „Die franzöſiſche Revolution," ſchreibt er (im Athenäum 1798), „Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Göthe's Meiſter ſind

1) Geſpräch über die Poeſie. Werke, Bd. V. S. 271.

2) Das Gebahren der romantiſchen Propaganda mit dem Unendlichen grenzt an das Unerträgliche. Nicht mit Unrecht ſagt daher Bouterwek (Gött. gel. Anz.) über die Äſthetik der Romantiker, „daß ſie aus dem Unendlichen ſchöpfe, mit dem Unendlichen anfange und mit dem Unendlichen ende."

die größten Tendenzen des Zeitalters [1])." Wollen wir den Satz näher deuten, so würden wir sagen, daß jene Tendenzen sich in dem politischen Volksbewußtseyn, in dem Selbstbewußtseyn des freien Subjekts und in dem Bewußtseyn der allgemeinen socialen Berechtigung zur Geltung brachten. Diese drei Elemente der neuen Zeit haben nun in der That in jenen von Schlegel hingestellten Erscheinungen ihren positiven Ausdruck gefunden. Die Idee, welche der Revolution unterlag, war die, daß hinfort Staat und Volk in Eins zusammengehen sollten, daß in dem Organismus dieser Einheit die ewige Wahrheit des Staats sich einzig vollende. In dieser Idee hat jene große Katastrophe der Weltgeschichte ihre wesentlichste Bedeutung, und der rechte Fortschritt des Menschlichen kann allerdings nur in dem Maße stattfinden, als sie zur Wirklichkeit wird. Das Nationalbewußtseyn findet hierin allein so Inhalt wie Form, und das echte Lebens- und Bildungsprincip des Einzelnen und Besondern kann hinwiederum nur aus diesem Bewußtseyn Nahrung und Wachsthum gewinnen. Die Literatur wie die Bildung überhaupt hat sich seitdem mehr und mehr von dem Partikularismus der Persönlichkeit, der Stände und Korporationen, von aller Monopolisirung der Schule wie der Kirche abgelöst und näher zur Volksgemeinsamkeit hingewendet. Das Ziel der neuen Schule fiel nun mit dieser Neigung der Zeit zum Allgemeinbewußtseyn ganz eigentlich zusammen. Man wollte, wie wir gesehn, die Nationalliteratur auf die Höhe der Weltliteratur erheben, wozu bereits Göthe Anleitung und Winke gegeben. Ob eine solche Literatur an und für sich wünschenswerth sey, ob sie, wenn solches der Fall, in unser Zeitalter fallen könne, derlei Fragen, welche man wohl bei dieser Gelegenheit aufgeworfen (z. B. auch Gervinus), lassen wir hier des Weiteren unerörtert; es genügt uns, zu bemerken, daß die Weltliteratur, wenn sie Kunstbedeutung ansprechen und sich nicht zu einem wissenschaftlichen Abstrakte verflüchtigen soll, immer aus den eigenthümlichen Wurzeln der Nationalität erwachsen muß; was denn auch die Romantiker wohl fühlten und beachten wollten. Mögen sie auch hinter diesem ihren weltliterarischen Ziele zurückgeblieben seyn, theils weil die Lösung der Aufgabe selbst noch

1) Athenäum, Bd. I. St. 2. S. 56.

der erfoderlichen Voraussetzungen in Absicht auf den kosmopolitischen Standpunkt der Geschichte entbehrte, theils auch, weil sich unter ihnen keine solche Talente fanden, welche der Vollziehung derselben an und für sich hinlänglich gewachsen gewesen wären; so muß ihnen doch das Verdienst bleiben, in dem Bemühen um die Verwirklichung jener Idee treffliche literarhistorische Resultate vermittelt und unseren literarischen Gesichtspunkt allerdings nicht wenig erweitert zu haben. Wir weisen hin auf die schon erwähnte Vielseitigkeit in der Uebersetzung aus fast allen andern Nationalliteraturen, sowie auf die kritischen und formellen Bestrebungen, durch welche sie den Geist der verschiedenen Literaturen zu erfassen sowie auf seinen eigenthümlichen Werth und sein Verhältniß zur Idee der Literatur überhaupt zurückzuführen suchten. Daß sie in dieser Hinsicht zunächst an Herder ihren Vormann hatten, der zugleich durch seine naturalistisch-kosmopolitische Konstruktion der Geschichte der Menschheit ihnen das eigentliche Thor ihrer Weltanschauung aufschloß, ist bereits mehrfach von uns gelegentlich bemerkt worden. Auf den Sprossen, welche derselbe in die Leiter zur Höhe der weltliterarischen Gemeinsamkeit gefügt, stiegen die Romantiker nicht ohne Kühnheit und Glück von Stufe zu Stufe weiter aufwärts und zeigten unsern folgenden Generationen die Gegenden, wo die verwandten Saaten blühen und reifen. — Wie eng und grundwesentlich die neue Romantik mit dem transscendental-subjektiven Idealismus, der Doktrin des absoluten Selbst, wie sie Kant begründet und Fichte zu ihrer extremen Konsequenz ausgeführt hatte, zusammenhing, ist bereits vorhin nachgewiesen worden. „Es gilt mir," sagt Friedrich Schlegel, „der Idealismus (als die Philosophie des Lebens und der Thätigkeit) nur als erster wirksamer Anstoß und Anfang der intellektuellen Bewegung, Veränderung und Wiedergeburt [1])." Die Wissenschaftslehre Fichte's gilt ihm daher als eine der drei größten Tendenzen seines Zeitalters.

Der dritte Hauptanknüpfungspunkt war Göthe's nationalliterarische Autorität. Schlegel deutet in der angeführten Stelle zunächst auf Wilhelm Meister hin, und auch wir sind der Ansicht, daß derselbe den eigentlichen Beziehungspunkt, worauf es hier besonders ankommt,

1) Gespräch über Poesie. Werke, V. S. 268.

bildet, insofern Göthe in ihm das Resultat der socialen Bildungsstrebungen während des achtzehnten Jahrhunderts poetisch ausgesprochen hat. Es enthält das Buch den Ausdruck der universalistischen Kulturstufe der Zeit, des Bewußtseyns der Berechtigung aller Beziehungen der Wirklichkeit, einzugehen in die ideale Auffassung und sich in der Idee selbst wie in ihrem eigentlich menschlichen Mittel- und Schwerpunkte zu vereinigen. Adam Müller meint daher, daß Meisters Lehrjahre „auf die große Versöhnung des äußern mit dem inneren Leben deuten," wohin nach ihm auch die damalige deutsche Philosophie strebte. Kurz, es ist jener Roman gewissermaßen ein Versuch, den Realismus in die Idealität der Poesie zu erheben, also gerade dasjenige Ziel, welches sich auch die Romantiker vorzugsweise gesteckt hatten. Das „Evangelium der Ökonomie," wie Novalis jenes Buch von der Höhe seiner mystischen Abstraktion bekrittelnd nennt, ist in der That das Vorspiel seines eigenen Evangelium's der Mystik, das uns sein Ofterdingen predigen soll, der nur in anderer Weise den poetischen Ideal-Realismus ausführen will. Daß auch die phantastische Kunstlehre Tieck's, welche er in „Franz Sternbald's Wanderungen" vorträgt, an jenen Meister anlehnt, wird leicht Jedem klar, der beide Werke nebeneinanderhält. Von Wilhelm Meister liefen die mannichfaltigen Wege aus, auf denen die Romantiker die gegebene Welt im Reflexe ihrer willkürlichen Genialität idealisiren wollten. Die „Lucinde" von Fr. Schlegel liegt hier in Absicht auf ihre geschlechtlich-emancipative Tendenz fast so nahe als die angeführten Kunstromane in Absicht auf ihre ästhetischen Zwecke, und der „William Lovell", womit Tieck debutirte (1796), hat ebensoviele Elemente aus dem Meister als aus Werther und Faust. Wie die Social-Novelle, in welche zuletzt die Romantik sich verlief, aus jenem reichen Born vornehmlich entsprang, haben wir schon bei Gelegenheit der Besprechung jenes Werks (in der Charakteristik Göthe's) angedeutet. Auch die formale Seite der Darstellung, „der kunstreiche Styl," wonach die Romantiker eifrigst strebten, findet dort ihre Mustertöne und Musterharmonie. Darum hat denn auch Friedrich Schlegel dem Werke wohl vornehmlich die seltene kritische Aufmerksamkeit und Liebe gewidmet, womit er es bald nach seiner Vollendung (1798) der gebildeten Welt

vorführen wollte [1]). Aber nicht bloß mit dem Meister stand Göthe am Eingange der Romantik, vielmehr suchte diese in ihm überhaupt den rechten und wahren Heiland ihrer neuen Lehre, die anfangs nur darauf hinausging, ihn durch weitere Ausbildung seiner Poesie zu verherrlichen. Göthe war lange das Idol ihres Kultus, bis er selbst zuletzt den Tempel verschmähete, in welchem sie ihn verehren wollten [2]). Die Richtung seiner Poesie auf die Einheit des Innern und Äußeren, des Sinnlichen und Geistigen, der Natur und Bildung, die ganze Sammlung der Lebensgegenständlichkeit in dem gemüthlichen Selbst, welche wir bei ihm als die wesentlich charakteristische Seite seiner Produktionen hervorgehoben haben, war ja trotz der Verfehlung des Ziels immerhin Aufgabe dieser neuen nationalliterarischen Generation. Meinte doch Fr. Schlegel, daß Göthe's Gefühl ihn „jederzeit mehr zum Romantischen, als zu dem eigentlich Heroischen hingezogen habe." Dazu kam die subjektiv-humoristische Keckheit, die aus den früheren Werken des großen Dichters und namentlich aus dem Faust so vernehmlich sprach, nicht minder die formelle Vielseitigkeit und technische Gewandtheit, womit sich die Göthe'sche Muse bewegte und selbst diejenigen bezauberte, welche ihren Lehren und Tendenzen sonst nicht huldigen mochten. Das Weibliche in Göthe's Dichtung zumal zog die romantische Phantasie an. Freuet sich doch A. W. Schlegel darüber, „daß Deutschlands erster Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit ist [3])." Überhaupt aber fand man in Göthe den Dichter, der am meisten die Dichtkunst an die Gegenwart anlehnte und die Hoffnung auf eine möglichst objektive Poesie gab, wornach man suchte.

1) Die bezügliche Recension ist abgedruckt in den sämmtlichen Werken Bd. X. S. 123. ff.

2) „Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Göthen"
— — — — — — — — — — —
„Die Göthen nicht erkennen, sind nur Gothen."

Diese Verse von A. W. Schlegel aus seinem bekannten Sonette auf Göthe bekunden das obige Verhältniß. S. Athenäum Bd. III. St. 2. S. 343. Damit ist desselben Elegie „an Göthe" ebendas. (II. St. 2.) zu vergleichen, worin die Apotheose weiter gefeiert wird.

3) Athenäum, II. St. 2. S. 311 (in den Fragmenten).

„Göthe's dichterische Laufbahn," sagt Friedrich Schlegel noch 1803, „ist die lehrreichste Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poesie überhaupt. Er ist als die Basis unserer Bildung zu betrachten." Weiter wird dann Göthe's Literaturbedeutung mit Fichte's Idealismus zusammengestellt, indem dieser („das größte Phänomen der neueren Literatur") nur „wissenschaftlich konstruirt und sichert," was jener poetisch ausspricht, nämlich „die Universalität und den progressiven Geist der Freiheit." So ist dem Romantiker „Göthe's Poesie die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit. — — Er eröffnet die Aussicht auf eine ganz neue Bildungsstufe der Poesie[1])." In diese Apotheose Göthe's stimmte vorzüglich Adam Müller, anfangs auch Tieck, mit ein[2]), der sich jedoch bald etwas mäßigte, als er von den Genossen der Schule gewissermaßen zum Nebenbuhler jenes großen Meisters erhoben wurde, und diese ihm in ihrer Sphäre die Stellung anwiesen, welche sie Göthen in Mitte seiner Generation zugetheilt hatten. Dieser Abfall sammt der katholisirenden Mystik veranlaßte denn auch Göthe, der Schule mehr und mehr den Rücken zu wenden, bis er am Ende gänzlich mit ihr brach[3]).

Außer jenen Hauptpunkten, von denen Richtung und Produktion

---

1) Fr. Schlegel in der Zeitschrift „Europa" von 1803, Bd. I. St. 1. Ebenso in dessen Studien des klassischen Alterthums. Werke, V. S. 80 u. 83.

2) Wir citiren hier statt alles Andern Tieck's Verse aus dem Prinz Zerbino, welche sich auf Göthe beziehen:

„Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder singt,
Um euch in's Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß ihr künftig sie versteht.
Der große Brite hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag wie Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß —
Dann wandeln diese heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde."

3) Vgl. Göthe, Kunst und Alterthum, N. 2. — Heine nennt diesen Bruch „den 18ten Brumaire in der Republik der deutschen Literatur." — Über das Verhältniß der romantischen Schule zu Göthe und Schiller hat Hettner eine be-

der Romantik in ihren wesentlichen Erscheinungen auslief und getragen wurde, walteten noch andere Motive und Einflüsse; wobei freilich immer eine gewisse Folge zu berücksichtigen ist, indem nicht alle Momente gleichzeitig mitwirkten. So trat z. B., um sofort ein Nächstes zu nennen, die naturphilosophische Weltauffassung erst nach dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bedeutsam ein, und gab, mit der religiösen Mystik sich verbindend, der Schule besonders die Vorliebe für die erwähnte Natursymbolik und ihre Magie. An Herder's Einwirkungen haben wir oben schon erinnert. War dieser es doch, der den Orient zuerst in unsere Poesie herüberleitete, der durch seine „Völkerstimmen" die Töne der Weltliteratur in einem Akkord verbinden wollte und durch seinen „Cid" der spanischen Romantik bei uns besonders Eingang verschaffte. Was aber das Wichtigste ist, auch Herder suchte Religion und Poesie zu einer höheren Weltanschauung in Eins zu bilden, worauf sich die neue Schule vornehmlich richtete. Außer Herder haben wir noch einmal J. Paul zu nennen, vor Allem aber auf Schiller hinzuweisen. Denn obgleich ihm die Schule ihre Sympathien nicht in dem Maße als seinem großen Genossen zuwandte, so hing sie doch in ihren Wurzeln mit ihm tief genug zusammen. Sehen wir ab von dem, was in Schiller's Dichtungen selbst romantisch klingen mochte; so drängt sich vornehmlich der ästhetische Gesichtspunkt unserer Beachtung auf. Die neue Romantik stand nämlich ihrem Grundprincipe nach insofern auf demselben Boden wie Schiller, als sie wie er und wohl auch nach seinem Beispiele das ästhetische Kulturmoment zum Vermittelungspunkte der Wirklichkeit mit der Idee, der Nothwendigkeit mit der Freiheit, kurz zum Principe der s. g. „Wiedergeburt" aus dem Endlichen zum „Unendlichen" nehmen wollte. Wir sagen kaum zu viel, wenn wir behaupten, daß die Romantiker die Schiller'sche Theorie, wie sie sich namentlich in „den Briefen über die ästhetische Erziehung" ausspricht, zur wesentlichsten Grundlage ihrer eigenen gemacht und sie nur mit allerlei äußerlichem, be-

sondere Monographie geschrieben (Braunschweig, 1850), welche sich außer Anderm durch Übersichtlichkeit der Verhältnisse sowie durch Unbefangenheit der Darstellung empfiehlt.

ſonders literarhiſtoriſchem Zierath umwunden haben. Daß die Schule nach einigem früheren Liebäugeln mit dieſem Dichter ſpäter nichts von ihm wiſſen wollte, daß ihn ſogar beide Schlegel in Proſa und Verſen kleinlich und bitter bemäkelten und befehdeten, daß A. Wilhelm gerade über jene ſeine Abhandlung in wegwerfendem Tone ſpricht, ihr „abgezirkelte Eleganz und äußerſte Erſtorbenheit" vorwerfend, Friedrich aber ihn (in einem Briefe an Rahel) eben in Bezug auf das Romantiſche unter „die Anempfinder" zählt, „die immer gerade auf das fallen, was ihnen am fremdeſten iſt," dabei ihm gelegentlich das Prädikat „des bleiernen moraliſchen Schiller" nachſendend [1]) — dies und Anderes der Art kann das nicht aufheben, was Thatſache und wirkliche Wahrheit iſt. Freilich machte Schiller Ernſt mit der ſittlichen Freiheit, freilich lehnte er die literariſche Schattenſpielerei von ſich ab, welche man dem Publikum vorführte, freilich hob er klar und reſolut die Vernunft auf den Thron, auf welchen die Romantiker die Myſtik ſetzen wollten — dieſe Energie des Lebens wie des Denkens konnte den nebelnden Sentimentaliſten nicht behagen, wogegen eben der „ſchöne Egoismus" Göthe's ihnen wohl eindringlich zuſprechen mochte. Dieſer ſelbſt aber war unbefangen und einſichtig genug, um anzuerkennen, was und wie viel die Schule Schillern verdankte. Nachdem er über die neue Dichtung das treffende Wort geſprochen: „Die Nothwendigkeit eines entſchiedenen Gehalts, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verſtand ſich in die Empfindung miſchen und, wenn er den Gegenſtand klug entwickelte, ſich dünken, er dichte wirklich," fährt er fort: „Hierzu gaben den erſten theoretiſchen Anſtoß Schiller's äſthetiſche Briefe in den Horen, ſeine Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung, kritiſch und folglich praktiſch ſeine Recenſion über Bürger in der allgemeinen Literaturzeitung. Die Gebrüder Schlegel theoretiſirten und kritiſirten in ähnlichem Sinne; denn auch ihre Lehre ſowie ihr Streben trat aus

1) Varnhagen, Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel I. S. 230. Bekannt iſt A. W. Schlegel's verſificirter Witz gegen Schiller:

„So lang' es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller ſtets Bewundrer haben."

der Kant'schen Philosophie hervor[1])." Man wird diese Ansicht bestätiget finden, wenn man, um von Anderm nicht zu reden, nur das erste Kapitel in Friedrich Schlegel's Studien des klassischen Alterthums vergleicht (1795—1796), welches sich fast ganz in Schiller'schen Ideen, Formen und auf der Spitze der genannten ästhetischen Abhandlungen bewegt. — Neben jene Einwirkungen auf Charakter und Standpunkt der neuen Schule stellt sich dann das Moment der großen Vervollkommnung der Rhythmik, überhaupt der sprachlichen Technik, wie solches damals theils durch die beiden großen Dichter selbst, theils namentlich durch Voss en's metrisch-rhythmische Bemühungen und Leistungen, sowie durch Wolf's und Anderer Beispiele hervor- und ausgebildet worden war. Rechnet man dazu die südliche Metrik Italiens und Spaniens, welche mit der antiken Recht und Anwendung theilen sollte; so erklärt sich wohl, daß bei dem Mangel an großen produktiven Talenten, der im Ganzen in dieser romantischen Literatursphäre herrschte, es nun gerade die formell-technische Seite seyn mochte, welche die literarische Thätigkeit reizte und vielfach über die Grenzen wahren Gehalts hinaustrieb. Als ein rechtes Wahrzeichen dieser formalistischen Künstelei kann man den Musenalmanach bezeichnen, den A. W. Schlegel im Verein mit L. Tieck (1802) herausgab. Hier sehen wir die ganze romantische Gesellschaft von damals in einem Salon versammelt, um im Flitterstaate rhythmischer Putzstücke sich einander zu überbieten.

Haben wir nun in dem Gesagten die positiven Ausgangspunkte, Tendenzen und Elemente der neuen literarischen Schule bezeichnet, so wollen wir nun auch die verneinende, polemische Seite derselben kurz hervorheben. Daß in jener Zeit eine wuchernde Saat mittelmäßiger Produktion die klassischen Leistungen der beiden Hauptdichter umdrängte, ist in den vorhergehenden Kapiteln hinlänglich dargethan. Diese Mittelmäßigkeit nun mit ihren spießbürgerlichen Tendenzen war das nächste Ziel, gegen welches die neue Generation sofort mit kecker Hand ihre Pfeile richtete. A. W. Schlegel signalisirte dieses Ziel in folgenden Worten: „An das Herkommen glaubend und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungssüchtig und stolz auf Selbstständig-

1) Werke, Bd. 32. S. 423.

keit, unbeholfen in der Oberflächlichkeit und bis zur Gewandtheit geschickt im tief- oder trübsinnig Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach überschwenglich in Empfindungen und Ansichten, in ernsthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abscheu verschanzt: auf die große Masse welcher Literatur möchten diese Züge etwa passen [1])?" Wir antworten, es waren Nicolai und die alten Nicolaiten, die von Berlin aus noch immer ihr Nachthorn am hellen neuen Tage der Literatur bliesen; es waren die Kotzebue's und Iffland's sammt der ganzen Schaar dramatischer Realisten; es waren die Romanschreiber, welche, wie Lafontaine, in großen Ladungen ihre alltäglichen Waaren versandten und verhandelten, gegen die man sich mit der Kraft und Frische eines jungen Deutschlands richtete. Selbst Wieland stand dem polemischen Witze dieser Kritiker nicht zu hoch [2]). Wie in positiver Hinsicht, so hatten freilich auch für diese negative Haltung die beiden klassischen Chorführer der Literatur, Göthe und Schiller, gewissermaßen Beispiel und Antrieb gegeben. Die Xenien, die so ziemlich gegen dieselbe literarische Mittelmäßigkeit kurz zuvor aus- und angerückt waren, hatten den polemischen Kitzel der kecken Literatoren geweckt und mit der Sache zugleich auch den Ton angegeben. Was jene angefangen, setzten diese in höherem Maße fort. Mit „der göttlichen Grobheit," wie es Friedrich Schlegel nannte, wollte man „die harmonische Plattheit" des sich überhebenden gesunden Menschenverstandes züchtigen, der dem Genius zum Trotze seine Werkeltags-Prosa für die eigentliche klassische Prosa auszugeben bemühet war und kein Organ hatte weder für Göthe und Schiller, noch für die Stufe der Geistesbildung und Geistesfreiheit, auf welche die Zeit, hauptsächlich durch diese Beiden, gehoben worden war. Daß selbst Herder in seinen späteren Ansichten (z. B. in der Adrastea) auf Seiten dieser seichten Rococcoliteratur den genialen Werken seiner beiden großen Zeitgenossen gegenüber sich stellen mochte, haben wir schon früher berührt [3]).

1) Urtheile, Gedanken und Einfälle über Literatur und Kunst, im ersten Bande des Athenäum's (1798). Vgl. Krit. Schriften, I. S. 417.

2) Vgl. Athenäum, II. 2.

3) S. Bd. I. S. 319. Wir haben dort namentlich auf die bezüglichen Kla-

Ein weiterer Punkt, gegen welchen die Romantik sich richtete, war die antik-klassische Idealität, wie dieselbe vornehmlich durch Göthe und Schiller vertreten wurde. Wie sehr auch die Jünger der neuen Lehre, wie wir kurz vorhin gesehn, jenen zu ihrem eigentlichen Ur-Idole machten, so wollten sie doch eben seiner Wendung zum altklassischen Standpunkte, wie dieselbe seit seiner Reise nach Italien bei ihm eingetreten, keine exklusive Herrschaft zugestehen. Sie gingen in dieser anti-antiken Polemik von der (allerdings an und für sich richtigen) Ansicht aus, daß die moderne Zeit dem Alterthume gegenüber einen eigenthümlichen Geist habe, damit einen eigenthümlichen Charakter, welcher auch in Literatur und Kunst seinen specifischen Ausdruck finden müsse. Wie wenig sie aber verstanden oder fähig waren, dieses an sich berechtigte Princip in unserer Nationallitteratur angemessen zur Geltung zu bringen, ist zum Theil schon angedeutet und wird durch die folgende Darstellung der romantischen Production noch nähere Bestätigung finden. Daß übrigens die Anregung selbst mehrseitige gute Wirkungen, namentlich auf die Kunst hatte, soll gleichfalls seine Anerkennung finden.

Am umfassendsten endlich trat die Romantik gegen den Gesammtgeist des achtzehnten Jahrhunderts auf, insofern sich derselbe in der Aufklärung oder, was dasselbe ist, in der Herrschaft der freien Vernunft, gegen die bloßen historischen Traditionen geltend machen wollte. Direkt oder indirekt kündigte man Allem den Krieg an, was

---

gen von Göthe und Schiller hingewiesen. Göthe spricht (gegen Herder) „von einer gewissen Zurückhaltung, einer gewissen Vorsicht, einem Drehen und Wenden, einem Ignoriren und kärglichen Vertheilen von Lob und Tadel.“ Schiller aber drückt sich noch deutlicher aus, indem er schreibt: „An seinen (Herder's) Konfessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende. Es kostet ihn ebenso wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendsten, und auf sonderbare Weise wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und viele Andere in einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Geßner — überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige.“ Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, Bd. II. S. 46 u. 52 ff.

in jenem Worte und seiner Bedeutung eingeschlossen liegt. Der politischen wie religiösen, der sittlich-humanen wie der socialen Emancipation (die ehliche etwa ausgenommen) ward gleichmäßig ihr Recht abgesprochen und wider sie das Mittelalter mit seinen „dunkeln" darum „poetischen" Institutionen restaurirt. Sagt doch A. W. Schlegel: „die Aufklärung, welche gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat, ist die entschiedenste Gegnerin der Poesie und thut ihr allen möglichen Abbruch." Weiter meint er, daß es eben keine Wohlthat sey, daß die Aufklärung uns von dem Aberglauben befreit habe. Ahnungen, astrologische Weissagungen, Magie u. s. w. sollen nach ihm wieder zu Ehren gebracht werden. Auch „die ritterlichen Grundsätze der Ehre," welche die Aufklärung abschaffen wollte, müssen gegen sie behauptet werden. Daß vorzugsweise die religiöse Aufklärung angefeindet wurde, läßt sich voraussetzen. Man ging in dieser Hinsicht bis auf die Reformation zurück, der man alle religiöse Unpoesie zur Last legte, während man dem Katholicismus seine ästhetischen Huldigungen darbrachte. Sagt doch Novalis geradezu: „mit der Reformation war es um die Christenheit gethan." Ebenso soll nach ihm durch „die Fortsetzung des s. g. Protestantismus eine Revolutionsregierung permanent erklärt worden seyn." In dem Mittelalter dagegen findet er die „schönen Züge echt katholischer, d. h. echt christlicher Zeiten." Die Hierarchie hat nach ihm das Verdienst, durch ihr päbstliches Oberhaupt sich „der frechen Ausbildung auf Kosten des heiligen Sinnes" widersetzt zu haben. Über die fortgeschrittene Aufklärung seufzt er mitleidig, daß sie den armen Menschen nichts übrig gelassen, als „den Enthusiasmus für die Philosophie." — Daß bei diesem Widerspruche allerdings die Einseitigkeit, womit sich die rationale Emancipation zum Theil geltend machte, bestimmend mitwirkte, daß die intellektuelle Kälte und die moralische Plattheit, in welche die aufklärende Vernunft sich nur zu sehr verirrte, die gegentheilige Richtung phantastischer Überschwenglichkeit, sentimentalischer Herzensstimmung und religiöser Mystik hervorrufen mochte, muß man zugestehen, wenn man sich mit Unbefangenheit auf den Standpunkt der damaligen Zustände und Strebungen in Literatur und Leben stellen will.

Im Allgemeinen darf man nun wohl behaupten, daß es in der Geschichte einer andern Literatur schwerlich eine Zeit und eine Sphäre giebt, in welcher die buntesten Mischungen, die sonderbarsten Widersprüche, die entschiedensten Extreme, das Trefflichste und Gewöhnlichste, das Richtige und Verfehlte, die Natur und die Affektation, das Phantastische, Abenteuerliche und das Alltägliche, der Ernst der Idee und die Spielerei mit allen Arten von Formen in Rhythmus und Reim, das Heilige und Profane so dicht neben und über einander liegt, sich so konfus hier vereint, dort einander aufhebt, als es in der Epoche, welche unter dem Principe der Romantik sich fast über das ganze erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ausdehnt, der Fall ist. Auch mag eine solche Erscheinung wohl nur in Deutschland, das in Widersprüchen und in Vielseitigkeit der Standpunkte charakteristisch ist, möglich seyn. Man wollte die Poesie über sich selbst hinausheben und nahm die Abenteuerlichkeit zum Führer. Die Willkür der Eitelkeit setzte sich auf den Thron, um die Rechte der Wahrheit zu mißhandeln; die Phantasie trieb mit sich selbst ein selbstgefällig Spiel und mischte die buntesten Farben ohne Gesetz und Regel durch einander. Ein schwachmüthiger Dilettantismus vertrat vielfach die Stelle der echten Kunst, und Göthe's Worte „von der Impudenz des neuesten Dilletantismus, der durch Reminiscenzen aus einer reichen kultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Äußern geweckt und unterhalten wird," gelten vornehmlich den Kunstgelüsten der Romantik [1]). Freilich finden wir Ausnahmen, freilich trifft man des echt Poetischen ein schönes Maß unter jenem Auswuchse, und namentlich hat die Lyrik ihr manche schätzbare Gabe zu verdanken; im Ganzen aber bleibt die Romantik, besonders die der eigentlichen Schule, mehr eine künstliche Zierblume in unserer Nationalliteratur, als eine echt naturwüchsige Pflanze, so sehr sie auch sich selbst auf die naturwüchsige Unmittelbarkeit ihrer Produktionen berufen mag [2]). Daß sich solchem Treiben literarischer Will-

1) Göthe, Werke Bd. 31. S. 422 ff. Die Charakteristik des Dilettantismus, die der Dichter hier giebt, ist eine treue Charakteristik der Romantik überhaupt.

2) Am entschiedensten haben sich die „haller" (später „deutschen") Jahrbücher

kür gegenüber die Stimme der Freunde des reineren Geſchmacks und der beſonnenen antiken Muſe mehrſeitig erheben mochte, kann nicht verwundern. Wir bemerken nicht bloß den alten Voß, wie er mit Ingrimm und oft unverſtändiger Einſeitigkeit ſeine antiken Traditionen im Bunde mit ſeiner proteſtantiſchen Schroffheit gegen die romantiſchen Verskünſtler, Träumer und Myſtiker geltend machen will, auch Schiller und Göthe (um Anderer zu geſchweigen) mochten mit dem Unweſen nicht ſympathiſiren, obwohl Göthe nach ſeiner Weiſe das viele Tüchtige, was die Schule leiſtete, nicht verkennen wollte. Auch wir wollen nun gern auf dieſes Letztere näher hinweiſen. Beſonders heben wir hervor das Verdienſt, welches ſie ſich dadurch erwarb, daß ſie unſere Nationalliteratur vor der Erſchlaffung und dem Verſinken in die Gemeinheit hütete, wovon ſie hinlänglich bedrohet ſchien. Sowohl die übertriebene Anmaßung der praktiſchen Zwecke, welche das Leben beherrſchen wollten, als auch die Abſpannung, die auf die großen Leiſtungen der beiden genialen Nationaldichter einzutreten ſchien, wies die Anſtrengung der Romantik gleich ſehr zurück. Sie unterhielt nicht nur eine höhere Geiſtesſtimmung, ſondern ſuchte auch friſche Lebensquellen für die Zukunft unſerer Literatur zu eröffnen.

Ein überaus wichtiges Verdienſt hat ſich die Romantik in dieſer Hinſicht durch ihre vielſeitige literarhiſtoriſche Thätigkeit erworben und zwar nicht bloß inſofern, als ſie die fremden Literaturen durch geſchmackvolle Überſetzungen (an die wir zum Theil ſchon erinnert haben) uns zugänglicher gemacht hat, ſondern weſentlich auch inſofern, als ſie die Literaturgeſchichte ſelbſt vom Standpunkte nationalklaſſiſcher Auffaſſung zu behandeln angefangen. Freilich hatten auch hier zunächſt Leſſing und Herder vorgearbeitet, und auch Göthe darf durch die Art und Weiſe, wie er in ſeiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit" die literargeſchichtliche Aufgabe vollzieht, ſein beſonderes Verdienſt anſprechen; allein immerhin muß doch anerkannt werden, daß auf dem Grunde der bezüglichen Strebungen der Romantiker die mannichfaltige literarhiſtoriſch-kritiſche Regſamkeit der Gegenwart, deren Ziel es iſt, die Literaturgeſchichte ſelbſt auf die Höhe äſthe-

gegen die Romantik erklärt (ſo z. B. namentlich das Manifeſt von Echtermeyer und Ruge.) Vgl. auch Ruge's ſämmtliche Werke. Bd. I.

tischer Produktion zu heben und sie mit dem Ansehn der Kunstliteratur zu bekleiden, vornehmlich ruhet. Daß hier wiederum die Schlegel, besonders Friedrich, vor Andern verdienstlich gewirkt haben, muß jeder Unbefangene zugestehn.

Wollten wir auf die linguistischen und deutschphilologischen Beziehungen hinweisen, so könnten wir mit vollem Rechte sagen, daß auch in diesen Zweigen die neue Schule anregend, vermittelnd und selbstleistend die höchsten Ansprüche auf Anerkennung zu machen habe, daß sie auch hier das, was in den vorhergehenden Epochen mehrseitig (namentlich wieder durch Lessing, Herder, Göthe und Andere, z. B. Adelung) eingeleitet worden war, in konsequenter Sammlung und Fortführung zu der Bedeutung einer eigenen Wissenschaft ausbilden half. Wir übergehen, was von Hammer bis Rückert aus dem Oriente und seinen Sprachschätzen herübergeleitet worden, und wiederholen nur, daß die Gebrüder Grimm sammt der großen Zahl ihrer Schüler und nacheifernden Freunde mit dem, was sie für altdeutsche Literatur, für die volksthümlichen Sprachschätze geleistet haben, auf dem Grunde der Romantik und in ihrer Luft stehen. Auch darauf glauben wir die Aufmerksamkeit hinlenken zu müssen, daß die ungemeine stylistische Virtuosität, wozu Göthe und Schiller in unserer Sprache die unsterblichen Musterbilder gegeben, durch die Romantiker, vielfach künstlicher Gesuchtheit und phraseologischer Pretiosität ungeachtet, bedeutende Erweiterung vorzüglich in dem wissenschaftlichen Kreise gewonnen hat. Sie haben hier namentlich dafür gewirkt, daß die todte Schulform sich mehr und mehr vor der freien geschmackvollen Darstellung zurückgezogen hat und sich meistens nur noch in den Kompendien positiver Doktrinen zu erhalten vermag.

Wenn man endlich noch (wie z. B. Gervinus) auf die Sympathien hinweist, welche der bildenden Kunst bei uns aus der Romantik erwachsen sind, so können wir auch in diesem Punkte mit allem Fug bedeutende Zugeständnisse machen. Der Standpunkt, den die Romantik hier einzunehmen suchte, fiel mit ihrem literarischen zusammen. Er lag dem Göthe's und der Weimar'schen Freunde insofern gegenüber, als er die einseitige abstrakt-antike ideale Kunstauffassung, welche dort herrschte und nach Winckelmann'scher Ansicht in Meier's Kunstgeschichte

durchgeführt wurde, ablehnte und dafür die volksthümlich-moderne durchsetzen wollte. Der Einfluß war hier nun ein zwiefacher, ein mittelbarer durch Erweckung neuer frischer Strebungen sowie durch Bereicherung mit neuen Ideen und Motiven, dann ein unmittelbarer dadurch, daß die Kunst, zumal die Malerei, vielfach rein romantische Ideen und Gesichtspunkte für ihre Darstellungsweise wählte. So vertiefte sich z. B. der kühne Geist des kräftigen Cornelius in die mittelalterliche Sagengröße, während Overbeck der religiösen Mystik sich befreundete, gewissermaßen in demselben Sinne, wie Tieck die wunderbare Märchenwelt jener verklungenen Zeit wieder heraufführte und Novalis den Duft religiöser Schwärmerei über seine Dichtungen verbreitete. — Auch in musikalischer Hinsicht möchten wir den Einfluß der Romantik wohl in Anspruch nehmen. Oder führt uns nicht Maria v. Weber mit seinem Freischütz in jene Region? Sind nicht die ideenreichen phantasiemächtigen Symphonien Beethoven's, in denen der Geist die ganze Welt seines Fühlens, Denkens, Strebens mit dem Tone vermählen möchte, Klänge aus der Mitte der romantischen Bewegung? Erinnert nicht die bis zum Äußersten ausgebildete musikalische Formalistik, in welcher nach so vielen Seiten hin das unproduktive Talent den Mangel an Gehalt und innerem Leben durch die Kunst der Technik ersetzen will, an die rhythmische Äußerlichkeit, deren wir soeben bei der Romantik erwähnt? — Übrigens muß in diesen Beziehungen wohl bedacht werden, daß die gesammte Zeitstimmung in jenen verschiedenen Gebieten der Geisteswelt ähnliche Erscheinungen mehr oder weniger unabhängig von einander hervorbringen mochte. — Über das Verhältniß der Wissenschaft zur Romantik haben wir in einem besondern Kapitel zu reden und können somit hier von einer weiteren Andeutung in diesem Bezuge absehn. Nur auf Eins wollen wir noch kürzlich aufmerksam machen, auf die eigenthümliche Stellung der Romantik zur Erweckung des national-patriotischen Sinnes, wie solche namentlich in der Zeit der größten Unterdrückung Deutschlands eintrat. Als seit dem Frieden von Tilsit Preußen in der tiefsten Erniedrigung seiner selbst inne wurde, waren es hauptsächlich die Häupter und vornehmsten Genossen der Romantik, welche das Bewußtseyn der Nationalität und vaterländischer Erhebung weckten, auch hier mit

Fichte zusammentreffend, an dessen philosophischem Idealismus die Begeisterung der Zeit sich wesentlich entzündete. Die Befreiungsjahre (1813—1814) verdankten der romantischen Muse ihre wirksamsten Belebungsmittel. Daß bald hernach die Reaktion in der Mitte der Romantiker die eifrigsten Theilnehmer fand, darf uns nicht hindern, jene Verdienste anzuerkennen.

Daß es nun schwer seyn müsse, in dem Wechsel der Standpunkte und Formen, welche die Romantik, eben weil sie Alles umfassen wollte, in großer Mannichfaltigkeit darlegte, eine entschiedene Übersichtlichkeit zu geben und die Stadien ihres Verlaufs in bestimmter Folge zu entwickeln, gesteht uns wohl Jeder zu, dem dieses Gebiet nicht fremd ist. Von der philosophischen Spekulation ausgehend und mit einer Art doktrinellen Mission beginnend, schreitet sie in mehrseitigen Richtungen, die sich vielfach durchkreuzen, bis gegen das dritte Jahrzehnd dieses Jahrhunderts vor, wo sie zum Theil die reaktionären Tendenzen, welche, wie wir schon gesehn, dem achtzehnten Jahrhundert gegenüber ihr überhaupt inwohnten, gleichsam in altersschwachen Versuchen vorschieben möchte.

Mit den literarischen Phasen der Romantik hielt ihre lokale Erscheinung gewissermaßen gleichen Schritt. Wie sie aus der Mitte der wissenschaftlichen und poetischen Strebungen der neunziger Jahre hervorging, so trat sie auch an diesem Orte zuerst auf, wo jene sich damals wie in einem Herzpunkte sammelten. Jena war, wie wir bereits berichtet, unter Göthe's Pflege durch die Kant'sche Philosophie und die Sorgfalt des Weimarer Fürstenhauses auf die Höhe des akademischen Ruhmes in Deutschland gestiegen. Hier begegneten sich Poesie und Wissenschaft in nächster und engster Beziehung, und die ersten Vertreter in beiden Hinsichten trafen in lebendigem Wechselverkehre zusammen. Was die Romantik literarisch anstrebte, die Einheit nämlich der Dichtung, der Wissenschaft und des Lebens, war hier gleichsam in unmittelbarer Wirklichkeit dargestellt. Jena bildete nun auch den lokalen Ausgangspunkt der Romantik, besonders in ihrem doktrinären Anfange. Die Gründer und ersten Apostel derselben gingen von dort aus. Fichte, Schelling, die beiden Schlegel, Tieck und Novalis (dieser besonders in näherem Umgange mit Schiller) hatten da-

ſelbſt den Schauplatz ihrer Bildung und zum Theil auch ihrer erſten literariſchen Thätigkeit. Steffens hat dieſes Zuſammentreffen in den „vier Norwegern" und ſonſt bei verſchiedenen Gelegenheiten lebendig geſchildert; A. W. Schlegel aber geſteht geradezu: „das Meiſte, was wir ſpäter ausgeführt oder nicht ausgeführt haben, wurde in dieſem (Jenaer) Zeitraume entworfen." Berlin löſte dann Jena ab, und ſpäter bildeten ſich im Norden wie im Süden, hier bis Wien hinüber, einzelne Gruppen, welche das romantiſche Element mehr oder minder pflegten. In Schwaben entſtand unter Uhland's Fahne eine Art romantiſcher Epigonie, deren Spuren in die Gegenwart hineinreichen. Die Keime des Zwieſpalts und der Sektirerei lagen übrigens ſchon in der erſten Pflanzung der Romantik, deren Häupter keineswegs unter einem Hute zuſammenſtanden. Die Bekenner der neuen literariſchen Lehre waren inſofern echte Proteſtanten, als Jeder das Dogma nach ſeiner Überzeugung und Neigung faſſen und behandeln wollte.

Zweites Kapitel.

Die philoſophiſche Initiative der Romantik.

Drei Hauptpunkte ſind es, welche der Schul-Romantik eignen und, wie oben ausgeführt worden, ihre Grundlage bilden — die Genialität des Ich, die geniale Naturanſchauung und die geniale Gemüthsvertiefung. Dem Erſten entſpricht die Ironie, dem Andern die ſymboliſche Weltauffaſſung (Mythologie, Magie), dem Dritten die äſthetiſche Glaubensrichtung (die religiös-ſentimentale Unmittelbarkeit, die Äſthetik des Myſticismus.

Dieſe Momente wurzeln nun zunächſt weſentlich in den philoſophiſchen Spekulationen, wie ſie in den neunziger Jahren bei uns emporblühten. Schon haben wir darauf hingewieſen, daß der ſ. g. transſcendentale Idealismus, wie er von Kant begründet und von Fichte in der „Wiſſenſchaftslehre" zu ſeiner äußerſten Konſequenz geführt wurde, den eigentlichen Ausgangspunkt des neuen Literaturevangelium's bildet. Ebenſo iſt daran erinnert worden, daß Schelling's „Naturphiloſophie" zu der univerſal-mythologiſchen

Weltanſchauung der romantiſchen Schule hinführte. Sowie nun Schelling ſelbſt den teutoniſchen Philoſophen Jacob Böhme († 1624), bei welchem die ſpekulative myſtiſch-ſymboliſche Weltauffaſſung ihren erſten Ausdruck fand, gewiſſermaßen zum Propheten ſeiner eigenen Spekulation machte; ſo ward derſelbe auch von den Romantikern vorzugsweiſe berückſichtiget und verehrt. Spinoza muß zwiſchen beiden die Vermittelung bilden. In ſeiner Philoſophie ſucht der ſpekulative Verſtand die Böhme'ſchen Phantaſien auf die Konſequenz der Logik zurückzuführen. Fr. Schlegel meint daher, „Spinoza ſey der allgemeine Grund und Halt für jede beſondere Art von Myſtik oder wiſſenſchaftliche Phantaſie [1]),“ und Schelling lehnt mit ſeinen pantheiſtiſchen Inſpirationen zunächſt an ihn an. — Fr. H. Jacobi erſcheint als der romantiſch-philoſophiſche Glaubensprediger. Obwohl wir ihm wegen ſeiner literariſchen Grundrichtung und Zeitſtellung unter den Genoſſen der Sturm- und Drangepoche ſeinen Platz angewieſen haben; ſo reichte er doch nicht nur mit ſeinen eigentlich philoſophiſchen Schriften in die romantiſche Zeit herüber, ſondern hat in der That durch ſeine Gefühls- und Glaubensdoktrin die neue Literaturwendung nach der religiöſen Seite hin vornehmlich mit bedingt. Doch iſt ſein Einfluß mehr nur ein mittelbarer. Dieſes und der eben erwähnte Umſtand, daß er bereits ſeine literariſche Charakteriſtik gefunden hat, läßt uns hier von ihm abſehen und unſere Aufmerkſamkeit auf Fichte und Schelling richten, welche unmittelbar in die Romantik einleiten und mit derſelben in ihren erſten Entwickelungsſtadien fortgehen; wie ſie denn überhaupt als die eigentlich ſpekulativen Träger der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts zu betrachten ſind. Denn ſelbſt die Wendung, welche ſeit dem Jahre 1830 in derſelben eingetreten, knüpft durch Hegel an jene Namen an, in deſſen Syſteme Beide auf dialektiſchem Wege vereint und gleichſam wechſelſeitig in einander überſetzt werden.

Joh. Gottl. Fichte (1762—1814) [2]) ſteht in der Geſchichte unſerer Nationalbildung unter den Männern, welche aus dem Schooße der Vergangenheit wirkend und mahnend zugleich in die Gegenwart

1) Werke, Bd. V. S. 268.

2) Vgl. Fichte's Leben und Briefwechſel von J. H. Fichte (dem Sohne). 1830. Von demſelben Fichte's Werke. Berlin, 1845 ff.

herüberragen. Diese Stellung liegt in seinen Schriften wie in seinem Leben gleichmäßig ausgesprochen, und gerade in der Energie, womit Beides sich bei ihm zu gegenständlicher Wirksamkeit vereinte, beruhet Fichte's hohe geistige Autorität, die er mit Schiller theilt, der sein echtes poetisches Gegenbild ist. In Beiden war die Idee zur Person geworden. Fichte wollte die absolute Freiheit im Wahren wie im Guten zum Principe erheben; er machte mit ihr Ernst in der Wissenschaft wie im Leben. Die Theorie sollte bei ihm zur Praxis werden. „Auf mein Thun," sagt er selbst, „muß alles mein Denken sich beziehen — außerdem ist es ein leeres, zweckloses Spiel [1])." Was Schiller durch das poetische Wort verkündete, foderte, zu vermitteln strebte, Erhebung des Menschen nämlich zur Menschheit durch die Freiheit, dasselbe suchte Fichte durch die Wissenschaft zu bewirken. Wie nach Schiller die ganze Schöpfung „der Ausdruck der Freiheit ist und ihr Gepräge trägt," so ist es Fichte's Meinung, daß „die Natur bloß eine andere Ansicht der Freiheit" sey [2]). Beider Leben und Streben war dem hohen Ziele geweihet, das Zeitalter der Schwäche über sich selbst hinauszuheben, dem Bewußtseyn Willen und Macht über die Gemeinheit zu vermitteln. Durch diese ideal-ethische Begeisterung trugen sie vornehmlich dazu bei, daß gemach ein neuer patriotischer Sinn in dem Volke erwachte, dem man die nationale Erhebung in den s. g. Befreiungsjahren verdankte. Wenn Fichte durch die Tiefe seines philosophischen Gedankens und die Gewalt seiner „Reden an die deutsche Nation" (1808) von Berlin aus die Geister weckte und den deutschen Muth gegen die Anmaßung der Tyrannei von seinem eigensten Grunde aus emporrief; so war Schiller der Tyrtäus, dessen Dichterworte die deutschen Heere auf der Bahn der Thaten begleiteten. Was beide Männer aber vor Allem foderten, war die Freiheit des Gedankens, als die alleinige Gewähr rechter Menschheit. Wenn Schiller in seinem Karlos den Posa zu König Philipp II. sprechen läßt,

„Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit!"

1) Über die Bestimmung des Menschen (1800). Werke, Bd. II. S. 257.

2) Darstellung der Wissenschaftslehre (1801) §. 45. Werke, Bd. II. S. 144.

was iſt es anders, als wenn Fichte ausruft: „Nein, ihr Völker, Alles, Alles gebt hin, nur nicht die Denkfreiheit! Dieſes vom Himmel ſtammende Palladium der Menſchheit, dieſes Unterpfand, daß ihr noch ein anderes Loos bevorſtehe, als dulden, tragen und zerknirſcht werden — behauptet [1])."

In Fichte's literariſcher Bahn laſſen ſich nun mehrere Stadien unterſcheiden. Seine rechte philoſophiſche Ur- und Grundſtellung aber, womit er in der Geſchichte unſerer Philoſophie und Literatur eigenthümliche Bedeutung errungen hat, ruhet in dem Verhältniſſe, welches ſein Syſtem zu dem Kant's einnimmt. Er hat den kritiſch-relativen Idealismus zum abſoluten hinausgeführt. Kant ſtellte das Ich nur als maßgebendes Princip in den Mittelpunkt der Dinge, ohne dieſe in ihrem Weſen von ihm abhängig zu machen, Fichte aber erhob es zum produktiven Principe der Dinge ſelbſt. Nur das Ich iſt nach ihm das eigentliche Weſen, in deſſen unbedingter Freiheit die Welt ihren Grund und ihre Nothwendigkeit hat. Wir haben ſchon geſehn, wie von dieſer produktiven Souveränetät des Ich die romantiſche Ironie ihren eigentlichen Urſprung genommen hat. Das Ich (ſo iſt Fichte's Meinung) ſetzt ſich als unbedingte Selbſtmacht in ſeinem reinen Selbſtbewußtſeyn; hiermit ſetzt es auch zugleich ſeine endliche Gegenſtändlichkeit — die Welt. Um nun aber ſeine Freiheit ganz in ſich und bei ſich zu haben, muß es dieſe von ihm ſelbſt geſetzte Welt auch wieder durch ſich aufheben oder überwinden — es muß die gegenſtändliche Wirklichkeit als Beſtimmung ſeiner ſelbſt haben.

Wir ſehen noch davon ab, wie Hegel's Philoſophie dieſes Subjekt-Objekt in dem dialektiſchen Proceſſe ſeines Werdens uns vorführt, und bemerken bloß, daß Fichte in Beziehung auf ſich ſelbſt ausdrücklich erklärt, daß er im Weſentlichen nicht über Kant hinauskönne. Die Wiſſenſchaftslehre, welche er in mehreren Umarbeitungen vorgelegt, nachdem er ſeit 1794 mit ihr zuerſt entſchieden in die Reihe der ſelbſtſtändigen Philoſophen eingetreten war, und deren letzte Wiederaufnahme (1810) gewiſſermaßen das Ende ſeiner wiſſenſchaftlichen

1) Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Deutſchlands. 1793. Werke, Bd. VI. S. 6 u. 7.

Bahn bezeichnet, ist die eigentliche That seines spekulativen Gedankens. Fichte selbst fühlte und gestand, daß hier der eigentliche Kern seiner Lehre liege, dessen Hervorbildung nur unvollkommen und in mehrfacher Umarbeitung möglich sey, meinend, „seine Theorie sey auf unendlich mannichfaltige Weise vorzutragen [1])." Die Wissenschaftslehre ist in ihrer Stellung zu Fichte's Denkentwickelung der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft vergleichbar. Sie ist das Grundbuch seiner eigenthümlichen philosophischen Weltauffassung, in welchem er nachzuweisen sucht, daß das Wissen des Ich von sich selbst auch das Seyn sey, daß mithin Wissen und Seyn an und für sich einerlei. Fichte blieb nun auf diesem s. g. transscendental-idealistischen Standpunkte nicht stehen, sondern trat gemach auf den des spinozistischen Theologismus, indem er das absolute Ich zu der Idee des göttlichen Weltgeistes erweiterte. Diese erste Metamorphose seines Systems bekundet sich schon in der „Darstellung der Wissenschaftslehre" vom Jahre 1801, wo er selbst seinen Standpunkt dem Wesen nach mit dem des Spinoza paralleliſirt [2]). Gleichzeitig weiset die Schrift „Über die Bestimmung des Menschen" bereits auf die letzte Form seines philosophischen Gedankens hin, nämlich auf den Glauben. Sowie er ursprünglich an Kant, dann an Spinoza anlehnt, thut er hier den ersten Schritt auf dem Wege zu Jacobi. In der „Anweisung zum seligen Leben" (1806), zum Theil auch in den „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten" populariſirt Fichte den Gedanken der absoluten göttlichen Lebensoffenbarung und tritt nicht ohne mystischen Anstrich auf den Standpunkt rein religiöser Weltbetrachtung [3]). Das ab-

1) J. G. Fichte's Leben u. lit. Briefwechsel. Bd. II. S. 257.

2) Werke, Bd. II. S. 3 — 163. Fichte nennt seine Philosophie einerseits „Idealismus", andererseits „einen systematischen Spinozismus".

3) „Das Seyn, durchaus und schlechthin als Seyn, ist lebendig und in sich thätig, und es giebt kein anderes Seyn, als das Leben. — — Das einzige Leben, durchaus von sich, aus sich, durch sich ist das Leben Gottes oder des Absoluten. — Nun äußert sich dies göttliche Leben, tritt heraus, erscheint und stellt sich dar, als solches als göttliches Leben: und diese seine Darstellung oder sein Daseyn und äußerliche Existenz ist die Welt." Vorles. über das Wesen des Gelehrten (1805), 2te Vorles. Werke, Bd. VI. S. 361.

ſolute produktive Wiſſen macht der „Liebe" Platz, die über dem Wiſſen und der Vernunft ſteht, welche „Leben und Zeit ſchafft" und den „höchſten realen Geſichtspunkt" für Alles bildet, den Geſichtspunkt „der wahren Spekulation."

Im Grunde aber trieb Fichte's Streben der ſittlichen Weltanſchauung zu. Für dieſe bildete die Wiſſenſchaftslehre ſelbſt faſt nur die Unterlage; denn die Durchdringung des Wiſſens und Handelns iſt ſchon hier das Ziel, worauf der Gedanke geht. Beide ſollten ſich in der Geſinnung einen, in der Energie freier Perſönlichkeit. War ihm doch Gott ſelbſt nur „die abſolute moraliſche Weltordnung", eine Anſicht, welche er ſpäter nicht ſowohl verleugnete als nur eben zu einer Art theoſophiſchen Myſtik potenzirte. Poeſie und Kunſt ſtanden ihm gleichfalls unter dem Principe jener ſittlichen Freiheit, und auch hierin wieder finden wir ihn Schillern verwandt. Fichte wollte dem ſchlaffen Zeitalter die Lehre einſchärfen, daß nur auf der Baſis feſter, frei errungener Überzeugung und Bildung Rettung und Erhebung möglich ſey. Liebe zu den Ideen, Einheit der Wiſſenſchaft und des ſittlichen Lebens war es, was er von Allen foderte, die da berufen ſeyn können, die Menſchheit zu befreien. Der Staatsmann wie der Gelehrte ſollen namentlich in dieſer höheren Anſicht das Princip ihres Wirkens finden. Die Bedeutung der Wiſſenſchaft ſollte aus der Idee der Sittlichkeit erkannt und darnach geſucht werden. Dieſes gab er vornehmlich den Studirenden in ſeinen Vorleſungen über „die Beſtimmung und das Weſen des Gelehrten" zu bedenken. Er that hiermit zuerſt einen entſchiedenen Schritt zur Durchbrechung der Schranken, welche Schule und Leben ſchlechthin trennen wollten. Er ſah den Verfall der Zeit weſentlich darin mitbegründet, daß die idealen Hebel dem praktiſchen Leben fehlten, daß man glücklich ſeyn wollte bei Geiſtesträgheit, im philiſterhaften Quietismus die volksthümliche Freiheit dem Zufalle überlaſſend. Mit demoſtheniſcher Kraft führt er in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" (1806) und in den „Reden an die deutſche Nation" (1808) die Sache der freien Idee gegenüber dem gemeinen Intereſſe des ſchwachen Geſchlechts, wie es ihm damals zu walten ſchien. Wenngleich er in jenen Grundzügen den Eifer und Ernſt ſittlicher Strenge mehr als billig übertreibt, wenngleich ſeine Unterſcheidung und Charak-

teristik der verschiedenen Zeitalter mehr auf abstrakter Ansicht als historischer Wahrheit fußen mag; so ist doch immerhin nicht zu verkennen, daß er tiefe Blicke thut in die Aufgabe des Menschen und der Zeiten und mit der Erhabenheit seiner Gesinnung selbst das Übermaß der Foderungen adelt. Eigenthümlich für seinen philosophischen Standpunkt ist es, daß er das fünfte und beste Weltalter als das der Wissenschaft bezeichnet, gewissermaßen als die historisch-praktische Erfüllung seiner Wissenschaftslehre selbst.

Mit der ganzen Fülle und dem bedeutsamen Gewichte der Idee stellte sich nun Fichte, worauf schon gelegentlich mehrfach hingedeutet, an die Spitze des wiedererwachenden patriotischen Selbstbewußtseyns und der Erhebung unseres Vaterlandes, die nationale Wiedergeburt desselben wesentlich einleitend und im Bunde mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Umgebung von Berlin aus betreibend und fördernd. Hier zog sich seine ganze persönliche Energie auf den Punkt zusammen, den wir das nationale Ich im edleren Sinne nennen möchten, dessen selbstständige, autonomische Bestimmung, Begrenzung und Erstarkung er in seinen naturrechtlichen und politischen Schriften (z. B. namentlich auch in dem „geschlossenen Handelsstaate") zum Hauptziele seiner doktrinellen Darstellung gemacht hat, das Heil des Volks nur in die entschiedenste kräftigste Selbstabgeschlossenheit setzend. Was insbesondere seine philosophische Politik anging, so wollte er, wie er die Freiheit des vernünftigen Subjekts überhaupt zum Ersten und zum Principe aller wahren Wirklichkeit machte, auch den Staat rein auf diese Freiheitsidee zurückführen. Der Zweck des Staats soll eins seyn mit dem „der menschlichen Gattung selbst." Der Staat der Vernunft sollte an die Stelle des bloß geschichtlich-überlieferten treten. Die Form dieses Staates war ihm das Recht schlechthin. Sein Staat sollte ein strenger Rechtsstaat seyn, aus dessen Verwirklichung alsdann die freie Gemeinschaft des sittlichen Lebens hervorgehen werde, welche des Gesetzes nicht mehr bedürfe [1]). Wie schroff,

1) Vgl. besonders Vorlesungen „über die Bestimmung des Menschen" (1799). Fichte führt in seiner Staatstheorie theils die Kant'sche Ansicht, theils den Grundsatz der Revolution konsequent aus. Wenn man ihn damals wegen seines Satzes: „der Staat sey nur da (gleichsam provisorisch), damit aller Staat über-

seltsam und einseitig sein Denken in diesen praktischen Bezügen sich mitunter auch erweisen mag; Recht behält er darin, daß die selbsttreue Hingebung einer Nation an ihre eigene Kraft und sittliche Tugend die Wurzel ihrer Wohlfahrt und ihrer rechten Freiheit ist, damit auch der festeste Stützpunkt der Menschheit selbst. Dabei drang Fichte vor Allem auf Reformation der Erziehung. Wie Platon und Aristoteles machte er sie zum Fundamente des rechten Staatslebens und erwartete hauptsächlich von ihr die Wiedergeburt der Zeit überhaupt, besonders der deutschen Nation. In den schon erwähnten „Reden an die deutsche Nation", welche er zu Berlin hielt, und an die sich die nachmalige Erhebung in Preußen sowie das burschenschaftliche Deutschthum mittelbar oder unmittelbar knüpften, hat er eine Art Plan menschheitlicher Nationalbildung niedergelegt. Diese Reden waren überhaupt ein mächtiges Wetterleuchten, welches aus der Ferne in die Nacht der Gegenwart herüberflammte. Die ernste Stimme, die Fichte früher im Interesse der Revolution erhoben, weil er diese für die Geburtsstunde der Freiheit hielt, ließ er jetzt nur noch lauter vernehmen, um unser Volk und besonders dessen Führer hinzuweisen an die Ehre und den Muth des eigenen Selbst. Rings umdrohet von den Werkzeugen der fremden Herrschergewalt wagte er es „unter allen deutschen Männern und Schriftstellern der Einzige [1])," die Vaterlandsfreunde um sich zu versammeln und ihnen das kühne Wort der Mahnung an die Pflicht des Patriotismus zuzurufen. Wie oft auch in diesen Reden der Drang der Umstände den Redner bald zu weit über die Grenzen eines gehaltenen Worts hinaustreiben, bald in widersprechende und überspannte Urtheile über unsere und fremde Nationen verwickeln mag — der Kern ist gediegen, die Begeisterung edel, die Sprache rein, der ganze Styl (einige Breiten und Wiederholungen abgerechnet)

flüssig werde," nicht auf die Festung schickte, mochte daher kommen, daß man wohl wußte, daß bei uns Deutschen eine philosophische Idee noch keinen Staat umstürzt, was man zum Theil heut zu Tage zu fürchten scheint. Später (z. B. in seiner 1813 erschienenen „Staatslehre") leitet Fichte in seiner politischen Freiheitsdoktrin dem Wesen nach auf die christliche Idee hin. Die Tendenz bleibt dieselbe, nämlich diese, daß der „Zwangsstaat" auf dem Wege der Erziehung zur religiös-christlichen Freiheit aufgehoben werde.

1) 14te Rede (Schlußrede).

würdig und von klaſſiſcher Bildung. „Der Verfaſſer," ſagt J. Paul über dieſe Reden, „hat in ſeinem Style viele Federn aus Luther's Flügeln — — ſeinem deutſchen Denken gleicht ſein Deutſch-Schreiben [1])." In der Geſchichte unſeres Vaterlandes bilden ſie ein Ereigniß; ſie waren der erſte Sieg Deutſchlands über den allmächtigen Eroberer.

Die Naturwiſſenſchaft konnte von dem abſolut idealiſtiſchen Standpunkte Fichte's in ſeinem Syſteme wenig oder gar keine Berückſichtigung finden. Die Natur war ihm ohne Selbſtſtändigkeit, nur das Erzeugniß des Ich ſelbſt und die Vorausſetzung ſeines ſittlich-freien Handelns. Doch rief gerade dieſe Einſeitigkeit des Idealismus die bald nachher erfolgende vorzugsweiſe Hinwendung zur naturwiſſenſchaftlichen Betrachtung und Forſchung hervor; wie denn namentlich Schelling's naturphiloſophiſche Spekulation zunächſt dadurch veranlaßt wurde.

Sollen wir nun noch ein allgemeines Urtheil über Fichte's ſtyliſtiſches Verdienſt ausſprechen, ſo leiden ſeine rein ſpekulativen Schriften, wie z. B. die Wiſſenſchaftslehre, an unlebendiger Schwere, an unbehülflicher Bewegung, oft an ſcholaſtiſcher Feinheit und Trockenheit und erreichen in dieſer Hinſicht ſelbſt Kant's Darſtellung nicht, die, ſo ſehr ſie auch von terminologiſchem Apparate bedrückt und gehemmt ſeyn mag, doch ſehr oft die Farbe innerer Belebung und genetiſcher Friſche annimmt. Die populären Schriften Fichte's erheben ſich im Ganzen über jene Schwerfälligkeit und gewinnen mehrfach die Höhe klaſſiſcher Gediegenheit, ohne jedoch überhaupt die Lebenswärme zu haben, welche der Kunſtdarſtellung ihren eigenthümlichen Reiz zu geben hat.

Fichte's Leben war der Ausdruck ſeiner denkkräftigen Selbſtſtändigkeit, ein unabläſſiges Ringen, den widerſtrebenden Umſtänden, die ihm theils aus ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, theils und vornehmlich aus der unſeligen moraliſch-politiſchen Haltung Deutſchlands in jener Zeit entgegentraten, den Sieg der ſittlichen Freiheit aufzudringen. Aus dem Gewerbſtande hervorgegangen (ſein Vater war Tuchweber zu Rammenau in der Oberlauſitz), brachte er Fleiß und tüchtigen Sinn zu den Studien, für welche er zunächſt in Schulpforta die gediegenſte Nahrung fand. Wohl gerüſtet durch klaſſiſche Kenntniſſe, wollte er auf mehreren Univerſitäten ſeine höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung ſu-

1) Kleine Bücherſcheu, I. S. 156.

chen. Wennauch in seinen Lebensplänen frühzeitig getäuscht und um die Hoffnungen, welche er nach dem wohlbestandenen Kampfe mit den Hindernissen einer vielbedrängten Jugend hegen durfte, betrogen, mochte er es jedenfalls für eine besondere Gunst des Schicksals halten, daß er als Erzieher Gelegenheit fand, in Königsberg mit Kant näher zu verkehren und von ihm die Weihe philosophischen Denkens zu empfangen. Sein erstes Werk „die Kritik aller Offenbarung" (1791) galt für ein Kant'sches. Später (1793) durch Göthe nach Jena als Professor der Philosophie berufen, suchte er nicht bloß seine Wissenschaft zu pflegen, sondern vor Allem durch sie auf die Gesinnung der Jugend zu wirken. Wir sprechen nicht weitläufig davon, wie er in seinem politischen und namentlich religiösen Freimuthe hier bis an die äußersten Grenzen streifte. Seine Rede „Zurückfoderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's" (1793), nicht minder seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution" (1793) beweisen eine Tiefe der Überzeugung für das Recht des freien Geistes, die noch in unserer Zeit Vorbild seyn könnte. Die Abhandlung „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" (im philosoph. Journale Bd. 8.) zog ihm Befehdung zu von Seiten der Geistlichkeit und der strengen Glaubensfreunde, die ihn des Atheismus beschuldigten, und wurde (da Fichte in abweisendem Tone seiner Regierung die Antwort verweigerte) Ursache seiner Entlassung (1799) [1]). Nachdem er nun einige Zeit in Berlin privatisirt hatte, ward er (1805) als Professor der Philosophie in Erlangen angestellt, ging aber bald wieder nach Berlin, wo er, wie wir so eben gesehn, der ideale Mittelpunkt der patriotischen Wiedergeburt Preußens werden sollte. Nach Errichtung der Universität in Berlin, wozu er persönlich mitwirkte, erhielt er hier die Professur der Philosophie, die er mit unveränderter Energie des Denkens wie des Charakters verwaltete. Als Preußen und mit ihm Deutschland gegen den französischen Eroberer auftrat, sah Fichte den großen Zweck endlich erreicht, für den er unabläßig gewirkt. Er wollte dem Werke der Befreiung nicht fehlen;

1) Vgl. darüber Göthe, Werke, Bd. 27. S. 128. Ebenso J. G. Fichte's Leben und literar. Briefwechsel Thl. I. an mehreren Stellen, Thl. II. S. 140 ff. Wie hart ihn die Theologen bedrängten und befehdeten, davon findet man, um nur Eins hervorzuheben, ein bedeutend Zeugniß in den Gött. gel. Anz. von 1800. St. 43.

indem er sich aber unmittelbar dabei betheiligte, fiel er ein Opfer seiner Bemühung (1814). Er sollte sie nicht sehen die guten Folgen, freilich sich auch nicht betrüben über die Täuschungen, die Mißverstand und Reaktion in das schöne Feld der Hoffnungen drängten. „Endlich einmal höret, endlich einmal besinnet euch!" so rief er in der Schlußrede an die Deutschen. Ernst und kräftig mahnte er unsere Fürsten, zu bedenken, daß die Zeit „der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel" vorüber sey, zu beachten, „daß sie Völker beherrschen, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit, keiner Nation Fürsten sie jemals beherrscht," Völker, „die Sinn haben für die Freiheit und deren fähig sind." Haben die Fürsten die Mahnung beherziget? Mancher Patriot meint, daß sie nur vorübergehend in dem Augenblicke der Noth auf dieselbe gehört, nachher aber, durch schlimmen Rath behindert, sie mehr als billig und ihnen selbst zu keinem Frommen überhört haben und auch noch heute, leider, überhören.

Mit Fichte starb ein großer deutscher Mann. Ehren wir sein Andenken — wir haben keinen Überfluß gerade an Seinesgleichen.

Fichte's philosophischer Standpunkt wurde unmittelbar von Schelling aufgenommen und durch verschiedene Wandelungen hindurchgeführt, um zuletzt in einem verknöcherten und verzerrten christlichen Dogmatismus „der s. g. positiven Philosophie oder Philosophie der Offenbarung" zu ersterben. Schelling wurde so mehr noch als Fichte der philosophisch-doktrinäre Träger der Romantik, deren Verlauf und seltsame Metamorphosen er bis zur reaktionären Form herab mit mancherlei spekulativen Phantasmagorien begleitete. Von der Spitze der Fichte'schen absoluten Ichheit ausgehend, in welcher das Subjekt und Objekt identisch zusammenliegen, wendet er sich der genialen Inspiration zu, um in ihrem Helldunkel die Natur als Verkörperung des Geistes zu schauen. Aus dem Lichte des Wissens tritt er in die Dämmerung der Mythe, den Idealismus seines Vormannes in symbolisirende Mythologie verwandelnd; aus beiden Phasen endlich steigt er in die Region einer religions-philosophischen Geschichts- und Weltauffassung. Vor Allem aber hat er der Romantik durch seine poetisirende Wissenschaftlichkeit und die gesetzlose Willkür seiner gott- und weltkonstruirenden Phantasien in die Hände gearbeitet.

Obwohl nun Schelling seine philosophische Thätigkeit bis in die Gegenwart ausgedehnt hat, so steht er doch nach seiner literarhistorischen Bedeutung ganz eigentlich in dem Wendepunkte der beiden Jahrhunderte. Das, was er selbst noch im Jahre 1812 (gegen Jacobi) als Naturphilosophie betont [1]), was man bestimmter aber die Identitätsphilosophie zu nennen pflegt, ist die Grundlage, auf welcher seine Stelle in dem Entwickelungsgange der deutschen Philosophie ruhet. Seine Philosophie von heute ist ein opus posthumum, ein blasser Nachdruck der Ideen, womit er damals Deutschlands Jugend und Männer begeisterte. Wie ein flüchtiger Schatten schwebte sein letztes Auftreten an uns vorüber, und es wollte sich kein Punkt finden, von welchem aus er die philosophische Welt zu sich heraufheben konnte. Was half's, daß er selbst von sich rühmte, durch seine positive Philosophie „ein neues Blatt in der Philosophie aufgeschlagen zu haben?" Was half's, daß ein Häuflein Schüler in ihm den neuen Weltheiland sah, ihn „den modernen παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν" nannte? Was half's endlich, daß man die Staatsgewalt in den Bund zu ziehen suchte, um seiner philosophischen Christologie und Dogmatik Eingang zu verschaffen? — Schelling's Zeit ist lange vorüber; seine literarischen Triumphe gehören dem Anfange unsers Jahrhunderts an. Mit ihnen eröffnete er den romantischen Feldzügen ihre rechte Bahn; nachdem diese aufgehört, hatte auch seine Wirksamkeit Boden und Ziel verloren. Ein neues Geschlecht hat sich (wennauch zum Theil auf seinen Schultern) einer neuen Weltansicht zugewandt. Schelling bildet indeß immerhin ein bedeutsames Mittelglied in der Entwickelung der deutschen Wissenschaft, und die unbefangene Prüfung wird ihm sein eigenthümliches Verdienst nicht absprechen wollen, wie sehr er selbst sich auch in hochmüthigem Dünkel überschätzen mag. Dieses Verdienst beruhet nun wesentlich darin, daß er die Mannichfaltigkeit der Dinge in ihrem identischen Urgrunde aufzufassen und die subjektiv-idealistische Einseitigkeit durch die Nothwendigkeit ihrer natürlich-gegenständlichen Bestimmtheit aufzuheben suchte. In der Natur soll derselbe Geist walten, wie im Menschen, in dessen subjektivem Bewußtseyn er nur zu sich selber kommt. Alle Stufen des natürlichen Daseyns sind ebenso viele Sprossen, auf denen der Geist

1) Denkmal von den göttl. Dingen. 1812.

zu seiner Freiheit und dem Wissen von sich emporsteigt. Es bleibt also Schelling's eigenstes Verdienst, auf das organische Einheitsverhältniß der Dinge unter dem Principe der absoluten Vernunft hingewiesen und dieses Verhältniß in seinen ursprünglichen Bezügen aufgezeigt zu haben. Daß er dabei mehr als billig die Unruhe und Willkür der Phantasie über die Strenge des logischen Denkens hat walten lassen, daß er sich, wie schon die Göttinger Gel. Anzeigen es denuncirten [1]), dabei der „Kompenetration" aus verschiedenen Systemen schuldig gemacht, soll nicht in Abrede gestellt werden, obwohl wir nicht glauben, daß ihm namentlich aus dem letztern Punkte ein zu großer Vorwurf entstehen dürfte, indem eine solche Kompenetration in dem Gesichtspunkte lag, den er verfolgte. Nur der Mangel an lebendiger Ausgleichung jener Momente durch die Macht und Form des wissenschaftlichen Gedankens ist es eigentlich, was ihm aufgerechnet werden kann. Wir finden allerdings, daß Schelling den Gedanken der absoluten Einheit des Eleaticismus, die Ideenlehre Platon's und die Ansicht des Aristoteles von dem Verhältnisse der Form zu der Materie mit dem pantheisirenden Systeme des Giordano Bruno, mit Jacob Böhme's theosophischer Weltlehre, mit Leibnitzen's prästabilirter Harmonie, mit Jacobi's unmittelbarer Anschauungstheorie und vornehmlich mit Fichte's Idealismus zu verflechten gesucht und aus diesem Gewebe eine Art von restaurirtem Spinozismus gestaltet hat, dem nichts fehlt, als eben das Band der Wissenschaft. Wie wenig nun in diesem kombinatorischen Taumel das hinströmende Wort, der Drang der Phrase uns zu reiner Ansicht und zu der Bestimmtheit des Begriffes kommen läßt, wie sehr Hegel im Ganzen Recht hat, wenn er meint, daß bei Schelling zu viel „aus der Pistole geschossen werde;" so kann doch ein Unbefangener das Gewicht und die oft tief genug eingreifende Triebkraft des Denkens keineswegs verkennen, Eigenschaften, die kaum in einer anderen Schrift Schelling's schärfer und schlagender auftreten als in der Streitschrift gegen Jacobi, welche er 1812 unter dem Titel „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" herausgab, und die gleichsam als sein eigenes philosophisches Testament anzusehen ist.

1) Kapp hat in einem besonderen Buche über Schelling diesen förmlich als einen philosophischen Wilddieb behandelt.

Schon haben wir auf die Grundidee der Schelling'schen Philosophie hingewiesen. Diese Idee charakterisiren wir am kürzesten, wenn wir sie als die der absoluten Thätigkeit des einen in sich schlechthin identischen Urprincips bezeichnen, das sich in dem Processe der Selbstoffenbarung, in dem Fortgange eines unendlichen Producirens der Objektivität aus dem Urgrunde seiner selbst, zur absoluten Vernunft (cogitatio absoluta nach Spinoza) bestimmt und so sich selbst zu dem wirklich macht, was es der Möglichkeit nach ewig ist. Hiernach können wir Schelling's System einen dynamischen, wir möchten sagen, creativen Spinozismus nennen. Alles ist dem Wesen nach Geist, Vernunft; aber, um dieses Wesen zur Wahrheit zu machen, muß der Geist, muß die Vernunft sich aus der Urtiefe ihres ersten ewigen Grundes, welches die unmittelbare unvordenkliche instinktive Potenz ist, zu der Höhe der Selbstvollkommenheit emporbilden. Dieses kann sie nur dadurch, daß sie in unendlicher Fülle und Stufenfolge die Vielheit der Dinge entfaltet und in diesem Entfaltungs- und Verwandelungsprocesse sich selbst als das ewige und unendliche Band der Einheit setzt. In Allem ist Leben, und das Leben ist das Schöpfungs-Princip von Allem. Die selbstbewußte Vernunft bildet den Gipfelungspunkt dieser Schöpfung [1]). Schelling nannte jenes

1) „Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebor'nem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel, so Tag und Nacht erhellt,
Hierauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft —
Ist eine Kraft, ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höherm Leben."

Vgl. Schelling's Gedicht in der Zeitschrift für spekulative Physik. Jahrg. 1800.

Daß Göthe Schellingen wegen dieser Weltansicht besonders schätzte, haben wir schon seines Orts bemerkt. Belege dazu giebt der Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller. Hier rühmt er z. B. unter Anderm an Schelling „große Klarheit bei großer Tiefe." Vgl. Bd. VI. S. 93.

Princip der reinen ursprünglichen Einheit das Absolute, auch wohl das Göttliche. Durch das eigene Wesen (seine Natur) treibt also dies Absolute, Gott, aus seiner reinen Identität sich heraus in die Offenbarung seiner selbst — in den Wechselproceß des Subjektiven und Objektiven, der Intelligenz (des Denkens) und des Seyns, der Freiheit und Nothwendigkeit, der Geschichte und Natur, wobei es sich selber stets immanent verbleibt, d. h. überall wie sein eigenes Princip so sein eigenes Produkt, eben „die ewige Identität und der ewige Grund der Harmonie zwischen beiden (der Freiheit und Natur)." Gott ist insofern allerdings im Selbstprocesse befangen und zwar wesentlich in dem Processe der Geschichte, deren Entwickelung die Natur nur zur objektiven Bedingung hat. Schelling unterscheidet hier drei Perioden, die „des Schicksals," der „Natur" und der „Vorsehung." „Wann die letzte Periode seyn wird, dann wird auch Gott seyn [1])." Indem dieser aber sein eigener reiner Anfang ist (da er aus seinem eigenen naturalistischen Urgrunde, aus seiner Selbstmöglichkeit, emportreibt) sowie sein eigener Fortschritt und Abschluß, ist er eben in seinem eigenen Processe zugleich auch wahrhaft er selbst, wesentlich mit sich identisch. Die ganze Welt erscheint als der unendliche Leib des einen Absoluten, in welchem dasselbe, da es ihn selber gebildet, auch seine vollkommenste weltliche Existenz hat. Die Natur ist „die verleiblichte Idee". Daß Fichte bereits diese Ansicht von der

1) Vgl. Schelling's Schrift „System des transscendental. Idealismus" (1800). Hegel's Lehre von dem Processe des Göttlichen ist wesentlich eins mit Schelling's Auffassung; wie denn beide Männer anfangs gemeinschaftlich an dem Werke der Philosophie arbeiteten. Hegel gab der Ausführung später die dialektische Form. Seine Philosophie ist das logisch-wissenschaftliche Bewußtseyn jener spekulativen Inspirationen Schelling's, gleichsam die Übersetzung derselben aus der s. g. intellektuellen Anschauung in die Logik des Begriffes. Hegel selbst deutet dieses an. „Es fehlt," sagt er, „dieser (der Schelling'schen) Form die Entwickelung, die das Logische ist, und die Nothwendigkeit des Fortgangs. — — Das letzte Ziel und Interesse der Philosophie ist, den Gedanken, den Begriff mit der Wirklichkeit zu versöhnen." Ebenso erklärt er sich bestimmt, daß Schelling darin die rechte Grundidee getroffen, daß er das Wahre „in der Einheit des Objektiven und Subjektiven" gefaßt. Vgl. Vorles. üb. d. Gesch. d. Philos. Bd. III. S. 683 u. 684, auch 682.

Natur hatte, indem er ebenfalls in ihr nur die Selbſtanſchauung der Freiheit finden wollte, haben wir ſchon berührt. Auch Spinoza ſah in der Natur (Ausdehnung im Raume) nur die Vergegenſtändlichung der abſoluten Vernunft (des Denkens, der Idee), weshalb nach ihm beide in der That daſſelbe ſind [1]). Göthe, dieſer Spinoziſtiſch-Schelling'ſchen Anſicht huldigend, nennt inſofern Geiſt und Natur die beiden ewigen Repräſentanten Gottes. Nach Schelling iſt Gott Schöpfer und Geſchaffenes zugleich, in beiderlei Hinſicht das Unendliche in der Univerſalität des Endlichen. Auch in dieſem Punkte vergleicht er ſich dem Spinoza, von dem er nur darin abgeht, daß er nicht wie dieſer die Weltuniverſalität als attributive Eigenſchaftlichkeit Gottes betrachtet (nicht als ewige unendliche in ſich fertige Subſtanz), ſondern eben als eine creative Offenbarung deſſelben, eine Anſicht, wozu ihm Fichte's abſolut-produktives (weltſchaffendes) Ich die Veranlaſſung gegeben haben mag. Das abſolute Ich Fichte's, welches über Beidem, dem endlichen Ich wie dem Nichtich ſteht, gleicht überhaupt ſehr dem Schelling'ſchen abſoluten Identitätsprincipe; woraus ſich denn auch erklärt, wie Fichte ſpäter ſelbſt in die Schelling'ſche Weltanſchauung hinüberſpielen mochte.

Jene eigentliche Philoſophie Schelling's (die er in ſeiner neuen vorgeblichen poſitiven Offenbarungsphiloſophie als negative bezeichnet) heißt auch wohl Naturphiloſophie und wird von ihm ſelber ſo genannt, weil ſie das Urgründliche im Weſen Gottes als Natur beſtimmt, wodurch dieſer eben ſein eigenſter Grund iſt (causa sui). Die Natur bleibt daher auch für Gottes wahre Vernunftwirklichkeit die ewig-nothwendige Bedingung und Vorausſetzung [2]). Schelling will durch den Naturalismus zum Theismus, wie er dieſes deutlich ge-

1) „Substantia cogitans et substantia extensa una eademque est substantia." Spin. Eth. P. II. Schol. 7.

2) Das „blinde unvordenkliche" Seyn, womit Schelling ſeine neue poſitive Philoſophie beginnt, iſt in der That nur jener früher als Natur beſtimmte Anfang. Daß man wohl in Schelling's philoſophiſcher Fortbildung zwiſchen eigentlicher Naturphiloſophie und Identitätsphiloſophie unterſcheidet, mag nebenher bemerkt werden, obgleich er ſelbſt, wie geſagt, auch ſeinen Identitätsſtandpunkt als Naturphiloſophie bezeichnet, welcher Ausdruck dann überhaupt als Bezeichnung ſeines eigentlichen Syſtems zu gelten pflegt.

nug gegen Jacobi (in der angeführten Streitschrift) ausspricht. Der Naturalismus ist ihm „die Grundlage, das nothwendig Vorausgehende des Theismus;" dieser führt ohne jenen zum Atheismus. Daraus also, daß er von der Naturidee ausgeht und in dem Gange der Natur die Intelligenz objektivirt, folgt nicht, daß er Alles, Geist und Gott, zu bloßer Natur gemacht habe. Vielmehr ist ihm in der That der Potenz (der Möglichkeit) nach die Vernunft das Erste, das sich aber nur aus der Naturform und in steter Beziehung auf sie zur Wahrheit seiner selbst emporheben kann. Er sagt deshalb (a. a. O.) bestimmt, daß er kein rein naturalistisches System bezwecke, sondern nur „ein solches System, welches eine Natur in Gott behauptet." So bleibt denn in Schelling's Lehre Wesen und Grundgedanke „das Finden und Anschauen der absoluten Einheit des Realen und Idealen in Gott." Schelling wollte wie Fichte das Kant'sche Ansich der Dinge, dieses Amerika der Wissenschaft, welches Kant für ein unbekanntes Land gehalten, entdecken und erforschen — wollte das dunkle Jenseits „der intelligibeln Welt," dem sich jener nur im Glauben nahen mochte, in das helle Licht des Diesseits übersiedeln und es dem Wissen öffnen — darauf zielte Beider Streben, darin boten sie sich einander die Hand. Fichte und Schelling gehen ebensosehr von Kant aus als sie über ihn hinausgehen.

Schelling's Schriften geben in ihrer Folge die Geschichte der Metamorphose seiner philosophischen Idee. Wir sehen daraus, wie er, zunächst an Kant und Fichte knüpfend, durch verschiedene Stadien zu der oben bezeichneten idealistischen Naturphilosophie gelangte, deren Keim sich aber gleich in den frühesten Schriften regt. Übergehen wir seine Dissertation de prima malorum origine (1792), wodurch er sich schon als siebenzehnjähriger Jüngling in Tübingen die Magisterwürde erwarb; so ist die kleine Schrift „Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie" (1795) die erste, womit er seinen philosophischen Beruf verkündete. In dieser Jugendschrift hören wir den Zögling Kant's und Fichte's, der sich aber schon in der gleich darauf folgenden „Vom Ich als dem Princip der Philosophie" (1795) mehr auf eigene Füße stellen will, wennauch noch mit Hilfe Fichte'scher Krücke. In den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" (1797), sowie in der „Schrift von der Weltseele" (1798) macht er den Übergang zur Naturphilosophie, die

er in dem „Entwurfe eines Syſtems der Naturphiloſophie" (1799) ſchon etwas näher formulirt. Den eigentlichen Wendepunkt aber von Fichte zu ſeinem abſoluten objektiven Idealismus (zu der Spinoziſtiſchen abſoluten Identität) bildet „Das Syſtem des Transſcendentalismus" (1800), eine der wichtigſten Schelling'ſchen Schriften. Auch finden wir in dieſem Buche bereits Andeutungen, Vorkeime von dem, was jetzt ſeine Offenbarungsphiloſophie ausdrücken ſoll, z. B. eben den Gedanken einer ewig fortlaufenden Offenbarung Gottes in der Geſchichte. In der neuen Zeitſchrift „für ſpekulative Phyſik" [1]) gab er eine ſ. g. „authentiſche" Darſtellung ſeines neuen Syſtems, deſſen weſentliche Züge er dann in dem Buche „Bruno, ein Geſpräch über das göttliche und natürliche Princip der Dinge" (1802) mit platoniſirender Phantaſie weiter auseinanderlegt. Dieſe Schrift iſt nun der eigentliche Schauplatz der oben erwähnten ſ. g. „Kompenetrationsrichtung" Schelling's, die er hier unter der Firma des bekannten italieniſchen Philoſophen (Giordano) Bruno († 1600), nach Herzensluſt walten läßt. Auch dieſer Philoſoph ſuchte Platon, Ariſtoteles, Neuplatonismus u. ſ. w. zu einem neuen Syſteme zu vereinigen, auch er war ein „Kompenetrator", doch bei Weitem nicht in der Vielſeitigkeit und dem Umfange als Schelling in dem fraglichen Buche, in welchem er den Taufpathen deſſelben vor Andern in den Kompenetrationskreis mit hineinzieht. Bei vielen trefflichen Gedankenblitzen, bei lebendiger fruchtbarer Anknüpfung an Vorhandenes fehlt doch zu ſehr die ruhige Erwägung und die Macht des ſpekulativen Begriffes, als daß das Werk für eine große philoſophiſche That gehalten werden könnte. Die Willkür und Haſt der Phantaſie überwältigt die Logik in ſolchem Maße, daß man allerdings eher von einem Gedichte als einer wiſſenſchaftlichen Ausführung dabei zu reden hat. In den „Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studium's" (1802) wird der neu gewonnene philoſophiſche Standpunkt auf die übrigen Wiſſenſchaften angewandt, beſonders auf die Theologie. Namentlich findet man hier „die Ewigkeit der Menſchwerdung Gottes," damit „das Undenkbare einer zeitlich beſtimmten" und die bloß „ſymboliſche" Bedeutung dieſer Menſchwerdung in Chriſtus ausgeſprochen, alſo die Idee des Straußiſchen

1) Vgl. beſonders Bd. I. St. 2. Dann ebendaſ. II. 2.

Evangeliums's bereits vernehmlich genug angedeutet, und man hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, Hegeln für dieſe theologiſche Neuerung ſo zelotiſch verantwortlich zu machen. Die achte Vorleſung, worin „die hiſtoriſche Konſtruktion des Chriſtenthums" verſucht wird, führt dieſe Auffaſſung in den weſentlichſten Punkten vor. Die Dreieinigkeit erſcheint hier als eine unbedingte Nothwendigkeit in dem göttlichen Proceſſe. Chriſtus, aus dem Vater geboren, iſt das „Endliche" in der ewigen Anſchauung Gottes und zugleich der „Gipfel dieſer endlichen Erſcheinung." Er ſchließt dieſelbe und nun beginnt „die Welt der Unendlichkeit oder die Herrſchaft des Geiſtes." Auf die in dieſer Schrift vorkommende harte Behandlung und arge Zurückſetzung der bibliſchen Schriften, welche Schelling damals „für ein Hinderniß der ſpekulativen Vollendung des Chriſtenthums hielt," während er ſie neuerdings als obligate Gewähr ſeiner poſitiven Philoſophie benutzt, ebenſo auf die Erklärung, daß es dem Geiſte der Zeit angehöre, „die endlichen äußeren Formen der Religion zu vernichten," wollen wir nur beiläufig hinweiſen. — In den nun folgenden Schriften ſtellt Schelling die Seite des abſoluten objektiven Idealismus (der vernünftigen Weſenheit der Dinge) mehr und mehr heraus und näherte ſich entſchiedener dem Punkte, den Hegel in möglichſter Strenge ſyſtematiſirte — wir meinen dem Punkte, welcher ſich in der Formel ausſpricht: „Alles was iſt, iſt vernünftig" (d. h. iſt die Vernunft), oder „die Totalität der Idee" iſt die Wahrheit. Dieſer Vernunft-Realismus hebt ſich ſchon in der Schrift, „Philoſophie und Religion" (1804) überwiegend hervor. Die reine Idealität wird als das Urgöttliche geſetzt, welches ſich im Weltuniverſum ſein Gegenbild ſchafft, indem es ſich ſelbſt zur Realität beſtimmt. Die Natur erſcheint als Abfall von Gott, die Materie als Verneinung des Geiſtes, und die Aufgabe der Philoſophie ſoll das Streben ſeyn, den Abfall zu überwinden und die Einheit im Urgöttlichen wieder herzuſtellen. Von dieſer platoniſirenden Anſicht wird dann gemach zu der theoſophiſchen fortgeſchritten. Jacob Böhme löſt Spinoza und Plato ab. Gott iſt die lebendige innere Einheit der Welt, dieſe ſelbſt die poſitive Darlegung jener göttlichen Lebens-Subſtanz und mit ihr identiſch. Das Princip oder Motiv der ewigen Verweltlichung Gottes, der

ewigen Selbstbejahung des Unendlichen im Endlichen, ist die Liebe. Wir hören die Stimme der Mystik, wie sie eben in J. Böhme sich vornehmlich kund giebt. Für diese Metamorphose des Schelling'schen philosophischen Grundgedankens ist die Schrift „Über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur" (1807) besonders bemerkenswerth. Die theologische Naturſymbolik tritt nunmehr bedeutend in den Fluß der inspirativen Anschauungen. Von dem theosophischen Standpunkte aus war nur ein kurzer Schritt zu der Philosophie des absoluten urgöttlichen Willens, wie ihn die berühmte Abhandlung „Über das Wesen der menschlichen Freiheit" (1809)[1]) darstellt. Hier finden wir indeß Schelling meistens wieder im philosophischen Garten von J. Böhme, um mit dessen Pflanzungen seinen Boden zu besetzen, der im Wesentlichen nicht verändert wird. Wir vernehmen nur einen andern, aber entschiedenern Ausdruck für die absolut-idealistische Weltansicht, die sich mehr und mehr als christliche bestimmt, ohne jedoch einerseits die Basis der reinen Identität aller Dinge in Gott oder im absoluten Geiste zu verlassen, andererseits der Autorität des Dogma sich schlechthin zu ergeben. Die Vernunft bleibt noch immer die höchste und letzte Instanz hinsichtlich der Offenbarung, deren Wahrheiten sie durch selbstständiges Denken zu den ihrigen umbilden soll. Hiermit wird dann das Princip der Scholastik gewissermaßen in die Philosophie eingeführt, dessen Walten man in Schelling's neuester Offenbarungslehre nur zu sehr bemerken muß. Überhaupt aber ist die eben angezogene Schrift für diese letzte Phase Schelling'scher Weisheit bedeutsam, indem sie in der That Wurzel und eigentlichen Kern derselben enthält. Das Problem von dem Ursprunge des Bösen, das Verhältniß von Sünde und Gnade, die Versöhnung durch Christus, diese und ähnliche dogmatische Punkte werden hier bereits zu wesentlichen Momenten der Spekulation erhoben. Gott wird persönlich und bestimmt sich zu seiner schaffenden Selbstoffenbarung, indem er gegen das bloß Natürliche in seinem Wesen, gegen den dunkeln Urgrund in ihm selbst, sich verneinend bethätiget, dadurch die Natur in sich überwindet und hiermit seine Freiheit an seinem eigenen Wesen vollzieht. Indem Gott so die Welt zum Werke seines Willens

1) Vgl. Schelling, Philosophische Schriften. Landshut, 1809. Bd. I.

macht, bildet er darin den Proceß ſeiner Selbſt-Göttlichkeit dar. Das berührte Buch gegen Jacobi (Denkmal u. ſ. w. 1812) iſt nur eine Ergänzung, eine Art Kommentar zu jener Lehre von dem freien Willen als ewigem Principe der Dinge und Welt. Die Schrift „Die Gottheiten von Samothrace" 1816 ſind das letzte bedeutendere Dokument von Schelling's literariſcher Thätigkeit. Sie bezeichnet am beſtimmteſten die theologiſch-mythologiſche Metamorphoſe, welche unſer Philoſoph bereits in dem Werke „Syſtem des transſcendentalen Idealismus" als Problem angekündigt hatte.

Wie ſehr Schelling's Philoſophie auf die übrigen Wiſſenſchaften, namentlich auf Theologie, Naturwiſſenſchaft und ſelbſt auf Politik und Jurisprudenz gewirkt, ſoll unten weiteren Nachweis finden. Hier mag die allgemeine Bemerkung genügen, daß durch ſie die Anſicht von der inneren Einheit der Welt und ihrer Dinge entſchiedener als bisher in die Auffaſſung und Betrachtung eintrat, daß das Menſchliche in ſeinem weſentlichen Bezuge zur Natur tiefer erkannt, die mikrokosmiſche Stellung des Menſchen überhaupt näher berückſichtiget wurde. Daß ſich hierbei der Unverſtand, die einzelnen Sätze und Formen der Spekulation in das Gebiet der poſitiven Wiſſenſchaft zu übertragen, daß das falſche ſpekulative Gelüſt, die Wirklichkeit mit aprioriſcher Willkür zu konſtruiren [1]) und hiermit die Anmaßung einer erfahrungsloſen Phantaſie und phraſeologiſcher Dünkelei an die Stelle konkreter Studien treten zu laſſen, über Gebühr herandrängte und der thatſächlichen Wahrheit Eintrag that, kann nicht abgeleugnet werden, ebenſowenig als es zu verkennen iſt, daß gerade die kecke Manier, womit Schelling ſeine Ideen verkündigte, der abſprechende Ton, womit er die Andersdenkenden zurückwies, die vornehme Erhebung, die er oft der Erfahrung und dem poſitiven Wiſſen gegenüber bezeigte, endlich der vordringliche Aphorismus, womit er die wichtigſten Probleme des Denkens in halbpoetiſcher Sprache und phantaſtiſchem Bilderſchmucke mehr nur berührte und hinwarf als logiſch motivirte und ausführte,

1) Sagt doch Schelling in der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik Bd. I. Heft 2. geradezu: „Eine Theorie der Natur, welche nicht bloß komparativ, ſondern ganz und in jeder Rückſicht a priori errichtet wird, kann eben deswegen nichts Anderes ſeyn, als eine getreue Darſtellung oder Hiſtorie der Natur."

daß dieſe ganze litterariſche Hoffahrt der jungen wiſſenſchaftlichen Generation vielfach Vorſchub geleiſtet zu Verirrungen und Fehlgeburten aller Art und den gründlich-beſonnenen Gang der Wiſſenſchaft oft genug behindert hat.

Werfen wir nun einen wiederholten Blick auf das Verhältniß der Schelling'ſchen Philoſophie zu der neuen Romantik, ſo ſehen wir leicht, daß der Grundcharakter derſelben und die Weiſe ihrer Weltauffaſſung mit dem Principe und der Tendenz dieſer vorgeblichen literariſchen Wiedergeburt auf's nächſte verwandt iſt. Die Geſammtanſchauung der Welt und des Lebens in der Unendlichkeit eines Princips war ja der eigentliche Geſichtspunkt, unter welchem die neue Schule und ihre nächſten Entwickelungsepochen ſtanden. Man ſuchte auch hier das Naturgeheimniß des Schaffens mit der Freiheit des Bewußtſeyns zu vermählen und in jenem gleichſam „die Odyſſee des Geiſtes" (wie Schelling ſagt) zu erkennen, das Überſinnliche in der Fülle des Sinnlichen zu vergegenwärtigen, mit Beidem die Myſtik der Idee in Wiſſenſchaft und Kunſt gleichmäßig einzuführen und den Geiſt in der Materie zu verkörpern. Nicht minder willkommen begegneten die hiſtoriſch-politiſchen Anſichten Schelling's den romantiſchen Tendenzen. Die platoniſirende Lehre von dem göttlichen Organismus im Staate, von der Bedeutung der Geſchichte, „die Rückkehr zu ſeyn aus dem Abfall von Gott zu Gott," ſprach der neuen literariſchen Generation freundlichſt zu. Noch näher aber ſtellte ſich die Schelling'ſche Kunſtanſicht an die Romantik hin. Die Kunſt iſt nach Schelling die vollkommenſte, „die einzige und ewige" Offenbarung des Göttlichen für den Menſchen. In ihr erſcheint ihm die Identität des Bewußten und Bewußtloſen auf dem Grunde „des die präſtabilirte Harmonie zwiſchen Beidem enthaltenden Abſoluten." Die Einheit der Intelligenz und Natur, der Freiheit und Nothwendigkeit, des Überſinnlichen und Sinnlichen iſt in ihr am reinſten verauſchaulicht; ſie ſtellt das Unendliche in der Form der Endlichkeit dar, kurz, ſie enthält „die abſolute Ineinsbildung des Idealen und Realen," in welchen beiden Punkten eben Bedeutung und Weſen des Schönen gelegen ſeyn ſoll. „Das Kunſtwerk," ſagt Schelling, „iſt die höchſte und einzige Weiſe, in welcher die Idee für den Geiſt iſt," und die Kunſt bleibt daher „für den Philoſophen das Höchſte,

Jenen weil ſie das Allerheiligſte ihm gleichſam öffnet.“ Ganz entſchieden ſpricht ſich aber das Bündniß der Schelling'ſchen Kunſtanſicht mit der der Romantik in der gemeinſamen Vorſtellung aus von der urſprünglichen und grundweſentlichen Identität der Poeſie und Wiſſenſchaft. So ſagt z. B. Schelling geradezu: „es iſt zu erwarten, daß die Philoſophie, ſowie ſie in der Kindheit der Wiſſenſchaft von der Poeſie geboren und genährt worden iſt, und mit ihr alle diejenigen Wiſſenſchaften, welche durch ſie der Vollkommenheit entgegengeführt werden, nach ihrer Vollendung als ebenſoviel einzelne Ströme in den allgemeinen Ocean der Poeſie zurückfließen, wovon ſie ausgegangen.“ Auch in der Annahme, daß die Mythologie das eigentliche Mittelglied in dieſer Verbindung ausmache, daß daher auch eine neue Mythologie „als die Erfindung eines neuen nur einen Dichter gleichſam darſtellenden Geſchlechts“ ſich in der Zukunft der Geſchichte bilden müſſe, trifft er, wie wir ſchon angeführt, genau mit den beiden Schlegeln zuſammen. Auf dieſem Grunde äſthetiſcher Anſichten, (die aus der Schrift „Syſtem des transſcendentalen Idealismus“ (1800) entnommen ſind), bewegt ſich auch dem Weſen nach die akademiſche Rede „Über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur“ (1807), in welcher unter Anderm Heil und Zukunft der Deutſchen darein geſetzt wird, daß ſie „eine eigenthümliche Kunſt“ gewinnen, ebenfalls ein Punkt, in welchem Schelling ſich mit der Romantik begegnet [1]). Endlich zeigt ſich auch in der mehrbezeichneten Kompenetration der verſchiedenen philoſophiſchen Standpunkte innerhalb der Schelling'ſchen Philoſophie ein Zug der Verwandtſchaft. Denn ſowie Schelling ſeinen philoſophiſchen Grundgedanken in den Elementen alter und neuer Syſteme, die ihm zuſagend erſchienen, auszuführen und zu realiſiren ſuchte; ſo verfuhr die Romantik, wie wir geſehn, gleichartig in Beziehung auf

1) „Dieſes Volk (das deutſche),“ ſo ſchreibt er, „von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, deſſen Geiſteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Geſetze gegeben und am tiefſten von allen die Erde durchforſcht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der erſten Urſachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieſes Volk muß in einer eigenthümlichen Kunſt endigen.“ —

die Herübernahme der Stoffe aus verſchiedenen Zeiten und Nationa, um in und an ihnen ihre weltliterariſche Univerſalität darſtellen zu können. Daß die Genialität des ſouveränen Subjekts, wie ſich dieſelbe in Schelling nachdrücklich genug bethätigte, die ironiſche Weltherrſchaft der Romantiker bedeutend mitfördern mochte, iſt von ſelbſt begreiflich.

Schelling (geb. 1775) iſt ein Wirtemberger wie Hegel, der zum Theil ſein Studiengenoſſe, längere Zeit ſein Freund war, mit dem er in Jena einige Jahre in gemeinſchaftlicher literariſcher Thätigkeit zubrachte [1]), dann aber, als derſelbe ſich (beſonders ſeit der Herausgabe der „Phänomenologie des Geiſtes" 1807) in der Philoſophie ſelbſtſtändig hinſtellte, ſich von ihm abzuwenden anfing. Seit 1803 lehrte er kurze Zeit in Würzburg als Profeſſor der Philoſophie, begab ſich dann als Mitglied der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften nach München, deren Präſident er ſpäter werden ſollte, nachdem er mit Unterbrechung erſt in Erlangen, darauf in München an der Univerſität docirt hatte. Im Jahre 1841 ging er auf beſonderes Verlangen des jetzigen Königs von Preußen nach Berlin, wo er über ſeine Philoſophie der Mythologie und Offenbarung einige Male Vorträge gehalten hat, deren Erfolg ſehr zweifelhaft geblieben iſt. Dieſes ſcheint ihn veranlaßt zu haben, ſich vom Schauplatze öffentlicher Wirkſamkeit überhaupt zurückzuziehen, freilich für ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruhm etwas zu ſpät.

Sollen wir ein Schlußwort über Schelling's Darſtellungsweiſe ſagen, ſo iſt dieſelbe durch Lebendigkeit, Friſche der Färbung, ſelbſt oft durch Klarheit ausgezeichnet, allein im Allgemeinen doch zu ſprunghaft, zu metaphoriſch und unruhig, um durchweg das Gepräge des wiſſenſchaftlich-klaſſiſchen Vortrags zu zeigen. Am nächſten wird dieſer erreicht in der Schrift „Über die Freiheit" ſowie in der Rede „Über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur". Daß Schelling in ſeinem polemiſchen Ausdrucke (z. B. gegen Jacobi) ſich nicht ſelten bis zur unäſthetiſchen Invective herabließ, charakteriſirt den Ton „der göttlichen Grobheit," den er ebenfalls mit den Apoſteln der neuen Ro-

1) So gaben ſie z. B. „das kritiſche Journal für Philoſophie" (1802) mit einander heraus.

mantik gemein hatte, und worin ihm auch zum Theil Fichte zur Seite ſtand, der mitunter, z. B. namentlich gegen Nicolai (Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen 1801), auf der Tonleiter des polemiſchen Grobianismus die höchſten Noten griff [1]).

Drittes Kapitel.

Die romantiſche Miſſion.

Es war gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als aus der Mitte des Jenaer Literatenkreiſes ſich einige junge Talente hervorwagten, welche, ebenſo ſehr getrieben von dem lebendigen Geiſte der damaligen klaſſiſch-literariſchen Nationalſtrebungen, als empört über die in unſerm Schriftthume zugleich herrſchende Anmaßung der Mittelmäßigkeit, eine neue und, wie ſie glaubten, national-fruchtbarere Richtung in der Literatur, eben die romantiſche, anbahnen und verfolgen wollten. Sie ſuchten dieſes Ziel auf dem Wege der literarhiſtoriſchen Kritik und der poetiſchen Produktion gleichmäßig zu erreichen. Die beiden Schlegel, Novalis, Wackenroder, Tieck ſind die Namen, an die ſich jene neue literariſche Verheißung knüpft. Sie verfaßten auf dem Grunde der im vorhergehenden Kapitel dargelegten Elemente das „dritte Evangelium" unſerer nationalen Literatur, wie ſie es ſelbſt bezeichnen. Zugleich übernahmen ſie auch deſſen erſte Verkündigung und Ausbreitung, ſo daß ſie ebenſo ſehr als die Väter wie als die Apoſtel der neuen nationalliterariſchen Propaganda erſcheinen. Sie bilden daher ganz eigentlich die Miſſion der Romantik; wie denn z. B. die Schlegel gleich andern Miſſionären zum Behuf der Verbreitung ihrer Lehre mittels öffentlicher Vor-

1) Steffens Beziehung zur Romantik iſt eigentlich durch Schelling erſt vermittelt, deſſen naturphiloſophiſche Tendenz er mit poſitivem Inhalte zu erfüllen und gleichſam auf einen feſten Boden zu führen ſuchte. Wir werden ſeiner daher weniger hier, als vielmehr unten in dem Kapitel „über die wiſſenſchaftliche Romantik" näher zu erwähnen haben. Sein autobiographiſches Werk „Was ich erlebte" giebt über die romantiſchen Bewegungen manche willkommene Belehrung.

leſungen von einem Orte zum andern reiſten, ein Geſchäft, in welchem ſie etwas ſpäter durch Adam Müller zum Theil unterſtützt wurden [1]).

Man kann in dem Bereiche dieſer miſſionären Romantik zwei Seiten unterſcheiden, die literarhiſtoriſch-kritiſche und die produktive.

Was zunächſt jene erſtere angeht, ſo haben wir bereits oben im Allgemeinen angedeutet, wie dieſelbe ein weſentliches Element in der neuen literariſchen Doktrin bildet. Man kann ſagen, daß ſie gewiſſermaßen ihre Seele iſt. Die Produktion ſelbſt trägt meiſtens die Signatur des kritiſchen Bewußtſeyns und der literarhiſtoriſchen Reminiscenz. Die Romantik übernahm in dieſem Punkte unmittelbar die Erbſchaft des achtzehnten Jahrhunderts, wie ſich deren Beſtand gegen Ende deſſelben bei uns geſtellt hatte.

Durch die Philoſophie Kant's, welche ſich vorzugsweiſe die kritiſche nannte, war der Geiſt der Unterſuchung und Kritik, der mit Leſſing in unſere Literatur eingetreten, zu neuer Belebung gelangt. Schiller, der durch dieſe philoſophiſche Schule gegangen, um ſich zur klaſſiſchen Reinheit zu läutern, hatte ſich weſentlich ihrer kritiſchen Richtung angeſchloſſen und dichtete ſeitdem gleichſam ſtets mit dem kritiſchen Maßſtabe in der Hand, den er mit gleicher Strenge wie an ſich ſo an Andere legte. Seine Abhandlung „Über die naive und ſentimentaliſche Dichtung" iſt vor Allem eine Art Signal zu der neuen literarhiſtoriſchen Kritik. Der polemiſch-ſatiriſche Ton, den er mit Göthe zuſammen in den Xenien des Muſenalmanachs (1796—97) anſchlug, weckte den kritiſchen Muth, beſonders der beiden Schlegel, die denſelben mit allem Eifer in ihre Literaturgerichte übertrugen [2]). Dazu kam, daß die philologiſchen Studien, wie wir früher angeführt,

1) Eine eigentliche romantiſche Schule wollen jene erſten Romantiker nicht geſtiftet haben. Friedr. Schlegel ſagt in dieſer Hinſicht (Vorleſ. über die Literatur II. S. 327): „So wenig es in der deutſchen Literatur ein goldenes Zeitalter gegeben hat, ebenſowenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte." Nichts deſto weniger charakteriſiren ſich die bezüglichen Erſcheinungen als die einer Schule, ungefähr in der Weiſe, wie man von philoſophiſchen Schulen und Sekten zu ſprechen pflegt.

2) So z. B. in ihrem Athenäum. Schiller ſelbſt ſagt, „daß die Xenien (den Schlegeln) ein beliebtes Muſter gegeben." Briefwechſel mit Göthe. Bd. V. S. 155.

um diese Zeit einen entschiedenen Vorschritt gethan, namentlich eben in der Kritik, die sich nicht mehr zunächst auf Buchstaben und Wort, sondern vornehmlich auf die historischen Verhältnisse, auf die Sache, den Geist und die ästhetischen Bezüge einlassen wollte. Auf diesem Unterbau nun der philosophisch-ästhetischen und philologisch-historischen Kritik erhob die neue Romantik vornehmlich ihr Gebäude.

Wir beginnen diese kritische Seite der Romantik mit den Gebrüdern Schlegel, August Wilhelm und Friedrich, denen gewissermaßen die principielle Vaterschaft der ganzen neuen literarischen Richtung zugetheilt zu werden pflegt. Beide Männer, aus einer Familie herstammend, in welcher eine Art literarischer Ruhm zur Tradition geworden [1]), haben sich durch Talent wie Leistungen den besten Namen unserer Literatur zugesellt. Ohne eigentliche Genialität des Geistes und Energie der Gesinnung, besaßen sie bei großer Bildungsfähigkeit und Geistesgewandtheit hinlängliches Geschick, sich den Reichthum der Bildungselemente, welche ihnen Zeit und Lebensverhältnisse darboten, mit Leichtigkeit anzueignen und sie auf's glücklichste zu benutzen und zu verarbeiten. So von Natur geartet, ermangelten sie der echten Produktivität, um ein Werk resoluter Ursprünglichkeit zu schaffen, was sie jedoch nicht hinderte, das Gelüst der Produktion zu empfinden und ihm zu folgen. Sie waren, wie J. Paul von ihnen sagt, „weibliche Genies," und ihre Dichtungen (wie auch (bei Friedrich) die philosophischen Originalversuche) verrathen die Unmacht, aus dem Leben und durch lebendige Kraft eine poetische Gestalt oder einen philosophischen Grundgedanken in objektiver Gediegenheit und Fertigkeit hervorzubilden. Poetische Anklänge, geistreiche Anspielungen, mechanische Virtuosität, pikante Ansichten und Wendungen, das war es, wodurch sie ihren Produktionen ein gewisses Interesse zu geben verstan-

1) Der Vater, J. Adolph Schlegel, war lyrischer Dichter, besonders aber durch seine deutsche Bearbeitung des Batteux berühmt. Er gehört der vorlessing'schen Literaturepoche an. Der Oheim, Johann Elias, als dramatischer Dichter (tragischer und komischer) vornehmlich bekannt, fällt in dieselbe Zeit. Auch Heinrich Schlegel, ein Bruder der beiden vorhergehenden, blieb in der damaligen literarischen Welt nicht ohne Namen, besonders wegen einer jambischen Übersetzung der Trauerspiele von Thomson.

den, was aber nicht weit über den Augenblick hinaus zu wirken vermochte. Schiller gesteht Beiden „einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen" zu, meint aber, daß diese Tugend „mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt sey, daß sie sehr viel von ihrem Werthe und Nutzen verliere." An einer andern Stelle sagt er: „das was man Gemüth heißt, fehlt Beiden, ob sie sich gleich die Terminologie davon anmaßen." Damit stimmt überein, wenn Göthe über sie urtheilt, „daß es ihnen an einem gewissen inneren Halt mangle, der sie zusammen- und festhalte [1])." Schiller, der wohl etwas zu scharf gegen sie eifert, beschuldigt sie außerdem in ihren ästhetischen Urtheilen „der Dürre, Trockenheit und sachlosen Wortstrenge," und findet in den poetischen Arbeiten des älteren (A. W.) neben der Dürre „eine herzlose Kälte [2])." Naseweisheit, schneidende, einseitige Manier werden ihnen dann von ihm weiter noch zur Last gelegt.

Lassen wir jedoch diese Meinungen dahingestellt, um zu sehen, was Beide geleistet. Gebildet durch antike Studien und in nicht gewöhnlicher Weise mit dem Geiste des Alterthums befreundet, worin freilich dem älteren A. W. der Vorrang gebührt, hatten sie eine bestimmte Grundlage, auf der sie ihre literarästhetische Thätigkeit ausbreiten konnten. Von diesem Punkte ausgehend und so mit der Geschichte die philologische Wissenschaft vereinend, suchten sie vorab der Kunstkritik eine neue Wendung zu geben. „Die Kunstkritik," schreibt A. W. Schlegel, „muß sich, um ihrem großen Zwecke Genüge zu leisten, mit der Geschichte, und, insofern sie sich auf Poesie und Literatur bezieht, auch mit der Philologie verbinden [3])." Diese historisch-philologische Tendenz nun leitete sie auf die eigenthümliche Weise charakterisirender Kritik. Sie lieferten Charakteristiken und suchten auf dem Wege genetischer Darlegung eines Werks den ästhetischen Standpunkt und Werth desselben zugleich zu veranschaulichen. „Unter allen Aufgaben," sagt daher A. W., „ist keine schwieriger, aber auch keine belohnender

1) Briefwechsel, III. S. 373. IV. S. 258. V. S. 160.

2) A. a. O. IV. S. 259.

3) Krit. Schriften. I. Vorr. XIII. Was Schlegel hier in späten Jahren (1828) bemerkt, sagt er mit Bezug auf seine kritische Stellung überhaupt.

als eine treffende Charakteriſtik der großen Meiſterwerke[1])." Sie gaben gemeinſchaftlich „Charakteriſtiken und Kritiken" heraus, womit ſie in vieler Hinſicht ihren Beruf zur literaräſthetiſchen Kritik auf unzweideutige und rühmliche Weiſe bethätigten. Sehr richtig weiſt Gervinus hinſichtlich der literarkritiſchen Methode der Schlegel auf Herder hin, in deſſen Fußtapfen ſie traten und deſſen Verhältniß zur Fortbildung der Literatur ſie gleichſam erneuerten. Auch ſie wollten den Grundſatz, daß Poeſie nur durch Poeſie recht kritiſirt werden könne, in Anwendung bringen[2]). Mit der Phantaſie und dem Gefühle ſollte der Verſtand Hand in Hand gehen. Wie Herder an Leſſing, lehnten ſie zunächſt (wenn auch, ohne es ſelbſt zu geſtehen) an Schiller, deſſen äſthetiſche Abhandlungen grade den Punkt enthielten, worauf es ihnen ankam, die Einheit zwiſchen dem Sinnlichen und Geiſtigen, zwiſchen Innerem und Äußerem. Selbſt an die Schiller'ſche Anſicht von dem Unterſchiede der antiken und modernen Kunſt, von dem Naiven und Sentimentaliſchen knüpften ſie an. Fand doch Friedrich Schlegel, daß das Weſen des Romantiſchen vorzüglich in dem Sentimentalen wurzele. „Nach meiner Anſicht und nach meinem Sprachgebrauche," ſchreibt er, „iſt das romantiſch, was uns einen ſentimentalen Stoff in einer phantaſtiſchen, d. h. in einer ganz durch die Phantaſie beſtimmten Form darſtellt[3])." Auch hierin hatte Herder hinlänglich präludirt, denn auch ihm war die Poeſie „die Sprache des Geſammtwunſches und Sehnens der Menſchheit," und darum ſtrebte er ſeinerſeits (wie die Schlegel), „außer den Morgenländern und Alten mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen und bei jedem bemerken zu können, wie er die Begriffe und Wünſche ſeines Herzens, die ihn am meiſten entflammten, auf die würdigſte Art einzukleiden und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen ſuchte[4])." — Gleichwie nun aber Herder über Leſſing hinausging, ſo dieſe jüngern alsbald über Schiller, den ſie ſpäter-

1) Ebendaſ.

2) „Die Kritik iſt ohne Genie nichts," ſchreibt Herder. „Nur ein Genie kann das andere beurtheilen und lehren." Herder, Werke. VII. S. 409.

3) Geſpräch über die Poeſie (1800). Werke, V. S. 291.

4) Herder, Werke VII. S. 309.

hin sogar kaum für einen Dichter gelten lasse. Blick hinaus zu wissen von der antik-plastischen Regelmäßigkeit gegenüber wissen Ernst und ein takt des modernen Kunstgenius" und wollten letzterm das Recht behaupten [1]). Ja schon früh meinte Friedrich, „die erhabene Bestimmung der neueren Dichtkunst sey nichts Geringeres als das höchste Ziel jeder möglichen Poesie [2])." Sie wollten das Sentimentale in die Fülle der objektiven Schönheit überführen. Diese objektive Dichtung soll nicht bloß „lyrische" Sentimentalität enthalten, sondern zugleich „reflexive." Sie strebt nach „einem Spiele, das so würdig ist als der heiligste Ernst, nach einem Scheine, der so allgemeingültig und gesetzgebend, als die unbedingteste Wahrheit [3])." In diesem Streben nach objektiver Sättigung der Poesie wurden sie nun wie von selbst auf die Bahn universeller Literaturthätigkeit hingeleitet, welche, wie wir oben ausgeführt, mit der Idee der Romantik wesentlich verbunden und gleichfalls von Herder zuerst angewiesen war. Nachdem Beide bereits in verschiedenen kleinern Schriftproben eine Art Vorschule ihres eigenthümlichen literarischen Berufs gemacht, traten sie im „Athenäum" (1798) [4]) an die Spitze der jungen Schriftsteller-Generation, welche damals, eben von Göthe und Schiller auf die Höhe eines nationalliterarischen Bewußtseyns gehoben, mit frischer Lebenskraft die reiche Errungenschaft zu neuem Gewinne für vaterländische Literatur anzulegen sich beeiferte. Diese Zeitschrift ist das Manifest ihrer romantischen Sendung. Als dieselbe bereits 1800 aufhörte, unternahmen sie bald hernach eine neue unter dem Titel „Europa", welche sich indeß ebenfalls nur einer kurzen Lebensdauer erfreuete. Mit

1) So z. B. A. Wilhelm in seinen Vorlesungen „über dram. Kunst und Literatur". Thl. III. S. 8 ff. 2. Ausg.

2) Über das Studium der griechischen Poesie (1795 — 96).

3) Fr. Schlegel, Werke V. Vorr.

4) Das Athenäum ist ein bedeutsames literarhistorisches Phänomen, indem in ihm in der That die Wurzeln der neuen kunst- und literarästhetischen Kritik hauptsächlich zu suchen sind. Das „Kynosarges" von Bernhardi setzte späterhin den Ton desselben gewissermaßen fort. Daß Kotzebue im Bunde mit Merckel „den Freimüthigen" gegen die Romantik, namentlich gegen die Schlegel, gründete, diese hinwieder in der „Zeitung für die elegante Welt" ein Gegenlager aufschlugen, mag als bloße literarhistorische Notiz hier beiläufige Erwähnung finden.

als eine treffende Cha[illegible] Die kritiſchen Feldzüge fort und begründeten in dieſem Fall gemeinſchaftlich den Ton, der bis auf die Gegenwart ſich vererbt hat über jede Generation literariſchen von jetzt nur in eine neue Phaſe getreten iſt. Daß beide Brüder, wieviel ſie auch auf ihrem Wege geirrt, wie oft ſie bei ihrem verwegenen Daherſchreiten getaumelt und den reinen Geſchmack, welchen ſie bewähren wollten, über Gebühr verletzt haben mögen, dennoch dem beſſeren Geiſte unſerer Literatur weſentliche Dienſte geleiſtet und ihn der Gemeinheit gegenüber auf der Höhe idealer Auffaſſung und Anſchauung erhalten haben, wird Niemand verkennen, der die Sache von der Zufälligkeit perſönlicher Beziehungen, die Wahrheit vom Irrthume und das Weſen von dem Scheine zu trennen verſteht und gewillet iſt. Daß wir ihnen namentlich die Verhinderung des Rückfalls in die moraläſthetiſche Spießbürgerlichkeit, zugleich eine lebendigere Vermittelung der Literatur mit dem Leben, deren Früchte wir jetzt genießen, hauptſächlich mitverdanken, dies zu bezeugen, iſt hiſtoriſche Pflicht, und es mag ihnen darob wohl vergeben werden, daß ſie bei Mangel an charakterfeſter Geſinnung ihr Talent wie ihre Kenntniſſe mehr als billig den Intereſſen des Augenblicks und den Gelüſten perſönlicher Willkür und Zufälligkeit dienſtbar gemacht haben.

Haben wir hiermit die allgemeine und gemeinſame Stellung der beiden Brüder zur Literatur und namentlich zur neuromantiſchen bezeichnet, ſo mag es wohl am Platze ſeyn, jeden von ihnen nun noch einzeln kurz zu charakteriſiren.

A. W. v. Schlegel (1767—1845) bildet unter unſeren Literatoren eine in vieler Hinſicht ſeltſame Geſtalt. Kaum möchte die Wiſſenſchaft irgendwo mehr zur Folie perſönlicher Erſcheinung gemacht worden ſeyn als bei ihm. Wir übergehen die vielen Anekdoten, welche gelehrte und ungelehrte Berichterſtatter über die Art ſeines äußerlichen Behabens mitgetheilt, und die insgeſammt darauf hinausgehen, ihn als ein Muſter läppiſcher Eitelkeit darzuſtellen. Am weiteſten, aber auch am unwürdigſten hat Heine außer Anderm in ſeiner Schrift „Zur Geſchichte der neueren Literatur in Deutſchland", welche er in ſpäterer Umarbeitung „die romantiſche Schule" betitelte, die kleinliche Verunglimpfung Schlegel's geführt, für den er faſt kein anderes Prä-

dikat als die Geckenhaftigkeit nebst noch einigen andern Invektiven zu kennen scheint. Obgleich wir nun nicht leugnen wollen, daß die Prob[illegible] delkeit des Äußerlichen und die kleinmeisterliche Sucht, in [illegible], im Umgang mit Frauen und überhaupt auf der Bühne des Lebens zu gefallen und durch die Künste seiner Sitte und vornehmer Weltform zu glänzen, auch seinen Schriften hin und wieder den Anstrich der Oberflächlichkeit, der geistreichen Frivolität, der formellen Ziererei und trocknen Eleganz mitgetheilt haben; so darf uns solcherlei Zufälligkeit doch nicht allzu ungerecht gegen die vielen Vorzüge machen, wodurch seine Arbeiten ausgezeichnet sind und dem wahrhaft Gebildeten sich empfehlen. Weniger philosophirend und phantasirend als sein Bruder, übertrifft er diesen an Vielseitigkeit der Kenntnisse, an Gediegenheit philologischer Bildung sowie an Klarheit und Plastik der Darstellung; wobei er freilich oft an die Kälte und herzlose Dürre streift, welche, wie wir gehört, ihm Schiller vorwarf, dem er seinerseits „kalte abgezirkelte Eleganz" beilegte. Zur Romantik verhielt er sich daher fast nur formell, und ihre Grundfarbe, die Mystik, wollte ihn wenig kleiden, obwohl er ihr mehrfach, besonders in dem ersten Stadium seiner literarischen Thätigkeit, eifrigst das Wort redet [1]). Seine schönen Talente, die in Sprache und Kritik ihren rechten Schauplatz hatten, fanden von Kindheit an die glücklichste Pflege, durften in der günstigen Witterung einer fruchtbar einwirkenden Umgebung sich entfalten und unter den Einflüssen vielseitig-fördernder Welterfahrungen und Anschauungen reifen und gedeihen. Geboren zu Hannover in einer reichgebildeten Familie, durch trefflichen Schulunterricht vorbereitet, hatte er in Göttingen willkommene Gelegenheit, sowohl unter Heyne's Leitung seine philologischen Studien fortzusetzen, als auch durch den näheren Umgang mit Bürger sich, „einen Versemacher von Kindesbeinen an" (wie er sich selber nennt) [2]), zu dem ästhetischen und

1) So besonders in den Vorlesungen, welche er 1802 in Berlin „über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters" hielt. Selbst in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur finden sich noch dergleichen Stellen genug. Die erste dieser Vorlesungen handelt hauptsächlich über Wesen und Ursprung des Romantischen. —

2) Krit. Schriften II. S. 6. Hier erzählt er auch, wie er sich Bürgern, der als Dichter in Göttingen, „da er keine Kompendien zu schreiben wußte," von den

poetischen Berufe einweihen zu lassen. Mit seinem Bruder theilte er die Unruhe und Wanderlust, die Ungebundenheit des Literatenthums. Kein Ort noch Verhältniß konnte ihn recht fesseln, bis er zuletzt (seit 1818) in Bonn als Professor an der dortigen Universität für den Rest seines Lebens sich niederließ. Nachdem er seit dem Schlusse seiner akademischen Studien einige Jahre in Amsterdam als Erzieher verbracht, kehrte er nach Deutschland zurück, suchte in Jena (1796—1800) sich an der vollen Lebensregung deutscher Geister zu betheiligen, verkehrte hier mit Schiller, arbeitete an dessen Horen und Musenalmanache, lernte Göthe kennen, ging mit W. v. Humboldt um, kämpfte an Fichte's Seite gegen Nicolai, nahm Theil an der allgemeinen Literaturzeitung und hielt als außerordentlicher Professor ästhetische Vorlesungen. Seiner Stelle entsagend, begab er sich nach Berlin, welches damals der Mittelpunkt wurde für die neue literarische Schule. Hier, mit L. Tieck vornehmlich verbunden (mit dem er 1802 einen Musenalmanach herausgab), verfolgte er die Tendenz derselben in unabhängiger Strebsamkeit. Namentlich eröffnete er jetzt seine eigentliche Übersetzerkunst und zwar zunächst mit Calderon (nachdem er schon in Jena durch einige Proben seinen Beruf hierfür an Dante bewährt hatte); ebenso trat er seine universalliterarische Thätigkeit an mit der Herausgabe „der Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Literatur". In mancherlei literarische Streitigkeiten mit Kotzebue und Merckel verwickelt, brach er seinen Berliner Aufenthalt plötzlich ab, um in Gesellschaft der Frau von Staël, welche damals (1804) in Deutschland reiste und deutsche Literaturzustände kennen lernen wollte, neue Anschauungen und Anregungen zu gewinnen. Mit ihr bald in der Schweiz auf ihrem Gute Copet, bald in Italien, Frankreich, Schweden oder in deutschen Städten lebend, erweiterten sich sein Gesichtskreis und seine literarischen Absichten mehr und mehr. Als Europa sich gegen Napoleon erhob, griff auch er gegen ihn zur Waffe des

meisten Professoren ignorirt oder gar verachtet wurde, immer näher anschloß, so daß sie zusammen um die Wette versificirten und fast nur von Poesie sich unterhielten. Wie sehr ihn Bürger dagegen anerkannte, beweist außer Anderm die Vorrede zur 2ten Ausg. seiner Gedichte (1789), worin er den jungen Freund als einen künftigen poetischen Stern signalisirt.

Worts in deutſcher und franzöſiſcher Sprache und begleitete den damaligen Kronprinz von Schweden, Bernadotte, als Kabinetsſekretär auf dem Feldzuge 1813. Nachdem er darauf wiederholt in Copet verweilt, beſchloß er, wie ſchon gemeldet, (nach dem Tode der Frau von Staël) ſeine thätige Laufbahn in Bonn, wo er vorzugsweiſe über Literatur Vorleſungen zu halten hatte. In religiöſer Hinſicht blieb er, obgleich, wie wir ſo eben bemerkt, dem Spiele des Myſticismus, unter deſſen „ſündhafte Mitbündner" ihn Voß ſtellen will, nicht immer abgeneigt, doch im Weſentlichen auf dem Standpunkte der freien proteſtantiſchen Weltanſicht; weshalb er denn auch den Übertritt ſeines Bruders nicht nur nicht billigte, ſondern ſich von dieſem ſogar gänzlich trennte, als derſelbe ſich mehr und mehr den „jeſuitiſchen" Sympathien ergab [1]). Überhaupt muß man in der Laufbahn ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit mehrere Stadien unterſcheiden. In dem erſten finden wir ihn ganz in der romantiſch-propagandiſtiſchen Miſſionsthätigkeit befangen, in dem letzten dagegen gerade in der umgekehrten Richtung der rationaliſtiſchen Indifferenz, Kälte und kritiſchen Verneinung, während das mittlere (etwa von 1806—1818) ihn auf der Höhe einer ernſteren und gediegenern Haltung zeigt.

Als produktiver Schriftſteller ohne Originalität und lebendige Energie vermochte A. W. Schlegel weder in der Dichtkunſt noch in irgend einem Zweige der eigentlichen Wiſſenſchaft einen ſelbſtſtändigen Standpunkt zu gewinnen [2]). Als Dichter bewegt er ſich im Ganzen im Elemente geiſtreicher Reflexion, wobei ihm ſeine ſprachliche Gewandtheit und Bildung vorzüglich zu Statten kommt. Nur ſelten iſt das Herz bei ſeinen lyriſchen Poeſien von Grund aus betheiligt. In den Klageliedern über den frühen Tod ſeiner Stieftochter Auguſta

1) A. W. Schlegel hat ſich gegen den Vorwurf, daß er gleichfalls übergetreten, erſt 1828 in einer beſondern Broſchüre vertheidigt. Auch in ſeinem Nachlaſſe hat ſich ein Brief an eine franzöſiſche Dame vorgefunden, in welchem er ſeine religiöſe Freiſinnigkeit behauptet und das oben berührte Mißverhältniß mit ſeinem Bruder ſcharf bezeichnet. Er bekennt ſich darin unter Anderm nur zur „allgemeinen Kunſtreligion" und nennt ſeine eigenen geiſtlichen Sonette bloß Kinder d'une prédilection d'artiste.

2) Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt durch Eduard Böcking in Bonn beſorgt worden. Leipzig, 1846 ff., in 12 Bdn.

en des Homer dringt jedoch der Herzenston reiner hervor. Die Legende „Der heilige Lucas" ſpricht durch einfache Haltung an, wobei nur etwas mehr Kürze zu wünſchen. Auch ſein „Arion" darf zum Theil auf äſthetiſche Anerkennung Anſpruch machen, obgleich der Hauch friſcher Phantaſie darin vermißt wird. Die Elegie „Rom" an Frau von Staël hat einzelne Züge echter lyriſcher Empfindung, dehnt ſich aber im Ganzen zu ſehr in reflexiv-hiſtoriſche Breite und kalte Langweiligkeit aus, als daß ſie für ein reines Produkt lyriſcher Stimmung gelten könnte. Der formelle Werth bleibt anzuerkennen. Bei Schlegel's poetiſchen Verſuchen iſt die techniſch-formelle Seite die Hauptſache. Hierin beſaß er eine Art Virtuoſität, mit der es ihm gelang, ſich der antiken wie modernen rhythmiſchen Verhältniſſe gleichmäßig zu bemächtigen und dieſelben auf unſer Idiom mit Glück zu übertragen. Es erklärt ſich hieraus namentlich, wie er nicht nur in der Überſetzung den fremden Rhythmus mit Erfolg ſich aneignete, ſondern auch gerade im Fache des Sonett's ſich vornehmlich auszeichnen konnte. Dieſes war Schlegel's Stolz, ſo daß er ſich ſelbſt deſſen Meiſter und Muſterdichter nennen mochte. Und in der That gebührt ihm hier das Verdienſt höherer Ausbildung, ſelbſt oft poetiſcher Gelungenheit. Wenn er ſpäter noch im deutſchen Muſenalmache mit epigrammatiſchen Pfeilen gegen Dichter und Kritiker zu Felde zog und dabei ſelbſt Schiller's nicht eben ſchonte; ſo möchte man ſich verſucht fühlen, darin eher die Stimme eines unwilligen Abſchieds von der Muſe, als den echt kritiſchen Zorn über die Mißhandlung derſelben von Seiten ihrer ſchlechten Freunde zu vernehmen. Daß er gegen Schiller, dem er in der erſten Zeit nachſtrebte, ſpäterhin beſonders eingenommen war, haben wir ſchon angedeutet. Bereits 1800 ſchreibt er, daß er Urſache habe, mit demſelben unzufrieden zu ſeyn. Mehrfach tritt dieſe Feindſchaft bei ihm hervor, zuletzt noch ſcharf in einem Cyklus von Gedichten über den Göthe-Schiller'ſchen Briefwechſel. — Schlegel's bekannter dramatiſcher Verſuch, Jon, den er während ſeines Aufenthalts in Berlin dichtete, trägt die Phyſiognomie der poetiſchen Impotenz, welche durch alle „intereſſanten Aufſätze darüber" in der Zeitung für die elegante Welt und durch die daran ſich knüpfende literariſche Fehde nicht verdeckt werden kann. Grade die höhere Anſtrengung, die hier gefodert wurde,

ließ dieſe Schwäche um ſo deutlicher merken. Sehen wir von der hohen ſprachlichen und rhythmiſchen Bildung ab, ebenſo von dem Rhetoriſch-Gelungenen in einzelnen Stellen; ſo tritt das Ganze als eine Kunſtfigur heran, der man bald anſieht, daß ſie nicht von innen heraus lebt, ſondern nur wie ein Uhrwerk aufgezogen und wohlgeſtellt iſt. Wenn Göthe findet, „daß das Stück lebhaft fortſchreitet," ſo haben wir ſo ziemlich das Gegentheil zu behaupten, geben aber gern Recht, wenn er ihm auch „höchſt intereſſante Situationen" nachrühmt [1]). Daß er die Produktion (welche mit ſeiner Iphigenie gleichſam Hand in Hand gehen will) in Weimar auf die Bühne brachte, konnte derſelben kein nachhaltiges Anſehn verſchaffen.

A. W. Schlegel's eigentlicher Ruhm gründet in der literar-hiſtoriſchen Kritik. Hierzu war er ebenſoſehr durch Talent als Ausbildung und vielſeitige Studien berufen. Wir thun wohl nicht zu viel, wenn wir ihm in dieſem Bezuge die Ehre geben, der nächſte Urheber der ganzen folgenden literaturgeſchichtlichen Bewegung geworden zu ſeyn, indem er die Grundſätze der durch Schiller und Göthe neu begründeten Äſthetik in die kritiſche Auffaſſungsweiſe der Literatur vor Andern hinüberführte. Nicht bloß in Deutſchland wirkte er mit ſichtbarem Erfolg, auch auf das Ausland (z. B. durch ſeine Charakteriſtik Shakſpeare's auf England und durch die des italieniſchen Drama auf Italien) erſtreckte ſich ſeine kritiſche Bewegung. Neben Deutſchland wurde indeß Frankreich am bedeutſamſten davon berührt. In letzterer Beziehung ſetzte er gewiſſermaßen fort, was Leſſing bereits angefangen. Er that dieſes nicht minder durch den Einfluß, welchen er auf das berühmte Werk der Frau v. Staël („über Deutſchland") ausübte, als durch beſondere Schriften, die er zum Theil ſelbſt in franzöſiſcher Sprache verfaßte [2]). Die franzöſiſche Romantik der Gegenwart hat ihre erſte Einleitung dort zu ſuchen und ſcheint dem Widerſpruche, welchen damals die ſtrengen Anhänger des altklaſſiſchen Regime's Schlegeln entgegenſtellten, ein Dementi geben zu wollen [3]). Nannte dieſen

1) Göthe, Werke, Bd. 27. S. 104. und Bd. 45. S. 8.

2) Oeuvres de Auguste Guillaume de Schlegel écrites en français et publiées par Edouard Böcking. 3 Bde. Leipzig 1846.

3) Lange konnten die Freunde der Klaſſik der Richelieu'ſchen Akademie Schle-

doch ein Pariſer Journaliſt „den Domitian (?) der franzöſiſchen Literatur, welcher wünſche, ſie möge nur ein Haupt haben, um es mit einem einzigen Streiche abzuſchlagen.“ Selbſt ſeine Freundin, die Frau von Staël, hat in dem ebengenannten Werke (Theil 3) eine gewiſſe Mißbilligung der antifranzöſiſchen Tendenzen beider Brüder nicht unterdrücken können. Auch die italieniſche National-Eitelkeit wurde gegen unſern Kritiker laut, obgleich mehrere talentvolle junge Geiſter ſeinen Anſichten zuneigten.

Fragen wir nun nach der Beſchaffenheit von A. W. Schlegel's Kritik und literaturgeſchichtlichen Leiſtungen; ſo haben wir zuvörderſt zu beſagen, daß ſie, ohne philoſophiſche Grundlage, mehr die Außenlinien behandeln, als in das Mark der Ideen und in die Werkſtatt des ſchaffenden Geiſtes dringen. Feinheit der Bemerkungen, treffende Analogien, ironiſche Beleuchtung und vor Allem darſtellende Charakteriſtik bei großer Eleganz der Form zeichnet dieſe Schriften aus, während Gründlichkeit und höherer Ernſt oft zu vermiſſen ſind. Das kunſtrichterliche Raiſonnement überwaltet in vornehmer Gewandung vielfach den Kern der Sache. Was den Ton angeht, ſo mochte derſelbe für jene Zeit wohl mitunter auffallen, und man verargte es dem Kritiker nicht wenig, wenn er in parodiſcher Laune das Gemeine und Platte, welches ſich in die Literatur breit und bequem hineinlagern wollte, bezeichnete. Uns kann die Haltung der Schlegel'ſchen Kritik kaum irgendwo übertrieben ſcheinen. A. W. Schlegel bemerkt in dieſer Hinſicht ſpäter mit Recht: „im Ernſt zu reden, ich beſorge vielmehr, meine heutigen Leſer möchten hier und da die nöthige Würze vermiſſen, als daß ihnen die Speiſe verſalzen und überwürzt dünken ſollte.“ Er meint, daß er nur durch den Wechſel und Fortſchritt der Zeiten, ohne ſeinen Standpunkt zu verändern, „aus einem als revolutionär verſchrieenen ein völlig konſtitutioneller Kritiker“ geworden

---

geln den Angriff auf ihre dramatiſche Dichtung nicht vergeſſen. Als er daher wegen ſeiner indiſchen Arbeiten zum auswärtigen Mitgliede des franzöſiſchen Inſtituts vorgeſchlagen wurde, ſoll ein Mitglied ſeine Schilderung des franzöſiſchen Theaters aus der Taſche gezogen und ſich gegen die Aufnahme eines ſolchen Fremden, der ſich des Verbrechens der beleidigten Nation ſchuldig gemacht, aufgelehnt haben. Vgl. A. W. Schlegel, Krit. Schrift. I. Vorr.

ſey. Nicht leicht wird ihn dermalen Jemand für „einen Herodes halten, der an einer Menge unſchuldiger Bücher nichts Geringeres als einen bethlehemitiſchen Kindermord verübt hat [1])." Wie dem auch ſey, jedenfalls ſtimmen wir unſerem Kritiker von damals bei, wenn er ſich ſchmeichelt, daß das Meiſte von ſeinen bezüglichen Arbeiten darum, daß es aufgehört hat, paradox zu ſeyn, noch keineswegs trivial geworden iſt. So werden ſeine kritiſchen Charakteriſtiken mehrerer Göthe'ſchen Werke, ebenſo Voſſen's und Bürger's ſowie Shakſpeare's, immer treffliche Denkmäler unſerer Literatur ſelbſt bleiben, wie oft man auch dabei ein tieferes Eingehen und ernſteres Erwägen wünſchen muß [2]). — In Abſicht auf die Romantik geſteht Schlegel ſelbſt, daß es ihm Zweck ſey, den Namen „des Romantiſchen, der auf hundert Komödienzetteln an rohe und verfehlte Erzeugniſſe verſchwendet und entweihet werde, durch Kritik und Geſchichte wieder zu ſeiner wahren Bedeutung zu adeln [3])." Dieſes war auch die eigentliche Aufgabe ſeiner „Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt und Literatur", die er (1808) in Wien hielt und welche ſich ein wohlverdientes Anſehn erworben. Er führte darin nach dem Standpunkte der Zeit, ihrer Kultur und wiſſenſchaftlichen Stellung Leſſing's Hamburg'ſche Dramaturgie gewiſſermaßen weiter aus. Das antike Drama wird darin freilich mit Vorliebe behandelt, allein unvermerkt doch der Hauptnachdruck auf das Romantiſche gelegt. Die romantiſche Poeſie, heißt es (in der 12ten Vorl.), ſey „dem Geheimniſſe des Weltalls näher," das Gefühl ſolle ihr Princip ſeyn und dies werde „Alles in Allem zugleich gewahr," während der Begriff, die Seele des Antiken, „nur Jedes für ſich umſchreibe." Mag nun auch dieſem Werke Mangel an gleichmäßiger Gediegenheit, dabei Schiefheit des Urtheils, einſeitige Vorliebe für das Griechiſche und noch mehr für die ſpaniſche und engliſche Romantik, diplomatiſches Hinweggehen über manche ſchwierige oder anſtößige Punkte nachgeſagt werden können, wie denn in dieſem Bezuge ſich neben der

1) Krit. Schrift. (1828) I. Vorr.

2) Vgl. die Charakteriſtiken und Kritiken, welche er mit ſeinem Bruder herausgab, ebenſo die Jenaer Allg. Lit. Zeitung, die Schiller'ſchen Horen und das Athenäum ſammt den Kritiſchen Schriften. Berlin, 1828. 2 Thle.

3) Vorleſ. über dram. Kunſt u. Liter. III. S. 429. 2. A.

verdienten Anerkennung bald kompetente Stimmen des Tadels erhoben (z. B. Bouterwek in Göttingen, Solger und Andere)[1]); so wird ihm der Ruhm, ein allseitiges, anschauliches, von umfassenden literarhistorischen Kenntnissen zeugendes Gesammtbild der dramatischen Literatursphäre zu enthalten, nicht abgesprochen werden können. Was wir neben jenen Fehlern am meisten an der Arbeit vermissen, ist die philosophische Auffassung und Durchdringung der Sache, ein Bedürfniß, das bei der Beurtheilung der dramatischen Literatur sich wesentlich geltend macht. Weder die griechische noch die germanische Tragödie kann ohne das Senkblei der Philosophie in ihrer wahren Bedeutung, welche in der Idee beruhet, erkannt werden. Darum ist denn auch, alles Trefflichen ungeachtet, was über Shakspeare gesagt wird, der tiefwaltende Geist und Gedanke dieses großen dichtenden Philosophen nicht gehörig erfaßt worden, ebensowenig als Göthe und Schiller aus der Tiefe ihrer ideellen Produktivität gewürdiget werden. Bei diesen beiden Dichtern ist die Oberflächlichkeit in eine flüchtige, wahrhaft dürftige Kürze übergegangen. Ein bedeutender Vorzug dieser Vorlesungen liegt in der stylistischen Behandlung, welche durch freie, über jede Schulpedanterie hinausgehende und von Bildung getragene Darstellung wohl Ansprüche auf den Rang klassischer Prosa machen darf. Freilich bleibt ihr die Lessing'sche Gediegenheit und Tiefe oft zu wünschen, und man gäbe für diese gern etwas von der Eleganz und Feinheit hin, welche sich hin und wieder nicht ohne den Schein dilettantischer Selbstgefälligkeit darbringt.

A. W. Schlegel's Leistungen im Fache der Übersetzung sind im Allgemeinen so anerkannt und unbestritten, daß darüber hier wenig zu bemerken bleibt. Daß Shakspeare und Calderon ihm besonders nahe lagen, begreift sich aus dem Gesichtspunkte der Romantik leicht. Wurde er hinsichtlich des Ersteren selbst von Engländern „des Ultra-Shakspeareanismus" beschuldiget, so darf es in Beziehung auf den Ers-

1) Mit Recht wirft Bouterwek (in den Gött. g. A.) Schlegeln vor, daß er bei seiner Vorliebe für die englische und spanische Romantik „selbst in ihren Fehlern eine besondere Vollendung der Kunst erblicke." Wie einseitig scharf Schlegel in vielen Stücken den Euripides beurtheilt, ist bereits sonst mehrfach hervorgehoben worden. Solger's Bemerkungen finden sich in der trefflichen Recension der Schrift in den Wiener Jahrbüchern von 1818.

teren nicht befremden, wenn er ihm „den reinsten und potenzirtesten Styl des Romantisch-Theatralischen" zuzuschreiben kein Bedenken trägt [1]). Wie er in Absicht auf die Wiedergabe des ursprünglichen Geistes und Tons der fremden Werke, desgleichen auf die Gewandtheit und Reinheit im Gebrauche unserer Sprache und ihrer rhythmischen Befähigung als Muster unserer Übersetzungskunst gelten könne, und wie diese zu ihrer ungemeinen Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit grade durch ihn besonders angeregt worden sey, haben wir zum Theil schon angedeutet. So übersetzte Gries, wohl zum Theil von ihm angeregt, Tasso's befreites Jerusalem (1800) nebst Ariost und Calderon, Kannegießer den Dante (1809), Streckfuß diesen wie Ariost und Tasso, Andere endlich Anderes.

Daß sich A. W. Schlegel in dem letzten Viertel seines Lebens der Sanskrit-Literatur mit Eifer zuwandte, ist hinlänglich bekannt. Diese Studien (zu denen bei uns schon mit Forster's Übersetzung der Sakontala (1790) die erste Einleitung gegeben worden, die dann mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts größere Aufmerksamkeit gewannen) [2]) hatten insbesondere in dem Werke seines Bruders Friedrich „Über die Sprache und Weisheit der Inder" (1808) neue Empfehlung erhalten. Seitdem waren sie theils durch die bedeutsamen und umfassenden Fortschritte, welche die Engländer in der Bekanntschaft der Sanskrit-Literatur in Ostindien machten, theils auch durch das Hinzutreten der persischen und arabischen Literaturstudien, die besonders von Joseph v. Hammer gepflegt und in Göthe's „west-östlichem Divan" gleichsam popularisirt wurden, zu großem Ansehn bei unseren Sprachgelehrten und Literaturfreunden gelangt. A. W. Schlegel, dessen Sprachtalent und philologische Sympathien wir schon des Öfteren hervorgehoben, fand sich zunächst wohl hierdurch, dann aber auch durch die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Romantik und den indischen Anschauungen aufgefodert, auch auf diesem Felde spät noch Lorbeern zu sammeln und in den Kranz seiner Unsterb-

1) Einleitung zu den Übersetzungen aus Calderon. Vgl. auch die Zeitschrift „Europa" von Fr. Schlegel, Bd. I. St. 2.

2) Die Gita Govinda von Dalberg (1802) nach dem Englischen des William Jones nennt Göthe wohl mit Recht „eine pfuscherhafte Sudelei." Briefw. VI. S. 94.

lichkeit einzuflechten. Wie weit ihm dieses gelungen, ob nicht auch hier etwas Oberflächlichkeit sich ausbreite und die ihm eigene dilettantische Eitelkeit, welche ihn mehrfach zu absonderlichem Literaturbetriebe veranlaßte, hierbei mitwirkte, solches zu untersuchen, ziemt sich weder für uns, noch ist es dieses Ortes [1]). Wir weisen auf jene Studien nur deshalb hin, um das literarische Bild des Mannes vollständig zu zeichnen, der, wie er auch geirrt haben mag, immer unvergängliche Verdienste im Reiche unserer Nationalliteratur ansprechen darf [2]).

In rühmlichem Wetteifer geht Friedrich Schlegel (1772—1829) neben seinem Bruder auf der Bahn nationalliterarischer Wirksamkeit. Wandelbarer als dieser in Überzeugungen und Richtungen, hat er doch nicht bloß den romantischen Standpunkt, sondern überhaupt die Grundlage der literarischen Auffassungs- und Behandlungsweise mit ihm gemein. Diese ist das sinnlich-geistige Behagen, wofür Beiden Göthe als Vorbild gelten mußte. Mehr indeß als in A. Wilhelm treibt dieser Keim in Friedrich, bei dem derselbe zu genußsüchtiger Lust emporstrebte und zu „einem höheren Kunstsinne der Wollust" gesteigert werden sollte. In der berühmten und berüchtigten „Lucinde" (1799) stellte er die poetische Theorie dieser „Empfindung des Fleisches" auf, welche er „eine seltene Gabe" nennt. Der Trieb raffinirter Sinnlichkeit drängte ihn in allerlei absonderliche Verhältnisse, selbst später in die Ästhetik des Katholicismus; dorther erwuchs ihm „die Liebe und die Noth," woraus, wie er an die Rahel schreibt, „sein ganzes Leben unzertrennlich gewebt ward." Friedrich Schlegel hat mit seinem Bruder auch das Schicksal gemein, nebst mancher Gunst zugleich alle Härte des öffentlichen Urtheils erfahren zu haben. Noch mehr als bei diesem mischten sich bei ihm die Stimmen der Parteien ein, weil er in dem Wechsel seiner Neigungen und Standpunkte, in den Gegensätzen seiner Ansichten und Überzeugungen bald hier bald

1) Wir erinnern hier mit Übergehung anderer Leistungen in diesem Fache nur an die „Indische Bibliothek", welche er seit 1820 herausgab.

2) Unter Schlegel's späteren Arbeiten verdient besondere Beachtung seine Recension von Niebuhr's „Römischer Geschichte" in den Heidelberger Jahrbüchern (1818), in welcher kritisch-polemischer Scharfsinn nicht zu verkennen ist. Die Niebuhr'schen Hypothesen über die älteste Geschichte Rom's werden mit starken Gründen angegriffen und zum großen Theile nicht ohne Erfolg.

dort anstieß und Ärgerniß gab. Von Natur vielseitig befähiget, mit Geist und sinnlichem Triebe gleich sehr begabt, bei Tiefe des Gefühls nicht ohne einen gewissen Grad der Phantasie trug er von Anfang die Keime der Widersprüche und der suchenden Unruhe in sich, welche das Charakteristische seiner Person, seines Lebens und seiner schriftstellerischen Thätigkeit bilden. Er selbst hat dieses noch spät anerkannt, indem er schreibt (1817), „daß in seinem Leben und seinen philosophischen Lehrjahren ein beständiges Suchen nach der ewigen Einheit liege." Ganz einfach könnte man jenen Widerspruch zurückführen auf den Kampf zwischen Realem und Idealem, der bei ihm sich nimmer recht ausgleichen wollte und ihn von einer Stimmung in die andere, von Extrem zu Extrem trieb. Es war insofern in ihm etwas Faustisches, welches nur darum nicht zum rechten Ausdrucke kam, weil seiner persönlichen Organisation die Energie des Strebens fehlte. Friedrich Schlegel suchte den Genuß ohne den Muth, ihn nöthigenfalls entbehren zu können, und doch auch ohne den Ernst der Arbeit, ihn zu erringen. Bedenkt man nun, wie er mit solcher Ausstattung in eine Zeit gestellt wurde, die sich ihrerseits durch Widersprüche und Extreme hindurcharbeitete, mit Gährungen beginnend in die Krankheit der Erschlaffung fiel und ohne positive Haltung mit der Zukunft schwachsinnig kapitulirte; so kann man sich kaum wundern, wenn eine Persönlichkeit gleich der seinigen, in der, wie Varnhagen sagt, „Gespenster, Dämonen und Genien durch einander schwirrten [1]," keinen sicheren Ankergrund des Wissens, Strebens und Wirkens finden mochte, bis ihm, wie er selbst schreibt, „endlich der Anschluß an die Kirche die innere Einheit gewährte," die er sonst weder in Geschichte noch Poesie, weder in der Hingabe an den Orient noch an das Deutschthum hatte finden können. Obwohl anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und für dies Geschäft Lehrjahre bestehend, war er doch mit gelehrten Schulstudien, denen er sich etwas später zuwandte, alsbald vertraut geworden und konnte schon 1794, nachdem er in Göttingen und Leipzig besonders den philologischen Wissenschaften obgelegen, als Schriftsteller mit einer Abhandlung über „die Schulen der griechischen Poesie" und einigen andern verwandten Inhalts auftreten. Nicht lange darauf finden wir ihn mit wichtigeren Werken auf der Bahn literarischer Betrieb-

1) Galerie von Bildnissen u. s. w. I. S. 226.

samkeit frisch und muthig wandeln. „Die Griechen und Römer", dann „Poesie der Griechen und Römer" nebst andern Schriften über das Alterthum waren bereits erschienen, als er 1798 mit seinem Bruder das „Athenäum" herausgab und hiermit die neue Literaturrichtung bestimmt einleitete. In den bisherigen Schriften hatte er wesentlich den Standpunkt, welchen Göthe seit seiner italienischen Reise und Schiller in seinen mehrberührten ästhetischen Abhandlungen eingenommen, zu behaupten und den Gegensatz wie das Verhältniß zwischen antiker und moderner Literatur näher zu beleuchten und zu bestimmen gesucht. Mit dem berüchtigten Romane „Lucinde" (1799) erhob Friedrich die Fahne des neuen Literatenthums. Bald darauf, nachdem er in Jena als Privatdocent aufgetreten, erschien das „Gespräch über die Poesie" (1800), in welchem die romantische Idee schon in voller Rüstung hervortritt. Naturphilosophie wird mit Mythologie zur Bildung einer neuen Symbolik verschmolzen; um dieses Gebilde soll sich der Schleier der Mystik weben, in dem Ganzen aber „der Geist aller Künste und Wissenschaften wie in einem Mittelpunkte sich begegnen." Cervantes und Shakspeare treten den Heroen der alten Literaturwelt mit vollster Ebenbürtigkeit gegenüber. Freilich sehen wir den unsteten Mann gleich darauf wieder bei dem Geiste Lessing's Einkehr nehmen, indem er (1801) „Gedanken und Meinungen" desselben herausgiebt, denen sich die „Charakteristiken und Kritiken" zugesellen. Allein der „Alarcos", welcher 1802 erschien, zeigt ihn sofort wieder und zwar vollständig auf der romantischen Irrfahrt. Dieses wunderliche Produkt, das Schiller „ein seltsames Amalgama des Antiken und Neuestmodernen" nennt, konnte trotz der Aufführung in Weimar, wo es freilich, wie Schiller gefürchtet hatte, eine totale Niederlage erlitt, weder Gunst noch Respekt erlangen [1]). Es ist nebenbei ein Denkmal der poetischen Zeugungsschwäche des Verfassers, dem auch kaum ein lyrisches Gedicht wahrhaft gelungen ist. (Vgl. Gedichte, 1809.) Die sonderbare Willkür in der Durcheinandermischung von allerlei rhythmischen Formen (Sonetten, Terzinen, Stanzen u. s. w.) giebt jenem Produkte eher das Ansehn einer ästhetischen Mißgeburt als eines poetischen Werks. Die Zeitschrift „Europa" wurde

1) Briefwechsel VI. S. 124. Über die mißglückte Aufführung berichtet auch Karoline v. Wolzogen in Schiller's Leben.

faſt gleichzeitig unternommen und beſchäftigte ſich vornehmlich mit der Expoſition der unendlichen Unendlichkeit der neuen romantiſchen Heilslehre und ihrer urgründlich-geiſtigen Symbolik. Mit Schleiermacher, der anfangs ein warmer Jünger der Romantik war, wollte er den Plato überſetzen, ein Unternehmen, welches Schleiermacher (da der bequeme Romantiker nicht recht von der Stelle wollte) allein ausführte, worüber ihn jener (an die Rahel) der Perfidie beſchuldigen mochte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden reiſte Friedrich in Geſellſchaft ſeiner nachherigen Frau, Dorothea Veit, gebor. Mendelsſohn, nach Paris. Das Reiſen war ihm bereits ſo zur Gewohnheit geworden, „daß er eine kleine Fahrt nach London und Madrid nicht mehr für eine Reiſe rechnete" (an Rahel). Von Paris, das ihn mit ſeiner Weltgröße zu einer Weltthätigkeitsſtellung gebracht, begab er ſich nach Köln, wo er ſammt ſeiner Frau zum Katholicismus übertrat, wofür er ſich längſt im Stillen vorbereitet. Seine Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Inder", welche (1808) mit dieſem Religionswechſel zuſammentraf, war das literariſche Spiegelbild ſeiner neuen Metamorphoſe, die freilich etwas Neues kaum darbot, da ſie nur das Ende deſſen war, wovon der Anfang in des Mannes urſprünglichem Seyn und Weſen lag. Göthe fand darin des Verfaſſers „crudes chriſtkatholiſches Glaubensbekenntniß" und Heine macht darüber die Bemerkung, daß ſowie Alles, was Friedrich Schlegel ſchrieb, mit dem „Rückhaltsgedanken" (der arrière-pensée) ſeines Katholicismus geſchrieben ſey, ſo namentlich auch dieſes Buch [1]). Übrigens war Schlegel Katholik auf ſeine Weiſe. Er fand in dem Katholicismus nur die Religion der Romantik und ſeines äſthetiſchen Myſticismus, vielleicht auch beſtach ihn dabei in Etwas die Ausſicht auf Gnade, deren er, wie Gervinus andeutet, „nach den Sünden der Schriftſtellerei und des Lebens, die ihn arg kompromittirten," bedürfen mochte. Wie Varnhagen berichtet, behauptete er, „Deutſchland habe die höchſte Staatsbildung angeſtrebt, weil es durch ſeine vielen geiſtlichen Staaten die höchſte Annäherung an das Reich Gottes erlangt habe [2])." — Von Köln nach Wien

1) Zur Geſchichte der neueſten ſchönen Literatur in Deutſchland. Paris, 1833. Thl. II.

2) Varnhagen, Denkwürdigkeiten VII. S. 281.

übergeſiedelt, fand er hier Gelegenheit, in dem Kriege mit Napoleon (1809) zu zeigen, „ob er noch zu etwas Anderm zu gebrauchen ſey, als poetiſche Taſchenbücher zu ſchreiben," ein Punkt, über welchen er ſchon 1805 von der Rahel Aufſchluß und Belehrung wünſchte. Als kaiſerlicher Hofſekretär verfaßte er nämlich im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die berühmten Proklamationen, die damals in ganz Deutſchland Aufſehn erregten und als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden. Nach dem verhängnißvollen Feldzuge kehrte er nach Wien zurück und hielt hier (1812) die Vorleſungen „über die Geſchichte der alten und neuen Literatur", welche etwas ſpäter (1815) in zwei Theilen gedruckt erſchienen. In dieſem mehr durch einen beſtechenden Schimmer geiſtreicher Behandlung als durch Reichthum und Gediegenheit des Inhalts ſich empfehlenden Werke hat er ſeine romantiſchen Sympathien und religiös-myſtiſchen Tendenzen wie in einem Brennpunkte geſammelt. Die Vorleſungen ſollten eine Art Reſumé geben alles deſſen, was er ſeit den erſten Verſuchen über die griechiſche Literatur und Geiſtesbildung während eines Zeitraums von zwanzig Jahren an Kenntniſſen und Anſichten über Alterthum, indiſche Bildung und mittelalterliche Leiſtungen in Kunſt, Sprache und Literatur gewonnen und theilweiſe gelegentlich auch bekannt gemacht hatte. Dabei war es ſein vorzüglichſter Wunſch (wie er in der Zueignung an den Fürſten v. Metternich ſagt), „der großen Kluft, welche immer noch die literariſche Welt und das intellektuelle Leben des Menſchen von der praktiſchen Wirklichkeit trennt, entgegenzuwirken und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geiſtesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schickſale der Staaten eingreift." In der Einleitung hebt er dieſes wiederholt und nachdrücklich als ſeinen Zweck hervor. Er will einen Verſuch machen, die gelehrte Welt in dieſem Bezuge mit dem Leben in nähere Verbindung und Verſtändniß zu bringen, dabei hauptſächlich die nationale Bedeutung der verſchiedenen Literaturen im Auge behaltend, ein Punkt, der, wie wir in der allgemeinen Betrachtung der Romantik hervorgehoben, beſonders zu den Tendenzen derſelben gehörte. Daß nun in dem Buche dasjenige, was in die romantiſche Anſchauungsweiſe hinüberreicht, mit eigenthümlicher Vorliebe behandelt wird, während Anderes, das wohl an ſich größeren Anſpruch

auf Berücksichtigung hat, geringere Beachtung erhält, läßt sich nach dem Standpunkte des Werkes wohl begreifen, welches in seinem ganzen Verlaufe die reaktionäre Dunkelei und Stimmung seines Verfassers gegen die forttreibenden Kräfte und Motive in Religion, Politik und freier Wissenschaft verräth [1]). Auch das „deutsche Museum" wurde in dieser Zeit (1812) unternommen, wo unserm Literator in Wien ein günstiger Lebensstern aufgegangen war; denn nicht nur sehen wir ihn seitdem als Mitglied der k. k. Akademie der Künste, sondern auch als österreichischen Legationsrath beim Bundestage auftreten. Übrigens scheint ihm die politische Laufbahn, auf welcher Andere seiner Geistesverwandten, wie Adam Müller und besonders Gentz, so thätig wandelten, nicht sehr zugesagt zu haben; denn schon 1819 zog er sich von Geschäften zurück, um dem Berufe des Literaten, der ihm wesentlich eignete, mit Muse leben zu können. Er hielt und schrieb „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte", welche in breitschrittlichem Gange und breitströmigem Gerede gewöhnliche Sachen und Gedanken auslegen, denen vor Allem gerade das fehlt, worauf sie Anspruch machen, die Philosophie. Der Mann steht hier auf der Höhe seiner dogmatischen Weltanschauung, lebend und webend in Offenbarung und Tradition. Es kommt ihm auf nichts Geringeres an als darauf, „die Wiederherstellung des ganzen Menschengeschlechts zu dem verlorenen göttlichen Ebenbilde nach dem Stufengange der Gnade in den verschiedenen Weltaltern — — bis zur letzten Vollendung historisch zu entwickeln [2])." Er wollte mit dieser Geschichte, der „eine Philosophie des Lebens" unmittelbar vorausging und „eine Philosophie der Sprache" als Wissenschaft des lebendigen Denkens folgen sollte, einen neuen Anfang der Philosophie versuchen; worin er denn mit Schelling wetteifert, dem er jedoch in Absicht auf schriftliche Ausführung der neuen Botschaft zuvorgekommen ist. Beider Männer Standpunkt erscheint in diesem Bezuge dem Wesen nach derselbe [3]).

Schon haben wir bemerkt, daß beide Schlegel sich ebensowenig der

1) Theodor Mundt hat seine Geschichte der Literatur der Gegenwart zum Theil als Fortsetzung des Schlegel'schen Buchs gegeben.

2) Thl. I. Vorr. X.

3) A. a. O. Vorr. I. erklärt Fr. Schlegel „die Wiederherstellung des verlo-

philoſophiſchen Produktivität rühmen durften, als ſie in der poetiſchen ausgezeichnet befunden werden konnten. Obgleich Friedrich in jener vor ſeinem Bruder Einiges voraus zu haben ſchien, ſo gelang es ihm doch nicht, es zu etwas Selbſtſtändigem zu bringen, ſo ſehr ihn auch der Ehrgeiz ſpornte, gerade in dieſem Punkte den Erſten ſeiner Zeit gleich zu ſtehn. „Um jeden Preis," ſagt Varnhagen ſehr richtig, „hätte er ein philoſophiſches Syſtem aufſtellen, ein Dogma liefern mögen; allein er vermochte der Art nichts zu ſchaffen. — — Die Wiſſenſchaftslehre Fichte's, die Naturphiloſophie Schelling's und die Logik Hegel's waren ſeine Verzweifelung [1])." So konnte und mochte er ſich nicht mit williger Neigung an die fremden Gedankenwerke hingeben und in die inneren Gänge ihrer Ideen wohlgemuthet eindringen. Er zimmerte ſich lieber ſein eigenes Haus, freilich nur, um es wegen ſeiner Haltungsloſigkeit alsbald mit einem andern zu vertauſchen, in welchem es ſich dann abermals bei gleicher Gebrechlichkeit ebenſowenig ſicher wohnen ließ. Wohl mit Recht bemerkt auch Hegel über ihn, daß „ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft und damit das Grundproblem derſelben und einer bewußten, gegen ſich ehrlichen Wiſſenſchaft der Philoſophie fremd geblieben ſey [2])."

Wir ſehen nun nach allem Geſagten in Friedr. Schlegel eine Art literariſchen Hermaphroditen, in welchem der Geiſt und die Sinnlichkeit ſo nebeneinander liegen, daß ſie ſich weder übereinander erheben noch miteinander in lebensfriſcher Urſprünglichkeit zu tüchtigen Erzeugniſſen vereinen können. Sein ganzes Streben trägt deshalb gewiſſermaßen das Gepräge des Gelüſts, im Sinnlichen wie im Geiſtigen. Weder dort noch hier kommt es zu feſter, charaktermächtiger Selbſtbeſtimmung. Alles erſcheint wie Dilettantismus, der Genuß und das Denken, die Liebe und die Poeſie, die Philoſophie und die Religion. Die Göthe'ſche Charakteriſtik des Dilettantismus paßt faſt ganz auf Friedrich's Behaben. Der Dilettant ſetzt das Paſſive an die Stelle des Akti-

---

renen göttlichen Ebenbildes auf dem Wege der Wiſſenſchaft" für die erſte Aufgabe der Philoſophie.

1) A. a. O. S. 227.

2) Vermiſchte Schriften I. S. 466. — Eine Ausgabe von Friedr. Schlegel's ſämmtlichen Werken erſchien in Wien 1822 ff.

pen und meint, durch Witz, Mechanik der Form und einen gewissen Grad der Impudenz die Höhe der Produktion zu erreichen. „Was dem Dilettanten eigentlich fehlt," sagt Göthe, „ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoffe dahin, anstatt ihn zu beherrschen." Friedrich entbehrt nun vor Allem jener *architektonischen* Kraft und Kunst, daher bei ihm das Geistreiche, der aphoristische Scharfsinn, das phraseologische Räsonnement, die kecke vornehme Ironie das Gründliche, den positiven Fortschritt, den Mangel an freier idealer Haltung ersetzen muß. Es fehlt wie der innerste Herzschlag eines gesunden Lebens so die zusammenhaltende Macht der Gesinnung. Wir finden ihn am Eingange seiner Bahn voll Enthusiasmus für das Antike, dessen sinnlich-geistige Schönheit ihn anspricht. Dabei stellt er sich alsbald, von Fichte's Idealismus („diesem größten Phänomene der neueren Literatur," wie er sich noch 1803 ausdrückt) emporgehoben, auf die Spitze seines dünkelseligen Ich und behandelt von dieser Höhe herab alle Verhältnisse des Lebens und der Literatur mit der anmaßlichen Selbstgenügsamkeit genialer Ironie, nach ihm „in der Form des Paradoxen." *Der Kultus des Genius*, d. h. seines eigenen und seiner nächsten Genossen, war die Religion, der er damals huldigte. „Jeder vollständige Mensch," meinte er, „hat einen Genius; die wahre Tugend ist Genialität." Noch liebäugelte er mit Spinoza, der ihm in seiner pantheistischen Allvermittelung des Göttlichen dem vollkommensten Christen am nächsten stand. In diesem ersten Stadium seiner literarischen Thätigkeit dichtete er die schon genannte *Lucinde*. Sie ist gewissermaßen das Manifest seiner ganzen Lebens- und Weltauffassung — die poetische Verkündigung *der Freiheit des genialen Ichs*. „Die heilige Schrift der Natur," die Schlegel hier vorlegen will, ist die Grundlage, auf welcher späterhin seine Ansicht von der heiligen Schrift des katholischen Christenthums fußte. Alle Elemente der genial-egoistischen Moral werden in diesem Romane vorgeführt. Die Religion der Sinnlichkeit, der Kultus des Fleisches, das „hohe *Evangelium der Lust und Liebe*," die Emancipation der Ehe, die Tändeleien der Phantasie, die geistreiche Faulenzerei und zuletzt die unendliche Lust des seligen Quietis-

mus, die „heilige Sehnſucht“ in dieſer Seligkeit — dieſe Ingredienzien der romantiſchen Doktrin erhalten in dem Werke insgeſammt ihre ſpecifiſche Beleuchtung. Die Liebe iſt der Mittelpunkt, in welchem alle ſich ſammeln, der Gipfelpunkt der Liebe ſelbſt aber iſt „die ſchönſte Situation,“ in welcher Geiſt und Sinn ſich vollſtändig vereinigen. Schiller, dem über dem Leſen des Produkts der Kopf ganz taumelig geworden, findet darin „ein Gemengſel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen franzöſiſchen Romane;“ es iſt ihm ein Buch, in welchem „die Frechheit für des Verfaſſers Göttin“ erklärt wird [1]). Wir glauben, daß demſelben nichts mehr fehlt als das, was es ſeyn will, die Dichtung. In dieſer Hinſicht wird es ſelbſt von Heinſe's und Wieland's Werken ähnlicher Art übertroffen. Die Darſtellung iſt blaß, ſpielt in farbloſem Lichte und verräth viel Selbſtbewußtheit bei großer Unfähigkeit künſtleriſcher Ausbildung. Wäre in dem Buche mehr wahre Kunſt, ſo möchte die Moral deſſelben eher Abſolution erhalten, ſo aber in ihrer nackten Leichtfertigkeit, in ihrer Eunuchenimpotenz und lüſtern-kalten Reflexion, die durch eine zweideutige Halbheit nur um ſo widerwärtiger wird, kann kein geſunder Geſchmack ihre Rechtfertigung führen, und Schleiermacher, der ſich in dem Athenäum ſchon durch ſeine Beiträge zu den geſtachelten „Fragmenten und Einfällen“ als damaligen Partiſan der neuen Schlegel'ſchen Literaturidee erwieſen, hat mit den berühmten „Briefen über die Lucinde“, in welchen er das freche Kind zu beſchönigen ſucht, ein ſchlecht verhüllendes Gazekleid darüber geworfen, durch welches die Nacktheit nur um ſo verführeriſcher wird. — In jene Zeit von Schlegel's genialer Subjektivität und freier Originalitätsmoral [2]) fällt hauptſächlich ſeine Theorie der Ironie. Dieſe iſt ihm eigentlich nichts Anderes als das Recht des „unendlichen“ Individuum's (welches als ſolches „Gott“ iſt), ſich im Bewußtſeyn ſeiner göttlichen Abſolutheit zum willkürlichen Richter aller Dinge zu machen, ſich über dieſe wie über ſich ſelbſt „in freieſter Licenz“ wegzuſetzen, kurz, Alles in der Welt für nichts zu achten, wenn es dem genialen Ich alſo gefällt. Dieſes allein iſt

1) Briefwechſel V. S. 114 ff.

2) „Alle Originalität iſt moraliſch“ — dieſer Satz war damals der Grundſatz von Friedrich's Moral.

und giebt und nimmt die objektive Wirklichkeit, je nachdem es der Luſt und Laune ſeiner unendlichen Freiheit beliebt. Fichte's abſolutes Ich, das Schlegel ſich aus der Philoſophie borgte, bildete die Unterlage jener Ironie, über deren Macht und Bedeutung Adam Müller (und zum Theil noch Solger) ſpekulativ theoretiſirte, während Tieck ihr in ſeiner poetiſchen Praxis huldigte. Wie dieſe ironiſche Humoriſtik, welche ihre Fühlhörner zuerſt im Athenäum hervorſtreckte, zuletzt, nachdem ſie, wie eben angedeutet, vornehmlich durch Tieck ſich in eine weitere Praxis ausgedehnt, endlich in den fratzenhaften Produktionen Hoffmann's ſich ſelber überſchlug, um in der kritiſchen Pointirung des jungen Deutſchlands eine neue Phaſe zu beginnen, mag hier nur vorläufige gelegentliche Bemerkung finden.

Was Friedrich Schlegel werden konnte und geworden iſt, war er dem Grunde nach, wie wir ſchon mehr bemerkt, von Anfang an, indem alle Wandlungen ſeines Sinnes und Schreibens aus derſelben Urwurzel hervorgingen. Der Geiſt des Mannes blieb eigentlich ſtets in der Sinnlichkeit ſtecken, und ſelbſt da, wo er die Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbilds als Aufgabe der Philoſophie verkündet und in der alleinſeligmachenden Kirche „die Freiheit und Einheit," welche er bisher vergeblich geſucht, gefunden hat, war es die ſinnliche Anſchauungsbedürftigkeit, die ihn beherrſchte. Es kann daher nicht wundern, wenn bereits in ſein eben geſchildertes Heidenthum die dunkeln Züge der Myſtik, die Vorzeichen des äſthetiſchen Katholicismus, hineinſchatten, der ihm als „das beſte, ja einzige Gefäß des höheren Chriſtenthums" gelten muß. „Echte Myſtik," meint er ſchon im Athenäum, „iſt Moral in der höchſten Dignität," und als er (1800) noch ausrief: — „laſſet die Religion frei, und es wird eine neue Menſchheit beginnen," ging er bereits auf dem Wege der kirchlichen Bekehrung. Wie er J. Böhme zum Träger ſeiner Myſtik machte, ſo zog er auch den Schleſiſchen Myſtiker Angelus Sileſius (aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert) in den Kreis ſeiner Aufmerkſamkeit. Dieſer Dichter (deſſen eigentlicher Name Scheffler war) hatte ſich ſeinerſeits zum Theil an J. Böhme genährt und repräſentirt gewiſſermaßen die poetiſche Myſtik jenes Jahrhunderts. Sein Buch „der cherubiniſche Wandersmann" wurde Schlegel's Lieblingsbuch. Daß Tieck

daſſelbe in ſpäterer Zeit wieder herausgegeben, beweiſt die gemeinſchaftlichen Sympathien der Schule für dieſe Seite. Übrigens ſtand Silesius auch darin Schlegeln nahe, daß er gleich ihm vom Proteſtantismus zum Katholicismus übergetreten war. — Wie mit der Religion ſo verhielt es ſich bei Fr. Schlegel auch mit der Politik. Derſelbe Sprung, den er von der Lucinde zu der Philoſophie der Geſchichte that, wiederholt ſich in dem Verhältniſſe des von ihm früherhin projektirten großen republikaniſchen Werkes und ſeiner nachmaligen Theorie vom chriſtlichen Staate. In ſeiner Revolutionsbegeiſterung ſteckte bereits der Popanz des patriarchal-monarchiſchen Abſolutismus, wie er ihn, ein treuer Genoſſe der legitimiſtiſchen Reſtaurationsmänner, eines Haller, Le Maiſtre und Konſorten, in ſeiner (unphiloſophiſchen) Philoſophie der Geſchichte von der Kanzel ſeiner neu-katholiſchen Weltanſchauung herab ebenſo breit als geiſtlos predigt. — Seine Kunſtanſichten begegneten ſich in gleichen Extremen. Der helle Winckelmann-Leſſing'ſche Standpunkt der reinen objektiven Schönheit im Sinne des Alterthums umzog ſich alsbald mit dem Nebel mittelalterlich-chriſtlicher Symbolik und Allegorie. Dieſe Kunſtmyſtik lag aber ebenfalls bereits in jener ſeiner antikiſirenden Äſthetik verborgen. Schon damals, als er „Leſſing's Gedanken und Meinungen" herausgab, kokettirte er gleichzeitig in „dem Geſpräche über Poeſie" bedeutend genug mit der chriſtlichen Kunſt und mit der myſtiſchen Weltanſchauung des teutoniſchen Philoſophen Jacob Böhme, den er gern als Dichter gelten laſſen will, und deſſen „Ideen über die Natur und das Weltall in chriſtlichem Gewande" ſich für ihn „nicht ſchlechter ausnehmen, als die alten Götterdichtungen." Schon müſſen wir hier vernehmen, daß „die kühnſte und kräftigſte, ja faſt die unbeſchränkteſte und wildeſte Darſtellung des Realismus die beſte ſey." In ſeinen ſpäteren „Anſichten und Ideen von der chriſtlichen Kunſt" wird das griechiſche Moment gegen die Motive und Vertretung der neuen romantiſchen Lehre geradezu bei Seite geſtellt und das Heil der Kunſt von der Belebung der chriſtlichen Religion oder einer darauf gegründeten chriſtlichen Philoſophie abhängig gemacht. Man hört dieſelbe Kunſttheorie, wie ſie längſt Wackenroder, Novalis und Tieck in ihren Kunſtromanen ausgeſprochen. „Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild ſoll jedes wahrhaft ſo zu nennende

Gemälde ſeyn," ein Wort, das ſich unſere Overbeck's und Andere nicht vergebens haben ſagen laſſen, ob zum Frommen echter Kunſt, iſt freilich eine weitere Frage.

Wenn wir nun nach dieſem Allen an Friedrich Schlegel zuviele Mängel ſehen, um ihm die Ehre reiner nationaler Klaſſik zuzugeſtehen; ſo bleibt ihm doch der Ruhm, gleich ſeinem Bruder Geiſt und Idee unſerer Literatur gegen die Alltagsgemeinheit und Spießbürgerlichkeit, welche damals drohend genug heranzogen, vielfach geſchützt, den Reichthum der poetiſchen Errungenſchaft zu fruchtbarem Gewinne für die Zukunft angelegt, die literarhiſtoriſche Kritik in größere Aufnahme gebracht, die Literaturkunde aus der Schule näher in's Leben eingeführt und durch ſeine Schriften mehr als einen Beitrag zur Verbeſſerung unſerer wiſſenſchaftlichen Proſa geliefert zu haben [1]).

Als der Dritte im Bunde der kritiſch-romantiſchen Miſſion erſcheint Adam Müller (1779—1829). Er ſtellt ſich in allen weſentlichen Bezügen neben Fried. v. Schlegel, mit dem er auch das Sterbejahr theilte [2]). Beide Männer waren ſich ſo geiſtes- und ſinnverwandt, als wären ſie aus derſelben Wurzel aufgewachſen und nur im Wachsthume ſelbſt etwas verſchieden. Bei Müller lagen Geiſt und Sinnlichkeit, Talent und Lebensdrang, Phantaſie und Verſtand, Begeiſterungsluſt und weichmüthiger, fauler Quietismus ſo nahe zuſammen, daß er es ebenſowenig wie Schlegel zur Sicherheit eines eigentlichen Charakters bringen konnte. Daher bei gleicher literariſcher Unruhe und Wanderſchaft, bei gleichem Umtreiben im äußerlichen Leben gleiches Gelüſt, gleicher Dilettantismus im Theoretiſchen wie Praktiſchen, in Kunſt wie Moral. Überall herrſcht die Velleität der Schwäche, die ſich mit der vornehmen Miene des Geiſtvollen und mit den „unerſchöpflichen Handhaben des äußeren Scheins" aus der Affaire zu ziehen ſucht. Müller möchte ein Philoſoph ſeyn ohne Strenge des Denkens, Kritiker ohne Schärfe des Urtheils, Literarhiſtoriker ohne gründ-

1) Auch Fr. Schlegel's Frau, die ſchon genannte Dorothea v. Schlegel, dichtete im Fache der Romantik. 1804 gab Friedrich Schlegel „eine Sammlung romantiſcher Dichtungen" von ihr heraus.

2) Wie Varnhagen (Gallerie II. S. 147) berichtet, ſoll Müller zum Theil aus Alteration über Schlegel's Tod geſtorben ſeyn.

liche Kenntniſſe, Politiker ohne Grundſatz und Erfahrung, frommer Chriſt ohne den Ernſt der Religion und Wahrheit, Lebemann ohne männliche Energie. Mit unſicherem Schritte taumelt er in der Wiſſenſchaft und Literatur umher, ſucht mit der Blende des Witzes dem Nichts ſeiner Anſichten den Schein des Etwas zu geben und mit der Phraſe des Gedankens die Tiefe der Idee vorzutäuſchen. Dabei trifft er indeß oft richtig manchen Punkt und weiß Vieles anzudeuten, worauf der Sinn zu richten. Wollen wir ihn mit Al. von der Marwitz (an Rahel) auch nicht gerade „einen unechten und lügenhaften Geſellen" nennen, ſo können wir doch immerhin beiſtimmen, wenn es von ihm weiter heißt, daß „in ſeinem Kopfe Alles chaotiſch neben einander lag," daß „ſeine Auseinanderſetzungen unverſtändlich" lauten, „weil ſie ganz am Ende einer Reihe liegen, deren erſte Glieder nicht gegeben ſind." Kurz, Müller wollte ſcheinen, und das verdächtiget auch da oft ſeine Worte, wo er es wohl aufrichtig meinen mag. Am meiſten trifft er mit Schlegel, deſſen literariſche Vielſeitigkeit und Wiſſenſchaft er übrigens entbehrt, in dem überſchwenglichen, unklaren Taumel der Romantik zuſammen. Müller's „Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Literatur" (1807) enthalten die theoretiſche Apotheoſe des Romanticismus. „Die große Verſöhnung des äußern mit dem innern Leben," worauf nach ihm die Lehrjahre von Göthe's Meiſter deuten, in deſſen Lobeserhebung er mit Friedrich Schlegel wetteifert, iſt ihm gleichfalls das Problem der Zeit. Doch ſtrebt er darin über die Schlegel und namentlich über Friedrich hinaus, daß er in keinerlei Weiſe gegen irgend eine Nation, Zeit oder gegen irgend einen nationalen Dichter ſich ausſchließlich verhalten, vielmehr Alles und Alle in dem Pantheon der Poeſie ſammeln will. Seine Aufgabe iſt die Vermittelung zwiſchen Antikem und Modernem ſowie zwiſchen den verſchiedenen literariſchen Formen und Erſcheinungen. Dieſe vermittelnde Kritik, „die nicht bloß zu ſtreiten, ſondern auch zu verſöhnen weiß," iſt ihm die „höhere und echtdeutſche." Novalis erſcheint ihm dabei als derjenige, der nicht nur dieſes Problem am vollkommenſten gelöſt, ſondern den Lebenspunkt der Romantik überhaupt, „das Zuſammenſtrahlen der tauſendfarbigen Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt in dem einen Brennpunkte der Dichtkunſt, die endliche nothwendige Verklärung der eigenſten irdiſchen Gegenwart"

am glücklichſten erreicht[1]). Daß er auf dieſem Wege hinter ſeinem Freunde nicht in den Sympathien für das Mittelalter, für den Katholicismus dem Proteſtantismus gegenüber und in den Anſichten über den chriſtlichen Staat zurückbleiben würde, darf man erwarten. Auch er verabſchiedete den Proteſtantismus, um in den Hafen des allein ſeligmachenden Glaubens einzuſchiffen. „Alle Gattungen des Lebens und der Wiſſenſchaft waren im ſ. g. Mittelalter in dem Körper der katholiſchen Kirche — ſie bildete das einfachſte, reichſte, lebensvollſte Ganze.“ Er ſtimmte daher in den hauptſächlich von Novalis angegebenen antiproteſtantiſchen Ton mit großem Eifer ein. Wider den Proteſtantismus und deſſen rationaliſtiſche Strebungen vertheidigte er mit Eifer die Tradition und legte ihm in Abſicht auf Geſchichte die Schuld bei, dieſe verdorben und aus ihr „ein großes Sünden- und Lügenregiſter“ gemacht zu haben[2]). Gleich andern Apoſtaten, wie Fr. Schlegel, Zach. Werner und jüngſt Jarke, fand er in Öſterreich Gunſt und Unterkommen, ſelbſt den Adel. Angelus Sileſius, den wir ſchon bei Schlegel erwähnt, ſchien ihm „den Gedanken aller Gedanken, den der Menſchwerdung Gottes, in ſeiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe, wie er nur einer Konfeſſion (nämlich der katholiſchen) angehört,“ durchgeführt zu haben. Von Literatur im Beſondern wird in dem Buche nicht eben viel geredet. Es ſind meiſtens räſonnirende Allgemeinheiten ungefähr in der Art, wie W. Menzel ſpäter ſeine „deutſche Literatur“ geſchrieben hat. Göthe, damals für die romantiſche Schule noch ſo ziemlich das Idol, wird mit großer Begeiſterung beſprochen; nur ein einziger Vorwurf, glaubt Müller, könne gegen ihn erhoben werden, daß ihm nämlich „die Allgegenwart des Chriſtenthums in der Geſchichte und in allen Formen der Poeſie und Philoſophie“ verborgen geblieben ſey[3]). Übrigens bildet dieſes Buch ſammt den Vorleſungen A. W. Schlegel's über die dramatiſche

1) Vorleſungen S. 73. Vgl. auch S. 48.

2) A. a. O. an mehreren Stellen.

3) S. 75. Fr. Schlegel meint dagegen (im Wendepunkte ſeiner Umkehr zum Katholicismus, 1808), man dürfe es mit den Künſtlern nicht ſo ſtrenge nehmen, und Müller ſey nicht berechtigt geweſen, dem Dichter ſein Glaubensbekenntniß abzufodern. Heidelb. Jahrb. 1808. Heft 2.

Kunst und Literatur und denen von Friedrich über die allgemeine den Ausgangspunkt des neuen literarhistorischen Schriftenthums. — Auch in die Politik suchte Adam Müller den romantischen Standpunkt vorzuschieben. Vornehmlich wollte er deshalb näher auf das Verhältniß eingehen, welches zwischen der Literatur und dem Staate stattfinden soll. Er tadelt (in den Vorlesungen), daß die kritische Revolution den Staat „mit idealistischer Selbstgenügsamkeit" bei Seite gesetzt. Wie bei Schiller der Staat zu einem Reiche ästhetischer Sittlichkeit und Kultur werden soll, so bei Müller zum Reiche der Wissenschaft und in dieser seiner Identificirung mit dem höchsten Geistesinteresse die Vermittelung bilden für die Vergeistigung der Wirklichkeit überhaupt. Daher ist ihm denn auch die Staatswissenschaft diejenige, „der in letzter Instanz das menschliche Gesammtleben zur Beschirmung und Förderung anheimgestellt wird [1])." Sonst neigt er in seiner Staatsansicht gleich Friedrich Schlegel dem patriarchalischen Absolutismus zu. Sowie er nach manchen weltlichen Erfahrungen und Genüssen später mehr und mehr sich „der Sache Gottes" widmete, ebenso gab er sich als Österreichischer Hofrath und Ritter ganz und gar an jenen Patriarchalismus hin, indem er „nächst Gott ganz einfach seines Kaisers Diener in Leben und Tod" seyn wollte, dabei für die Feudalitäts-Freiheit des Mittelalters glühend, für „die galante Freiheit, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer ist [2])." Daß ein Mann mit solchen feudalen Phantasien der Revolution das Wort nicht reden konnte, erklärt sich leicht. Vielmehr sympathisirte Müller seinerseits (wie die meisten Genossen der Romantik) mit dem berühmten Britischen Publicisten Edmund Burke, der als der erste antirevolutionäre Ritter den Romantikern ein politischer Cid oder Bayard war. Müller schwärmt förmlich für ihn, nennt ihn „den größten Gesetzgeber des letzten Jahrhunderts," spricht „von der Gewalt des Reichthums und Genies" in dessen Betrachtungen über die französische Revolution, und berauscht sich „in der Innigkeit und Tiefe seines unvergleichlichen Cha-

1) Vermischte Schriften I. S. 56.

2) An Rahel. Vgl. Varnhagen a. a. O. II. S. 150.

rakters [1])." — Besonders war es das Moment der Ironie, welches Müller in seinem romantischen Missions-Geschäfte berücksichtigte. Er will den wiederhergestellten Begriff der Ironie näher bestimmen und ihn von den unheiligen Mißdeutungen reinigen, die „ein Heer von poetisirenden Modephilosophen" mit demselben verbunden. Auch er findet, wie Fr. Schlegel, der Vater der ironischen Doktrin, in der Ironie „die Offenbarung der Freiheit des Künstlers oder des Menschen," den freien Ausdruck des genialen Selbstbewußtseyns den Dingen gegenüber. Sie ist ihm das eigentlichste Mittel, wodurch das Subjekt sich selbst befreiet von der absoluten Hingebung an das Objekt. Er will ihr das Recht zugestehen, mit Allem zu spielen, selbst mit „dem Allerheiligsten," doch soll dieses Spiel „ein reines, unschuldiges, argloses, freundliches, heiliges Spiel seyn." Für ihn gilt sie als echter Skepticismus des freien Geistes, der, ohne Revolutionär zu seyn, zu zerstören scheint, bloß, um „einen höheren Glauben, einen höheren Grundsatz" einzuführen. — In den „vermischten Schriften" hat Müller in flüchtigen Abhandlungen allerlei über Literatur, Kunst, Staat und nationalökonomische Fragen mitgetheilt, was wir hier übergehen, obwohl es theilweise nicht ohne Geist ist.

Zu der kritisch-doktrinellen Mission der Romantik gehört dem Wesen nach auch Wackenroder (1772—1798), Tieck's Jugendfreund. Er ist der erste Apostel der religiös-mystischen Kunstlehre der Romantik. In den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797) hat er diese Seite vornehmlich berührt. Die Schrift ist gleichsam das Programm der ganzen nachfolgenden frommseligen Kunstmystik und Poesie, wie wir sie in Novalis', Tieck's und Werner's Produktionen vorzugsweise finden. Nicht bloß die Ziele, auch der überschwengliche Ton und Ausdruck sind hier vorgebildet. In den von Tieck herausgegebenen „Phantasien über die Kunst" sind weitere Elemente von Wackenroder's Doktrin enthalten [2]). Die unendliche Kunstsehnsucht schließt sich an die unendliche Naturschwelgerei und beide finden in dem unendlichen göttlichen Aufbau des Katholicismus ihre höhere

1) Vermischte Schriften I. S. 57 und S. 252 ff.

2) Auch in Tieck's Romane „Franz Sternbald's Wanderungen" sind Ansichten und Gedanken von Wackenroder aufgenommen.

Weihe und Befriedigung. In den Phantasien über die Kunst wird der Dom der Peterskirche gleichsam als das wahre Symbol der religiösen Kunstbegeisterung hingestellt und die Pracht des katholischen Kultus als die wahre Beseligung des idealen Gemüths mit den Farben des Enthusiasmus geschildert. Hier müssen wir hören, daß der rechte Hafen für Kunst und Poesie der Katholicismus ist. In dem Künstler, der hier aus Liebe und Kunstsehnsucht zugleich zum Übertritte gebracht wird, sehen wir das Vorbild aller romantischen Bekehrungen bis auf die Gegenwart [1]). Daß Wackenroder an dieser religiösen Kunstschwelgerei gewissermaßen seinen frühen Tod fand (1798), haben wir oben schon gelegentlich bemerkt. Auch Göthe, dem diese „neukatholische Kunstschule" ein Dorn im Auge war, weiset auf Wackenroder's „Herzensergießungen" als auf das Fundamentalbuch der „deutschthümelnden und christelnden" frommen und mönchsgläubigen Kunstrichtung hin [2]). Daß wir hier die Anknüpfungspunkte unserer pietistischen neudeutschen Malerschule suchen können, wollen wir nur im Vorübergehen bemerken.

An die literarhistorisch- und doktrinell-kritische Mission der Romantik schließt sich die produktive innerlichst an. Diese wird von jener getragen, und deshalb liegen beide auch selbst in einer Person oft noch so nahe zusammen, daß man eben nur nach dem vorschlagenden Momente die Scheidung und literarische Stellung bestimmen kann; wie denn z. B. Tieck sichtlich nach den doktrinellen Anweisungen der Schule gedichtet hat. Neben ihm finden wir vornehmlich Novalis in dem produktiven Missionsgeschäfte thätig, der gleichfalls die Theorie mit der poetischen Produktion verbindet. Er spricht den Geist der Romantik entschiedener und bestimmter aus als irgend ein Anderer ihrer propagandistischen Jünger. Mit Recht nennt ihn Ruge den „ganzen Inbegriff" der Romantik. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir ihn hier sofort gleichsam an die Spitze aller romantischen Produktionen stellen. Denn, was die Gebrüder Schlegel in dieser Hinsicht leisteten, verdient kaum den Namen der Poesie, wie schon gesagt ist.

1) Man vergleiche den „Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund Sebastian in Nürnberg" in den Phantasien über die Kunst.

2) Vgl. Kunst und Alterthum, erstes Heft.

Novalis (Friedr. v. Hardenberg, 1772—1801) trat als hochbegabter, strebender Jüngling in die Mitte der idealistischen Begeisterung, wie sie poetisch von Schiller, philosophisch-wissenschaftlich von Fichte vertreten wurde. Auf beiden Seiten war es das freie Ich, welches die Welt von sich aus bestimmen sollte, dort in der ästhetischen Sittlichkeit, hier im absoluten Wissen. Novalis lehnte sich an den Einen wie den Andern an und, auf sie gestützt, hob er sich zu der romantischen Idealität, in welcher Wissen und Poesie zusammenfallen sollen, jedoch so, daß diese die eigentliche Spitze bildet. Die Art, wie er alle Tendenzen der Romantik in diesem idealen Brennpunkte sammelte, stimmte so sehr mit der Grundintention der Väter und Anhänger der neuen Literaturrichtung überein, daß diese ihn als den Johannes des neuen Bundes betrachteten und um ihn, den Frühverstorbenen, den Heiligenschein romantischer Vollendung malten. Was Adam Müller über ihn sagt, wenn er bemerkt: „eben die sichtbare, durch alle seine wunderbaren Werke hervorleuchtende Zuversicht, daß alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen endlich in einen Brennpunkt zusammenstrahlen müssen, und daß dieser auf die Stelle hinfallen würde, auf der der Dichter steht, diese endliche nothwendige Verklärung der eigensten, irdischen Gegenwart — erhebt Novalis über alle Freunde, die gemeinschaftlich mit ihm wirkten," diese zum Theil schon oben angeführten Worte bezeichnen Stellung und Beruf des Mannes unter den Seinen. Novalis soll vor Allen zu „dem heiligen Mittleramte der deutschen und aller Wissenschaft überhaupt" berufen gewesen seyn [1]). Tieck findet in seinem Gesichte Ähnlichkeit mit dem des Evangelisten Johannes, wie diesen A. Dürer gemalt. Gleich eingenommen für ihn war damals Schleiermacher, der ihm in seinen bekannten „Reden über die Religion" eine begeisterte Parentation hält. Nur schweigend will er hinweisen „auf den zu früh entschlafenen, göttlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht." Wie sehr Novalis selbst die ganze Welt in die Dichtung verlegen wollte, sprechen seine Fragmente aus, und

1) Ad. Müller, Vorlesungen u. s. w. S. 73 u. 74.

ſucht er in ſeinem Romane „Heinrich von Oſterdingen" gleichſam praktiſch zu demonſtriren. „Der echte Dichter," heißt es unter Anderm dort, „iſt allwiſſend, er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen." Die Poeſie iſt ihm „der Held der Philoſophie," Philoſoph und Dichter dürfen nicht getrennt werden, eine ſolche Trennung iſt „Zeichen einer Krankheit und krankhaften Konſtitution." Die Philoſophie ſoll die Theorie der Poeſie ſeyn und zeigen, „daß dieſe Eins und Alles ſey;" wie denn auf derlei Stellen bereits früher von uns hingewieſen worden iſt. — Mit dieſer abſoluten poetiſchen Idealität verband ſich bei Novalis in natürlicher Verwandtſchaft die unendliche Sehnſucht, die unendliche Schwelgerei des Gemüths. Dieſe wurzelte urſprünglich in ſeiner ganzen perſönlichen Konſtitution, deren innerſter Kern krankhaft war von Anbeginn. Entwickelt wurde ſie durch ſeine herrnhutiſche Erziehung, genährt durch die theoſophiſchen Studien in Jac. Böhme, gefördert durch ſeine ſchwindſüchtigen Leiden, vollendet durch den Tod einer geliebten Braut. Hinzu traten die naturfreundlichen Sympathien, welche in ihm um ſo inniger lebten, als ihn ſein Beruf (der Bergbau) der Natureinſamkeit unmittelbar zuführte. Alle jene einzelnen Elemente ſammelten ſich auf dem Grunde dieſes letztern, und ſo verſchmolz die poetiſche Anſchauung von Novalis weſentlich mit naturmyſtiſcher Empfindſamkeit, um ſich freilich zuletzt in der Verklärung des mittelalterlichen Katholicismus zu verlieren, der ihm als die alleinwahre und alleinſeligmachende Form der Religion erſcheint. Der Proteſtantismus (in welchem Novalis erzogen worden) galt ihm dagegen für eine frevelhafte Auflehnung wider die Einheit des allgemeinen chriſtlichen Vereins in der einen ſichtbaren Kirche [1]). Nur von der Wiederherſtellung dieſer Kirche, die „alle nach dem Überirdiſchen durſtenden Seelen in ihren Schoß aufnimmt," von der „Wiederkunft der Hierarchie" unter dem Principe „eines ehrwürdigen europäiſchen Chriſtenthums" erwartete Novalis das Heil der Zukunft. Daß er bei dieſer Stimmung ſich mit Göthe's rein objektiver Weltbetrachtung und realiſtiſcher Poſitivität nicht vertragen konnte,

1) Sein Bruder, Karl v. Hardenberg, war wirklich katholiſch geworden. — Unſer Dichter hatte den Namen Novalis von einem Gute angenommen, welches einer ältern Linie der Familie gehörte.

läßt ſich wohl vermuthen. Da der Wilhelm Meiſter das von ihm ſogenannte „Evangelium der Ökonomie“ am eindringlichſten zu lehren ſchien, ſo richtete er gegen dieſes Buch insbeſondere ſeine romantiſche Polemik. Obgleich die Melodie des Styls und die Magie des Vortrags daran gerühmt wird, ſo handelt es ihm doch „bloß von gewöhnlichen menſchlichen Dingen; die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs[1].“ Und doch bleibt unverkennbar, daß Novalis' eigener Roman „Heinrich von Ofterdingen“ nach Inhalt und Styl aus jenem Werke ſich Muſter und Anweiſung genommen hat. Wie dort werden hier Wiſſenſchaften und Kunſtverhältniſſe zur Beſprechung herangezogen und das bürgerliche Leben mit der Poeſie in Verbindung gebracht. Der Unterſchied iſt nur, daß bei Novalis die myſtiſche Dunkelei und Überſpannung herrſcht, während in Göthe's Romane Alles in dem reinen Lichte geſunder Weltauffaſſung erſcheint. — Dieſe religiöſe Äſthetik des jungen Romantikers gipfelte zuletzt in dem Grundſatze ſentimentaler „Wolluſt.“ Die chriſtliche Religion iſt ihm „die eigentliche Religion der Wolluſt.“ Mit dieſer verbindet ſich die Wolluſt der Krankheit ſowohl der phyſiſchen als moraliſchen. In der Liebe der Krankheit und des Schmerzes kann er „die reizendſte Wolluſt“ finden, und „die Sünde“ hat denſelben Zweck wie die Liebe — „unbedingte Vereinigung mit der Gottheit.“ Die neueſte Sündentheorie des Muckerthums könnte hier ſich ihre Beweisſtellen holen, wäre ſie nur ſo aufrichtig als die unſers Novalis. Das Ideal ſeines religiös-myſtiſchen Bewußtſeyns fand dieſer in der Mythe von der heiligen Jungfrau und ihrem Sohne. „Die heilige, wunderſchöne Frau der Chriſtenheit“ iſt für Novalis Symbol der Liebe, Chriſtus das Symbol der Naturgottheit, die ſich in ihm vergegenwärtiget. In Beiden ſucht er für ſeine „transſcendente Sehnſucht, dieſe Schwindſucht des Geiſtes,“ wie Hegel in Beziehung auf ihn ſich ausdrückt, Beruhigung und Troſt[2]. In den Hymnen an die Nacht zumal zieht

1) Vgl. Schriften, Thl. II.

2) So ſingt er z. B.

„Mein ganzes Daſeyn ruht in Dir (Maria),
Nur einen Augenblick ſey Du bei mir.

jene Mystik auf dem ungewissen Strome einer sinnlich-naturalistischen Religionsanschauung wie ein trüber Nebel hin. Die geistlichen Lieder, unter denen einige den Preis in ihrer Art verdienen, charakterisiren sich durch die Tiefe des religiösen Gefühls, verlieren sich aber ihrerseits nicht selten in eine so arge Überschwenglichkeit mystischer Anschauung und Übertriebenheit des sinnlichen Ausdrucks, daß sie unter die Würde und Reinheit poetischer Behandlung solcher Gegenstände hinabsinken. Auch das weltliche Lied ist ihm sehr oft wohlgelungen, so z. B. das schöne Weinlied „Auf grünen Bergen wird geboren" oder das Bergmannslied „Der ist der Herr der Erde" u. s. w. Besonders bietet der 3te Theil seiner gesammelten Schriften mehrere durch Reinheit der Empfindung und Einfachheit der Melodie höchst werthvolle kleine Gedichte, wie z. B. „die Liebe", ebenso „an Lucia" u. s. w. [1]). — In den Fragmenten laufen wahre und schiefe, geistreiche und gesuchte Ansichten, Paradoxien und einfache Lehrsätze bunt durch einander. Lebenserfahrungen, Philosophie, Naturwissenschaften, Mathematik, Bergmannswesen, Kunst und Poesie, Alles findet sich hier berührt und zu einer Studiensammlung vereint. Dagegen stehen „die Lehrlinge zu Sais" wie die Ruine eines unvollendeten Tempels naturpantheistischer Mystik da, in dessen Inneres dämmernde Lichter phantastisch fallen. Am berühmtesten ist sein schon erwähnter Roman „Heinrich von Ofterdingen" geworden, in welchem er eben alle romantischen Strahlen im Brennpunkte der Poesie sammeln wollte. Die Verklärung der ganzen Welt in der Poesie, die Darstellung des unendlichen Ideal-Realismus, worin, wie man gesehn, die Urtendenz der Romantik lag, sollte in dieser Dichtung vollzogen werden. Schon haben wir bemerkt, daß das Buch gewissermaßen der romantisirte Wilhelm Meister ist, der hier nicht minder wie bei Tieck's „Sternbald" oder später bei Pellegrin's (Fouqué's) „Allwin" das Original bildet. In dieser Beziehung

— — — — — — — —

Der kleine Gott auf Deinen Armen
Wollt' des Gespielen sich erbarmen!"

1) Tieck und Fr. Schlegel haben die Schriften von Novalis 1837 in 2 Bdn. herausgegeben. Ein 3ter Band erschien 1846, durch Tieck und Eduard v. Bülow besorgt.

ſagt J. Paul nicht mit Unrecht: „Göthe's Meiſter iſt der Meiſter vom Stuhl einer romantiſchen Loge geworden" (Kleine Bücherſchau). Was Göthe in ſeinem Werke nach der Weltſeite hin vor das Auge geſtellt, wollte Novalis hier in der Tiefe und mit der Färbung der unendlichen Innerlichkeit offenbaren. Alle Lebensbezüge werden herbeigeholt, um dieſe Unendlichkeit der ſubjektiven Gemüthsſchwärmerei in ihnen zur Anſchauung zu bringen. Die poetiſche Geſtalt des Oſterdingen, welche aus den mittelalterlichen Traditionen wie ein halber Mythos hervorwinkt, ſchien dem Verfaſſer wohl das angemeſſenſte Symbol für ſeine ſublime Idee und ihre Darbildung. Allein die Aufgabe trug zu ſehr die Unmöglichkeit ihrer Löſung in ſich, als daß man ſich über das Mißlingen wundern möchte. Das Unternehmen blieb unvollendet, weil der Dichter allmälig fühlen mußte, daß eine ſolche hohle Abſtraktion vor der poſitiven Wirklichkeit, welcher ſie zugeführt werden ſollte, in ihr Nichts zerflog. Was uns in dem Fragmente geboten wird, iſt ein ſeltſames Gemiſch von ätheriſcher Träumerei und gewöhnlicher Wirklichkeit, deren Unverträglichkeit durch den hochpoetiſchen Überzug nur ſchlecht bedeckt wird. Was man an faſt allen Romantikern jener Zeit wahrnehmen mag, die Art nämlich, wie in die Aufſpannung der Gemüthsbegeiſterung der Verſtand mit ſeiner nüchternen Stimme hineinſpricht, das läßt ſich auch hier bemerken. Die Sehnſucht des Herzens kann die Einrede der Reflexion nicht überwinden, weshalb denn die Dürre des Räſonnements oft ſtörend genug die Bildungen der Phantaſie verdirbt. Nicht bloß die Tendenz, auch die Sprache erinnert an Göthe's mehrgenanntes Werk. Sie erreicht mitunter eine ſeltene Klarheit und man bedauert, daß die Prätenſion der Selbſtbewußtheit ihre Friſche und unmittelbare Belebung im Allgemeinen hindert. Während ſo Einzelheiten ſich auf die Stufe wahrer poetiſcher Anſchaulichkeit erheben, geht die Poeſie des Ganzen in hyperpoetiſcher Transſcendenz verloren. — Wie Novalis ſonſt noch der Märchenwelt das Wort redet, wie er in der „Ahnung einer ſchöpferiſchen Willkür" den Aufgang einer „neuen Menſchheit," einer „univerſellen Individualität" erblickt, wie ihm die Alles überfliegende Phantaſie die rechte Vermittlerin der wahren Weltauffaſſung iſt — Dieſes und Ähnliches, wie es die Romantik lehrte und wollte, findet ſich bei Novalis vielſeitig ausgeſprochen. Dabei iſt nicht

zu verkennen, daß in ihm eine echte poetiſche Ader lebte, daß ſein Geiſt der Erfaſſung der tiefſten philoſophiſchen Probleme fähig war und daß ihm zugleich die Kunſt der Sprache in nicht geringem Grade eignete, allein das Übergewicht des Gefühls und der myſtiſch-ſentimentalen Sinnlichkeit ließ jene Gaben ſich nicht zur Freiheit entwickeln und die Ideen ſich nicht zu feſten Gedanken bilden. Novalis ſtarb frühzeitig. Der Keim des Todes lag, wie ſchon bemerkt, längſt in ihm und trieb ſeine Sehnſucht über die Erde hinaus, die er unter den Tönen des Klaviers verließ.

Umfaſſender breitet ſich die romantiſche Produktion in Ludwig Tieck aus [1]). Alle Elemente der neuen poetiſchen Doktrin finden in ſeinen mannichfaltigen Werken ihre praktiſche Bethätigung. Tugenden und Untugenden der ganzen romantiſchen Generation haben ſich bei ihm verſammelt und charakteriſtiſch ausgeprägt, ſo daß er mit vollſtem Rechte als ein Hauptgeſandter der Schule erſcheint, um ſo mehr, als auch ſeine erſte literariſche Wirkſamkeit mit den erſten Anfängen derſelben zuſammenfällt. Die Stifter des neuen poetiſchen Bundes ſäumten daher auch nicht, ihn alsbald neben Göthe auf den klaſſiſchen Thron zu ſetzen. Anlage, Bildung und Vaterland, Alles fand ſich bei ihm zuſammen, um ihn zum wahren poetiſchen Organ des „dritten Evangelium's," das, wie wir geſehn, die Schlegel verkünden wollten, zu machen. Geboren zu Berlin (1773) und ebendaſelbſt ſeine Jugendbildung vollendend, nährte er frühzeitig den Geiſt reflexiver Weltauffaſſung, der ſich in ſeine bewegliche Phantaſie und Empfindungsfriſche hineindrängte. Mehr auf der ſpielenden Welle der Kunſtanſchauung ſchaukelnd als in die ernſte Tiefe ſtrenger Wiſſenſchaft niederſteigend, gewann ſein empfängliches Talent leichter die Richtung auf die Phantaſiegeburten der Vor- und Mitwelt als auf den Kern und Gehalt einer

1) Auch über Tieck und ſein Schriftthum iſt eine nicht geringe Zahl kritiſcher Charakteriſtiken erſchienen. Wir wollen nur an Einiges erinnern, z. B. an Steffens „Was ich erlebte?", an Brauiß „Vorwort zur 2ten Ausgabe von Tieck's „Vittoria Accorombona". Auch Laube (in ſeinen modernen Charakteriſtiken II.) und Roſenkranz (in den Hall. Jahrb. 1838. N. 155 ff.) haben Tieck als Schriftſteller näher geſchildert. Wir ſehen in unſerer obigen Darſtellung von der Verſchiedenheit der Standpunkte ab, welche dieſen und andern Charakteriſtiken zum Grunde liegen.

in sich abgeschlossenen Wirklichkeit und gründlichen Überzeugung. „Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten" gehört, wie er an Solger schreibt, zu seiner Natur. Die Philosophie konnte ihm daher anfangs, ehe er mit Jacobi (einem dämmernden Geistesverwandten) näher bekannt wurde, nicht zusagen; wie er denn in der That niemals den Ernst des philosophischen Gedankens hat an sich kommen lassen. Gesteht er doch weiterhin selbst, „daß es ihm nie um das Denken als solches zu thun gewesen." Dagegen waren ihm „Vorurtheile" lieb, die er mit „dem Glauben und der unendlichen Liebe" identificirt. Aller Gedanken- und Ideengang sollte ihm nur dazu dienen, solche „tiefe Vorurtheile zu bestätigen." Zugleich legt er sich „einen besondern Instinkt zur Religion" bei, wodurch er bei dem Mangel an philosophischer Befriedigung den Mystikern und namentlich dem J. Böhme zugedrängt wurde. Hier fand er den Schlüssel zum Verständnisse des Christenthums, hier verklärten sich ihm im lebendigsten Wortabbilde die ringenden Naturkräfte, hier öffnete sich ihm „der Zauber des wundersamsten Tiefsinns und der lebendigsten Phantasie," von diesem „Wunderlande aus" las er Fichte und Schelling, die ihm aber nicht „tief genug" waren. Sie erschienen ihm gleichsam „nur als Silhouetten oder Scheiben aus jener unendlichen (Böhme'schen) Kugel voll Wunder." Sowie er indeß in diese Welt mehr aus „frevlem Leichtsinn" als aus innerstem Drange gerathen war, ebenso leicht trat er aus ihr wieder hinaus in die bunte Gesellschaft seines „alten Homer und Sophokles, der Nibelungen und Shakspeare's." Eine Krankheit, Italien, eine Übersättigung an den Mystikern und sein sich regendes Talent hatten ihn befreiet, „Leichtsinn und Willkür" waren dabei abermals nicht ohne Mitwirkung geblieben [1]). „Ich komme" (schreibt er 1799) „ewig mit mir selber nicht auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich, und ich schwindle, wenn ich Anfang und Ende und bestimmte Ruhe erstreben will [2])." Und wenn er später von sich sagt: „bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen lag auch stets in meiner Seele eine

1) Vgl. den Briefwechsel in Solger's nachgelassenen Schriften, herausgegeben von Tieck und Fr. v. Raumer. Leipzig, 1826.

2) In den „Phantasien über die Kunst".

Luſt am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit, ſowie ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauſchen zu laſſen;" ſo gilt dieſes ſo ziemlich von ſeiner geſammten Lebenszeit. Seine „Vittoria Accorombona" (1840) iſt in ihrer Art ein Reſumé der ganzen Willkür und ſchwankenden Stellung, die wir an ihm von dem erſten Hauptprodukte ſeiner Muſe „dem William Lovell" an (1795) bis zu ſeiner Einkehr in die moderne Socialitätsnovelle bemerken können. Muß er doch noch ſpät (1816) bekennen, daß ihm ſeine „ſchnelle Fühlbarkeit, ſich in alle Gedanken nur zu leicht hineinzudenken," Angſt bereite. So ſehen wir Tieck denn von Anbeginn in dem Elemente einer höchſt beweglichen Natur befangen, deren Strömen und Unruhe ihm nicht geſtattet, das Leben irgend wo mit Sicherheit zu faſſen und anzuhalten. Es fehlt ihm der feſte perſönliche Mittelpunkt, um den ſich der Wechſel der Erſcheinungen und die Peripherie der Erfahrungen hätte legen und zu poſitiver Einheit verbinden mögen. Doch rühmt Steffens [1]) vom ihm große Klarheit und ruhige Objektivität in perſönlichem Verkehre und in Behandlung der Gegenſtände. Aus jener Lebensſchwebe erklärt ſich denn auch die Unſicherheit, Wandelbarkeit, die halb abſichtliche, halb unwillkürliche Mannichfaltigkeit in den Tonarten ſeiner Kompoſitionen, die wunderliche, oft ſtörende Weiſe, womit Phantaſie und Verſtand, Sentimentalität und Reflexion, Wärme und Kälte in den berühmteſten ſeiner Dichtungen neben einander liegen und in einander greifen. Sie ſind kaleidoſkopiſche Bilderſpiele, die eben in dem reichen Geſtaltenwechſel ihre eigenthümliche Wirkung haben. Es iſt ihm kein rechter Ernſt mit der Dichtkunſt, ſie dient ihm mehr als Spielzeug, denn als ein höherer Beruf des freien Geiſtes. Die romantiſch-nihiliſtiſche Ironie namentlich fand an Tieck ihren produktiven Hauptvertreter. Wir wollen nicht abreden, daß ihm mehrfach das echt ironiſche Moment gelingt; im Ganzen aber tritt die vornehme Abſichtlichkeit und ſelbſtgefällige Genialitätsbewußtheit mit einer Zudringlichkeit heran, daß dadurch die wahre äſthetiſche Freude an der Sache verdorben wird. Dazu kommt, daß man ihr auf allen ihren Wegen zuletzt am Ziele der proſaiſchen Enttäuſchung begegnet. Der Humor, deſſen Kleid ſie anzieht, ſpreizt ſich an mehr als einer Stelle mit jener anmaßlichen Süffiſance, die man

1) Steffens, „Was ich erlebte".

oft an den hohlen Salonsfiguren wahrnimmt, wenn sie in gute bürgerliche Gesellschaft kommen, deren Ton und Bewegung ihrem socialen Hochgeschmacke nicht genügt. Nicht selten sublimirt sich dieser Humor zu einer Durchsichtigkeit, daß sein Sinn verfliegt, während er ebenso häufig wieder zu einer Plattheit niedersinkt, der es wie an Geist so an wahrem Leben fehlt. Was Tieck's humoristische Haltung aber noch insbesondere charakterisirt, ist das leere Selbstbespiegeln in dem Selbstironisiren. Es ist ein berechnetes Verstandeskunststück, wobei das eitle Ich sich über seine eigene Genialität erfreuet. Sagt er doch selbst (in den Phantasien über die Kunst): „So spotte ich über mich selbst, und dieses Spotten ist nur elendes Spielwerk." Daß ihm dabei Phantasie und glückliche Auffassungsgabe sammt der Kunst des Ausdrucks in mehr als gewöhnlichem Maße zu Gebote stehen, wer könnte es leugnen? Die Töne des Gemüths sind ihm verliehen wie die Pfeile und Funken des Witzes; mit beiden würde er bei seiner sprachlichen Gewandtheit Vorzügliches haben leisten können, wenn ihm eben Tiefe der Überzeugung und Ernst der Idee mehr, als der Fall ist, ingewohnt, und die egoistische Willkür wie der Frost der Reflexion nicht meistens das freie Werk der Phantasie verdorben hätten. Darum können wir ebensowenig den Enthusiasmus theilen, womit A. W. Schlegel den wunderbaren Zauber seiner Werke preist, als wir mit Solger rühmen mögen, „daß auf Tieck das Heil der deutschen Kunst beruhe, daß er der Einzige sey, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dastehe, daß sein Treiben das Wahre und Göttliche sey, immer reiner und reiner aus dem ganzen Gewirre hervorgegangen [1])." Auch Friedr. Schlegel's Bewunderung Tieck's kann uns nicht bestechen, wenn er meint, „daß er der wundervollen Erscheinungen und Geheimnisse der Phantasie vollständig Meister sey [2]);" denn Tieck's Phantasie spielt im Ganzen mehr um die Tiefen und die Geheimnisse der Phantasie herum, sie „phantasirt eben mehr über die Phantasie," als daß sie deren Wunder in Werken reiner Anschauung zu befriedigender Offenbarung brächte. Sollen wir unsere Meinung unumwunden sagen, so finden wir auch in Tieck im Allgemeinen den

1) Solger, Nachgel. Schr. I. S. 428.

2) Vorlesungen über die Literatur, II. S. 331.

Mangel an rechter, von ſich aus ſtarker Produktionskraft, der, wie wir bemerkt, die geſammte Romantik charakteriſirt. Auch bei ihm herrſcht zu ſehr das Gelüſt des Dilettantismus über die Macht des wahren Genius, und auch ihm fehlt „die Architektonik im höchſten Sinne" (Göthe), woher es denn kommt, daß er ſich dem Stoffe, der Abenteuerlichkeit und den Sympathien des Augenblicks mehr hingiebt, als das ewige Geſetz der Kunſt es geſtatten kann. Die Muſen haben nicht

„— das keuſche reine Siegel
Auf die Lippen ihm gedrückt."

Falſche Originalität, unmotivirtes Hineinbilden des Alten in das Neue, des Fremden in das Einheimiſche, des Religiöſen in das Weltliche, eine unheimliche Koketterie mit dem Myſtiſchen, ein Spreizen weltironiſcher Selbſtbewußtheit, eine an die Reflexion verkuppelte Sentimentalität, ein unſicheres Schaukeln auf den ſchwimmenden Wellen triebſeliger Gemüthlichkeit tritt alle Augenblicke ſtörend in die Gebilde ſeiner Phantaſie, die nur zu oft die Rolle ſpielen möchte, welche ſie Shakſpeare's großem Genius abgelernt zu haben meint, deſſen nationaler Interpret Tieck in mancher Hinſicht wurde, ohne jedoch ſeine dramatiſche Kunſt in irgend einer Weiſe ſelbſt zu erreichen. Vielmehr haben Tieck's Dramen das Undramatiſche zum Schaden unſerer Bühne nur zu ſehr mitveranlaßt. Er und viele ſeiner Nachahmer meinten Shakſpeariſch zu dichten, wenn ſie einige Witze, Späße, willkürliche Äußerlichkeiten von ihm borgten, während die geniale Innerlichkeit der Idee und die Kunſt organiſcher Totaliſirung jenes Meiſters ihrem Geiſte und Wirken verſagt blieb. Wenn ihn ſeine Schule ſogar über unſern erſten Dichter erhob, ſo geſchah es nur im Intereſſe der Selbſtverherrlichung und der eigenen Vereitelung. Die Kritik aber darf ſich von der Stimme der Partei nicht irren laſſen. Göthe ſchätzte Tieck wegen ſeines Talents, auch ließ er gern manchem ſeiner Werke vollſte Gerechtigkeit widerfahren — nur mochte er es nicht dulden, daß man den Nachgekommenen, der überall auf ſeinen Schultern ſtand, über ihn erheben wollte, meinend (Geſpräche mit Eckermann), ſolches Beginnen ſey ebenſo anmaßlich, als wenn er ſelbſt ſich über Shakſpeare ſtellen wollte, an dem er doch nur mit Ehrfurcht hinaufzublicken wage. Wenn

er ihm in seinem „Alterthum am Rhein und Main" (im zweiten Theile) Mangel an Kunststudien und Kunstkenntniß in einem schärferen Tone vorwirft, als vielleicht gerecht ist, so mag wohl eben die Überhebung, womit Tieck und die Seinen dem gekrönten legitimen Dichterhaupte entgegentraten, in etwas die Schuld mittragen. Wir wollen indeß auch dieses Mißkennen auf Seiten Göthe's keineswegs beschönigen, vielmehr uns bemühen, seine nationalliterarischen Verdienste, welche nicht gering sind, aus dem Gesichtspunkte der Sache selbst möglichst zu würdigen.

Tieck's literarische Bedeutung, scheint uns, ist nun wesentlich darin zu suchen und anzuerkennen, daß er den Standpunkt der klassischen Ausbildung unserer Literatur, wie er sich um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt hatte, mit den vielseitigen historischen Kulturbeziehungen der neu eintretenden Zeit im Elemente der Dichtung zu vermitteln und dem Geiste des literarischen Kosmopolitismus einen nationalen Ausdruck zu geben vor Andern berufen war. In dieser Stellung sammelte er in seinen Werken alle Hauptfäden unserer neuen und selbst neuesten poetischen Produktion, die nicht bloß mit ihren dramatischen Formen, sondern auch im Tone der Lyrik wie in den novellistischen Motiven, Wendungen und Richtungen in dem von ihm angebaueten Boden meistens wurzelt. Daß er zugleich der Sprache manches neue Element zugeführt, ihre Bewegungskreise erweitert, ihrem Ausdrucke nach mehr als einer Seite hin frische Färbung und Belebung gegeben, namentlich der Prosakunst durch klare, gebildete und leicht fortschreitende (wennauch mitunter zu redselig-breite) Stylisirung bedeutenden Vorschub geleistet, ist vor Allem zu erwägen und recht zu würdigen. Und so wird er immerhin als eine höchst bedeutende Gestalt unter den echt nationalen Dichtern gelten, wennauch nicht als der „nationellste," der erst „den echten, bisher verkannten deutschen Genius offenbarte," wie W. Menzel von ihm rühmt [1]).

Tieck's literarisches Wirken ist ein vielseitiges der Richtung wie Entwickelung nach [2]). Indem es sich auf dem eigenthümlichen Grunde seiner Persönlichkeit bewegt und die bezeichnete kaleidoskopische Wandelbarkeit

1) W. Menzel, deutsche Literatur, II. S. 148 u. 149. 1. Ausg.

2) Sämmtliche Werke. Wien, 1817 ff. 22 Bde. und Schriften. Berlin, 1827 ff. 15 Bde.

derſelben wiederſpiegelt, lehnt es an gewiſſe Hauptpunkte an, welche eine Art Parallelismus in Form und Fortſchritt bemerken laſſen. Mit philoſophiſchem Skepticismus beginnend, in Religion und Myſtik überſchlagend, von da in den Ton der Ironie und des Humors vornehmlich greifend, dann den mittelalterlichen und Shakſpeare'ſchen Sympathien hingegeben, wendete er zuletzt ſich zu der modernen Socialität, deren Bezüge in einem großen Reichthume novelliſtiſcher Produktionen vorzuführen er bis auf den Augenblick beeifert iſt, bald an herrſchende Ideen und Intereſſen knüpfend, bald die Geſchichte zum Spiegel der Gegenwart und zum Mittel ſeines Gedankenausdrucks machend, nicht ohne Reaktion gegen die romantiſchen Liebhabereien und Seltſamkeiten bei uns und den Franzoſen, zu denen er ſelbſt vor Andern Einleitung und Beiſpiel gegeben.

Tieck's Lebensfortſchritte greifen in die verſchiedenen Entwickelungsſtadien ſeiner literariſchen Thätigkeit zu bedeutend mitbeſtimmend ein, als daß bei der Betrachtung ſeiner Werke davon abgeſehn werden dürfte. In Berlin während ſeiner empfänglichen Jugendzeit von den rationaliſtiſchen Tendenzen und ihrem Kampfe mit dem Wöllner'ſchen Pietismus in der nächſten Nähe umdrängt, in innigem Bunde mit einem enthuſiaſtiſchen Freunde (Wackenroder) mochte Tieck bei ſeiner oben geſchilderten beweglichen Natur wohl leicht in den Taumel überſpannter Anſichten und in den Strudel eines rathloſen Skepticismus gerathen, der in ſeinem „William Lovell" (1795) wunderlich genug ausbrauſt, nachdem er in der kurz vorausgehenden Erzählung „Abdallah" ſich in den wilden Zügen eines orientaliſchen Schauerbildes dämoniſch zu übertäuben geſucht hatte. Wir finden in dem Romane unſern Dichter noch ſtark unter dem Einfluſſe der Nachwehen der kraftgenialiſchen Weltanſchauung des Sturmes und Dranges ſowie des Berliner Aufklärungs-Skepticismus. So entſtand ein eigenes Gemiſch von halbvernünftigen Gedanken und leerem, unreifem Räſonnement über Menſchen, Welt und alles Mögliche ſonſt, von Rouſſeau's Freiheitslehre und dem revolutionären Naturrecht, von unverdauter Philoſophie der Zeit und religiöſer Starkgeiſterei. Durch das ganze Durcheinander ziehen die beiden Modekrankheiten der damals eben ſich abſchließenden vorhergehenden Epoche, die Wertherſentimentalität und die Fauſtzerriſſenheit. Unter der ſchwachen Hand des jungen, keineswegs hochgenialen

Dichters entstand aus diesen Elementen eine seltsame Mißgeburt, die, eben aus Werther und Faust ohne natürliche Vermittelung zusammengewachsen, einen Helden zeigt, der durch seinen abenteuerlichen Genialitätsdrang eher Unmuth als ästhetische Befriedigung erzeugt. Übrigens schlägt schon hier die ironisirende Satire durch, von welcher Tieck bis an sein Ende nicht lassen mochte; wie er denn auch späterhin diese Tendenz selbst andeutet, indem er erklärt, daß er in dem Romane eine Art Manifest seines Abfalls von dem Standpunkte seiner Zeit habe geben wollen [1]). Im „Peter Lebrecht", der unmittelbar nachfolgte (1795), begegnet man der ganzen Kleinwelt, wie sie damals sich in vielen Romanen darlegt, sowie dem Pragmatismus der Aufklärung, deren entschiedener Gegner Tieck bald hernach wurde, als ihn die Berührung mit den Schlegeln der Romantik und dem katholisirenden Kunstchristenthume in die Arme führte [2]). Das Jahr 1797 erscheint als der Wendepunkt seiner Richtung, die seitdem mit jedem Jahre tiefer in die romantischen Gegenden vordringt. In den „Volksmärchen" spürt man die neue Luft, die namentlich in dem „Blaubart" und dem „gestiefelten Kater" scharf und bestimmt genug wehet. In diesen Märchen witterte A. W. Schlegel den verwandten Ton, die Sprache eines künftigen Genossen. Er unterließ daher nicht, den ihm damals noch unbekannten Verfasser als einen „Dichter im eigentlichen Sinne," als einen „dichtenden Dichter" dem Publikum in der allgemeinen Jenaer Literaturzeitung zu signalisiren [3]). Noch spät (1827) freuet er sich und ist stolz darauf, „zuerst in Deutschland diesen seltnen dichterischen Genius begrüßt zu haben." Das Märchen, sagten wir bereits, ist gewissermaßen der Gipfelungspunkt der Poesie dieser Romantiker. Novalis findet in der „Fabel und dem Märchen das Gesammtwerkzeug seiner Welt." Tieck preist es in allbekannten Versen und Clemens Bren-

1) Vorrede zu der Ausg. von 1814.

2) Daß Tieck in der That zum Katholicismus übergetreten, wie viele andere Romantiker, gilt für Manche noch als eine unausgemachte Sache. Baron Eckstein hat (in seiner Zeitschrift „Le Catholique") ihn nebst A. W. Schlegel als einen Übergetretenen angeführt. In beiden Hinsichten hat aber jener bekannte in Frankreich völlig nationalisirte Schriftsteller falsch berichtet.

3) Jahrgang 1797 N. 333. Auch in den Charakteristiken und Kritiken Bd. II. wieder abgedruckt, ebenso in den Kritischen Schriften I.

tano hebt es in ſeinem „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ auf die höchſte Spitze origineller Toll- und Albernheit. Geht doch in dem Märchen die wirkliche Welt in „blauen Dunſt“ auf, von dem Novalis in ſeinem Oſterdingen ſingt, und auf dem die Romantik als ihrer eigenthümlichen Weltanſchauung fußt. Tieck iſt der erſte und auch wohl der vorzüglichſte unter den romantiſchen Märchendichtern, obgleich ſeine genannten Volksmärchen noch ſtark an des Muſäus Zurichtung der alten Märchen erinnern. In der Märchen-Komödie „der geſtiefelte Kater“ ſcheint es der Dichter ganz beſonders auf humoriſtiſche Genialität abgeſehen zu haben; auch iſt es nicht bloß A. W. Schlegel, der darin die reichſte Ader davon finden wollte. Wir ſind nun der Anſicht, daß dem Stücke nichts mehr fehlt, als gerade die originelle Kraft der Genialität; wir ſehen vielmehr darin nur das ſelbſtgefällige Reflexionskunſtſtück, aus allerlei (allerdings oft treffenden) Pointen, ſpaßhaften Witzen, faden Anſpielungen, ſeltſamen Wort- und Gedankenwendungen, perſönlichen Kleinigkeiten ein ſcherzhaftes Quodlibet zu bilden, deſſen Reſultat zuletzt als inhaltsloſe Spielerei erſcheint. Statt echt poetiſcher Individualiſirung und friſcher Laune finden wir die abſtrakte Tendenz, die Lehre der romantiſchen Ironie in einem Beiſpiele auszuführen. Ob und wiefern der däniſche Komiker Holberg mit ſeinem „Ulyſſes von Ithaka“ oder Andere auf das Stück Einfluß gehabt, laſſen wir hier unerörtert. Daß die literariſche Baſenhaftigkeit von damals (wie z. B. Böttiger's kritiſcher Kleinhandel) einige humoriſtiſche Streiche empfängt, kann der Produktion keinen höheren äſthetiſchen Werth geben. Der „Blaubart“, der eine thatſächliche Widerlegung des falſchen Ritterweſens in den Romanen der Spieß, Cramer und Konſorten ſeyn ſoll, wendet ſich mit dieſer Tendenz auf eine Erſcheinung, die ſich ſelbſt ſchon ziemlich überlebt hatte und jedenfalls den Aufwand von Ironie, womit ihr hier begegnet werden ſoll, nicht verdienen konnte. Daß der Quell der Redſeligkeit und Breite, welche Tieck's Schriften ſo oft ſchleppend macht und den man ſchon im Lovell ſich ergießen ſieht, in dieſem Stücke die dramatiſche Wirkung nebenher behindert, ſoll nur beiläufig bemerkt werden. Und ſo mag uns weder Schlegel noch Solger überreden, den Blaubart für ein ſeltenes Produkt dramatiſcher Kunſt zu halten. Die mehrfachen anziehenden Einzelheiten laufen in keinem

Punkte organiſcher Einheit zuſammen und über dem Ganzen waltet die ironiſche Selbſtobjektivirung in einem Grade, daß die friſche, unbefangene Luſt an dem Fortſchritte der Handlung und ihrer Tendenz alle Augenblicke geſtört wird. — Mit dem Jahre 1798 finden wir Tieck bereits in den tiefen Gängen romantiſcher Myſtik und antiproteſtantiſcher Kunſtſeligkeit. Der Roman „Franz Sternbald's Wanderungen" (1798), wobei ſein Freund Wackenroder nicht ohne Theilnahme geblieben, bezeichnet jene neue Metamorphoſe, mit welcher unſer Dichter in die religiöſe Romantik trat, wie ſie in Novalis ſich alsbald weiter bildete und ſpäter in dem äſthetiſchen Katholicismus eines Fr. Schlegel, Z. Werner und Anderer zu einem beſtimmten Kultus wurde. Das Buch will ein Künſtlerroman ſeyn, von dem J. Paul meint, es ſey mehr „eine Kunſtſtimmung als ein Kunſtwerk." Der Nebel phantaſtiſcher Überſchwenglichkeit zieht durch dieſes Werk, das ſich wie ein Luftball über den Boden der Wirklichkeit erhebt, um ſich in den Wolken eines leeren Raumes zu verlieren. „Die Phantaſien über die Kunſt", welche Tieck (zum Theil aus den Elementen des Wackenroder'ſchen Nachlaſſes) [1]) 1799 herausgab, bilden zu jenem Romane gleichſam den phantaſtiſch-theoretiſchen Kommentar. „Keine Flamme des menſchlichen Buſens," heißt es hier, „ſteigt höher und gerader zum Himmel auf als die Kunſt; kein Weſen verdichtet ſo die Herzens- und Geiſteskraft des Menſchen in ſich ſelber und macht ihn ſo zum ſelbſtſtändigen menſchlichen Gott." Dieſe Vergöttlichung des Menſchen in der Herzens- und Geiſtesverdichtung will das Buch zur Anſchauung bringen. Es iſt die Lehre der neuen Schule von der Poeſie der Poeſie, welche hier vorſpielt, um in dem bald darauf erſcheinenden Gegenſtücke von Novalis, dem „Heinrich von Ofterdingen", in ihrer vollen Verdämmerung heranzutreten. „Franz Sternbald" lehnt gleich dieſem in Tendenz und Form an Göthe's Meiſter an, deſſen reale Welt er in die Dunſtregion der ſymboliſirenden Phantaſtik und religiöſen Schwärmerei verflüchtigt. Dieſe Schwärmerei aber iſt zugleich wieder zu ſehr mit der ſelbſtbewußten Reflexion verbunden, um als

1) Wackenroder ſtarb ſchon 1798, gewiſſermaßen an dem Nihilismus der Kunſtſehnſucht. Tieck hat ihm in mehreren Sonetten ein Denkmal geſetzt. Vgl. Gedichte, II. S. 73 ff.

eine echte zu erscheinen. Sie trägt sich selbst zur Schau und gefällt sich in der eigenen Bespiegelung. Die Andacht und Frömmelei wird zum Principe der Kunst gemacht, aber es ist die Afterandacht des Verstandes, nicht die wahre des Herzens und des Glaubens. Der Held ist ein verfehlter Wilhelm Meister, eine Yorikisirende Karikatur, der in der Kunstsehnsucht sich und die Welt verliert. So läßt das Buch in seiner romantischen Sublimirung trotz der wirklich poetischen Auffassung und trotz seiner meistens schönen Darstellung und vielen anziehenden Schilderungen doch in der Ausführung den Mangel an produktiver Ursprünglichkeit und echt poetischer Energie und Haltung, den wir gleich anfangs bei Tieck hervorgehoben, unverkennbar spüren. — Bald nach Vollendung des Sternbald machte Tieck die Bekanntschaft der Schlegel, mit denen er seit 1798 einige Jahre in nahem Verkehre theils in Jena, theils in Dresden verlebte. Der jugendlich vorstrebende Dichter trat in Jena gerade in dem Zeitpunkte unter die neue literarische Generation, als die Romantik hier eben in ihrem ersten frischen Lebensdrange stand. „Wir erblickten," sagt Steffens (in seinen Novellen, die vier Norweger, über diese Jena'sche Literaturgenossenschaft, in welcher er auch Tieck erwähnt), „wir erblickten den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten." A. W. Schlegel hatte Tieck aufgesucht und ihn in jene Umgebung gezogen und „gemeinschaftliche Begeisterung für Poesie und Kunst beseelte ihren Umgang." Dieser Kreis der ausgezeichnetsten Talente, die sich an Göthe, der in der unmittelbarsten Nähe weilte und ihrem Streben die Gunst seines Genius schützend und pflegend zuwandte, als ihren geistigen Mittelpunkt anlehnten, wurde der eigentliche Heerd der Literatur des gegenwärtigen Jahrhunderts. A. W. Schlegel wendete sich noch spät, nachdem er in den geistreichsten und gebildetsten Kreisen gelebt und viele der merkwürdigsten Zeitgenossen in Deutschland und im Auslande kennen gelernt, in seiner Erinnerung „jener freien und fruchtbaren Gemeinschaft der Geister in dem hoffnungstrunknen Lebensalter" mit Sehnsucht zu[1]). Ein gleiches Gefühl vernehmen wir auch von Tieck in der Zueignung des Phantasus. — Es begreift sich nun wohl, wie unter solchen Bedingungen und Anregungen die

1) Krit. Schr. I. S. 319.

produktive Thätigkeit eines ſo regſamen Geiſtes mit all ihren Lebenstrieben hervordrängen mochte. Und in der That kann man dieſe Periode (1799 — 1805) die reichſte und bedeutſamſte der Tieck'ſchen Muſe nennen; denn, was er jetzt lieferte, war aus der vollſten Fülle ſeiner romantiſchen Begeiſterung geboren. Seinen antiken Sympathien in einer ironiſchen Abſchiedsode ein für allemal entſagend[1]), ſchiffte er fortan mit allen Segeln auf dem Strome der neuen Bewegung, deren Wellenſchlag wir ſchon in ſeinen „romantiſchen Dichtungen" (1799) hören. Etwas ſpäter führte Tieck ſeine romantiſchen Künſte namentlich im „Zerbino" vor. Wir haben hier ein dramatiſches Seitenſtück zum „geſtiefelten Kater". Weiſe und Tendenz ſind im Weſentlichen dieſelben. Auch im Zerbino richtet ſich die komödiſche Polemik gegen die ſpießbürgerliche Gemeinheit des Geſchmacks und den platten Geiſt eines materialiſtiſchen Pragmatismus in Lebens- und Weltauffaſſung, auch hier ſpielt die beliebte Ironie ihre humoriſtiſchen Weiſen und trifft in manchen kecken Zügen die Zielpunkte ihres Strebens; aber auch hier fehlt das eigentliche punctum saliens, in welchem die ſonderbaren Sprünge humoriſtiſcher Laune ihren vollen Lebenspuls gewinnen möchten. Spaßhafte, oft geiſtreiche Ein- und Ausfälle, aber keine komiſche Totalität. Alle dieſe Verſuche Tieck'ſcher Poeſie, wie z. B. auch die dramatiſche Humoreske „die verkehrte Welt[2])" ſammt dem „Däumling", zeigen ein zerfahrnes Herumſpringen nach dieſem und jenem Lappen gemeiner Alltäglichkeit, welches uns wohl eine Zeitlang unterhalten, auch hin und wieder in eine heitere Stimmung bringen, aber nicht wahrhaft poetiſch befriedigen kann, und zwar um ſo weniger, je öfter der Witzflug erlahmt und auf den Boden der Gewöhnlichkeit und nüchternen Proſa niederſinkt. — Mit dieſem produktiven Ironismus hing Tieck's deutſche Bearbeitung des Don Quixote von Cervantes zuſammen. Er leiſtete damit ſich wie ſeiner Schule einen nicht geringen Dienſt, indem e jenes Vorbild des modernen humoriſirenden Geiſtes, welches in eine ähnlichen Stellung gegen ſein Jahrhundert ſich befand, der Beſchauung näher rückte, als durch die bisherigen Überſetzungen geſchehn, unte denen auch die von Soltau den eigenthümlichen Ton des Original

1) Im Schiller'ſchen Muſenalmanach von 1799.

2) Im Phantaſus, Thl. II.

nicht rein genug wiedergiebt [1]). Das bedeutsamste Denkmal von Tieck's romantischer Produktion während dieses Zeitraums bleibt indeß die „Genoveva" (1800), die mit dem „Prinzen Zerbino" in den „romantischen Dichtungen" zusammensteht. Über dieses Stück hat sich der Enthusiasmus in vollem Maße ausgesprochen, während es freilich auch nicht an kälteren Stimmen gefehlt. Daß selbst Göthe daran „eine wahrhaft poetische Behandlung" rühmen wollte, die ihm „sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann [2])," mochte wohl zum Theil seinen Grund in der Geschicklichkeit haben, womit Tieck ihm dieselbe vorzulesen verstand. Wir wollen nun unsererseits sogleich die vielen anziehenden Einzelheiten, womit diese Dichtung vor uns hintritt, freudig anerkennen, wir wollen die Zeichen eines poetischen Sinnes und Wirkens, welche sich in der Auffassung des Stoffs, in einigen lyrischen und malerischen Stellen, vor Allem aber in der Kunst sprachlicher Darstellung kundgeben, nicht unbemerkt lassen, müssen aber gestehen, daß die eigentlich tragisch-dramatische Durchführung den Foderungen nicht entspricht, die selbst eine nachsichtige und freiere Ästhetik zu stellen hat. Shakspeare's Geist, den der Dichter in diesem Stücke germanisiren möchte, spukt mehr darin herum, als daß er darin schaffend webt und lebt. Die feine Kunst dieses großen Briten, womit er die freie Bewegung seiner Phantasie unter das Gesetz der Einheit zu stellen und vor der subjektiven Willkür zu bewahren weiß, fehlt hier ganz. Elemente, Phantasien finden wir genug, aber leider fehlt das genial-geistige Band. Es ist eine Sammlung von allerlei poetischen Ingredienzien, ein wahres dramatisirtes Quodlibet, in welchem alle romantischen Motive versucht werden, um ein Pracht- und Musterstück der neuen Poesie zu schaffen. Indem sich dabei italienische und spanische Formen mit den Spielen und Geklingel unseres Minnesangs verbinden, so entsteht zugleich ein rhythmisches Allerlei, welches dem des Inhalts ähnlich ist. Die Gefühls- und Naturwelt haben all ihre Farben

1) Schon im siebenzehnten Jahrhundert waren Übersetzungen dieses berühmten Romans bei uns versucht worden. Besonders aber wendete man sich in der Sturm- und Drangzeit demselben von Neuem zu, und wir erinnern hier nur an die Übersetzung von Bertuch, welche um die siebenziger Jahre erschien.

2) Werke, Bd. 27. S. 73.

und Stimmen geliefert, um das Unausſprechliche zu ſprechen. Über das Ganze aber breitet ſich der Weihrauch des katholiſchen Opferdienſtes und umhüllt das Geheimniß romantiſcher Unendlichkeit mit dem Nebeldufte irdiſcher Sinnlichkeit. Man ermüdet in dem Gedränge der Empfindungen, Reflexionen, Bilder und Melodien, die insgeſammt in keinem Punkte zu ruhigem Abſchluſſe ſich vereinen. Dazu kommt die oft nicht zu verkennende Abſichtlichkeit ſammt der forcirten Sentimentalität, was den äſthetiſchen Genuß zu fördern ebenſowenig geeignet iſt. — In großartigerer Form erhebt ſich der „Oktavian“ (1804). In dieſem, einem alten Volksbuche des ſechszehnten Jahrhunderts nachgeſchaffenen Werke hat Tieck die eigentliche Summe ſeiner produktiven Macht und Kunſt gezogen; aber auch in dieſem ſeltſamen dramatiſchen Märchenbau herrſcht die Willkür mehr als die organiſirende Freiheit des echten Genius. Doch erſcheint die Romantik darin weniger gemacht, bewegt ſich in leichterem und originellerem Schritte, fällt auch viel ſeltener aus ihrem wahren Tone, als in den meiſten andern Stücken unſers Dichters. Die Farbe des Jahrhunderts, dem die Sage angehört, iſt treuer wiedergegeben und die Phantaſie entfaltet in friſchen, glänzenden Bildern ihr keckes Spiel. Wäre dem Strome der Rede weniger Breite geſtattet, wäre überhaupt die Geſtalt des Ganzen zu beſtimmterer Überſicht koncentrirt worden, ſo würde der Produktion der Ruhm einer echten, wahrhaft genialen Dichtung ſchwerlich zu verkümmern ſeyn. Wir wiſſen wohl, daß man dem Genius keine abſoluten Regeln vorſchreiben darf, allein die abſolute Willkür iſt jedenfalls auch nicht ſeine Regel. Die Romantik beruft ſich hier abermals auf Shakſpeare, überſieht aber, daß gerade er in dem Scheine der Willkür das Maß des idealen Princips mit Strenge walten läßt, wie wir bereits früher dieſes hervorgehoben. Bei ihm offenbart die ſcheinbare Willkür nur die Tiefe des einen Grundgedankens, welcher die fliegenden Punkte ſtets wieder in ſich ſammelt und eint. Der Oktavian iſt übrigens, abgeſehn von ſeiner dramatiſchen Bedeutung, eine Schatzkammer der ſchönſten lyriſchen, humoriſtiſchen und maleriſchen Einzelheiten, und man wird ſich an ihm vielfach ergötzen können, wenn man nur hinlänglich freigeſinnet iſt, ſich durch die ſelbſtgefällige Genialitätseinbildung, welche auch hier ihre Gegenwart mehrfach aufdrängt, nicht allzuſehr verſtimmen zu laſſen,

dabei die vielen unterlaufenden Richtigkeiten zu übersehen und den zufälligen Wechsel sowie die Taumelhaftigkeit der rhythmischen Bewegung und Form nicht zu streng zu nehmen.— Der „Fortunat" kann nach Stoff und Behandlung neben Oktavian gestellt werden, obwohl er der Zeit nach weit genug von ihm abliegt (1819). Er beschließt gewissermaßen die romantische Produktion Tieck's, die nicht lange darauf von der modernen Novelle fast ganz bei ihm verdrängt wurde. Das Stück bewegt sich wieder in der Märchenwelt, die nun einmal dieses Dichters Domäne geworden war, und in der sich seine Phantasie am bequemsten gehen lassen konnte. Noch spielt der alte Humor an mancher Stelle keck und oft ergötzlich hinein, noch wallt der Fluß der rhythmischen Rhetorik breit und leicht vorüber, und man könnte auch hier mit Glück eine Anthologie gelungenster Einzelheiten zu Stande bringen. Es ist seinerseits ein dramatisches Phantasiestück, das aber wie der Oktavian der wohlgefälligen Überschau ermangelt. — Sehen wir vom Fortunat zurück, so finden wir Tieck 1805 auf einer Reise nach Rom begriffen, die indeß auf seine Kunstansicht keinen sonderlichen Einfluß gehabt zu haben scheint. Die romantischen Liebhabereien beschäftigen ihn nach wie vor. Das altenglische Theater nimmt seit 1811 seine Aufmerksamkeit in Anspruch, „der Frauendienst" Ulrich's von Lichtenstein wird aus seiner mittelalterlichen Ferne in die Beleuchtung der Gegenwart gestellt, und gleichzeitig werden im „Phantasus" (1812) zum Theil die früheren Märchendichtungen, mit neuen verbunden, wieder vorgeführt. Was diese Sammlung insbesondere betrifft, so verdient sie durch die hohe Gewandtheit der Darstellung sowie durch die seltene Klarheit und Durchsichtigkeit des Styls, womit hier namentlich die Prosa vor uns hintritt, vor Anderm unsere volle Theilnahme; doch wissen wir nicht, ob diese stylistischen Tugenden den Mangel an gründlicher Urfarbe und an Unbefangenheit der Auffassung ersetzen können.

Die Gedichte Tieck's wurden, obwohl meist aus früherer Zeit, erst 1821 zum ersten Male in besonderer Ausgabe abgedruckt [1]). Sie tragen die Physiognomie der ganzen Tieck'schen Dichtung. Das willkürliche Spiel waltet auch in ihnen und läßt weder nach Form noch Inhalt eine bestimmte Gestaltung entstehen. Allgemeinheiten, vage

1) In drei Bänden.

Stimmungen, Naturmystik, aber selten ausgebildete Gemüthslagen, durchempfundene Momente der Innerlichkeit, klare, reine Anschauung der umgebenden Welt. Auch hier drängt sich die unberufene Reflexion störend ein und statt eines durchgeführten Grundtons charakterisiren sich diese lyrischen Poesien durch Buntheit der Farben und unmotivirten willkürlichen Wechsel rhythmischer Formen, die sich zu keiner reinen musikalischen Melodie bilden wollen. Tieck suchte hier wohl oft Göthe's Leier nachzuspielen, allein die Künstelei, welche zumal in den Sonetten waltet, sowie das ganze Nebelwesen des Gefühls ließen ihn die rechten Akkorde selten greifen. Tieck gehört außerdem zum Theil zu der Art von Dichtern, die er selbst „Dehner" nennt und mit „Drahtziehern" vergleicht [1]). Daß einem Ohre, wie dem des antik-metrischen Voß, das Geklingel, welches Tieck in Vers und Reim vernehmen läßt, ebensowenig als das überzarte Gespiel mit Blumen, Mondschein, Nachtigall und Waldeinsamkeit gefallen mochte, ist nicht zu verwundern. Fand doch selbst Tieck's romantischer Genosse, Ad. Müller, viel Kindisches in all dem naiven Märchenwesen und poetischen Getreibe. „Ludwig Tieck," sagt er, „bei allen seinen übrigen Anlagen, bei aller Regsamkeit und Leichtigkeit seiner Feder, hat das Seinige dazu beigetragen, diese seine Gattung der Kindlichkeit in Morgen-, in Frühlings-, in Blumengestalt façonnirt, in so großen Sortimenten zu Markte zu bringen, daß ich es Niemandem verdenke, wenn er ihrer endlich müde wird [2])."

Nachdem Tieck (1817) eine Reise nach London gemacht, zog er sich nach Dresden zurück, wo er, später bei der Theaterintendanz betheiligt, verweilte, bis er vor einigen Jahren (1843) einem ehrenvollen Rufe des Königs von Preußen folgte. Mit jener Ansiedelung in Dresden beginnt für seine Dichtung eine neue und letzte Epoche, wir meinen die der „Social-Novellistik." Mit ihr tritt Tieck

1) In der Novelle „der Mondsüchtige".

2) Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft u. Literatur S. 119. — Einige der Tieck'schen Lyrik kann indeß als rühmliche Ausnahme bezeichnet werden. So z. B. das schöne Lied mit Göthe'schem Anklange „Im Windsgeräusch, in stiller Nacht" u. s. w. oder „Heimliche Liebe", ebenso „Liebesgegenwart", „die Zuversicht", „die Blumen" u. s. w.

aus dem Zauberkreise der Romantik völlig heraus in das Gebiet der Motive moderner Lebensverhältnisse. Schon in der Behandlung der alten Märchen hatte Tieck Ton und Haltung der Novelle, wie sie aus der Mustererzählung des Cervantes sich ihm hervorgebildet, nicht ohne Kunst und Glück gebraucht. Göthe's Dichtungen dieser Art, wie z. B. die „Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten", wohl mehr noch „Wilhelm Meister" und die Erzählungen, welche später in den „Wanderjahren" zusammengestellt wurden, sowie „die Wahlverwandtschaften" hatten Inhalt und Form der neuen Social-Novelle näher bestimmt und festgestellt. Tieck selbst suchte nun auf diesem Grunde den eigenthümlichen Begriff der modernen Novelle zu umgrenzen. Er eignet ihr wesentlich das wirkliche Leben zu mit Ausschluß alles Wunderbaren und wollte in ihr die einfache poetische Erzählung zur Darstellung „der Situation" in einem Komplexe eigenthümlicher Umstände und Verhältnisse erweitern und ausbreiten. Er knüpfte so die Dichtung an die Foderungen und Aufgaben des socialen Lebens an, wie dieses in den letzten Decennien mit seinen Interessen mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist. Sein Beispiel gab zum Theil die Losung zu der unabsehbaren Novellenliteratur, die sich seitdem bei uns hervorgedrängt hat. Hauptsächlich ist es die Tendenz, welche Tieck durch seine Novellen in dieses Gebiet hineingedrängt hat. Er wollte auf diesem Wege aufklären und allerlei Fragen des Lebens, der Geschichte und der Kunst in konkreter Anschaulichkeit verhandeln und beantworten. Seine derartigen Produktionen sind daher ohne leidenschaftliche Belebung, mehr Quellen der Belehrung als poetischer Erweckung. Die naturkräftige Eindringlichkeit und Frische lag nun einmal nicht in den Mitteln seines Talents und seiner Bildung, ebensowenig als solches bei Wieland der Fall war, dem er überhaupt in Absicht auf das oberflächliche Spiel mit den Gegenständen und auf die Redseligkeit des Ausdrucks bedeutend ähnelt. Was Steffens von ihm sagt: „es ist nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, die uns hinreißt, es ist auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderstehliche Gewalt ausübt [1]," kann zum Theil auf diese neue novellistische Produktion Tieck's mit vollem Rechte Anwendung finden.

1) Steffens „Was ich erlebte".

Denn wie oft er auch hier an die Grenzen baſenhafter Geſchwätzigkeit anſtreift, wie vielfach er Alltägliches mit einem übermäßigen Aufwande von langgedehnter Periodik darzuſtellen liebt, wie oft dabei die Handlung in dem Räſonnement untergeht und wie ſehr man die Kraft der inneren Belebung an vielen dieſer neuen Genre-Dichtungen vermiſſen mag, wie wenig überhaupt von Mannichfaltigkeit in Erfindung, Gedanken, Kompoſition und Charakteriſtik kund wird (es geht durch dieſe Novellen faſt nur ein Ton und die Phyſiognomie der Fabrikation), immer finden ſich unter der großen Zahl derſelben einige wahre Meiſterwerke deutſcher Sprache und Darſtellung. Übrigens iſt dieſe neue Dichtrichtung bei Tieck keineswegs unvermittelt, vielmehr hat er bei allen ſeinen romantiſchen Liebhabereien von Anbeginn den Pragmatismus des bürgerlichen Lebens und der Geſellſchaft, wovon er ausging, feſtgehalten. Derſelbe ſpricht bereits im „Lovell" deutlich genug und ſchauet nur zu oft enttäuſchend aus der Mitte ſeiner romantiſchen Phantaſien hervor; ſelbſt die alten Märchen müſſen ſich in Tieck's Behandlung die nutzanwendliche Verſtändigkeit gefallen laſſen. Am ſichtbarſten zeigen ſich die Fäden dieſer pragmatiſch-romantiſchen Gewebe in dem Romane „Der junge Tiſchlermeiſter" (1835), der in ſeiner erſten Empfängniß noch weit in die frühere Zeit des Dichters (nach eigener Ausſage in's Jahr 1811) zurückgreift. Abgeſehn von der anmuthigen Friſche, die hier aus der Darſtellung uns entgegenweht, iſt das Buch durch die Art, wie es das bürgerliche Gewerbe an die Intereſſen höherer Bildung knüpft, gewiſſermaßen ein poetiſches Vorſpiel der gegebenen Wirklichkeit unſerer Gegenwart. Daß darin mehr geſprochen als gehandelt wird, iſt in Tieck's Manier, der er nie entſagen mochte, und die eben in ſeiner neuen Novelliſtik mehr als ſonſtwo überwiegt. Sollen wir aus dieſer noch Einiges hervorheben, ſo erinnern wir an „die Gemälde", an die „muſikaliſchen Leiden und Freuden", an die „Verlobung" (die freilich bei der Geringfügigkeit der Erfindung und der Geſpreiztheit des Geſprächs hauptſächlich nur wegen des Signalements, das dem Pietismus hier vorausgeſchickt wird, und wofür ihm Göthe herzlich dankt, unſere Aufmerkſamkeit verdient), an die „Geſellſchaft auf dem Lande", eine der gelungenſten in Abſicht auf die Kunſt, womit die Entwickelung der Zuſtände während des acht-

zehnten Jahrhunderts in der ſpecifiſch-preußiſchen Geſchichte veranſchaulicht wird. Friedrich II. dürfte ſchwerlich irgendwo nach ſeiner Beziehung zu dem Jahrhundert wahrer und freier geſchildert worden ſeyn als hier. „Der Aufruhr in den Cevennen" beweiſt in ſeiner Unvollendetheit (nur der erſte Theil iſt erſchienen) einerſeits, mit welch richtigem Takte Tieck der gegenwärtigen Dichtung ein fruchtbares Feld anwies, andererſeits aber auch, daß er den Mangel an gründlicher Durchführung größerer Probleme noch immer nicht überwinden konnte. Er hatte ſich für ſeine Neigung gleichſam zu tief in dieſen Gegenſtand eingelaſſen, und ſein Talent erlahmte deshalb in der Ausführung. Viel überflüſſiges Auseinanderbreiten einzelner Punkte ſtört die Geſammtanſchauung und ſchwächt das Intereſſe an der Handlung. In der „Vogelſcheuche" finden wir Tieck wieder auf dem Gebiete der Humoriſtik und Ironie. Mag Abſicht und Zwang ſich hier nicht immer hinlänglich verbergen, jedenfalls iſt Geiſt und treffende Punktirung nicht zu verkennen. „Das Dichterleben", welches die poetiſche Heranbildung und Charakteriſtik Shakſpeare's zum Gegenſtande hat, enthält nach unſerer Anſicht die meiſte poetiſche Organiſation unter allen Tieck'ſchen Novellen, indem die unterliegende Idee in ihren allgemeinen wie eigenthümlichen Bezügen nicht nur vollkommen dargelegt, ſondern auch in die angemeſſenſte Umgebung, wie ſie die lokalen, hiſtoriſchen und national-literariſchen Verhältniſſe in der Shakſpeare'ſchen Epoche boten, geſtellt worden iſt. Die Dichtkunſt wird in ihren beſeligenden wie zerſtörenden, in ihren wahren wie übertriebenen Richtungen und Wirkungen an den Strebungen und Eigenthümlichkeiten ihrer damaligen britiſchen Vertreter anſchaulichſt vergegenwärtiget. Dieſe Verſchlingung der Dichtung mit den Perſönlichkeiten und die Kunſt, wie beide ſich durch einander charakteriſiren, iſt ein bedeutender Zug der dichteriſchen Kunſt des Verfaſſers ſelbſt. Shakſpeare, Marlow und Green, die drei Hauptrepräſentanten der engliſchen Poeſie im Jahrhunderte der Königin Eliſabeth, ſind in ihrem Kontraſte und ihrer gegenſeitigen Beziehung mit der anſprechendſten Wahrheit gezeichnet. Die Ruhe der Entwickelung, die objektive Plaſtik der ganzen Darſtellung, die von dem lichtvollſten Ausdrucke getragen wird, Eigenſchaften, die vornehmlich der erſten Abtheilung in hohem Grade eignen, während in der

zweiten freilich eine Art Erlahmung bemerkbar wird, geben der Dichtung einen ausgezeichneten Platz in unſerer Literatur. Daß Shakſpeare und ſeine Zeit vielleicht noch etwas reicher, treuer und entſchiedener hätten hervorgebildet werden können, mag der ſtrengeren Kritik zugegeben werden, die auch hin und wieder an dem Gange der Handlung ein ſtärkeres Vortreten vermiſſen darf. Ein Gegenſtück zu dem Dichterleben bildet „des Dichters Tod", worin Camoëns, der portugieſiſche Homer, der vielgeprüfte Sänger der Luſiaden, den Mittelpunkt bildet, wie dort der große britiſche Dichterfürſt. Schickſal, Umgebung, Charaktere, Alles iſt anders und doch der innere Geiſt derſelbe. Auch hier feiert die Dichtung ihr Feſt, aber es iſt ein ſtilles Feſt, die ſtille Feier einer heimatloſen Sehnſucht, die von der Erde an den Himmel Berufung einlegt. Etwas weniger Redſeligkeit, dagegen etwas mehr leidenſchaftliche Bewegung wäre auch hier zu wünſchen. — Wir laſſen Anderes unbeſprochen und reden nur noch ein Wort von der größeren Arbeit dieſer Art, der „Vittoria Accorombona" (1839), auch hier möglichſt die Selbſtſtändigkeit unſeres Urtheils wahrend in der Mitte widerſtrebender Anſichten. Nicht leicht wurde ein Buch mit lebendigerem Intereſſe begrüßt als dieſes. Der Verfaſſer ſelbſt, ſo ſcheint es, hat in ihm ſich die rechte Anweiſung auf Unſterblichkeit ſchreiben wollen. Mit kühnem Schritte ſtellt er ſich in eine Zeit und Welt demoraliſirter Menſchen und Verhältniſſe, mit kecker Hand beginnt er das Werk, in den Zuſtänden einer weitabliegenden Vergangenheit die Fragen und Richtungen unſerer aufgeregten Gegenwart zu ſchildern. Das Italien des ſechszehnten Jahrhunderts ſoll der Spiegel werden für die Ziele und Strebungen in der Mitte des neunzehnten. Aber ſolch ein Beginnen zu vollführen, dazu gehört ein feſteres Augenmerk, als Tieck den Dingen und dem Menſchentreiben zuzuwenden vermag, ein tieferes Eingehen in die inneren Bewegungen und Motive der verſchiedenen Zeiten, Sitten, Völkerrichtungen und Völkercharaktere, als ihm eignet. Wir erhalten daher im Ganzen mehr nur Beſprechungen, geſuchte Analogien und Reflexionen, als freie Spiegelungen, belebtes Handeln und originales Leben. Unſere Zeitfragen ſammt den an ſie ſich knüpfenden ſocialen Intereſſen werden dem ſechszehnten Jahrhundert aufgedrungen, um von ihm in mattem Wieder-

ſcheine zurückgeworfen zu werden. Daß dabei keine durchgreifende Charakteriſtik (die nirgends Tieck's ſtarke Seite iſt) in die Scene tritt, darf nicht wundern; denn wo die eigenthümliche Beſtimmtheit der Verhältniſſe fehlt, kann kein Charakter ſich zu Mark und Blut geſtalten. Gleich der Hauptcharakter, um den das Ganze ſich bewegt, die Vittoria, erſcheint mehr als eine großartige Natur, welche uns von ihrem Weſen, Wollen und Wünſchen viel zu erzählen weiß, denn als eine lebendige Frauenſeele, die uns ihre Geheimniſſe in dem Spiegel ihrer Handlung zeigt. Wollen wir auch gern zugeſtehen, daß ſie in ihrer Statuengröße manchen dreiſten, kühn gebildeten und gelungenen Zug enthält, ſo bleibt doch ihr Erſcheinen im Leben und Verkehre eine unaufgelöſte Härte. Daß ſie bei ihren hochſinnigen Ideen über Adel und Freiheit des Weibes in ſo gemeine Verhältniſſe ſich einzulaſſen ſo ſchnell bereit iſt, ſich ſo leicht in die Arme eines ſo wenig bedeutſamen Buhlen hingiebt, kann unter den Umſtänden, wie ſie hier vorliegen, weder pſychologiſch noch äſthetiſch hinlänglich gerechtfertiget werden. Was ſchon Andere (z. B. auch Mundt) an Tieck mit Recht getadelt, daß ihm reine, echte Frauenbilder niemals haben gelingen wollen, findet auch hier ſeine Beſtätigung. Er materialiſirt oder ſublimirt und weiß Sinn und Geiſt, wie beide ſich im Weibe eigenthümlich einen, nicht zu individualiſiren. Wir ſprechen nicht von den übrigen Perſonen, nicht von der elenden Figur des Peretti oder dem zum männlichen Ideale potenzirten Herzog Bracciano, der ſich kaum durch etwas Anderes auszeichnet als durch die grauſam-ſchändliche Weiſe, womit er ſeine Gemahlin mordet. Beide Charaktere dienen in der That faſt nur dazu, die Schwäche der Vittoria zur Karikatur zu ſteigern. Faſt alle ſonſtigen Geſtalten, etwa den Dichter ausgenommen, der nicht ohne treffende Züge vor uns hintritt, leiden am Mangel entſchiedener Zeichnung. Dabei bleibt die ganze Entwickelung der Handlung ohne organiſchen Zuſammenhang, ohne ſichern, epiſchgehaltenen Fortſchritt. Es werden Thatmaßen aneinandergelegt und durch den Mörtel einer afterredenden Reflexion verbunden, die dann wahrhaft widerwärtig wird, wenn ſie ſich im Munde der Vittoria oder ihres Buhlen Bracciano über die Sünde, die Beide begehen, mit frecher Sophiſtik verbreitet. Überhaupt iſt das Räſonnement, das um die Hauptfragen unſerer Tage, um die Emancipation

der Frauen und die sociale und sittliche Bedeutung der Ehe geworfen wird, im Allgemeinen ebenso hohl und geistlos, als es frivol und lüstern ist. Hier bleibt unser Dichter in der That hinter seiner französischen Rivalin, der George Sand, die uns dieselben Fragen mit geschickter Hand in die Scenen des Lebens zu weben versteht, ebensosehr zurück, als er in manchen Schilderungen das geniale, frische Kolorit nicht erreicht, welches Heinse (an den man sich oft erinnert fühlt) bei ähnlichen Darstellungen (z. B. im „Ardinghello") zu Gebote steht. In Absicht auf die sittliche Beleuchtung aber hat Tieck keinen Vorzug vor dem jungen Deutschland, das dieselben Punkte zu besprechen wagte und dafür von Bundeswegen geächtet wurde. Tieck hat das Alles hier fast noch derber, nackter, eindringlicher vorgetragen; ihn mag sein dichterpriesterliches Ansehn und die Gunst der Zeit, vielleicht auch die Predigt, welche er kurz vorher in „Eigensinn und Laune" gegen die emancipativen Gelüste der jung-deutschen Talente gehalten, vor den Blitzen des Kapitols bewahrt haben. Daß in dem Buche zwecklos Graus und Gräuel gehäuft werden, daß der Dichter bei einzelnen derartigen Scenen, z. B. bei der schaudervollen Ermordung der Gemahlin Braciano's durch diesen selbst, mit unästhetischer Detailzeichnung verweilt, daß der Schluß des Ganzen ohne eigentlich innere Motivirung in einer furchtbaren Vernichtung der Hauptpersonen uns entgegenstarrt, sind Punkte, die der gute Geschmack einem Werke, das sich für Dichtung giebt, nicht nachzusehen vermag. Wenn wir übrigens wegen dieser Mängel durch viele wohlgelungene Schilderungen zum Theil entschädiget werden, zu denen vor Allem das Bild der Familienumgebung, in der uns Vittoria entgegentritt, gehören möchte; so bewährt sich hierin nur, was wir an Tieck überhaupt zu schätzen haben, die Kunst der klaren, durchsichtigen Formgebung und des sprachlichen Ausdrucks. Doch kann man im Ganzen die frische Farbe, die uns in manchen früheren Erzählungen, z. B. zum Theil im Phantasus, so angenehm berührt, vermissen. Die kostbare Erzählung „der Pokal" ist in dieser Hinsicht eine echte Perle im Vergleich mit dem Flittergolde, das in vielen der spätern Produktionen unsers Dichters und eben auch in der Accorombona mit mattem Glanze schimmert.

Indem wir nun diese Skizze der literarischen Erscheinung Tieck's

worfen, ſchließen im Begriffe ſtehen, wollen wir nur mit einem Worte noch lüften die Verdienſte erinnern, die er ſich durch ſeine literarhiſtoriſchen und kritiſchen Arbeiten erworben hat. Dahin gehört ſein „altengliſches Theater“ (1811 ff.), ſein „deutſches Theater“, ebenſo „Shakſpeare's Vorſchule“ (1823), „die Minnelieder“ ſammt der trefflichen Vorrede (1803), die ſchon erwähnte Bearbeitung von „Ulrich von Lichtenſtein's Frauendienſt“ (1812), der „Inſel Felſenburg“ (1827), die Ausgaben mehrerer unſerer Dichter, z. B. der Werke von Lenz (1828) und Novalis, beſonders auch „die dramaturgiſchen Blätter“ (1826 ff.), in welchen letztern er mit Geiſt und Einſicht der ſpießbürgerlichen Flachheit jeder Art wie allen unnatürlichen Strebungen in der Kunſtdarſtellung auf's entſchiedenſte entgegentritt.

Konnten wir nun in unſerer Charakteriſtik des vielbeſprochenen Mannes uns nicht den Enthuſiaſten zugeſellen, welche in früherer wie ſpäterer Zeit ihm den Preis ungewöhnlicher Genialität zuerkennen wollten; ſo mochte uns noch weniger in den Sinn kommen, ſeinen nationalliterariſchen Ruhm aus einſeitigem Parteiſtandpunkte überhaupt zu verkümmern. Eben die Überſchätzung bewog uns zum Theil, den Maßſtab einer ſtrengeren Kritik an ſeine Leiſtungen zu legen und ſie möglichſt auf ihren eigentlichen Werth zurückzuführen.

Viertes Kapitel.

Die romantiſchen Kategorien nach ihren literariſchen Sondervertretungen.

Die romantiſche Miſſion hatte die Elemente und Tendenzen dargelegt, aus denen ſich das neue nationalliterariſche Evangelium bildete. Tieck war es vornehmlich, der die Rolle der propagandiſtiſch-miſſionären Produktion übernommen. In ihm ſahen wir daher alle Kategorien der romantiſchen Doktrin gleichſam in einer encyklopädiſch-produktiven Praxis ausgeführt. Alsbald aber traten einzelne Jünger der neuen Lehre hervor, welche, in den gemeinſamen Grundton der Schule einſtimmend, doch beſondere Standpunkte derſelben vorzugsweiſe auffaßten und in eigenthümlicher Schriftthätigkeit zu vollzie-

hen ſuchten. Indem wir es nun unternehmen, dieſe Sonderrichtungen der romantiſchen Literatur in ihren Hauptvertretern darzuſtellen, halten wir es dem Zwecke unſerer Arbeit gemäß, wenn wir jeden der Standpunkte durch die ganze Folge ſeiner Vertretungen bis zum hiſtoriſchen Abſchluſſe der geſammten Romantik in ununterbrochenem Zuſammenhange vorführen. Wir beginnen aber mit „der Romantik des Welthumors", gehen fort zu der „des Aberglaubens", zu der „der Nationalität (des Deutſchthums)" und ſchließen mit dem Kapitel über die „romantiſchen Sympathien", welches uns dann von ſelbſt zu der Literatur der Gegenwart hinüberleitet.

Die Romantik des Welthumors.

Es war die Ironie, welche, wie wir geſehen, in der Doktrin der romantiſchen Miſſion ein bedeutſames Ingredienz bildete. Sie wurde gewiſſermaßen als der Fundamentalartikel hingeſtellt, von welchem alle andern das Regulativ ihrer Ausführung erwarten ſollten. Durch die Vermittelung dieſer Ironie wollte man ſich auf die Höhe einer weltverachtenden Weltanſchauung erheben, von der aus das freie Ich ſein willkürliches Spiel mit den Dingen treiben mochte. So entſtand im Schoße der neuen Schule die Richtung, welche man als die humoriſtiſche zu bezeichnen pflegt. Wie dieſelbe hauptſächlich durch J. Paul, der ſeinerſeits engliſchen Vorbildern folgte, in die deutſche Literatur vornehmlich eingeführt wurde, wie die idealiſtiſche Philoſophie Fichte's ſie begünſtigte und wie ſelbſt die beiden großen Dichter, Schiller und Göthe, durch die Art ihrer ſubjektiven poetiſchen Weltauffaſſung dazu mitwirkten, iſt früherhin von uns bemerkt worden. Die romantiſche Schule führte dieſen Humor nur einſeitiger auf die Willkür des eitlen Subjekts zurück, auf die Selbſtbeſpiegelung des Ich in dem Reflexe der Objektivität ſeiner eigenen egoiſtiſchen Laune. In der produktiven Praxis geſtaltete ſich daraus alsbald eine Art welthumoriſtiſche Dichtung, welche in dem Fortgange ihrer Entwickelung bis an die äußerſten Grenzen der Phantaſiewillkür getrieben wurde und bis zur phantaſtiſchen Karikatur hinausſchritt. Dieſe humoriſtiſch-poetiſirende Phantaſtik fanden wir ſchon bei Tieck in den „dramatiſirten Märchen" und auch Friedrich Schlegel rührte in ſeinem „Alarcos" die Saiten derſelben vernehmlich genug. Sie erſtreckt ſich von da abwärts bis

in die Gegenwart, wo Clemens Brentano ſie mit ſeinem ſchon genannten humoriſtiſchen Märchen „Gockel, Hinkel, Gackeleia" (1838) beſchließt, wenn man nicht etwa Heine's „Atta Troll" mit konkurriren laſſen will, der jedoch mehr eine deutſch-nationale als univerſelle Humoriſtik bezielt.

Fragen wir nun nach denen, welche dieſe Seite der Romantik ſich zu beſonderer Aufgabe geſtellt haben, und blicken wir dabei auf dem Wege der romantiſchen Produktion bis zu dem Ausgangspunkte der miſſionären Apoſtelſchaft zurück, ſo ſehen wir hart an den Grenzen derſelben einen Schriftſteller, der, wenngleich ohne ausgezeichnete Stellung unter den Seinigen, doch durch ein Produkt, das zu ſeiner Zeit viel Aufſehen machte, die Reihe der welthumoriſtiſchen Phantaſtik eröffnet. Wilhelm Schütz bezeichnet mit ſeinem Trauerſpiele „Lacrimas", welches A. W. Schlegel (1802) herausgab, nächſt den ſchon genannten Stücken der Erzväter der Romantik ſelbſt den Anfang dieſer Richtung. Die Produktion legt ſich ihrem ganzen Charakter nach dicht neben Friedrich Schlegel's „Alarcos", dem es an Wunderlichkeit der Erfindung ſowie an der Verwirrung der Motive und Formen nicht nachſteht, wohl aber an Aufwand der Malerei und üppiger Strömung der Phantaſie zuvorthut. Gewandtheit der Sprache und rhythmiſcher Geſtaltungen laſſen ſich nicht verkennen. — Anderes von dieſem Dichter übergehen wir um ſo eher, als es, ohne Werth, mit Recht der Vergeſſenheit gänzlich anheimgefallen iſt. — Bedeutſamer heben ſich unter den früheren Anhängern der neuen Schule zwei Dichter hervor, welche, wie ſie durch Verſchwägerung einander nahe gerückt waren, ſo auch nach ihrem literariſchen Standpunkte und in der Methode ihrer Dichtung auf's innigſte verwandt erſcheinen, Clemens Brentano und Achim von Arnim, jener der Bruder, dieſer der Gatte der geiſtreichen Bettina. Sehen wir zuvörderſt von ihren Sonderleiſtungen ab, ſo begegnen wir ihnen in einem gemeinſamen literariſchen Unternehmen, welches für unſere folgende nationale Literatur nicht ohne anregende Bedeutung geblieben iſt, „Des Knaben Wunderhorn" meinen wir (1808 ff.), eine Sammlung älterer deutſcher Lieder (beſonders aus dem ſechszehnten Jahrhunderte), die hier zum Theil in freier Umarbeitung erſcheinen. Göthe war, trotzdem, daß die beiden Herausgeber in der umdichtenden Behandlung oft etwas zu willkürlich verfahren und Schlechtes

wie Gutes durch einander darbieten, der Meinung, „das Buch solle in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Spiegel und sonst überall zu finden seyn." — Was die eigenen Produktionen beider Männer angeht, so steht Brentano (1778—1844) sowohl der Zeit als auch dem Charakter seiner Dichtungen nach hier am nächsten. Die italienisch-deutsche Natur des Dichters scheint die absonderlichen Phantasie- und Gemüthsäußerungen, welche aus denselben uns entgegentreten, wesentlich mitbedingt zu haben. Wenn wir nun einerseits bei Brentano poetische Anlage nicht verkennen können und in seinen Werken vielfach echt poetische Anklänge vernehmen; so ist doch auf der andern Seite zu bedauern, daß er durch die übertriebenste Willkür alle wahre Dichtkunst verleugnet und sie zu einem Spielzeuge kindischer Laune herabwürdiget. „Brentano," sagt Varnhagen, „verdirbt seine Dichtungen durch Übermuth," wir möchten hinzusetzen, und durch „Albernheit." Er treibt Komödie mit sich und mit aller Welt. Jegliches gestaltet sich unter seinen Händen zur Karikatur und wird um seine eigenthümliche Wahrheit gebracht. Das Heilige vermählt sich auf widerwärtige Weise mit dem Gemeinen und dieses springt ohne Vermittelung in das Heilige über. In keinerlei Hinsicht auf dem Boden fester Überzeugung fußend, kann Brentano nichts zu ganzer, folgerichtiger Gestaltung vollenden. Die Romantik wird bei ihm zu einem tollen Fastnachts-Maskenspiele, dessen wildes Treiben zuletzt in den Bußübungen eines Aschermittwochs endet. Ging doch Brentano selbst aus der Lust der Welt in die Askese des Mönchthums über. — Nachdem er mit kleinen satirischen Versuchen unter dem angenommenen Namen „Maria" aufgetreten, gab er den Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" heraus (1801), in welchem anziehende Schilderungen mit Scenen arger Verwirrung wechseln, wobei an eine gehaltene Ausführung nicht zu denken. Wie Brentano's Muse überall dem Lyrischen zuneigt, so klingt auch hier der Ton dieser Saite vielfach durch. — In dem bekannten Lustspiele „Ponce de Leon" (1804), welches bei gezwungenem Muthwillen und Shakspeare'schen Prätensionen an nüchterner Steifheit leidet, ist gleicher Weise das Lyrische vorschlagend, wie denn z. B. das beliebte Lied „Nach Sevilla" sich darin findet. Das Schauspiel „die Gründung Prag's" (1817) leidet an völliger Mißgestaltung. Die aegri somnia, die Ausgebur-

ten. [illegible] Traums, werden hier mit aftergenialischer Einbildung eines krankhaften [illegible] geboten. — Unter Brentano's Märchen und Novellen finden sich hin und wieder ansprechende Partien, die von einer nicht geringen Kunst der Erzählung zeugen; allein auch hier zerschlägt die Willkür meistens das Gefäß, das sich eben zu einer schönen Form bilden wollte. Die meisten dieser Märchen sind erst nach dem Tode des Dichters durch Guido Görres herausgegeben worden. — Das Werk „der Philister in, vor und nach der Geschichte" (1811) sprudelt von phantastischer Witzlust, ohne den mäßigsten Foderungen eines geregelten Geschmacks zu genügen. Unter Brentano's kleineren Erzählungen heben wir besonders hervor „die Geschichte vom braven Casperl und der schönen Nannerl", die, wennauch nicht ganz frei von den persönlichen Seltsamkeiten des Verfassers, doch durch Wahrheit und naiven Anspruch bedeutsam genug herantritt. Das jüngste Kind seiner Laune „Gockel, Hinkel und Gackeleia" (1838) ist ein Resumé aller Phantastereien der romantischen Genialität, ein Werk voll anziehender Einzelheiten bei überwiegender Albernheit in der ganzen Ausführung. Daß Brentano im Lyrischen oft wohlklingende Akkorde angeschlagen, ist schon oben anerkannt worden. Besonders ist ihm die Ballade gelungen, wie z. B. „Lorley" und Anderes. Durch das Gedicht „die lustigen Musikanten" zieht ein tragisches Weh, das von keinem Mißtone verletzt wird. Mehreres dieser Art, welches auf poetischen Werth vollgültigen Anspruch hat, mag unerwähnt bleiben.

Dicht neben Brentano steht sein Schwager Achim v. Arnim (1781—1830). Obwohl in Ton und Weise jenem im Ganzen gleich, verirrt er sich doch nicht in gleichem Grade zu derselben komödienhaften Gaukelei. Arnim's Geist hatte sich durch Wissenschaft[1]) wie durch Reisen eine positivere Grundlage für seine poetischen Konstruktionen gebildet, als die meisten andern Dichter nach dieser Richtung hin. Sein Sinn war edel, durch keine Jugendsünden entweiht, in seinem Mannesalter fest und vaterländisch wahr. Wenn er dennoch in die Schwebelei und den Tumult einer sich überbietenden Genialitätsaffektation gerieth, so mochte dies wohl hauptsächlich daher kommen, daß bei ihm nach einer Seite hin eine Überfülle der Einbildungskraft drängte,

1) Noch sehr jung schrieb er eine „Theorie der elektrischen Erscheinungen".

während auf der andern die Kälte der Reflexion ein[illegible]nmenden Ge[illegible] druck übte, wodurch dann die Unmittelbarkeit hier hervorb[illegible] sofort dort durch die Mittelbarkeit verständigen Einschlags aus ihrer Richtung wieder geworfen zu werden, so daß Originelles und Berechnetes sich wunderlichst zu einander gesellt. Bemerkt man nun weiter, wie der vielbegabte und vielgebildete Mann auf dem Grunde einer hohen und schönen Gesinnung Alles auf einmal zum Spiegel der menschlichen Dinge machen wollte; so erklärt sich wohl, warum ihm die Macht freier Bewältigung nicht ausreichte, dagegen die Willkür die Rolle der Kunstherrschaft übernahm und den Dichter auf die Abwege führte, auf welchen wir ihm leider begegnen müssen. Übertreibungen wechseln mit Plattheiten, das Wunderbare und Zauberhafte fällt ohne Vermittelung in die Welt des Wirklichen, das nächtlich Grauenhaft-Unheimliche schließt sich an die Helle des gewöhnlichen Tageslebens ohne Übergang und Schattirung, die Tiefe der Empfindung zerrinnt und verschwimmt in dem Räsonnement der Ansicht, die Üppigkeit sinnlicher Fülle wechselt im Sprunge mit den Formen reiner kunstreicher Darstellung, die lebendigste Frische mit der Kälte herzloser Dialektik. Eben freuen wir uns, einen Dichter zu hören, der zu seinem Werke die Gunst der Muse mitzubringen scheint, aber alsbald erfüllt uns Mißbehagen und Abneigung, weil schon der nächste Schritt den schönen Anfang verdirbt. Überall Golderz, aber wenig Läuterung und gediegenes Metall. Arnim hat im Drama wie in der Novelle gedichtet, in beiden mit gleicher Methode. Die Phantastik spielt ihre Launen auf dem einen wie dem andern Gebiete in derselben Wunderlichkeit. Dort wie hier laufen Sage und Wirklichkeit, Natur und Geschichte, Menschenleben und Märchenwelt bunt durch einander, dort wie hier schimmern aus dem chaotischen Schuttwesen die reinsten Goldkörner schöner Empfindungen, edler Gedanken und unverfälschter Gesinnung. Die heimischen Anklänge eines tiefgefühlten deutschen Volksthums, dem der Dichter sich ohne Rückhalt befreundet, wehen aus beiden Gegenden in wohlthuender Wirkung herüber. Wir lassen das Einzelne unbesprochen und bemerken nur, daß in den dramatischen Produktionen, wie z. B. im „Auerhahn", in „Halle und Jerusalem" sowie in den „Gleichen" ein unverkennbares Streben nach Shakspeare'scher Genialität hervorspringt, dem es aber nicht

gelingt, den unsterblichen Humor zu treffen, der in den Schöpfungen jenes Meisters waltet. Die forcirte Reflexion ertödtet im Keime die frische Laune, die Sprünge der losesten Einbildungskraft maßen sich den Schein genialer Eingebung an und die widersprechendsten Verbindungen geben sich für Gestalten poetischer Phantasie. Eine echte Probe dieses Dichtens ist das erwähnte Drama „Halle und Jerusalem", was gleichsam als ein „Sommernachtstraum" in seiner Art erscheint. Es ist ein verrücktes Spiel, worin lichte Zwischenräume mit narrenhaften Einbildungen wechseln. Tieck hatte durch seinen Zerbino, durch die Genoveva und Anderes zu solchen Ausschweifungen die Einleitung gegeben. Willkommener sprechen Arnim's Novellen und Romane an [1]). In ihnen liegen so viele Spuren wahrhaft poetischer Erfindung (z. B. in „Isabelle von Egypten"), waltet mitunter eine solche Kunst und Schönheit, Anmuth und lichtvolle Farbengebung in Schilderung und Darstellung, daß man ernstlichst bedauern muß, wie all die trefflichen Andeutungen zu keiner durchgreifenden Ausführung gelangen. Die störenden Elemente dringen auch hier von allen Seiten ein. Das Ungehörigste wird versammelt, das Band der Einheit bleibt ungeknüpft, die Maßlosigkeit spottet aller umschließenden Form, Nebelgestalten und Dämonenzauberei verdrängen die ideale wie reale Wahrheit gleich sehr. In dem Romane „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810), der von J. Paul mit lautem Gruße empfangen ward, beginnt der Dichter mit Maß und Form, um mit Maßlosigkeit und Unform zu enden. Mit widerwärtiger Zudringlichkeit tritt neben die vielen unnatürlichen Momente auch noch das mystisch-kirchliche und vollendet im Bunde mit der gezwungenen Lyrik das Produkt zu völliger Karikatur. — Der unvollendete Roman „die Kronenwächter" geht von einer untadelhaften Intention aus, indem er das Wechselverhältniß zwischen der Geschichte und den allgemein-menschlichen Interessen schildern und im Lichte der ritterlichen Romantik des Kaisers Maximilian I. erscheinen lassen will. Auch hier verspricht der Anfang viel und die ersten Lineamente der Darstellung erregen die Erwartung auf eine wohl-

1) Ein Theil seiner Erzählungen erschien unter dem Titel „Landhausleben" 1826, nachdem schon früher mehrere davon veröffentlicht waren. — Vgl. übrigens Arnim's sämmtliche Werke, herausgeg. v. Wilh. Grimm, Berlin 1839 ff.

gefällige Geſtaltung der ganzen Phyſiognomie. Allein nur zu bald tritt abermals der Dämon phantaſtiſcher Willkür ein, um die Züge zu verzerren, den gehaltenen Gang der Ausführung zu verwirren und die Verfinſterung des romantiſchen Nebelweſens darüber zu verbreiten. Der Druck reflektirender Schwerfälligkeit kommt hinzu und tödtet vollends das wenige poetiſche Leben, welches hier und da ſich regen will.

Gleichſam als Familien-Genius ſchwebt über beiden Dichtern Bettina, welche, ſowie ſie dieſelben durch verwandſchaftliches Band vereinte, ſo ihnen auch in der Dichtung gleichmäßig die Hand reicht. In ihr blitzt uns noch einmal der Flackerſchein des romantiſchen Tages entgegen. Das Urtheil über dieſe vielbeſprochene Frau hat ſich in enthuſiaſtiſchem Lobe wie in wegwerfendem Tadel auf- und abſteigend vernehmen laſſen und ihren Namen ſo ziemlich in alle literariſchen Rubriken eingetragen. Treffend nennt ſie Mundt „die Sibylle der romantiſchen Literaturperiode.“ Was wir zunächſt an ihr bemerken, iſt das ſchöne Streben, womit ſie die Idee in die Weltbeziehungen hinabzuführen ſucht, indem ſie dort in die Schmerzenswinkel irdiſcher Noth Tröſtung bringt, lindernd nicht aus armſeligem Mitleid, ſondern in der Begeiſterung eines edlen Gemüths, hier in tapferm Muthe die unvergänglichen Rechte der Freiheit vor den Fürſten und ihren Dienern vertheidiget. Gern überſehen wir bei ſolchem Wirken die philoſophiſchen Schwelgereien, mit denen ſie faſt überall, namentlich aber z. B. in der „Günderode“ auftritt, ebenſo die „muſikaliſchen Überſchwenglichkeiten,“ wie ſolche in dem Briefwechſel mit Göthe vorkommen und ſich an Beethoven knüpfen, der wohl den verwandten Geiſt in ihr ahnen mochte, als er ſich in liebeſeliger Entzückung ihr zuwandte. Auch ihre religiöſen Phantaſien laſſen wir unbekrittelt, in welchen bei ſchöner Begeiſterung die Ideen auf wunderliche unklare Weiſe durch einander ſpielen. „Gott iſt die Leidenſchaft,“ ſchreibt ſie an die Günderode, und variirt dieſes Wort durch viele Phraſen hindurch, bis ſie ſich gemach wieder in den unendlichen Abgrund des einen Geiſtes, in die ſpinoziſtiſche Weltvergötterung verſenkt, ohne jedoch die Säulen des Gedankens zu umfaſſen, auf denen dieſes großen Denkers Gottanſchauung ruhet. In derlei pantheiſtiſche Ergüſſe drängen ſich dann die chriſtlichen Reminiſcenzen, Chriſtus mit ſeinem Kreuze, neben den Bekenntniſſen aus der Sphäre des Genius-

Kultus ſonderbar ein und dienen, das Evangelium Bettina's eben möglichſt zu romantiſiren. Dieſes Evangelium ſoll eine neue Religion verkünden, „eine Schwebereligion," wie die Stifterin es ſelber nennt, womit ſie wohl, ohne es zu wollen, die eigene Unklarheit über das neue Chriſtenthum andeutet. „Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde" (1835) iſt das Urbuch ihres literariſchen Ruhmes. Wir geſtehen, nicht zu denjenigen zu gehören, die hier das echte Geheimniß der Poeſie in der Unendlichkeit der Liebe geoffenbart finden wollen. Dieſe Liebe trägt viele Spuren des Gemachten und erinnert etwas an des Bruders Komödienweſen. Wir meinen, Göthe habe mit Recht dem Spiele nur zugeſehn, ſtatt ſich in daſſelbe ernſtlich einzulaſſen. Wenn er dem vorgeblichen Kinde Manches nachſah, auch wohl liebevolle Zumuthungen mitunter freundlich empfing und erwiederte; ſo mochte ihn dazu ebenſoſehr Bettina's geiſtvolles Erſcheinen als auch die Erinnerung an die Jugendfreundſchaft mit ihrer liebenswürdigen Mutter (einer Tochter der Sophie La Roche) beſtimmen. Daß er nebenher durch Bettinen manche Nachricht über ſein eigenes Jugendleben erhielt, welche ihr Göthe's Mutter mitgetheilt, mag ihn zugleich enger an ſie hingetrieben haben. Alles Andere, was von ſeiner Liebe und den Liebes-Sonetten, die er an ſie gedichtet haben ſoll, erzählt wird, iſt wohl erſonnen, um den Roman zu vollenden. Seit 1811 war das Verhältniß zwiſchen ihr und Göthe ſo gut wie aufgelöſt. Was uns nun an jenem wunderlichen Buche freuet, iſt die Lyrik des Ausdrucks, die Muſik der Sprache, welche vielfach wie die reinſte Melodie erklingt, freilich aber auch ebenſo oft in das phantaſtiſche Durcheinander unverſtändlicher Töne ſich verliert. Das Tagebuch (der dritte Band des Briefwechſels) bietet dieſe Lyrik am vollendetſten. Hier redet die Dichtung an mancher Stelle mit ihren ſchönſten Worten, hier baut die Phantaſie die friſcheſten, duftendſten Lauben aus den Erinnerungen an die Blumenwelt der Jugend, und die Muſe der Erzählung führt uns mehr als einmal auf den freundlichſten Wegen. Gern vergißt man, wennauch hier die Phantaſtik hin und wieder ihre Schwingen regt, und das Wort der Liebe oft das Überſchwengliche ſucht. Bettina phantaſirt, und Phantaſien ſind nicht mit dem Maße ſtrenger Kompoſition zu meſſen. Dieſem Spiele des Phantaſirens, freilich aus einer andern Ton-

art, begegnet man auch in dem „Königsbuche", wo das Thema über den freien Staat in allerlei freien Griffen variirt wird. Das Buch befriediget mehr durch die Güte der Absicht und Gesinnung als durch die Kunst der Ausführung und Darstellung. Das sibyllinische Dunkel, welches der hochbegabten Frau überall wie ihr Schatten folgt, durchzieht auch diese Schrift.

Mit größerem Erfolge beim lesenden Publikum, wennauch nicht mit größerem poetischen Berufe, trat Ernst Th. Amadeus Hoffmann in den Kreis der welthumoristischen Phantastik. Mit Hamann und Zacharias Werner, dessen Stellung in der Romantik wir weiter abwärts bezeichnen wollen, theilte er wie das Vaterland (Königsberg), so auch gewissermaßen die Lebensführung. Von jenem schien er die leibliche Humoristik, die Lust des Genusses in Verbindung mit der hypochondrischen Leibesstimmung, sowie die dämonische Unruhe geerbt zu haben, während er mit dem Andern in der ganzen Abenteuerlichkeit des Charakters und Schicksals zusammentraf. Wenn Werner sich nach mancherlei Irrfahrten aus der protestantischen Freiheit in die Klausur des Klosters begab, um als Kapuziner auf der Kanzel sich auszutollen; so trieb Hoffmann die Weinseligkeit, um, wie Mundt von ihm sagt, „sich geradeweges dem Teufel zu verschreiben." Er gehörte zu den Dichtern, die das Princip der Dichtung im Champagner haben. Wo dieser ausgeht, tritt bei ihnen der Weltschmerz ein und redet in weltverachtendem, gemüthszerrissenem Humor wundersame Geschichten. Dabei macht Hoffmann gelegentlich von der Genialitätsmoral der weiland Stürmer und Dränger wie der Väter der Romantik ziemlich freien Gebrauch. Von keinem Lebensverhältnisse befriedigt, aus einer bürgerlichen Stellung in die andere geworfen, von der Beamtur in die Musikdirektion getrieben, von dieser in die Justiz zurückversetzt, um alsbald aus ihr wiederum zu scheiden, nirgends die Arbeit des Berufs kräftig ertragend, noch weniger die Zeitdrängnisse ernst bemeisternd, mochte er wohl in seinen Schriften die verkehrte Weltanschauung zum Principe der Dichtung und Darstellung machen, wodurch er die mitlebende Generation um so mehr aufregte, als er in ihr vielfach verwandte Stimmung fand und ein nicht gewöhnliches Talent ihm eignete. Übrigens erscheint der Ton seiner Dichtung in verschiedenen Wei-

ſen und Stufen, und der düſtere Humor in „den Elixiren des Teufels“ löſt ſich in ſeinem „Klein Zaches“, im „Kater Murr“ u. ſ. w. in flatterhafte Witzſpiele auf. J. Paul führte ihn, vielleicht aus verwandtſchaftlicher Sympathie, 1814 in die literariſche Welt ein. „Die Phantaſieſtücke in Callot's Manier“ waren die erſten Kinder ſeiner humoriſtiſchen Produktivität. Sie ſind, wie auch J. Paul in der Vorrede dazu bemerkt, eigentlich „Kunſtnovellen.“ Auf ihrem breiten Grunde ſtieg Hoffmann die Stufenleiter des Sonderbaren und Excentriſchen immer höher hinan, bis er zuletzt die Spitze des poetiſchen Wahnſinns erreichte, wo ſelbſt ſein eben genannter Pathe von ihm ſich abwenden mußte. Übrigens fehlt es ihm nicht an ſicherer Auffaſſung des Erlebten, nicht an der Fähigkeit, das Erfahrne in objektiver Anſchauung zu vergegenwärtigen, überhaupt nicht an lebendiger Einkehr bei den Dingen und an der Kunſt ſie aus ſich zu ſpiegeln; allein ſo wie er ſich zum Leben und zu ſich ſelbſt nun einmal geſtellt fand, konnte er faſt nur die Karikatur verſuchen, in die er die hiſtoriſche Wahrheit ſeines Erlebens und Erfahrens, die Bilder ſeiner Freunde wie ſein eigenes mit oft fratzenhafter Gemeinheit hinüberzwang. Mehrfach ſpricht ein beſſerer Geiſt aus der chaotiſchen Verzerrung und läßt merken, daß der Mann zu etwas Schönerem wohl berufen war. Wir glauben, uns einer genaueren Charakteriſtik ſeiner Werke um ſo mehr enthalten zu können, als im Ganzen über ſie das Urtheil ziemlich feſtgeſtellt iſt. Auf die bereits genannten Phantaſieſtücke, in denen Hoffmann ſeine eigenen muſikaliſchen Leiden und Freuden in Kreisler's Perſon nicht ohne treffende Bemerkungen und erfreuliche Kenntniß des Fachs vergegenwärtigt, ließ er „die Elixire des Teufels“ erſcheinen, in denen bei kräftig-friſchen Einzelheiten die Phantaſtik des Ungeheuerlichen und Grauenvollen ſich in ihrer ganzen Überſpannung ausbreitet. Die „Nachtſtücke“ folgten mit den düſtern Wolkenzügen aus dem Frühleben des Verfaſſers. Eine Reihe ironiſch-ſatiriſcher Dichtungen drängte ſich hinter dieſen her. So „Klein Zaches“, der „Kater Murr“, „Princeß Brambilla“ und „Meiſter Floh“. Wir geſtehen gern zu, daß manche Züge treffend ſind und ergötzlich zugleich; aber die märchenhafte Wunderbarkeit, welche hier meiſt das Grundelement bildet, überſchlägt ſich oft zur Albernheit, die komiſche Totalität, die echt humoriſtiſche Weltſpiegelung fehlt und geht im Gewirre der

Spaßhaftigkeit unter. In den „Serapionsbrüdern", die nach Anordnung und theilweiſe auch nach Inhalt an den Tieck'ſchen Phantaſus erinnern, haben wir eine Sammlung von Erzählungen, unter denen ſich mehrere finden, an welchen eine höhere Kunſt gearbeitet; ſo z. B. „Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen", worin Natürlichkeit der Erfindung und Entwickelung, ſowie Klarheit und Einfachheit der Darſtellung beweiſen, daß dem Verfaſſer klaſſiſches Schriftthum nicht allzuferne lag. Anderes übergehen wir [1]). Daß die neue franzöſiſche Romantik in ihrem wunderlichen Gebahren ſich ganz eigentlich an Hoffmann lehnt, haben wir ſchon zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Steigen wir von der höchſten Spitze des romantiſchen Humors in die gemäßigten Gegenden ſeiner Erſcheinungen herab; ſo treten uns einige Geſtalten entgegen, die uns den Ernſt des Lebens auf dem Grunde humoriſtiſcher Spiegelung ſchauen laſſen. Wir denken hier beſonders an Chamiſſo und Leopold Schefer. Beide ſtehen nach Ton und Haltung in der Sphäre der Romantik, beide begegnen ſich auf dem Wege geſinnungstüchtiger Weltbetrachtung, ſowie ſie ſich eben in dieſem Elemente über die leichtfertig-willkürliche Weiſe der genialen Ironie der älteren Jünger der Schule erheben.

Sehen wir auf den Charakter der Dichtungen, ſo rückt wohl Schefer den vorhin Genannten am nächſten. Wie Chamiſſo hatte er auf vielſeitigen Reiſen (auch nach dem Oriente) ſich mannichfache Natur- und Kulturanſchauungen geſammelt und gebildet. Geboren (1784) zu Muskau, kam er mit dem berühmten gräflich-fürſtlichen Schriftſteller Pückler-Muskau in mehrfache Berührung, ohne jedoch deſſen literariſche Farbe zu theilen. Denn obgleich auch der Letztere in das Gebiet der Humoriſtik hinüberſpielt; ſo iſt doch der Standpunkt der Auffaſſung und die Methode der Darſtellung bei Beiden weſentlich verſchieden. Während der Graf-Fürſt in Ton und Haltung die Weiſen des jungen Deutſchlands anſchlägt, bewegt ſich Schefer eben auf den Grenzlinien der romantiſchen Phantaſtik, zwiſchen den J. Paul'ſchen Reminiſcenzen und den Brentano-Arnim'ſchen Originalitätslaunen herüber- und hinüberſchwebend; wie er denn mit Brentano ſelbſt in näherer perſönlicher Verbindung ſtand. Bald hören wir, wie er in der Ma-

1) Seine „Geſammelten Schriften" erſchienen Berlin 1844—46 in 12 Bdn.

nier des Ersteren über jede Blume und jeden Vogellaut sentimentalisirt, bald müssen wir ihm auf dem Wolkenpfade spekulativer Welthumoristik folgen. In dem „Laienbrevier", welches in der Naturseligkeit schwelgt und in breiter Rede einen pantheisirenden Christianismus der Liebe predigt, drängt neben den gedankenreichsten Stellen die Stimme tiefer Gemüthserfüllung vielfach hervor. In den Novellen dagegen spielt mehr die Phantasie des Humors, wobei nur zu bedauern, daß bei anziehender Eigenthümlichkeit die Affektation der Originalität sich öfter und mehr als erquicklich abmühet, um etwas Absonderliches zu bieten. Diese Absonderlichkeit steigert sich nicht selten bis zu widerwärtiger Phantasterei und unverständlichem Sprachzwange. Überhaupt leidet Schefer's Dichtung an der Krankheit des Gesuchten. Daher auch die reflexive Dehnung und die wunderliche Prätension des Sichgehenlassens. Eine runde fertige Gestalt, damit eine resolute ästhetische Wirkung bleibt meistens unerreicht. Es ist in Schefer mehr fragmentarische Genialität als Talent künstlerischer Organisation [1]).

Nicht minder eigenthümlich, wenngleich weniger romantisch-genial und philosophisch-humoristisch, erscheint Adalbert v. Chamisso (1781—1838) auf dem Gebiete welthumoristischer Dichtungsweise. Von Geburt Franzose (das Schloß Boncourt in der Champagne war sein Geburtsort) [2]), hatte er sich, als Kind durch die Ereignisse der Revolution nach Deutschland geführt, in einem so hohen Grade nationalisirt, daß er deutsch fühlte, dachte und unsere Sprache wie seine Muttersprache brauchte. Vorzüglich an die preußisch-nördliche Art des Deutschthums hingewiesen, trug er auch Richtung und Farbe derselben vornehmlich auf seine Werke über. In Berlin traf er mit den gebildetsten und ausgezeichnetsten Männern zusammen, wodurch er Gelegenheit fand, die Bildung zu gewinnen, welche, durch seine Jugendschicksale versäumt, ihm nachzuholen war, wenn er mit Erfolg in die Reihe unserer Nationalschriftsteller eintreten wollte. Dieses gelang ihm denn

1) Ausgewählte Schriften. 1845 ff. Der 10te Band enthält lyrische Versuche, meist aus des Verfassers Jugend, die mitunter durch überraschende Frische ansprechen.

2) Chamisso hat diesen Ort in dem Gedichte „Das Schloß Boncourt" besungen.

ſo gut, daß er ſich bereits 1804 mit Varnhagen den ſ. g. rothen Muſenalmanach herauszugeben berufen finden durfte. Sein franzöſiſches Weſen (welches durch die Verbindung mit Franzoſen, z. B. durch den Umgang mit Frau von Staël, durch ſein Freundſchaftsverhältniß zu de la Foye, ſelbſt durch mehrmaligen, wennauch vorübergehenden, Aufenthalt in Frankreich gepflegt werden mochte) gab ſeinen Produktionen das reine, klare Formgepräge, während die deutſche Idee den Inhalt vorwaltend beſtimmte. Späterhin mit Naturwiſſenſchaft vorzüglich beſchäftigt und durch eine dreijährige Weltumſegelungsreiſe, die er mit dem ruſſiſchen Kapit. B. v. Kotzebue machte (1815—1818), in ſeinen Natur- und Völkeranſchauungen gehoben und erweitert, ließ er auch dieſe mehrfach in ſeine Produktionen eingehn, die ſeitdem an den Zügen des Schauerlich-Maleriſchen mehr und mehr gewannen. Die berühmte poetiſche Erzählung „Salas y Gomez“ (1829), in den gelungenſten Terzinen gedichtet, ein reines Phantaſiebild, ganz eigentlich aus den Anſchauungen jener Reiſe entſtanden, trägt weſentlich dieſen dunkeln Farbenton. So dem Abenteuerlich-Wunderbaren zugeneigt und von dem Geiſte der Ironie berührt, ſteht er innerhalb der Grenzen der Romantik, deren Einwirkung er in Inhalt wie Ton ſeiner Dichtungen verräth. Chamiſſo gehört übrigens keineswegs zu den Dichtern, denen der Genius das Siegel der Urſprünglichkeit aufgedrückt, wohl aber darf er die Ehre eines in ſich trefflich gebildeten poetiſchen Talents anſprechen. Seine lyriſchen Dichtungen heben ſich durch die Reinheit der Darſtellung wie die Einfachheit der Gefühle und Gedanken vortheilhaft hervor. Nur fehlt gar oft der innere Lebenspuls und die Kunſt der gemüthlichen Unmittelbarkeit; die Folge iſt, daß nicht ſelten die Kälte des Gedankens fühlbarer aus ihnen ſpricht als die Herzenswärme der Empfindung. Auch das hindert die reine äſthetiſche Wirkung, daß ſich die Gedichte, namentlich die Balladen, zu ſehr in den Schatten weltſchmerzlicher Mißſtimmung kleiden. Das Herbe, Bittere, welches wohl in den unerfreulichen Schickſalen des Mannes mitbegründet liegen mochte, greift oft mit ſchneidender Schärfe ein und ſteigert ſich mitunter bis zu höhniſcher Ironie. Das Gedicht „Nacht und Winter“ (1803) deutet beſonders auf des Verfaſſers Grundſtimmung hin. Selbſt die in vieler Hinſicht trefflichen „Lebenslieder und Bilder“ ſind nicht

überall frei genug von dieſer Dunkelung. Da, wo uns Chamiſſo unmittelbar in die Welt der Geſpenſter- und Traumgeſtalten führt, wird vollends (wie z. B. in dem Gedichte „der Waldmann" oder in dem „der Traum") die Grauenhaftigkeit bis zu den äußerſten Grenzen getrieben, in den Gedichten „Don Juanito", „Das Mordthal" oder gar in dem „Crucifix" geht ſie endlich in völlig unpoetiſche Gräuel hinüber. Aller dieſer Fehler ungeachtet und trotz dem Hohne A. W. Schlegel's, der von ihnen ſagt, „ſie riechen nach ekelm Rauchtabak," verdienen Chamiſſo's Dichtungen unſeren Dank. Der brave Dichter durfte ſolcher ſchnöden Abfertigung wohl um ſo weniger gewärtig ſeyn, je beſcheidener er ſelbſt über ſein Dichtertalent ſich ausgeſprochen. Am berühmteſten iſt Chamiſſo's Name durch das Märchen „Peter Schlemihl" geworden, deſſen Sinn und Abſicht vielfachen Deutungen unterzogen worden iſt. Wir glauben darin ein poetiſches Symbol von des Dichters eigenthümlicher Lage und Stimmung zu finden, in welcher er ſich befand, als er mitten in der Erhebung Deutſchlands gegen Frankreich fühlte, daß er ohne Vaterland vereinſamt ſtand, indem er dem letzten entfremdet war, ohne mit dem erſteren gemeinſchaftliche Sache machen zu können. „Ich bin Franzoſe in Deutſchland und Deutſcher in Frankreich —— ich bin nirgends an meinem Platze," ſchreibt er an Frau von Staël und giebt in dieſen Worten den Schlüſſel zur Löſung ſeines Märchen-Räthſels. Das Vaterland iſt des Menſchen natürlicher Schatten, ohne daſſelbe iſt er wurzellos und gehört ſich ſelbſt nicht recht. Auch der Schluß der Dichtung, wornach Schlemihl erſt durch weite Reiſen und größeren Weltverkehr wieder Ruhe gewinnt, deutet auf den Verfaſſer ſelber hin, der bald hernach auf die dreijährige Weltumſegelungsreiſe ſich begab. Sonſt enthält die Erzählung etwas von dem Fauſtverhältniſſe, Andeutungen von dem großen Thema des modernen Weltſchmerzes. Eine eigentlich moraliſche Idee oder anderweite abſonderlich-bedeutſame Intention dürfte dabei wohl nicht zum Grunde liegen. Chamiſſo ſchrieb das Märchen 1813 in ländlicher Zurückgezogenheit zu eigener Zerſtreuung und zur Beluſtigung der Kinder ſeines Freundes Hitzig. Jüngſt (1843) hat Friedr. Förſter in „Peter Schlemihl's Heimkehr" eine Fortſetzung geliefert, ohne daß es ihm jedoch

gelungen, den Urton der Originaldichtung und ihre eigenthümliche Ironie zu treffen, wiewohl einige Züge ansprechen [1]).

Als Nachzügler in dieser Richtung könnte wohl noch an Weisflog (1780—1828) sowie an Jul. Weber (1767—1832) erinnert werden. Jener zeigt in seinen „Phantasiestücken und Historien" allerdings einen poetischen Anflug und spielt hin und wieder mit Glück in die Töne der romantischen Phantasten hinüber, ohne jedoch an poetischer Auffassung und an Geist der Behandlung sich den verwandten Genossen, z. B. L. Schefer, vergleichen zu können. Noch weniger darf J. Weber mit seinem bekannten „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen" in die Reihe echt humoristischer Romantik eintreten. Denn obwohl er Anläufe genug macht, die Menschen und Dinge aus dem Standpunkte des umgekehrten Ideals zu betrachten und darzustellen, so fehlt doch die Hauptsache — die lebengebende Originalität und gestaltschaffende Phantasie. Spaßhafte Salbaderei ist keine poetische Humoristik.

Die Romantik des Aberglaubens.

Wie tief das Wunderbare in die romantische Doktrin hineingriff, haben wir bei den Gründern der neuen Schule gesehn. „Auf dem Dunkel, worein sich die Wurzel unsers Daseyns verliert, auf dem unauflöslichen Geheimniß beruhet der Zauber des Lebens — das ist die Seele aller Poesie." Diese Worte von A. W. Schlegel bezeichnen den Grund, aus dem in der Romantik der Aberglauben erwuchs, welcher sich in einer bestimmten Richtung der Literatur seinen poetischen Ausdruck zu geben suchte. Sowie nun dieser Aberglaube selbst sich nach verschiedenen Seiten hin als religiöser, als mittelalterlich sagen- und als spuk- und gespensterhafter charakterisirte; so nahm auch die bezügliche Poesie verschiedene entsprechende Färbungen an.

An der Spitze der Vertreter dieser Richtung der romantischen Dichtung steht Zacharias Werner (1768—1823). Wie Hamann aus Königsberg gebürtig, theilte er mit ihm in vieler Hinsicht individuelle Stimmung und geistiges Behaben. Neben bedeuten-

1) Ausgabe von Chamisso's Werken durch Hitzig. Leipzig, 1842. 2te Aufl.

der Anlage waltete in ihm wie in dieſem ein hoher Grad ſinnlicher Genußdrängniß, ohne daß das Gewicht eines maßgebenden Willens ausgleichend hinzutrat. Ein unſeliges Auf- und Abtreiben zwiſchen den Intereſſen geiſtiger Bildung und den Anſprüchen eines wildhinſtrebenden Naturtriebs war das Reſultat, wodurch wiederum ein Leben bedingt wurde, das in fortwährender Selbſtentzweiung aufging. Das Licht der Idee, welches in Werner allerdings aufglimmte, wurde durch den Taumel ſinnlicher Leidenſchaft gebrochen. So ohne Halt in ſich wechſelte er wie Standes- und Berufsverhältniſſe ſo auch Überzeugungen und Doktrinen. Keine Lebenslage konnte ihn feſſeln. Dreimal verheirathete er ſich, um ſich dreimal zu ſcheiden. Breslau, Berlin und andere Orte wurden die Opferſtätten ſeiner zügelloſen Liederlichkeit. Nachdem er in der Philoſophie mehr phantaſirt als gedacht und den Glauben weggeworfen hatte, ohne eine freie Überzeugung zu erringen, wandte er ſich der Myſtik der neuen Schule zu, aus deren dunkeln Gängen er ſich (1810) in die Hallen der katholiſchen Kirche flüchtete, um hier zuletzt als Prieſter und Mönch in Predigten die Phantaſien und überſchwenglichen Wunderlichkeiten, welche in ſeinen Dichtungen herumtreiben, einem gläubigen Volke vorzutragen. Weſentlich iſt es nun die religiöſe Seite des Wunder- und Aberglaubens der Romantik, welche Werner poetiſch vornehmlich vertritt. Späterhin fügte er noch die fataliſtiſche hinzu. Während er (1808) an Chamiſſo ſchreibt: „Befleißigen Sie ſich der Wahrhaftigkeit, welche die Baſis der Vergöttlichung iſt," geſteht er zugleich, daß er in „den Söhnen des Thals" verſucht, „die Leute zum Heiligen mit Schellen zuſammenzuklingeln" und daß er „fortklingeln werde, ſo lange die Leute darauf hören [1])." Auf dem Grunde des Myſticismus, dem er ſchon früh ergeben war, bildete er ſich gemach das Ideal eines poetiſchen Katholicismus, welcher mit dem des Novalis unter Anderm auch darin Ähnlichkeit hat, daß er ihm die Univerſalreligion der Zukunft werden ſoll. Den Katholicismus nennt er „das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft" und er ſtellt ihn, „auf ſeine Urform zurückgeführt," über alle andern Religionen. Die Kunſtwerke ſollen dieſe Wiedergeburt des geläuterten Katholicismus vorbereiten, und er ſelbſt

1) Vgl. Dorow's Denkſchriften und Briefe.

hat dazu in seinen „Söhnen des Thals" (1803) einen Versuch machen wollen. Daß auch Werner bei der katholisirenden Religionspoesie von J. Böhme ausgeht, erklärt sich ebensosehr aus seiner persönlichen Neigung wie aus der Tendenz der Schule, in welcher ja dieser teutonische Philosoph den eigentlichen Propheten bildete. Er gesteht, „daß er ein Bändchen von J. Böhme mit frommer, unschuldiger Andacht gelesen habe" und daß der Mann „das Original der damals Mode werdenden Dichtkunst" sey. Später findet er auch bei Gelegenheit der Vorlesungen Fichte's über die Anweisung zum seligen Leben, daß dieser Denker „ein Johannes sey, ein Vorläufer der Zeit, in der Glaube und Kraft sich vereinigen sollen." Wir haben in diesen wenigen Andeutungen Winke genug, um uns die wunderlichen Bildungen seiner Werke zu erklären, in denen alle Motive durch einander getrieben, alle Effekte, alle Formen durch einander versucht werden, Ernst und Bizarrerie, Abenteuerlichkeit und plastische Harmonie, Heidenthum und Christenthum auf's Bunteste gemischt sind, während der Zug einer expansiven, durch keinen ernsten Lebensberuf gekräftigten und auf die positiven Bedingungen einer gediegenen Wirklichkeit nirgends hingewiesenen Phantasie Alles durchfaselt und durchwirkt. „Werner," schreibt Jacobi an Göthe, „scheint mir zu der Gattung von Menschen zu gehören, in und an denen wissentlich und unwissentlich zugleich der Ernst zum Spaße und der Spaß zum Ernste, die Grimasse zur Physiognomie und die Physiognomie zur Grimasse wird." Göthe selbst aber wundert sich als alter Heide, „von Werner das Kreuz auf seinem eigenen Grund und Boden gepflanzt zu sehn." (Briefw. mit Jacobi.) Wie wenig nun auch seine Dichtungen im Ganzen befriedigen, wie sehr sie an freiwilliger und unfreiwilliger abergläubischer Dunkelei leiden mögen, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß in Einzelheiten sich ein nicht gewöhnliches Talent der Zeichnung und sprachlichen Darstellung bekundet, sowie, daß nicht selten Anklänge tiefgehender Lyrik aus der Traumwelt gemüthstrunkener Geistigkeit und aus dem Tumulte drängender Phrasen und rhythmischer Formen hervortönen. Obwohl Werner's dramatische Dichtungen (und von diesen kann hier nur die Rede seyn) [1])

1) Weder die Gedichte noch die Predigten von Z. Werner verdienen besondere Aufmerksamkeit vom Standpunkte literarischer Bedeutung, obwohl sie für die Per-

hin und wieder auf die Bühne gekommen ſind; ſo fehlt ihnen doch, wie faſt allen aus der romantiſchen Schule, die bühnengerechte Einrichtung und Haltung. Sie entbehren aber auch an und für ſich der dramatiſchen Kunſt. Ohne gründliche Charakteriſtik, ohne Zuſammenhang in Motiven und Fortſchritt, ohne Beſtimmtheit in Tendenz und Ton legen ſie ſich meiſtens in breiter ſchwindelhafter Rhetorik aus einander, die wohl die Ohren betäuben und ermüden, aber eine dramatiſche Anſchaulichkeit nicht zu bewirken vermag. „Die Söhne des Thals" (womit Werner 1803 ſeine dramatiſche Dichterbahn eigentlich eröffnete) zeigen ihn ſofort auf dem Gipfel myſtiſch-phantaſtiſcher Idealität. Dieſes Produkt ſoll den rationaliſtiſchen Tendenzen gegenüber eine katholiſirende Weltreligion auf dem Grunde maureriſcher Geheimnißſeligkeit und anderweiter romantiſcher Elemente vortragen. Der Templerorden muß dabei den Spiegel des neuen Rationalismus bilden, während die Geſellſchaft der Söhne des Thals die Myſtik darſtellt, welche gegen jenen zum Beſten des Volks vernichtend wirken ſoll. Werner wollte in dem Stücke, wie wir ſchon angedeutet, „die Leute zum Heiligen mit Schellen zuſammenklingeln." Obwohl ſchon hier die verſchiedenſten poetiſchen Tonarten angeſchlagen werden, ſo iſt es doch noch der Schiller'ſche Kothurn, der vortretend waltet. „Das Kreuz an der Oſtſee" folgte (1806) mit geringerem Prunke der Darſtellung, ohne jedoch darum zu größerer dramatiſcher Innerlichkeit ſich zu erheben; in dieſer Hinſicht bleibt es vielmehr hinter dem erſten Theile „der Söhne des Thals" zurück. Das Stück „Luther oder die Weihe der Kraft" (1807), welches der Verfaſſer ſpäter in ſeiner katholiſchen Begeiſterung (1815) durch „die Weihe der Unkraft" verleugnen und widerrufen wollte, leidet an Allem Mangel, was für die Behandlung eines ſolchen Gegenſtandes vorauszuſetzen iſt. Ein Mann mit der perſönlichen Unſicherheit und Willensloſigkeit, mit dem myſtiſchen Nebelweſen und der Gefühlsſchwärmerei, wie Werner, war nicht geeignet, einen Mann wie Luther und ein Werk voll ſolcher Energie, wie dieſer es vollbracht, zu ſchildern. Frömmelnde Salbaderei, widerliche Liebesſentimentalität, alberne Symbolik und Allegorie ſind nicht die Mittel, durch welche ein Glaubens-

ſönlichkeit des Mannes charakteriſtiſch genug ſind. — Seit 1844 ſind ſeine „ausgewählten Schriften" nebſt 2 Bänden Biographie erſchienen.

held ſich darſtellen läßt, der, von dem reinen, einfachen Elemente der Bibelreligion genährt und geſtärkt, einer Welt voll Gewaltthat und Aberglauben nichts entgegenzuſetzen hatte als den Muth und die Kraft ſeiner ernſtlich errungenen Überzeugung. — Die hiſtoriſch-romantiſchen Stücke, wie „Attila", wie „Wanda" und „Kunigunde", zeigen die Unmacht in Abſicht auf poetiſche Hineinbildung der Idee in die Sage. Die Verwirrung der Elemente, die Verquickung mit Myſtik, chriſtlicher Anſchauung und fataliſtiſcher Dogmatik erreichen einen ſo hohen Grad, daß ein reiner und beſtimmter Totaleindruck unmöglich wird. „Die Mutter der Makkabäer" (1820) iſt, einzelne Effektpunkte abgerechnet, eine fade, charakterloſe, frömmelnde Verflachung der hiſtoriſchen Grundlage, welche nicht ohne beſondere Tendenz vom Dichter gewählt worden war. — Am bedeutſamſten, wennauch nicht hinſichtlich des poetiſchen Gehalts, ſo doch der Wirkung auf die Folgezeit hat ſich „der 24ſte Februar" erwieſen. Die Tragödie iſt gewiſſermaßen die Ahnfrau der ganzen Reihe von fataliſtiſchen Trauerſpielen, welche ſeitdem in unſerer Literatur auftauchten, während ſie ſelbſt ihr Vorbild in der engliſchen Literatur und zwar in dem Stücke „the fatal curiosity" gefunden haben mag. Auch merkt man davon bereits Spuren in H. v. Kleiſt's „Familie Schroffenſtein" (1803). Werner hat nun die Myſtik ſeines religiöſen Traumes mit der Tradition antiker Schickſalslehre in trüber Miſchung durcheinandergemengt. Ungeachtet Göthe (wohl in ganz anderm Sinne als in dem es ausgeführt wurde) Anregung zu dem Stücke gegeben haben ſoll [1]), ungeachtet es unter deſſen Leitung auf der Weimarer Bühne nicht ohne Erfolg aufgeführt ward, obgleich es das Glück

1) Vgl. den Prolog zu der Ausgabe des Stücks von 1815, wo es unter Anderm heißt:

„Ward dies Gedicht gleich in der Nacht geſponnen,
Als Nachhall gleichſam eines Sterberöcheln,
Das, leiſe zwar, in's Mark, das inn're, dröhnet;
So dankt es ſein Erſcheinen doch dem Lächeln
Deß, den ich Helios, das Bild der Sonnen,
Zu nennen liebe."

Die Anekdote, nach welcher Göthe den Dichter einſt aufgefodert haben ſoll, ein Stück zu ſchreiben, in welchem er fluche, und dann ein anderes, in dem er ſegne, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen.

genoß, „an dem heitern, weinumkränzten Geſtade des Lemans“ der Frau von Staël, dem Weibe, „deren Herz den Weltgeiſt übermannte,“ auf einem Theater zu Copet „koſtbare Thränen zu entlocken,“ trotz all dieſer und ähnlicher Erfolge bleibt es eine in der Grundauffaſſung, in Tendenz, Ausführung und tragiſcher Wirkung gänzlich verfehlte Produktion. Die Schickſalsidee iſt zu einem gemeinen Aberglauben herabgeſetzt, der das menſchliche Thun und den menſchlichen Sinn an den ungereimteſten Zufall hingiebt. Die Parallele der Familienſchuld, welche uns an das Haus des Pelops erinnern möchte, iſt ſo kleinlich-jammervoll, daß ſchon hierdurch jede höhere Wirkung unmöglich wird. Was der Idee und dem Gehalte abgeht, ſoll durch das Grauenvolle und Gräßliche in der Behandlung erſetzt werden. Dazu kommt, daß die hineinſpielende Koketterie mit den chriſtlichen Anſchauungen die Empfindung, welche ſich bilden will, gleichſam betrügt und belügt, wodurch zu dem Schrecklichen das Widerwärtige geſellt erſcheint. Der Dichter, der an ſeinem eigenen Bilde „die erſchlafften Züge eines geſchwächten Menſchen“ findet, der „ſein ſchuldlos Herz in den wilden Lebensreizen“ verloren zu haben ſelber eingeſteht, den bei einer Stelle der eigenen Dichtung „ein unerklärbares Grauen vor ſeinem Innern“ überfällt, ein ſolcher Dichter, meinen wir, mag ſich ſchlecht des Dämons erwehren, der ihm ſo unheimliche Fluchprodukte einzugeben ſucht. Daß übrigens auch in dieſem Stücke das Talent des Verfaſſers ſich in ſchönen Einzelheiten bewährt, daß die Nachtmalerei ihm oft in hohem Grade gelungen, daß ſich die Sprache durch anziehende Lebensfriſche empfiehlt, wird Jeder eingeſtehen, der bei der Mißſtimmung über das verfehlte Ganze den Sinn für die Reize des Beſonderen bewahrt.

Wenn wir geſagt, daß Werner mit ſeinem „24ſten Februar“ die Tragödie des Fatalismus bei uns hervorgerufen habe, ſo dürfen wir doch nicht überſehen, daß für dieſe Frucht bereits durch anderweite ähnliche Beziehungen der Romantik der Boden bereitet war. Calderon's Dramen, ſo ſehr ſie auch auf katholiſch-kirchlichem Boden ſtehen mögen, enthalten doch manche fataliſtiſche Keime, die ſich mit dem romantiſchen Klange ſeiner Verſe bei unſeren deutſchen Romantikern eingeſchlichen. Auch war, wie wir im zweiten Theile angedeutet, ſelbſt Schiller in dieſer Hinſicht ſchon mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen und

hätte im Wallenstein, mehr noch in der Braut von Messina der Romantik diesen Weg gezeigt; wie denn Werner in seiner Produktion die Schiller'sche Reminiscenz wesentlich im Hintergrunde gehabt zu haben scheint. Jedenfalls aber brachte sein Stück zum Durchbruche, was in den Urelementen der Romantik gelegen war. Wir verweilen nicht lange bei dieser Erscheinung, welche durch Platen's „verhängnißvolle Gabel" ihre geniale Abfertigung gefunden und wie ein Meteor durch unsere Bühnenwelt zog, blendend leuchtend, um alsbald wieder in dem Dunkel der Nacht zu verschwinden, woraus sie hervorgegangen. Adolph Müllner, Grillparzer, Houwald haben sich nächst Werner als die eigentlichen Vertreter dieser Richtung geltend gemacht, alle drei in der falschen Schicksalsidee sich verfangend, indem sie den Zufall oder gar eine ganz subjektive Einbildung, einen ganz gemeinen Aberglauben mit dem Mantel der antiken Schicksalsmacht umhüllen, ohne jedoch verhüten zu können, daß der elende Strohwisch durch alle Falten bemerkbar wird. Die Willkür der Absicht verbindet sich mit jener der Ausführung, in welcher alle Ingredienzien einer zerfahrenen Zeitstimmung durcheinanderlaufen. Sophokles und Schiller, Shakspeare und Calderon, ja selbst Kotzebue treten in wunderlicher Begegnung zusammen und sprechen sich in allerlei Mundarten aus, doch meistens so, daß Calderon's trochäischer Schritt im Ganzen die rhythmische Bewegung trägt. So ohne alle höhere Weltansicht, auf welcher jede echte Tragödie ruhen muß, ohne allen objektiven Halt nach irgend einer Seite hin, konnten diese Produktionen ebensowenig als die andern, welche die Willkür des romantischen Selbstbeliebens geboren hatte, die nationale Tragödie auf die Stufe klassischer Bedeutung fördern. Meistens bloß von der augenblicklichen Überraschung eines unberathenen Publikum's gehoben, dienten sie mehr nur, die rechte Bahn zum wahren Bühnendrama zu verwirren, als sie für die Zukunft zu beleuchten.

Adolph Müllner (1774—1829), der Advokat von Weißenfels und der Neffe eines poetischen Oheims (Bürger's), faßte die Aufgabe vom Standpunkte juristischer Sophistik und führte die Schicksalsdame in den Gängen processualischer Spitzfindigkeit und Formalität umher, nicht ohne anmaßliche Einbildung auf seine rabulistische Praxis, die er vielfach darzulegen Gelegenheit nahm. Ohne Phantasie

bei ſcharfer Verſtändigkeit, ohne Gemüth bei unverkennbarem Talente der Darſtellung, voll Eitelkeit und Hochmuth neben Mangel an produktiver Urſprünglichkeit, entbehrte er gerade derjenigen Eigenſchaften, welche dem echten Tragöden eignen müſſen. Wollte man freilich dem beſcheidenen Manne glauben, der, in dieſem Punkte jedenfalls dem Oheim ähnlich, ſich ſelbſt bezeugt, „daß ſeine Tragödien ſich durch ſinnreiche Erfindung der Fabel und geſchickte Behandlung derſelben zur Verſinnlichung des Hauptgedankens, durch feſte Charakterzeichnung und gediegene, echt poetiſche Diktion auszeichnen," ſo müßte wohl ſeiner tragiſchen Muſe die Palme der klaſſiſchen Vollendung gereicht werden. Schade nur, daß die That das Wort des Selbſtlobs Lügen ſtraft. „Die Schuld", welche zuerſt Müllner's Namen auf alle Zungen brachte, ein Stück, das Göthe gleichfalls auf die Bühne führte, erſcheint ohne Tiefe der Auffaſſung, ohne Geſinnung und Gefühl, ohne Handlung und pſychologiſche Wahrheit in der Charakteriſtik, einen feigen Jammerprinzen als tragiſchen Helden vorführend, das Schickſal an eine zerſprungene Saite knüpfend, mit der Prätenſion tragiſcher Erhabenheit auf den Stelzen einer hohlen Phraſenlyrik und in den ſpaniſchen Stiefeln Calderon'ſcher Rhythmik ſich bewegend. Übrigens leugnen wir nicht, daß manches ſchöne Wort, mancher treffende Zug mitunterläuft und daß der klangreiche Ton des kecken, freilich nicht immer richtigen Verſes das Ohr zu täuſchen wohl geeignet iſt. — „König Yngurd", eine Tragödie ohne Idee und Zuſammenhang, prätendirt Shakſpeare's Geiſt und Weiſe, iſt aber nur ein Denkmal der gänzlichen Genieloſigkeit ihres dünkelvollen Urhebers. — In der „Albaneſerin" hat ſich die Sophiſtik des Rabuliſten den Schein der tragiſchen Dialektik geben wollen. Daß ein Stück von ſolcher pſychologiſchen Lügenhaftigkeit und ſolcher refleriven Nichtigkeit ſich für Poeſie, ſogar für eine Tragödie ausbietet, beweiſt nur des Mannes erhabenes Selbſtgefühl. „Der 29ſte Februar" ſpielt Werner's 24ſten auf einer andern Saite. Wir finden darin „die Fäden der höheren Weltordnung" nicht, welche der Dichter darin ſichtbar machen wollte. Es iſt verkehrtes Heidenthum wie ſein Muſterſtück. Müllner's Luſtſpiele, in denen der Witz mitunter trifft, meiſt aber langweilig bleibt, und worin die Komik im Ganzen gezwungen und geiſtlos iſt, bilden faſt nur eine Art

arithmetisch-mathematischer Kunststücke, in welchen der Rechner aber sich meist verrechnet.

Höher hebt sich Grillparzer aus Wien (1790) auf der Stufenleiter poetischer Werthhaltung. Phantasie und Gemüth reichen sich in ihm freundlich die Hand, und er bewährt beide sowohl in der Auffassung als auch in der Darstellung, ohne daß jedoch die Erfindung und Organisation der Handlung den Anfoderungen tragischer Dichtung gründlich genug entsprechen möchten. Seine Produktionen bieten im Allgemeinen mehr nur eine Sammlung schöner Empfindungen, wohlgelungener Bilder und gut ausgeführter Situationen, als daß sie durch Bedeutung und Totalität dramatischer Architektonik oder durch Gediegenheit der Charakteristik befriedigen. Seine „Ahnfrau" (1825) ist durchaus unter der Idee und den Beziehungen des Werner'schen 24sten Februars gefaßt und ausgeführt. Hier muß der bare Spuk das Schicksal vertreten, und eine gemeine naturalistische Nothwendigkeit ist berufen, aller sittlichen Macht Hohn zu sprechen. Dieser Mangel an sittlichem Gehalt wird dadurch nicht aufgehoben, daß das Gräßliche an die Stelle des Tragischen treten soll. Selbst in dieser Hinsicht fehlt das Großartige, Ergreifende; man verspürt bei der Gespenstergeschichte oft eher Anwandelung zum Lachen als wahre Furcht. Dazu kommt, daß kein Charakter in eigenthümlicher Haltung durchgeführt erscheint, wenngleich über Alles der täuschende Farbenschmuck einer schöngebildeten Sprache geworfen ist. In der „Sappho" stellt uns der Dichter ein dramatisches Gemälde dar, in welchem das Alterthum in der Unbestimmtheit der Romantik verschwimmt. Weder die berühmte Dichterin noch ihr geliebter Phaon ruhen auf echter Grundlage persönlicher Individualität; Beide sind, Jegliches in seiner Art, verzeichnet, in ihrem Verhältnisse aber ganz verfehlt. Sappho haltungslos und ohne echte Leidenschaft in ihrer Liebe, Phaon ein vollständiger, etwas an die Laffere erinnernder Romansprößling. Nur Melitta kann durch ihre Sinnigkeit und Anmuth höhere Theilnahme gewinnen. Auf ähnliche Weise wird in der Trilogie „Das goldene Vließ" der Versuch gemacht, das Alterthum zu romantisiren. Es betrifft diese dramatische Dichtung die Entführung des goldnen Vließes aus Colchis durch Jason. Das erste Stück heißt „der Gastfreund" und ist etwas breit gerathen, das zweite

„die Argonauten", das dritte „Medea". Zunächſt vermiſſen wir im Ganzen die wahre trilogiſche Conception und Konſequenz; zugleich drückt namentlich in den beiden erſten Stücken eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Ganges und die Laſt der ſprachlichen Größe. Dagegen enthält Medea ſchöne tragiſche Momente. Ein bedeutſamer Ernſt waltet hindurch, der ſich an mehr als einer Stelle in wahrhaft erhabenem Pathos ausſpricht. Freilich fehlt zum Theil auch hier die folgerichtige Einheit in der Durchführung, die ebenmäßige Haltung, die Draſtik des Dialogs. Der Dichter fällt mehr als einmal aus ſeinem Tone und aus der erhabenen Antike in die weiche Affektation moderner Stimmungen, und rückt ſo das Lächerliche nahe genug an die Tragik an. Am meiſten ſpielt Grillparzer in die Romantik hinüber in dem Märchen „Der Traum ein Leben". Anderes übergehen wir.

Der Dritte in dieſem Schickſalsbunde iſt Ernſt v. Houwald. Schwächer als Müllner in Abſicht auf verſtändige Behandlung, weniger begabt mit wahrer Phantaſie als Grillparzer, erſcheint er in ſeinen Produktionen ohne Kraft und friſche Unmittelbarkeit zugleich. Die Handlung bleibt ohne dramatiſche Bewegung, die Charakteriſtik ohne Beſtimmtheit und pſychologiſche Wahrheit, das Rührende wird zum Weinerlichen, der ganze Ton ſüßelt in kraftloſer Breite und die ſprachliche Darſtellung ſchimmert mehr mit aufgetragenem Farbenputze als ſie mit gediegener Würde und in lebendiger Innerlichkeit ſich entfaltet. Überall athmet man den Duft „des ſüßen Lavendelwaſſers der zierlichen Melpomene," wie Börne in ſeinen dramaturgiſchen Blättern ſagt. Das Trauerſpiel „das Bild", was bei ſeinem Erſcheinen die Aufmerkſamkeit des Publikum's für einige Zeit gewann, iſt ein Durcheinander in Abſicht auf Erfindung, ein Zerrbild in der Kompoſition, eine Abgeſchmacktheit in der Charakteriſtik, ein Toilettenkram in der Darſtellung. Der Zufall ſpielt den Herrn und zwar mit aller Laune herriſcher Willkür. Ahnen und Sehnen, Thränen und Täuſchung, Weichmuth und Rache ziehen in bunter Begegnung durch das Stück, deſſen eigentlicher Angelpunkt der Jammer einer unmotivirten und ganz untragiſchen Blindheit iſt. Dabei prätendirt die Muſe noch, weiſe zu ſeyn; denn an gleißenden Gedanken und Reflexionen, an ſchlagenden Sentenzen fehlt es nicht, ſo wenig als an blumenduftigen Worten und verkehrten Re-

densarten. Im „Leuchtthurm" treibt der Wahnsinn ein zufälliges Spiel und wird dadurch zur Macht des Schicksals. Wir können trotz der Meinung weiland Böttiger's, der von dieser Wahnsinns-Idee glaubte, daß sie „wegen ihrer tragischen Bedeutsamkeit stets werde bewundert werden," nur mit Widerwillen ansehn, wie hier in der ganzen Behandlungsweise die Absurdität sich die Würde des Erhabenen anmaßt. Das heidnische Christenthum und das abergläubische Spiel der Einbildung, welches wir in Werner's 24stem Februar verspüren, drängt sich in dem Stücke mit lächerlicher Einfalt vor. Die schwülstige Sprache und der kühne Schritt des Verses sollen, wie es scheint, über den Mangel an innerer Bedeutung täuschen. „Fluch und Segen" gleicht dem Leuchtthurm in Gestalt, Farbe und Gang wie ein Zwillingsbruder dem andern, und von der „Heimkehr" sagt Börne sehr treffend: „Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeschlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen." — Sonstiges dieses Dichters (z. B. „die Feinde" oder auch „Fürst und Bürger") bleibt wohl mit Recht unbesprochen, indem darin andere Tendenzen herrschen, als von denen hier die Rede ist; noch weniger gehören seine Kinderdramen in diese Geschichte.

Die Schicksalstragik spielt noch in mehreren andern Werken minder bekannter Dichter (z. B. in der „That" der Therese von Artner, in der „Vergeltung" von Heinrich Schmidt, in des pseudonymen Isidor „Leonore"); allein diese und ähnliche Produktionen haben zu geringe literarische Bedeutung, als daß unsere Besprechung ihnen besondere Aufmerksamkeit zuwenden dürfte.

Die Romantik der Nationalität (des patriotischen Deutschthums).

Es lag in der Absicht der Stifter der neuen Romantik, auf dem Grunde der Nationalität den Kosmopolitismus in ihre poetische Weltauffassung einzuführen. Wie sie durch diese Intention namentlich das Studium der deutschen Sprache und der vaterländischen Alterthümer gefördert, haben wir bereits im Allgemeinen berührt und werden weiter abwärts Gelegenheit finden, im Besondern darauf zurückzukommen. — Bald nach der Zeit der Gründung der romantischen

Schule traten in Deutſchland Ereigniſſe ein, welche der nationalen Richtung derſelben eine ſpecifiſch-vaterländiſche Wendung gaben. Die ſeit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts über unſerm Vaterlande lagernde Erniedrigung, welche mit der Schlacht von Jena ihre drückendſte Schwere erlangte, hatte in der Stille die Gemüther mit verhaltenem Zorn erfüllt, der durch den Übermuth der fremden Herrſcher mehr und mehr geſpannt wurde. Es iſt bekannt, wie ſich bald nach dem Tilſiter Frieden zuerſt in Preußen das Gefühl vaterländiſcher Erhebung lebendig regte, wie ſich namentlich in Berlin ſeit 1808 der Heerd des nationalen Feuers bildete, an welchem Deutſchland zunächſt die Fackel ſeiner Begeiſterung anzünden mochte. Hier predigte Fichte das Wort des Patriotismus, während Stein, Scharnhorſt, und Andere für die praktiſchen Grundlagen der nationalen Zukunft ſorgten. Bald bot ſich im Süden des Vaterlandes der Parallelismus der That. Der Aufſtand in Tyrol (1809) war das Wetterleuchten eines gewitterſchwangern Tages, das bis in den Norden hin ſeinen Schein auch über das kühne Wagniß des Braunſchweigers und der Schill'ſchen Heldenſchaar verbreitete. Die Siege des öſterreichiſchen Helden (des Erzherzogs Karl) bei Aſpern und Eßlingen, obwohl durch das Unglück von Wagram verdunkelt, hatten doch gezeigt, daß man ſiegen könne, und hielten die Phantaſie mit ihrem Glanze wach. Wie lebendig ſich das vaterländiſche Gefühl geſteigert, zeigte ſich in der mächtigen Erhebung, als 1813 der heilige Kampf für das Vaterland begann. Seit jenem Aufgange der Morgenröthe eines neuen Deutſchlands bis in die Tage, wo bittere Täuſchung die Hoffnungen mancher Begeiſterten, ja ſelbſt Beſonnenen knickte oder vernichtete, ſangen viele Dichter, zum Theil Mitſtreiter in Schlachten, von der Liebe zum Vaterlande, von Krieg und Sieg, vom Haß der Fremden wie von der Schmach der Gleichgültigen daheim. Das Lied wie das Drama, der Roman und das Epos, der beflügelte Rhythmus wie das drängende Wort der Proſa wetteiferten in dem Streben, den Geiſt der Nation, die Idee der Freiheit zu wecken, zu beleben und auf die Wege des Volks hinauszuführen. Manch ein Herzenston iſt hier erſchollen, manch ein Schwert der Rede gezogen zur Ermunterung und Warnung, zu Lohn und Strafe. Die meiſten dieſer Sänger und Sprecher ſind verſtummt;

ſie ſtarben oder büßten für ihre laute Stimme, als man ihrer nicht mehr bedurfte. Andere ſtehen, getäuſcht und ihre Zeit überlebend, an den Marken der Jahre und blicken trauererfüllt in die Vergangenheit, welche ſie zur fruchtbaren Mutter einer ſchönen Zukunft machen wollten, einer Zukunft, welche in dem denkwürdigen Jahre 1848 ſich zu bewähren ſchien, aber durch die Mißgriffe der Einen und die Reaktionsluſt der Andern bald nach ihrem Aufleuchten wieder tief verdunkelt werden ſollte. Es fehlte damals wie jetzt vielfach Weisheit und Wille an rechter Stelle, um die freudige Bewegung zum rechten Ziele zu führen, die Verirrungen des erwachten Strebens auf bedeutſame Gegenſtände zu lenken, ſtatt ſie mit erbitternder Verfolgung zu beſtrafen. Viele fürchteten des Volkes Kraft und Leben, und der Kurzſichtigkeit Mancher ſchien es beſſer, den Schlaf zu fördern durch jegliches Mittel als dem Wachen ein Tagewerk zu bieten, auf das es ſein offenes Auge hätte richten mögen. Nie hat Undank und politiſche Selbſtſucht ſchnöder über den Nationalgeiſt triumphirt, als es zu jener Friſt bei uns geſchah, nie die Täuſchung ärger mit den ſchönſten Hoffnungen unſers Volks geſpielt als damals.

Wir verſuchen es nun, in überſichtlicher Kürze Alles zuſammenzudrängen, was in der bezeichneten Epoche aus dem Boden *vaterländiſcher* Begeiſterung erwachſen, wie verſchieden auch die Früchte ſeyn mögen, die ſich ſonſt noch in dieſer Sphäre gebildet haben. Es leitet uns auch hier der Grundſatz des ſ. g. a potiori, d. h. wir ſtellen unter der angegebenen Kategorie alle diejenigen nationalliterariſchen Schriftſteller zuſammen, bei denen das patriotiſche Element das *vorwaltende* ihres Schriftthums iſt, ohne darüber zu ignoriren, was ſie ſonſt etwa noch in andern Beziehungen Beachtenswerthes geleiſtet haben.

Fragt man nun zuvörderſt nach dem *hiſtoriſchen* Zuſammenhange dieſer romantiſchen Richtung mit der *nächſt vorhergehenden* Literaturepoche; ſo iſt vor Allem Schiller zu nennen, deſſen Geiſt und Wort auf dieſe neue Dichterwelt am entſchiedenſten wirkte. Laut und erwecklich tönte der Freiheitsruf aus *Tell* in den Drang der Begeiſterung hinein, und wie dort die That des Volks ſich der Rede ſeiner Führer zugeſellt, ſo ward auch hier die Dichtung That und Leben. Das Spiel der *phantaſirenden* Romantik verſtummte eine Zeit-

lang vor dem Ernſte der Ereigniſſe, um den Ton der Schlachten anzuſtimmen, die romantiſche Liebesſehnſucht wich dem Sturme der Volksbewegung, welche ſelbſt friedliche Dichter zu Kriegsgeſängen entflammte.

Obgleich nicht gerade unter der Fahne der Schule dienend, kann doch Theodor Körner (1791—1813) die Reihe der patriotiſch-romantiſchen Sänger eröffnen. Seine Leier klingt im Tone der nationalen Gehobenheit, welche die Romantik in die Weltliteratur verweben wollte. Sowie er der Vaterlandsbegeiſterung zuerſt das Wort der Dichtung lieh, ſo hat er auch zuerſt dieſes Wort zur That gemacht. Die Lieder, die in „Leier und Schwert" (1814) geſammelt wurden, waren Kinder der That und wurden That. Sein berühmtes „Schwertlied" ſchrieb der junge Dichter faſt im Augenblicke des Gefechts (bei Gadebuſch), das ihm das Leben koſtete. Weithin riefen dieſe Kriegs- und National-Geſänge zu ähnlichen Verſuchen auf. Was ihnen poetiſchen Odem giebt, iſt mehr der Geiſt der Zeit, die Macht des Augenblicks, als die Kraft des dichteriſchen Genius; es war in dem Dichter mehr Sturm und Drang als Freiheit der Idee. So wild wie ſeine Jugend brauſt auch ſein Lied, ſich nicht kümmernd, ob Apollo es geweiht. Körner (der Sohn von Schiller's bewährtem Freunde) dichtete mit Schiller's Wort, wennauch nicht mit Schiller's Geiſt. Wir hören in ihm das Echo jenes großen Sängers, deſſen Freiheitslied er den Zeitgenoſſen verſtändlich machte. Was Körner im Drama geleiſtet, beweiſt am meiſten, wie wenig eigener Dichtergeiſt in ihm wohnte und wie arm ohne Schiller's Reichthum er geweſen wäre. Denn nur von dieſem borgt er hier. Seine dramatiſchen Produktionen ſind Schillerſpiele in ſchlechtem Nachdrucke, der uns meiſt nur die Fehler des Originals, nicht aber ſeine hohen Tugenden wiedergiebt. In „Zriny" wird Schiller verkotzebuet, während er in der „Roſamunde" als ſein eigenſter Doppelgänger erſcheinen muß, um uns ſeine eigenen Worte herzuſagen. Die breite Spaßhaftigkeit in einigen Luſtſpielen Körner's ſtellt den guten Geſchmack wie die Geduld auf gleich ſchwere Proben. Das Amt eines Wiener Theaterdichters, welches er eine Zeitlang verſah, mochte ihn mitbeſtimmen, wider Minerva's Willen die Muſe des Drama ſo eifrig zu verſuchen.

Wenn wir nun von denen, welche unmittelbar in den Ton von

„Leier und Schwert" einſtimmten und namentlich den burſchenſchaftlichen Aufſchwung durchklingen ließen, wie z. B. Karl Follen aus Gießen, abſehen, um ſolchen uns zuzuwenden, die in mehr ſelbſtſtändigeren Weiſen die vaterländiſchen Intereſſen und nationalen Gefühle beſangen oder ſonſt beſprachen; ſo müſſen wir vor Allem bei Ernſt Moritz Arndt verweilen, der nach Zeit und Wirken als der eigentliche Reigenführer der national-patriotiſchen Romantiker zu betrachten iſt. Denn noch ehe Fichte ſein kühnes Wort an die Nation richtete, löſte er in ſeinem „Geiſte der Zeit" (1806)[1]) die deutſche Freiheitszunge und ließ ſie wider den fremden Unterjocher wie gegen die Schmach des eigenen Volks feurige Zornesworte reden, die ihn nöthigten, vor der Rache des Erſteren aus dem Vaterlande zu flüchten. In ſeinen patriotiſchen „Kriegs- und Wehrliedern" (von 1813—1815) weht der Geiſt romantiſcher Belebung, im Ganzen aber ſchließt ſich ſeine Lyrik dem Volksgeſange an. Sonſt herrſcht in Arndt's Gedichten kein ſtetiger Grundton. Sie klingen, inſofern ſie nicht von augenblicklichen Anregungen getragen werden, faſt an alle Dichtweiſen an, die ſeit Klopſtock bis in die Mitte der Romantik hin ſich in unſerer Lyrik gebildet hatten. Die Kernausdrücke, die uns noch in den unkriegeriſchen Tagen der Gegenwart aus manchem Liede der jungen Poeten (z. B. Herwegh's) entgegenlauten, ſtammen hauptſächlich aus Arndt's und Körner's Arſenalen[2]). Auch die Tradition des Franzoſenhaſſes, welche hier und da noch lebt, knüpft in der Art ihres Ausdrucks vorzüglich an Arndt's energiſche Phraſen an, die beſonders gegen Napoleon, „die große Seele des Böſen," wie er ihn nennt, gerichtet waren. Die dramatiſchen Verſuche (z. B. „den Storch und ſeine Familie") übergehen wir. Seine proſaiſchen Schriften [Reiſeſchilderungen, biographiſche Erinnerungen, geſchichtliche Darſtellungen, z. B. ſeine „Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte" (1814), ſein „Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte" (1843)], ſeine „Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen" (1845) charakteriſiren ſich durch Friſche des Ausdrucks und drängende Bewegung und romantiſiren viel-

1) Später fortgeſetzt.

2) Schon im Jahre 1804 erſchienen Gedichte v. Arndt, die ſpäterhin in neuen Ausgaben vermehrt wurden.

ſach in der deutſchalterthümelnden Weiſe ſowie in der ganzen Art der Auffaſſung und des Vortrags. Dieſe Deutſchthümelei fixirte ſich bei Arndt vorzüglich in der Idee von Kaiſer und Reich, welche er noch in der verunglückten Nationalverſammlung mit zu verwirklichen trachtete. Die mittelalterliche Ständeromantik, das alte Lied „von Adel, Bürger und Bauer" ließ ſich dabei beſonders laut vernehmen[1]). Sie ruhen nicht überall auf hinlänglich gründlichem Boden, können auch vornehmlich wegen des zu oft geſuchten Tons nicht durchgehends auf klaſſiſche Ehre Anſpruch machen, bleiben aber ſtets werthvolle Geſchenke eines ehrenhaften Sinnes und vaterländiſcher Treue ihres Verfaſſers, an welchem ſich der Undank der Reaktion vor Andern ein trauriges Denkmal geſetzt hat. Gegen Arndt bewährte ſich, wie gegen ſo viele ſeiner Mitarbeiter an dem Werke von Deutſchlands Befreiung, das Wort, welches einſt Napoleon zu Göthe über das tragiſche Schickſal ſprach, meinend, daß in unſerer Zeit die Politik das eigentliche Schickſal ſey. Dieſe diplomatiſche Schickſalsmacht hat denn in Deutſchland nicht ſowohl nach außen als nach innen thatkräftig gewaltet und ſich wie am Ganzen ſo an Einzelnen, namentlich eben auch an Arndt, hinreichend verſucht, welchen Letztern ſie zwanzig Jahre hindurch büßen ließ[2]), was er nicht verbrochen. Wahrlich, dieſes deutſche Schickſal iſt blinder geweſen als das antike der griechiſchen Tragödie — der verhängnißvolle 24. Februar des Jahres 1848 hat ihm leider eine neue Bahn eröffnet. „Ihm (Arndt) war," ſagt Varnhagen (vermiſchte Schr. II.), „das herbe Loos beſchieden, Anfechtungen von ſolcher Seite her zu erfahren, wohin er ſeine Liebe gewendet hatte." Die Schrift Arndt's „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (1840) iſt in dieſer wie vielen anderen Beziehungen höchſt lehrreich. Jedenfalls muß uns der Mann, wie wenig wir auch ſeine zum Theil bereits überlebten Nationalanſichten überall zu den unſri-

1) Von ſeinen politiſchen Abhandlungen gehört hierher „Über künftige ſtändiſche Verfaſſung in Deutſchland" 1814. Ebenſo „Phantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutſche Verfaſſungen" 1815.

2) Arndt blieb von 1820—1840 in ſeinem Amte als Profeſſor der Geſchichte in Bonn ſuspendirt, vielleicht weil er einſt zu eifrig und unvorſichtig das Heil des Vaterlandes und ſeiner Fürſten geſucht hatte. Daß er von dem jetzigen Könige von Preußen ſeiner Wirkſamkeit an der Univerſität wiedergegeben wurde, iſt bekannt.

gen machen können, in dankbarem Andenken bleiben als Einer, der für Deutschland fühlte, lebte und litt. — Wegen persönlicher Beziehung und gleichgestimmter patriotischer Gesinnung mag hier des Freiherrn H. Fr. K. von Stein (1757—1831) erwähnt werden, der, wenn auch ohne besondere literarische Stellung, doch in bedeutsamster Weise die Idee deutscher Nationalfreiheit zu verwirklichen gesucht hat. Stein war ein Staatsmann in großem Style, wenngleich unter dem Principe der Romantik. Mit der Liebe zum Vaterlande verband er die lebendigsten Sympathien für dessen Alterthum und Geschichte [1]), um welche wieder die Phantasie eines idealisirten Ritterthums und christlich-frommer Glaubensseligkeit eine höhere Beleuchtung webten. Daß er so manches Vorurtheil der Vergangenheit selbst auf den Schwingen seiner patriotischen Freiheitslehre mit in die Gegenwart herübertrug, kann uns bei solcher Stimmung kaum befremden. Eben wegen seines romantisch-politischen Nationalismus war er berufen, in der Zeit der ideal-romantischen Erhebung des preußischen Volks die Seele der nationalen Bewegung wie ihrer verborgenen Triebfedern zu werden und sie auf Ziel und Bahn mit genialer Hand zu leiten. Er war übrigens kein Chatham noch Pitt. Mehr thatkräftig als diplomatisch, mehr der Unmittelbarkeit des Einzelnen zugänglich als von dem Gedanken des Allgemeinen getragen, hat er seine Größe darin, der rechte Staatsmann des Augenblicks gewesen zu seyn. Doch sah sein scharfblickendes Auge darum nicht minder klar, was der deutschen Zukunft noth that, nämlich den Staat und seine Macht auf die innere Volkseinheit und auf das Volksbewußtseyn zu gründen. Mochte er in der Überzeugung seines großen Wollens hin und wieder die Grenzen der Vorsicht überschreiten und mit zu drangvoller Eile nicht immer die Bedingungen hinlänglich würdigen, unter denen seine Plane angemessen reifen konnten, mochte er selbst seinem Eigenwillen oft mehr vertrauen als Klugheit und Achtung Anderer foderten — immerhin war Stein „der stolze, freie deutsche Mann [2])," auf den alle Freunde des

1) Stein stiftete „die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", der wir bereits so manche werthvolle Förderung unserer Nationalgeschichte verdanken.

2) Vgl. Arndt's Gedicht „Das Lied vom Stein" (1813). Varnhagen nennt Stein ganz bezeichnend „eine Art Blücher im Civilstande."

Vaterlandes mit Dank zurückzublicken haben. Wie er in den Tagen der Gefahr gewirkt, wie er, vor dem Zorne des franzöſiſchen Diktators flüchtig, in der Fremde Schutz ſuchen mußte, aber auch von hier die Rettung ſeines Landes eifrigſt vorbereitete, wie er mit gleichgeſinnten Männern, z. B. einem Fichte, Scharnhorſt und Arndt, in bundestreuer Einheit den Tag der Befreiung herbeiführen half, wie er, nachdem dieſer erſchienen und ſeine Hoffnung unerfüllt geblieben, ſich vor den Schritten einer klügelnden Diplomatie zurückzog, dies und Ähnliches mag hier nicht weiter berichtet werden. Es genügt für des Mannes vaterländiſchen Ruhm, hinzuweiſen auf ſein politiſches Teſtament, in welchem er die Grundzüge einer glorreichen und feſten nationalen Zukunft ſcharf und im Ganzen wahr hervorhebt, als allgemeine Bedingung „die allgemeine Nationalrepräſentation" bezeichnend. Wenn ſeinen Vorſchlägen bis jetzt trotz der eindringlichen Mahnungen der verhängnißvollen letzten Revolutionsjahre noch kein Gehör gegeben worden, ſo kann man ſich wohl veranlaßt finden, denen, die die Macht haben, aber ſie nicht zu dem verwenden, was Zeit und Volksſtimme fodern, die Worte Shakſpeare's im Richard II. (dieſer poetiſchen Lektion für die Könige von Gottes Gnaden) zu Gemüthe zu führen:

„Ein Tag zu ſpät, befürcht' ich, edler Herr,
Hat all Dein Glück auf Erden Dir verdunkelt."

Was Stein's Politik noch beſonders auszeichnete, war die ehrenhafte, männliche Offenheit, womit er verfuhr. „Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann," das war (nach Arndt) ſein Spruch, mit dem auch unſere reſtaurirte Diplomatie noch keineswegs übereinzuſtimmen Luſt bezeigt [1]).

Wollen wir bei denen noch einen Augenblick verweilen, welche

1) Vgl. Arndt's Erinnerungen aus dem äußern Leben. Arndt zeichnet hier ein lebendiges Porträt ſeines patriotiſchen Gönners und Freundes.

Wir verſagen uns nicht, Rückert's „Deutſchen Spruch auf den deutſchen Stein" hier anzuführen:

„Das iſt der deutſche Stein,
Von Trug und Falſch entblößt;
Wer an den Stein ſich ſtößt,
Der kann kein Deutſcher ſeyn.

in proſaiſchem Schriftthume die romantiſche Nationalpolitik vor Andern gepredigt haben; ſo ſteht Joſeph Görres (aus Koblenz — 1776) am nächſten, der, wie auffallend er auch in dem langen Laufe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Standpunkte und Überzeugungen geändert haben mag, doch immer der Grundanſchauung nach unter dem Principe der Romantik verblieben iſt. Er gehört zu denen aus der Schule, welche den Sprung von der äußerſten Höhe politiſcher und religiöſer Freigeiſterei bis in die äußerſte Tiefe ultramontaner und reactionärer Servilität nicht geſcheuet haben. Als Jüngling entzündet er ſeinen lebendigen Geiſt an dem Feuer der Revolution, wie es in Mainz durch die klubbiſtiſchen Vereine genährt wurde, eifert für die Republikaniſirung des jenſeitigen Rheinufers, ſchreibt (1798) das „rothe Blatt", worin er mit revolutionärem Enthuſiasmus die neuen Grundſätze fanatiſch predigt, den Untergang des deutſchen Reichs hohnlachend feiert und den Despotismus deutſcher Fürſten wie deutſcher Regierungen in ſchärfſten Worten ſtraft, wendet ſich hernach, durch unmittelbare Anſchauungen in Paris über die Direktorialregierung enttäuſcht, von Frankreich ab, um ſpäter an den politiſchen Geheimſtrebungen, wie ſie in Preußen durch den Tugendbund gepflegt wurden, Theil zu nehmen und dann, als die nationale Begeiſterung gegen die fremde Herrſchaft zu Tage trat, mit dem Schwerte des kühnſten Worts die vaterländiſche Ehre und Freiheit zu vertheidigen. In der darauf folgenden allgemeinen Enttäuſchung der Patrioten ließ er ſeinen Unmuth in Schriften (wie z. B. „Deutſchland und die Revolution" 1819) eine Richtung nehmen, die ſeine Einkehr bei der Kirche und ihren hierarchiſchen Intereſſen ſignaliſirte und zuerſt die Bahn bezeichnete, auf wel-

Das iſt der deutſche Stein,
Mit Treu und Muth betraut;
Wer auf den Stein nicht baut,
Das muß kein Deutſcher ſeyn.
Das iſt der deutſche Stein,
In Noth und Tod erprobt;
Und wer den Stein nicht lobt,
Das muß ein Welſcher ſeyn."

Dorow's Berichte über Stein ſind mit Vorſicht zu leſen. Vgl. deſſen Denkwürdigkeiten u. ſ. w.

cher er nachher bis zu dem extremſten kirchlichen Rigorismus fortſchritt. Welch eine Kluft zwiſchen dem jungen Revolutionär des „rothen Blatts“ und dem alten orthodoxen Abſolutiſten des „Athanaſius“ (1838)! Wie dem aber auch ſey, Görres bleibt, wie geſagt, ſtets ein Ritter der patriotiſchen Romantik, und was er als ſolcher geleiſtet, kommt hier vornehmlich in Betracht. Die Schelling'ſche Naturphiloſophie, in der er ſich nach ſeiner erſten politiſchen Enttäuſchung berauſchte, führte ihn zunächſt der neuen literariſchen Richtung zu, auf deren Bahn er dann vornehmlich das Mittelalter ſich zum Ziele nahm, deſſen Stimmen und Geſtalten ihn fortan bezauberten. In Heidelberg mit ähnlich geſinnten Genoſſen (z. B. mit Achim von Arnim und Cl. Brentano) zuſammentreffend, betheiligte er ſich an der nationalen Literaturgeſchichte durch „die deutſchen Volksbücher“ (1807), eine verdienſtliche Arbeit, der ſich ſpäter „die Volks- und Meiſterlieder“ (1817) rühmlich anſchloſſen. Dort finden wir ihn ſchon auf der Höhe der romantiſchen Stimmung. „Andacht, Liebe, Heldenſinn,“ ſagt er in der Einleitung, „gingen (im Mittelalter) in einen großen Strom zuſammen — — und es erblühete der neue Garten der Poeſie, das Eden der Romantik.“ „Die Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt“ (1810) greift nach Tendenz und Geiſt in die romantiſch-mittelalterlichen Allegorien- und Symbolſympathien hinüber und deutet auf Creuzer's Genoſſenſchaft hin. Seinen Patriotismus bewies Görres aber vornehmlich in dem „Rheiniſchen Merkur“, den er ſeit 1814 herausgab. Mit aller Glut der politiſchen Beredtſamkeit, in der jedes Wort wie eine verzehrende Flamme brennt[1]), ergoß er ſich hier gegen den Feind wie über die Zuſtände des Vaterlandes und wurde in der großen europäiſchen Alliance „eine fünfte Macht,“ der man freilich nur ſo lange zu wirken vergönnte, als man ihrer bedurfte. Als nämlich Görres vom äußerlichen Feinde ab ſich gegen die innerlichen wendete und hier mit gleicher Energie die denunciatoriſchen Umtriebe eines Schmalz (der 1815 über die „politiſchen Vereine“ mit gehäſſigen Inſinuationen ſchrieb) wie ſonſtige unerfreuliche Ergebniſſe berührte,

1) „Es hat,“ ſchreibt Gentz über den rheiniſchen Merkur (an Rahel), „nicht leicht Jemand erhabener, furchtbarer und teufliſcher geſchrieben, als dieſer Görres.“ Er reihet ihn in dieſer Hinſicht an Jeſaias, Dante und Shakſpeare an.

trat ihm die Polizeigewalt hemmend entgegen, und er empfand die ersten Streiche der Reaktion, die später so manchen patriotischen Ehrenmann aus den Befreiungsjahren verletzen sollte. Mit einer Kühnheit, die wir bewundern mögen, mit Rednerworten, die sich den gepriesensten in der Geschichte vergleichen dürfen, mahnte der Mann an das Unrecht und die Gefahren jener Reaktion, als er, erkoren zum Haupte und Sprecher der Deputation für die Übergabe der Adresse der Stadt Koblenz und der Landschaft, am 12. Januar des Jahrs 1818 vor den König und seinen Kanzler (Hardenberg) trat, um die Wünsche einer schönen deutschen Provinz ihrer Einsicht und ihrem Herzen darzulegen. Es war eine große politische That, um die wir ihn auch jetzt noch wohl beneiden möchten, da ihre Wiederholung selbst im Jahre 1851 schwerlich rathsam und gefahrlos wäre. Aber als Musterthat eines edlen patriotischen Freiheitssinnes mag sie unsere Geschichte aufstellen und treu bewahren [1]). Wie man nun auch über Görres' jüngstes Treiben denken mag, wo er in Schriften, wie „der Athanasius" (1838), „die christliche Mystik" (1836 ff.) oder endlich „Kirche und Staat" (1842) die Grundsätze des reaktionären kirchlichen wie politischen Fanatismus predigt, wie wenig man sich überhaupt mit seinem dämonischen Behaben und Gebärden einigen kann, immerhin muß man in ihm eine hohe Begabung und deren heilsames Wirken für das Vaterland im Augenblicke der Noth anerkennen. Hätte Görres sich in dem naturalistischen Drange seiner Rede mäßigen und mit der politischen Begeisterung eine höhere ästhetische Freiheit verbinden können, wir möchten vielleicht in ihm einen nationalen Sprecher verehren, der den ersten Mustern alter und neuer Zeit sich anreihen dürfte. Wir schließen unsere wenigen Bemerkungen über ihn mit den Worten, die er am 18. August 1814, als der Wiener Kongreß in Blüte stand, in seinem Merkur entsandte. „Starke Völker allein," sagt er, „können starke Fürsten machen, und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen Theil genommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang und er sinkt und steigt mit ihnen; wo

[1]) Vgl. die Schrift von Görres „Übergabe der Adresse der Stadt Koblenz" u. s. w. 1818.

die Gesammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstlich, immer sich verjüngend Leben."

Der patriotischen Tendenz und Form nach tritt Jahn neben Görres hin, ohne ihn an Geist, Wissenschaft und selbst an Charakter zu erreichen. In seinem ganzen Thun und Streben möchten wir ihn mit Gutzkow (Beiträge u. s. w.) „einen alten und ewigen Gymnasiasten" nennen. Hätte ihn nicht die Flut der Zeit gehoben, er würde schwerlich in unserer Literatur erscheinen. Den still-lauten Nationalbewegungen in Preußen (er selbst war aus Pommern) seit dem Tilsiter Frieden sich anschließend, nahm er Theil am Tugendbunde, schrieb patriotische Bücher („deutsches Volksthum" 1810), begründete die Turnkunst, machte den Feldzug mit gegen Frankreich (1814), wurde in der Zeit, als man ihn und Seinesgleichen noch brauchen konnte, von Ministern, Generalen und Geheimenräthen ausgezeichnet und fiel, nachdem er ausgedient, der Demagogie verdächtig, in die Hände der reaktiven Justiz, büßte theils mit Gefängniß theils mit Lokalbeschränkung, bis ihn endlich Friedr. Wilhelm IV. 1841 wieder in sein altes Recht zurückversetzte. Als Schriftsteller ohne Gründlichkeit und rechte Bildung, treibt er auf dem Strome gewöhnlicher Tagesliteratur umher, mehr durch deutschthümelnde Manier als echtes Deutschthum ausgezeichnet. „Der deutsche Bardenhain", den er in seinem Volksbuche in Aussicht stellt, zu dem „wie zu Erwin's Bau das Volk hinwandle zu Lehr und Lust," hat nicht aufblühen wollen aus dem Samen, welchen Jahn nicht ohne exklusive Anmaßlichkeit mit großem Lärm umherzuwerfen bemühet war. In den „Denkniſſen eines Deutschen", 1836, stellt er sich selbst dar, wie er stets gewesen, als einen Teutonen, der die moderne Burschenwelt auf die Urwälder überträgt [1]). Daß übrigens auch ihm die Zeit des nationalen Aufschwungs ihren Dank

1) Fr. Rückert setzt Jahn in dem Gedichte „Die vier Namen" neben Arndt, Görres und Schenkendorf, die er insgesammt hoch genug hält,

„Daß man darauf mit Becherklang
Anstoßen kann beim Feste."

Jahn nennt er „den nordischen Runenmeister," und wir meinen, man könne ihm darin beistimmen.

ſchulde, erkennen wir gern an, ohne darum ſeine literariſche Bedeutung höher ſtellen zu können. Sein „deutſches Volksthum" hat das Verdienſt, den nationalen Sinn mitgeweckt und mitbelebt zu haben.

Wenn auch in verſchiedener Färbung und mit ganz verſchiedenem Gepräge als die eben Genannten, ſo doch auf demſelben Gebiete romantiſcher Nationalitätsbeſtrebungen erſcheint Friedr. v. Gentz (1764—1832). Was jenen Ernſt war, brauchte er als Mittel des Genuſſes. Er nahm die romantiſche Maske vor, um mit ihr aus ſeinem Vaterlande Preußen und aus dem Lager des Berliner rationaliſtiſchen Epikuräismus leichter in das Reich der öſterreichiſchen Weltfreuden einziehen zu können. Friedr. Schlegel zeigte ihm hierhin den Weg — ſeine Doktrin und das Programm derſelben, die Lucinde, ſuchte Gentz zu praktiſcher Wahrheit zu machen, dabei wie jener die Politik des öſterreichiſchen Kabinets in ſeine egoiſtiſchen Plane verflechtend. Gentz gehört zu den Räthſeln, deren Löſung beim erſten Anblick Jedem leicht erſcheint, aber nach Maßgabe des Verſuchs an Schwierigkeit gewinnt. Es iſt nicht der einfache Widerſpruch des Liberalismus der Jugend und des Abſolutismus des ſpätern Alters, der uns an ihm ſo beſonders wundern könnte, nicht der Abſtand zwiſchen damals, wo der Mann von „dem Silbertone der Freiheit" ſprach, „dem jedes Ohr horcht, der jedes Herz rege macht," von der Freiheit, „deren Stimme die Stimme der Natur iſt," und zwiſchen der Zeit, wo er von Wien aus den Lobredner des Cenſurdespotismus macht, es iſt nicht dieſer Abſtand, meinen wir, was uns vornehmlich auffallen möchte — in dieſem Punkte hat er ja im Vaterlande der Genoſſen eine große Zahl. Was den Mann ſo räthſelhaft erſcheinen läßt, iſt die eigenthümliche Verwickelung ſeines Talents und ſeiner Neigungen, ſeiner Anlagen und ſeines Temperaments, des Willens und der Anſicht[1]). Das Leben genießen um jeden Preis mit Anſtand und Bildung, war ſeine Aufgabe.

1) Außer Andern hat Varnhagen in ſeinen „Vermiſchten Schriften" II. und in der „Galerie von Bildniſſen" u. ſ. w. eine lebendige Skizze von Gentz gegeben, die in der letzten Schrift durch die beigefügten Briefe an Rahel an individueller Anſchaulichkeit gewinnt. Daneben iſt zu vergl. die Charakteriſtik in den Haller Jahrbüchern (1839) und eine ähnliche in den lit. Unt.-Blätt. (1840). Sonſt noch Guſtav Schleſier „Friedr. von Gentz Schriften". Ein Denkmal. Mannheim, 1838 ff. 5 Theile. Dazu ein Bd. franzöſ. Schriften.

Dahin trieb ihn die Macht ſeines ſinnlichen Temperaments wie ſein Talent. Beide haben nicht leicht in einem Menſchen einen engern und innigeren Bund gehabt, um zu demſelben Punkte zu gelangen. Wie es bei ſolcher Stimmung der Fall zu ſeyn pflegt, waltete auch in Gentz neben ausgezeichneter Geiſteslebendigkeit mehr der Leichtſinn als böſer Wille, und das Gemüth ſprach vielfach mitten aus der Zweideutigkeit ſeiner Geſinnung hervor. Um bös zu ſeyn, fehlte ihm die Energie. Inſofern mag er auch Recht haben, wenn er an Rahel ſich für „eine in verderbter Hülle unſchuldig gebliebene Seele" ausgiebt. Wie wenig genau er es übrigens mit der Unſchuld nahm, geht aus vielen Zeugniſſen, eigenen und fremden, ſattſam hervor. Die ironiſche Genialität erlaubte ſich bei ihm ſo ziemlich Alles, was ſeinem genußſüchtigen Egoismus diente. „Die Weltverachtung" war das Element ſeiner Lebensauffaſſung, welche ihn am Ende zur völligſten Gleichgültigkeit gegen Geſetz, Sittlichkeit und geſellſchaftliche Intereſſen führte. „Glauben Sie mir," ſchreibt er an einer andern Stelle an Rahel, „ich bin hölliſch blaſirt," und wiederum: „ich erblicke nichts um mich her als, wie Werther ſagt, ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." Zuletzt geſteht er ſeiner Freundin, daß ihm vom Leben nur „ein großer Bankrott" übrig geblieben. Mit den Romantikern der eigentlichen Schule, beſonders einem Friedr. Schlegel und Adam Müller, von Natur verwandt und durch gemeinſame Lebensbezüge befreundet, ſcheint er auf ihrem Wege zu gehen, aber nicht zu gleichem Ziele. Er gehörte mit dem Grunde ſeines Weſens der Mannweiblichkeit an, welche die meiſten Genoſſen der neuen Lehre von Novalis bis Werner charakteriſirte. „Sie ſind ein unendlich producirendes, ich ein unendlich empfangendes Weſen," ſchreibt er an Rahel. Ja, er nennt ſich ſelbſt „das größte aller Weiber." Darum hat er denn auch in der That, gleich jenen romantiſchen Feuerwerkern, wie er ſelber von ſich ſagt, „nie etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht." Auch waren ſeine Schriften ihm ſelbſt (wie er an Varnhagen ſchreibt) ziemlich gleichgültig und im Gefühle der Unvollkommenheit derſelben wünſcht er ſogar, als Schriftſteller vergeſſen zu werden, obwohl es ihn hin und wieder überraſcht, wie er dies und jenes ſo gut geſchrieben. Was ihn indeß über die Romantik

hebt, iſt der objektive Geiſt, der ihn bei aller Subjektivität des ſinnlichen Gelüſts doch ſtets in die Weltverhältniſſe ſchauen läßt, wenngleich von ſolchen Standpunkten aus, die mit den Intentionen der Weltgeſchichte nicht immer zuſammentreffen. Es war eine Hingebung an die Zeitereigniſſe und ihre jedesmalige Gegenwart, auf deren Grunde er Welt und Menſchenleben auffaſſen mochte. „Ich bin und ich war zu allen Zeiten an die Gegenwart gebannt," ſchreibt er noch 1825— „das Vergangene kommt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte, und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptſächlich weil ſie an den Tod grenzt, womit ich mich, wie Sie (Rahel) wiſſen, nie gern beſchäftigte." Sehen wir hieraus einerſeits, wie er ſich vor den mittelalterlichen Sympathien und den myſtiſchen Gaukeleien ſeiner romantiſchen Genoſſen ſicherte, um mitten in katholiſcher Umgebung doch im Elemente freier proteſtantiſcher Aufklärung ſtehen zu bleiben, ſo begreifen wir andererſeits auch wohl, wie ein ſolcher Mann in dem Wechſel ſeiner politiſchen Geſinnung ohne abſichtlichen Verrath erſcheinen kann. Dem Dämon des Genuſſes fröhnend, von dem Strudel ſinnlicher Reizungen fortgetrieben, fand er in ſich nicht den Ankergrund, der ihn halten mochte, wo die Stürme ſeinen Lebensſtrom umdrängten. Geld war bei ihm der eigentliche Knoten, wie er ſelber eingeſteht, nicht des Habens, ſondern des Verſchwendens wegen. „Ich beſchäftige mich," ſchreibt er (an Rahel), „ſobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als mit der Einrichtung meiner Stuben und ſtudire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Möbels, Parfüms und zu jedem Raffinement des ſ. g. Luxus verſchaffen kann." Auch Henriette Harz, welche mit ihm in Briefwechſel ſtand und ihn nahe genug kannte, fällt über ſeine geſinnungsloſe und geldſüchtige Genußluſt, der er Alles opferte, ein hartes Urtheil. Bonaparte haßte er nicht bloß, weil er das Vaterland bedrückte, ſondern weil er ihm durch ſeine Kontinentalſperre die Geldquellen verſtopfte, die ihm aus England floſſen, das ihm wegen einer lichtvollen Darſtellung ſeiner Finanzverhältniſſe gewogen war, zugleich wegen ſeiner politiſchen Stellung in Öſterreichs Dienſte Aufmerkſamkeit erweiſen wollte. Schon 1813, wo er im beſten Mannesalter ſtand, klagt er, daß ihm „der innere Sinn, die Empfänglichkeit abgeſtumpft, daß er todt ſey, indeß Rahel lebe." Blicken wir

nun auf ſeine Lebensbahn zurück, ſo mag es bei ſolcher Charakterſtimmung des Mannes uns nicht ſonderlich Wunder nehmen, wenn wir ſehen, wie er durch die Macht der Kant'ſchen Philoſophie, die er an der Quelle in Königsberg kennen lernte, aus einer Art Verdumpfung, worin ſeine Jugend verſunken ſchien, plötzlich erwachte; wie er dann an den Strahlen der franzöſiſchen Revolution ſich entflammte, um nicht lange darauf an Burke's Hand, deſſen Werk über die Revolution er überſetzte, in entſchiedenem Widerſpruche gegen ſie aufzutreten; wie er von dem Liberalismus des Sendſchreibens, daß er 1797 an Friedr. Wilhelm III. bei deſſen Thronbeſteigung richtete, Preßfreiheit fodernd, bald abfiel zu den Grundſätzen des öſterreichiſchen Abſolutismus und der Cenſur; wie er von der neuen franzöſiſchen Revolution aufgeſchreckt wurde, um ſich jedoch zuletzt mit ihrem Gange zu verſöhnen; wie er endlich bei dem Allen von Genuß zu Genuß drängte, in Tafel- und Liebesfreuden ſchwelgte, darüber in Schulden und ewige Verlegenheiten gerieth, ohne ſich die Luſt an der Gegenwart weſentlich verkümmern zu laſſen. Noch an der Grenze des Lebens, als ihm ſelber die Weihe der Liebe für immer geſchwunden ſchien, ergriff ihn eine poetiſche Leidenſchaft zu einem neunzehnjährigen Mädchen, der berühmten Tänzerin Fanny Elsler, und, wie ihn bedünkte, durfte er ſich der Gunſt der Gegenliebe freuen. In dieſem Verhältniſſe, welches wie ein goldnes Abendroth ſeine letzten Tage umgab, fand er das einzige Glück, „was er aus dem großen Schiffbruche gerettet," und, wie ſich, pries er auch ſeinen hohen politiſchen Freund, den Fürſten Metternich, glücklich, daß ihm vergönnt worden, noch ſpät in einer dritten Gemahlin einen neuen Lebensengel gefunden zu haben. Dieſer Mann nun war berufen, in den bewegteſten Zeiten eine bedeutende Stimme in der Politik Europa's zu führen und mit der Gewandtheit ſeines zufühlenden Geiſtes überallhin zu wirken. An ihn knüpft ſich namentlich ſeit 1813 vielfach der Gang der politiſchen Dinge. Die Geſchichte der Kongreſſe hätte er am beſten ſchreiben können, da er ihr eigenſter Geheimſchreiber geweſen. Metternich's Gedanken wurden durch Gentz zu Worten, in denen Keiner ein größerer Meiſter. Wohl durfte er von ſich ſagen: „Kein Menſch auf Erden weiß von der Zeitgeſchichte, was ich davon weiß." England, ſahen wir, kannte und bezahlte ſein Ta-

lent, das auch andern Mächten diente, wenn sie es zu lohnen wußten, wie z. B. dem schlauen Louis Philipp. Gentz ist in Absicht auf politisches Schriftthum für Deutschland, was für England Burke, nur unter verschiedenen Zuständen und Verhältnissen. In schriftstellerischer Haltung steht er dem Briten an Lebendigkeit nicht nach, während er ihn an klassischer Mäßigung oft übertrifft. An Gesinnung möchte er die Vergleichung nicht aushalten. Burke, bei aller Einseitigkeit, stand höher im Wahren und tiefer im Herzen seiner Nation. Sollen wir Gentz hier rangiren, so bleibt uns nur sein literarisches Verdienst zu betrachten. Dieses aber giebt ihm in Absicht auf darstellende Kunst den Rang unter den Ersten unserer nationalen Prosaiker. Mit größerer stylistischer Meisterschaft ist in seiner Art Niemand bei uns aufgetreten. Es steht ihm die Klarheit der Entwickelung wie die Kraft der Begeisterung gleich sehr zu Gebote. Das Manifest, welches Österreich 1813 erließ, war sein Werk. Es ist ein Denkmal politischer Nationalberedtsamkeit, wie Demosthenes weder feuriger noch klassischer eins geschrieben. Niemand hat gründlicher als er den faulen Zustand des Preußischen Staats zur Zeit der Schlacht von Jena erfaßt, Niemand ihn klarer und wahrer geschildert, als er in seinem Reisejournale vom Oktober 1806 gethan, worin vornehmlich ein treues Spiegelbild von dem unseligen diplomatischen und perfiden Treiben des Preußischen Ministers von Haugwitz aufgestellt wird, an dem die gegenwärtige Diplomatie dieses Staats sich wohl ein warnendes Beispiel nehmen könnte. Über die Finanzen England's hat er mit so großer Sachkenntniß und so viel Urtheil geschrieben, daß ihn selbst ein Pitt bewunderte und seinen Interessen zu gewinnen suchte. In den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte" (1806) giebt Gentz Ausführungen und patriotisch-begeisterte Mahnungen, die an Fichte's berühmte Nationalreden erinnern, und seine Briefe an Joh. v. Müller sind echte Perlen des Geistes, der Einsicht und des Styls, die in ihrer Art nicht leicht ein Gegenstück finden mögen. An sein eben angeführtes Manifest reihet sich in Ton und Tendenz sein Aufruf „an die deutschen Fürsten und an die Deutschen" (1814). Gentz war Patriot nicht gerade für Geld, aber nur bei Geld. Preußen konnte ihn nicht bewahren, weil es ihn nicht bezahlen mochte, Österreich gewann ihn, weil es ihn

zu bezahlen wußte. Wie wenig man nun auch mit Gentz in Abſicht auf ſeinen eigentlichen Patriotismus zufrieden ſeyn mag, da ihm der Grundſtein echter Geſinnung fehlte, wie wenig es einem Talente wie dem ſeinigen zu verzeihen iſt, daß es ſich von dem Dienſte des Goldes nicht mehr befreiete, um im Dienſte des fortſtrebenden Vaterlandes mit größerer Unabhängigkeit wirken zu können, wie ernſt man es rügen darf, daß ein ſolcher Mann das Leben bis zum Mißbrauch brauchte und ſich in ihm verbrauchte — jedenfalls verdient er nicht von denen in gemeiner Weiſe geſchmähet zu werden, welche wie Görres den ultramontanen Jeſuitismus (der uns jetzt in Politik und Religion gleich groß Verderben bringt) an die Stelle des Patriotismus treten ließen. Gentz war kein Mann der Tugend noch der politiſchen Wahrheit; er hatte weder Glauben an die Menſchheit noch an eine Geſchichte derſelben, keinen Sinn für das Volk, keine Theilnahme für den Geiſt einer beſſeren Zukunft; aber ebenſowenig war er ein äſthetiſcher Taſchenſpieler oder ein fanatiſcher Bußprediger, nachdem ihn die Sünde verlaſſen. Seine Religion blieb bis an's Ende der geiſtreiche Materialismus, der nur dem Augenblicke leben will.

Kehren wir zu den eigentlich poetiſch-romantiſchen Vertretern des deutſchen Patriotismus und des nationalen Standpunkts zurück, ſo eröffnet ſich uns eine lange Reihe, welche vom hohen Norden des Vaterlands bis tief in den Süden hinabreicht und ſich weit über die Befreiungsjahre hinaus bis an die Grenzen der Romantik ſelber erſtreckt, deren urſprünglich-eigenthümlicher Ton bald reiner, bald weniger rein, bald unmittelbar bald nur mittelbar (wie z. B. bei den Schwabendichtern) aus ihrer Mitte hervordringt. Wir beginnen mit einem Dichter, in deſſen patriotiſchen Geſängen ſich das nationale Heimathsgefühl in die Klänge der Freiheit und des Kampfs mit freundlichen Melodien miſcht. Max. von Schenkendorf (1784—1819) iſt in dieſer Hinſicht ein echt deutſcher Dichter. Natur und Liebe zum Vaterlande, edelſchwärmeriſche Religioſität und minnigliche Innigkeit flechten ſich bei ihm zu freundlichen Liederkränzen zuſammen. Einige ſeiner Lieder, wie z. B. das Lied vom Rhein („Es klingt ein heller Klang", namentlich in der erſten Hälfte), ebenſo auf dem Schloß zu Heidelberg („Es zieht ein tiefes Klagen"), oder die Freiheit („Frei-

heit, die ich meine"), der Landsturm („Die Feuer sind entglommen") und das Lied die deutschen Städte („Es ward ein Band gewoben"), dürfen sich dem Besten, was unsere nationale Lyrik hat, an die Seite stellen [1]). — Von Stägemann's patriotische Gedichte haben mehr Feuer bei geringerem poetischen Gehalte (Kriegsgesänge, 1814). Es fehlt gar oft die Kunst und mit ihr das Maß und die rechte Form. Aber sie enthalten Flammenzüge des kühnsten und erwecklichsten Zorns über des Vaterlandes Schmach und Bedrückung. Mit ihnen nahm Stägemann Theil an der Wiedergeburt und den Siegen unseres Volks. Seine „historischen Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (1828) sind ein poetisches Geschichtsbuch der Befreiungszeit. Manches Lied darin verräth echt poetische Weihe. Doch ist des Dichters fanatischer Eifer gegen Polen's Freiheitskrieg ein finstrer Schatten, der selbst auf die reineren Lichter dichterischer Begeisterung dunkelnd zurückfällt [2]). — Liebenswürdiger, reicher und bedeutsamer erweiset sich Jos. v. Eichendorff, der, obgleich dem patriotischen Zuge nicht fremd, doch mit seinen Liedern weiter in die Kreise des Menschlichen hinüberreicht. Eichendorff's Grundstimmung ist die rein musikalische Lyrik. In dieser Stimmung wird ihm Alles Melodie, verwebt sich ihm Alles mit dem sinnigtiefen, gleichsam naturandächtigen Gemüthsleben. In seinem Romane „Ahnung und Gegenwart" (1815) spricht er ernste Worte über Geist und Richtung der Zeit, sowie er in dem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern" (1824) den Ton der romantischen Schule gegen den Quietismus der Gemeinheit mit Tieck'scher Humoristik anzustimmen sucht. Auch in der historischen Tragödie finden wir Eichendorff auf romantischem Wege, wie z. B. in „Ezzelin von Romano" und in dem „letzten Helden von Marienburg". Die Lyrik spielt auch hier, freilich mehr als es die Sache verträgt, ihre Musik ab. Seine Novellen, unter denen die beiden „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „das Marmorbild" sich besonders auszeichnen, sind

1) Gedichte. Berlin, 1837. Seine „Vaterlandslieder" erschienen zuerst 1815.

2) Stägemann's schönste Sonette sind in den „Erinnerungen" von Elisabeth Stägemann (seiner Frau) abgedruckt. Diese Erinnerungen bieten an und für sich eine literarische Gabe, welche durch Zartheit der Empfindung wie durch Bildung ausgezeichnet ist.

gleichſam proſaiſche Geſangſtücke, von romantiſchem Blumenduft umzogen. Die ſprachliche Darſtellung bewegt ſich (zumal in der erſtgenannten Dichtung) in klaſſiſchem Tone. Mundt nennt Eichendorff ſo wahr als bezeichnend „eine Singvogelnatur," denn in der That, er ſingt in Naturluſt wie Droſſel und Nachtigall. Die ſchöne fromme Innigkeit, die, hin und wieder von den Streiflichtern einer heitern Ironie erhellt, aus den meiſten ſeiner Lieder ſpricht, giebt dieſen bei einfach ſprachlicher Anſchaulichkeit einen höchſt bedeutſamen poetiſchen Werth. Sollte etwas zu tadeln ſeyn, ſo wäre es wohl die Eintönigkeit, die bei dem Mangel an vielſeitiger Belebung auf ſeinen Naturbildern ruhet, ſowie die zu große Weichheit, welche faſt durchgängig aus ſeinen Saiten klingt. Lieder wie das Morgengebet („O, wunderbares, tiefes Schweigen") oder auf der Feldwacht („Mein Gewehr im Arme ſteh' ich"), die Elegie auf den Tod ſeines Kindes, das Lied das zerbrochene Ringlein („In einem kühlen Grunde"), „der wandernde Muſikant", ebenſo „die Stimmen der Nacht" und noch manches Andere ſind ſchöne Zeugniſſe eines ſchönen Talents. Eichendorff hat den Klang der Romantik bis in die Gegenwart herübergeführt. In ihm ſchimmert ſo recht das Abendroth, welches den Untergang des romantiſchen Tages freundlich umgoldet [1]). — Wir würden auch Fried. Rückert's wegen ſeiner „Geharniſchten Sonette" und ſeiner „deutſchen Gedichte" (1814) unter dieſer Kategorie des Patriotismus näher erwähnen, träte er nicht mit ſeiner geſammten Poeſie über den engeren Kreis vaterländiſcher Dichtung weit hinaus. Daſſelbe gilt von Ernſt Schulze, unter deſſen „Gedichten" (1813) die patriotiſchen allerdings bedeutend mitklingen. Beider Dichter ſoll ſpäter gedacht werden.

Weſentlich in dieſer Reihe patriotiſch-romantiſcher Lyriker ſtehen der Urſtimmung nach die meiſten ſchwäbiſchen Dichter. Wenn ſie auch nicht alle ſo laut von Krieg und Schwertern ſingen als Körner und Arndt; ſo iſt doch der Grundton ihrer Dichtungen das Vaterland,

1) Werke, 4 Thle. Berlin, 1843. Eichendorff hat auch „Geiſtliche Schauſpiele" von Calderon aus dem Spaniſchen überſetzt (1846), wobei er die Kunſt der Sprachmelodie auf's Trefflichſte bewährt. Was er jüngſt über die romantiſche Schule und zu ihrer Vertheidigung geſchrieben, erinnert mitunter mehr als erfreulich an ultramontane Sympathien (Eichendorff iſt Katholik).

wie es ſich in Natur und Menſchenwelt, in Geſchichte und Sage darbietet. Wie ſehr daher auch Einige, wie z. B. Juſt. Kerner, den Kreis ihrer Dichtung über die eigentlich politiſch-vaterländiſche Grenze hinausführen mögen, immer haftet ihr Sinn eigenthümlich an deutſcher Heimath, ihren Landſchaften und ihren Sitten. Man hat wohl bei dieſen Dichtern von einer Schule geredet; allein eine ſolche bilden ſie nur im weiteſten Verſtande, inſofern ſie nämlich mit einander auf gleichem Heimathsboden und in gleicher Geſinnung ſtehen, in ähnlichen Weiſen ſingen und ähnliche Stoffe behandeln. Proteſtiren ſie doch ſelbſt gegen die eigentliche Schule [1]), wiewohl ſie deren Benennung im Allgemeinen wiederum nicht abweiſen. Das, wodurch ſich dieſe Dichter am engſten zuſammenſchließen, iſt die Natur, wie ſie das bunte, berg- und thaldurchzogene Schwabenland ziert mit Reben und Feldern, mit Flüſſen und Wieſen, mit Burgen und Wäldern und ſtillen Dörfern [2]). Nicht leicht blickt irgendwo ſonſt die Vergangenheit ſo melancholiſch in die geſchäftige Umgebung der Gegenwart als hier, wo ſie ihre Ruinen überall als Zeugen der Vergänglichkeit von dem Gipfeln ſchauen läßt. Daher auch die elegiſche Stimmung faſt durch den ganzen Kreis hindurchklingt. — Über Bedeutung und literariſche Stellung dieſer Schwabenpoeſie wird verſchieden geurtheilt, hier mit überſchätzender Vorliebe, dort, namentlich ſeit Göthe ſein hartes Urtheil über ſie geſprochen, in wegwerfendem Tone [3]). Müſſen wir nun auch dem Spruche des Meiſters darin Recht geben, daß bei dieſen Dichtern oft etwas für „eine poetiſche Intention gilt, was in der That nur

1) So ſagt Juſtinus Kerner in dem Gedichte „Die ſchwäbiſchen Sänger" an Göthe:

„Bei uns giebt's keine Schule,
Mit eignem Schnabel Jeder ſingt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt."

2) „Wo der Winzer, wo der Schnitter ſingt ein Lied durch Berg und Flur,
Da iſt ſchwäb'ſcher Dichter Schule, und ihr Meiſter heißt Natur."
Kerner „Die ſchwäbiſche Dichterſchule".

3) Göthe äußerte bei Gelegenheit der ihm zugeſchickten Gedichte von Guſtav Pfizer, daß aus der Region, worin Uhland walte, nichts Anregendes, Tüchtiges und das Menſchengeſchick Bezwingendes hervorgehen könne. Briefwechſel Göthe's mit Zelter Nr. 820. Bd. 6. Vgl. auch Geſpräche mit Eckermann, Bd. I. S. 64 und Bd. II. S. 358. Dazu Pfizer's Gedicht „Die Zuverſicht".

ein Hervorgucken des Ellenbogens aus dem zerriſſenen Mantel iſt;" ſo können wir doch die ſcharfen Worte nicht theilen, wenn der ſonſt ſo anerkennende, humane Mann dieſer Genoſſenſchaft überhaupt nachſagt, „daß ſie einen gewiſſen ſittig-religiös-poetiſchen Bettlermantel geſchickt umzuſchlagen wiſſe." Wir finden in ihrem Kreiſe, wennauch keine neuen lyriſchen Standpunkte, doch oft eine glückliche Variation der in Göthe's und Schiller's Gedichten überlieferten Motive und Weiſen. Dabei ſpricht im Ganzen ein geſinnungstüchtiger Ernſt durch die poetiſchen Stimmen hindurch. Man hört die Laute überzeugungsfeſter Menſchen, wie ſie ſich der Naturſprache vermählen und zugleich die Volks- und Landesanſchauungen entgegenbringen. Wenn hierbei die Proſa nicht ſelten das Kleid des Verſes umhängt, alltägliche Reflexion die Miene der Phantaſie anzieht und „deprimirende Unpotenzen" zu der Höhe des Parnaſſes aufſtreben wollen, wenn der Mangel an innerem Lebenspulſe überhaupt den poetiſchen Geſtaltungen die wachsfigurne Farbe und Haltung ſtatt der geſunden natürlichen Friſche mehrfach aufdringen mag; ſo darf dergleichen uns nicht hindern, die echten Züge dichteriſcher Kunſt, wie ſie bei dieſem und jenem unverkennbar hervortreten, freundlich zu begrüßen. Wir können uns oft recht wohl befinden in „dieſer kleinen, beſcheidenen, vom Tagsgewühl umrauſchten Schule," bei „dieſen Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt ſind, wenn ſie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und ſich beſungen haben[1])."

Will man auf den entfernteſten Punkt dieſer ſchwäbiſchen Dichtergruppe zurückgehen; ſo wird man ihre erſten Ausgangslinien in dem unglücklichen Hölderlin (1770—1843) zu bemerken haben. Dieſer trefflich begabte Dichter, den wir ſchon im zweiten Theile dieſes Werks gelegentlich erwähnen mußten, und in deſſen Gedichten Schiller „viel von ſeiner Geſtalt" erkannte, in dem er neben philoſophiſchem Geiſte und Tiefſinne ſeine eigene „heftige Subjektivität" entdeckte, den Göthe achtete und „liebenswürdig" fand, ſteht ſo recht, wie in dem Wendepunkte der beiden Jahrhunderte, ſo in der Mitte zwiſchen den beiden Hauptformen der Poeſie, der anti-

1) Gutzkow, Beiträge u. ſ. w. I. S. 60.

ken und romantiſchen. Mit Vorliebe dem Griechenthume zugewandt, deſſen Geiſt er durch vielſeitige ernſte Studien zu erfaſſen bemühet war, ſuchte er noch in dem unſeligen Wahnſinne, der ſich ſeiner am Eingange in die Reife des Mannesalters bemächtigte, an den ſchönſten Dichtungen der griechiſchen Muſe, an des Sophokles Ödipus und Antigone, das erlöſchende Licht ſeines Bewußtſeyns zu erhalten [1]). „Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt" (ſchreibt er in dem Romane „Hyperion") [2]), „wer nicht in dieſem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er ſich regt, iſt von Natur auch nicht ſo einig in ſich und erfährt die ewige Schönheit wenigſtens ſo leicht nicht als ein Grieche." Nach dieſer Einigkeit rang er ſelbſt, aber ſeine Natur trieb zu heftig und das Schickſal faßte ihn bei dieſer Heftigkeit, um ihn durch den Dämon der Leidenſchaft zu verderben. Hölderlin liebte (in Frankfurt) mit verbotener Liebe die Mutter ſeines Zöglings, und dieſe Liebe war vornehmlich der Quell, aus welchem ſein Irrſinn entſprang, der ihn an vierzig Jahre hindurch gefangen hielt (von 1803 bis 1843, wo er in Tübingen im Hauſe eines Tiſchlermeiſters ſtarb, bei dem er ſeit 1806 gewohnt). Sein eben erwähnter Hyperion, den er 1793 zuerſt verfaßte, 1797 aber umarbeitete, iſt voll Enthuſiasmus für Griechenland; in der Wiederherſtellung ſeines Geiſtes findet er allein Heil für die Gegenwart, die er nicht verſtand, und für unſer deutſches Volk, über das er das bitterſte, wegwerfendſte Urtheil ſpricht (z. B. am Ende des Hyperion). Bei viel philoſophiſchem Räſonnement und idealer Überſchwenglichkeit brauſt durch das Ganze, dem ohnedies das Intereſſe der Handlung fehlt, ein zu ungeſtümer Geiſt in Anſichten und Darſtellung, als daß eine höhere künſtleriſche Geſtaltung möglich geworden wäre. Es iſt ein panegyriſcher Hymnus, eine emphatiſche Apotheoſe der Athenienſer und ſeiner eigenen Geliebten, die er als Diotima darin verherrlicht. Der Dichter will zeigen, wie bei den Athenienſern Idee und Leben in einander über- und aufgegangen. Auffaſſung und Darſtel-

1) Ausgabe ſeiner „Sämmtlichen Werke" von Th. Chriſt. Schwab. 1846. 2 Bände. Hier findet man auch die Gedichte, welche er noch in ſeiner Geiſteskrankheit gemacht.

2) Dieſer in Briefen geſchriebene Roman erſchien zuerſt 1797.

lung erinnern an Schiller, aus dessen „Briefen über die ästhetische Erziehung" Ansichten hereindringen. Geist und stylistische Kunst sind nicht zu verkennen. — Als ein bedeutsames Zeugniß von Hölderlin's poetischem Berufe darf das dramatische Fragment „der Tod des Empedokles" gelten. Wir erblicken hier in dem alten Philosophen gleichsam einen antiken Faust. Tiefe der Gedanken eint sich mit den innigsten Regungen des Gefühls und die edelste Sprache leihet beiden den würdigsten Ausdruck, wobei allerdings das Pathos sich mitunter über die Grenzen des Gehalts ausbreitet. — Hölderlin's Gedichte tragen das Siegel eines tiefinnerlichen Gemüths, das im Diesseits stets das Jenseits, im Hier das Dort ersehnt. Der Klageton der Seele, welche das Unendliche sucht und nicht findet, durchzieht die meisten, unter denen mehrere sich durch klassische Form auszeichnen, während andre, namentlich einige Oden, wegen Unklarheit und Mangels an lebendiger Frische minder ansprechen. Überhaupt aber zeigen sich Hölderlin's Gedichte darin denen der folgenden Sänger seines Vaterlandes (Hölderlin war aus Lauffen im Würtemberg'schen gebürtig) nahe verwandt, daß sie neben der Liebe vornehmlich die Natur besingen. Wie innig warm spricht dieses Naturgefühl in der schönen Ode „an den Neckar" oder in der Erinnerung „an Heidelberg"? Wie anschaulich wahr erscheint „der Winter", wie tief empfunden „die Rückkehr in die Heimat"? Auch das Gedicht „Diotima" erhebt sich nach Gehalt und Form auf die Höhe lyrischer Vollendung.

Gelegentlich mag hier an Sinclair erinnert werden, mit dem Hölderlin in naher Freundschaft stand. Derselbe, von schottischer Abkunft, hat unter dem Namen Crisalin in unserer Literatur einen, wennauch nicht bedeutenden, Platz erlangt. Zu seiner Zeit machten ihn besonders seine dramatischen Darstellungen aus dem Cevennenkriege bekannt. Unter seinen Gedichten (1811) sind es vornehmlich die Balladen, welche durch den Ton, womit sie an das schottische Vaterland des Dichters erinnern, ein gewisses Interesse gewinnen.

Von Hölderlin wenden wir uns sofort zu dem Dichter, der als der eigentliche Reigenführer der schwäbischen Sänger gefeiert wird. Uhland, früher unbestritten in seiner Dichterehre, mußte bald, nachdem Göthe's scharfabsprechendes Urtheil über ihn bekannt geworden, den Abfall

hier und dort erfahren. Beſonders glaubte Heine ihn mit ſeiner Witzkritik aus dem Reiche unſerer Dichter entfernen zu müſſen. Freilich erreicht Uhland weder Göthe's muſikaliſche Reinheit, naive Einfachheit und objektive Klarheit, noch Schiller's erhabenes, ideegetragenes Pathos. Ohne die Gabe genialer Urſprünglichkeit, läßt er ſeine Lyrik nur ſelten von der Hand des Gedankens los, und oft ſind es mehr die klingenden Worte als der Sinn des Gemüths, was aus ſeinen Gedichten ſpricht. Schöpferiſche Friſche, leichte Bewegung und der Zauber lebendiger Phantaſie laſſen ſich häufig genug vermiſſen. Selbſt eine gewiſſe Eintönigkeit ſchleicht bei aller ſcheinbaren Mannichfaltigkeit der Gegenſtände und Weiſen durch ſeine Geſänge hin. „Uhland," ſagt Börne, „ſingt wie eine Nachtigall im Schatten der Gebüſche, die uns zu Ruhe und Träumen ladet," und, was ſeine patriotiſchen Gedichte angeht, meint derſelbe Kritiker: „Beranger's Lieder erwecken, Uhland's Lieder ſchläfern ein." Die Grundfarbe der Uhland'ſchen Lyrik iſt eben die Farbe ſeines ſchwäbiſchen Vaterlandes, die heimatſelige Natur- und Sagenbegeiſterung. In dieſem Bezuge hat Gutzkow recht, wenn er von ihm ſagt: „Er hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan, das Landſchaftsgemälde zum Liede zu vergeiſtigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, ſtellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen ſelige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärter Geſtalt aus den Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden ſteigen — — ließ Sänger an die Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan und Königsſöhne, die vorüberzogen und ſie liebten." Uhland iſt dabei aber eigentlich nie aus der Knaben- und Jugendempfindung herausgetreten und hat hierin (wie die ſchwäbiſchen Dichter überhaupt) große Verwandtſchaft mit J. Paul. Die ſentimentale Vertiefung in Natur und Vorzeit erſcheint zu abgetrennt von den unmittelbaren Lebensbezügen und dadurch zu abgeſtorben und monoton, als daß man ſich auf die Dauer daran erfreuen könnte. Obwohl auf dem Boden der Romantik ſtehend, hat er ſich doch von ihren Sonderbarkeiten frei erhalten, vor denen ihn beſonders ſeine Neigung zur antiken Form bewahrte. Seine eigentliche Stelle findet er unter den nationalen, deutſch-patriotiſchen Romantikern

und dies nicht blos durch seine „vaterländischen Gedichte", in denen die Erhebung des deutschen Volks gefeiert wird [1]). Was Uhland besingen mag, in Allem klingt die Treue und Kraft deutscher Gesinnung. Vornehmlich aber ist ihm das Volkslied, namentlich in der Form der Ballade, gelungen, und er stellt sich in dieser Beziehung unter die Ersten unserer Dichter. Wenngleich er die lichtvolle Einfachheit und saugbare Gefälligkeit des Göthe'schen Lieds auch hier nicht erreicht, so weiß er sich doch dem Volksbewußtseyn im Ganzen mit verständlicher Zutraulichkeit zu nähern. Auch im Drama hat Uhland sich versucht, jedoch nach unserem Dafürhalten ohne vollkommenen Beruf. Es fehlt ihm der dramatische Instinkt und der Sinn für die Auffassung der Vergangenheit in dem Bilde der Gegenwart. Freilich hat man sich jüngst mehrfach bemühet (so z. B. Wienbarg) [2]), den dramatischen Produktionen Uhland's eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wir glauben aber nicht, daß der Erfolg jenen Bemühungen entsprechen wird. Seine dramatischen Werke ermangeln der rechten Dialektik der Handlung; sie sind gewissermaßen nur dramatisirte Romanzen, denen kräftige Zeichnung der Personen wie die innern Triebfedern einer fortschreitenden Entwickelung abgehn. Sein „Herzog Ernst von Schwaben" wie auch „Ludwig der Baier" bieten mehrere gelungene Situationen, sind aber sonst fast nur deklamatorisch-descriptive Gemälde aus der Vorzeit, denen Fleisch und Blut lebendiger Gegenwart fehlt. Deutscher Sinn geht durch beide. — Die Verdienste, welche sich Uhland als Literarhistoriker erworben, indem er sowohl über fremde Literatur als namentlich auch über unsere altdeutsche treffliche und fleißige Abhandlungen und reichhaltige Mittheilungen geliefert hat, müssen von jedem Unbefangenen als höchst bedeutsam anerkannt werden. Ihm gebührt mehr als einem Andern die Ehre, die vaterländische Sage neu belebt zu haben [3]).

Am nächsten zu Uhland stellt sich Gustav Schwab aus Stuttgart

1) Die neueste Ausgabe von Uhland's Gedichten erschien Stuttg. u. Tübingen, 1843. Die erste 1815.

2) „Dramatiker der Jetztzeit". 1839.

3) Wir erinnern an seine Schrift über nordfranzösische Poesie, an seine Bearbeitung Walter's von der Vogelweide, ganz besonders aber an die

(1792—1850)[1]). In Ton und Richtung mit jenem eng verwandt, ſteht er ihm doch an Talent und Kunſt des Ausdrucks nach, während er ihn an Umfang des Geſichtskreiſes leicht übertreffen mag. Auch bewegt er ſich mehr in der maleriſchen Sphäre der Poeſie als in der muſikaliſchen Lyrik, worin Uhland wieder vor ihm den Vorzug hat. Daher bewährt er ſich denn auch in der Ballade, Romanze und poetiſchen Erzählung beſſer als im Geſang und Lied, wo es ihm nur ausnahmsweiſe recht gelingen will[2]). Mit ſeinem Freunde die Freiheitsliebe und vaterländiſche Geſinnung theilend, neigt er einer eigenthümlichen religiöſen Richtung zu und nimmt gern die Farbe der Frommen an; wie er denn dieſerlei Sympathien beſonders in ſeinem Buche über Schiller unzweideutig kundgegeben[3]). Dieſe ſpecifiſch-religiöſe Stimmung mag ihn auch wohl der Legende zugewendet haben, welche er nächſt Herder am meiſten kultivirt hat. In literarhiſtoriſcher Hinſicht beweiſt er ſich durch Überſetzungen ſowie durch Umarbeitungen antiker, beſonders aber nationaler Sagen auf rühmliche Weiſe thätig, und an ſein „Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen" darf hier wohl erinnert werden. — Beiden geſellt ſich Juſtinus Kerner zu, der, aus Ludwigsburg gebürtig und ihnen ſchon in Tübingen durch akademiſche Studienverhältniſſe befreundet, auch auf demſelben Grunde der Dichtung ſteht[4]). Natur und wieder Natur, die Sehnſucht aus dem Dieſſeits zum Jenſeits wiederholt ſich bei Kerner bis zur vollen Sättigung. Obwohl er durch Reiſen das große deutſche Vaterland kennen gelernt hat, ſchwebt ſeine Phantaſie doch faſt ausſchließlich nur in den Gefilden der Heimat und unter den Schatten der Vorwelt, die ihn dort umgeben. Nicht getragen wie Uhland von dem feſten Boden antiker Plaſtik, giebt er ſich der ſubjektiven Gefühlsſeligkeit hin und flügelt ſich

„Alten hoch- und niederdeutſchen Volkslieder" mit Abhandlungen und Bemerkungen, ſeit 1844. Es iſt dieſes Werk die Arbeit vieler Jahre und ſtillen Fleißes.

1) Neue Auswahl ſeiner Gedichte. Stuttg. 1838.

2) Als wohlgelungen iſt das bekannte Burſchenlied „Bemooſter Burſche zieh' ich aus" hervorzuheben. Unter den Romanzen könnten viele ausgezeichnet werden.

3) Schiller's Leben in drei Büchern. Stuttg. 1840. Schwab's Muſterbücher „deutſcher Lieder" und „deutſcher Proſa" ſind empfehlenswerth.

4) Er iſt nicht zu verwechſeln mit ſeinem Sohne Theobald Kerner, der jüngſt einen Band lyriſcher Gedichte geſchrieben, worunter nicht viel Gutes.

in romantiſcher Willkür zu den leeren Höhen des Unendlichen auf, wo ſeine Anſchauungen von dem Dufte unbeſtimmter Wolkengebilde umnebelt werden. Natur und Himmel wenden ſeinen Blick ab von der Menſchen Thun und Leben, und ſo treibt ſein Dichten in eine Sentimentalität hinüber, die zuletzt in weichlicher Schwäche und in einförmigſter Tonart ſich abſingt. Ohne alle Energie der That oder des Duldens ſpielt Kerner am liebſten mit ſeiner eigenen Wehmuth, ſeinem Seelenſchmerze, und „Leichentuch und Grabesmoos" ſollen ihm Verband und Heilkraut ſeyn für ſeine „Menſchenwunden." Seine Gedichte ſind ihm Kinder „der Schwere des Lebens," die an ſeinem „Herzen zieht" und ihn zu Liedern treibt, „wie das Gewicht an der Uhr zieht, bis ſie laut ein Liedchen tönt[1])." Bei ſolcher Entfremdung von der Wirklichkeit mag es nicht Wunder nehmen, wenn der traumfreundliche Mann ſich in der Schattenwelt der Geiſter und Geſpenſter, in den dunkeln Gängen alles möglichen Aberglaubens beſſer gefällt als auf den hellen lichten Wegen der gegenwärtigen Wirklichkeit, und lieber den Phantaſtereien oder Lügen der Somnambülen ſein Ohr leiht (z. B. der Seherin von Prevorſt) als den Wahrheiten einer vernünftigen Gedankenwelt. Angeſiedelt unter den Trümmern der Burg von Weinsberg, hegt und pflegt er die Jenſeitskrankheit, deren Schmerzen ſogar die Scherze entſprangen, die er in ſeinen „Reiſeſchatten" (1811) mit dem Anſtriche des romantiſirenden Humors vorträgt. Spricht er ſich doch ſelbſt dort alſo aus:

„Und ſolchen Schmerzen ſind die Scherze, Poſſen,
Die hier ihr leſet, einſtens auch entſprungen,
— — — — — — — — — —
Denn frühe ſchon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen."

Wenn wir nun von Kerner's Muſe eben keine beſondere Erhebung zu erwarten haben, ſo redet uns doch manches ſeiner Lieder mit echtem

1) So mochte er denn ſingen:

„Poeſie iſt tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menſchenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht."

Seelenworte an und erfreut durch die reinste Melodie der Seele [1]. Die Elegie der Heimatssehnsucht ist ihm namentlich mehrfach gelungen. Seine Romanzen tönen wie Geisterstimmen; die Schauer der Dämmerung wehen aus ihnen. Sie harmoniren gewissermaßen mit „der Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" (1836), einer Schrift, worin Kerner das Hereinragen dunkler Lebensmächte in den Tag der Gegenwart unheimlich genug darstellt.

Neben diesem Kleeblatte schwäbischer Romantik blühen nun noch andere, weniger bemerkbare Sprossen. Wir erinnern an Gustav Pfizer, dem Göthe, wie wir schon erinnert, vorzugsweise unter diesen Schwaben ein poetisches Armuthszeugniß ausstellt, obwohl er ihm sonst Talent und gute Gesinnung zuschreibt. Und in der That sind seine Dichtungen nur beredte Reflexionen, welche ihren Schmuck aus Schiller's reichem Sprachschatze gewählt. Seine Gedichte sind antike Büsten mit moderner Färbung überzogen, meist kalt und ohne den Hauch innerer Belebung. In den „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung" herrscht bei großer Breite unästhetische Überladung, besonders in den „Salomonischen Nächten". Doch spricht fast aus Allem, was Pfizer geleistet (auch aus seinen kritischen Schriften wie aus „dem Leben Martin Luther's" und der Schrift „der Welsche und der Deutsche") nationale Hingebung und ehrenhafte Freimüthigkeit. Im Übrigen legt sich Pfizer in Ton und Richtung der ironischen Willkür der Romantiker ablehnend und streitend entgegen. — Sein Bruder Paul Pfizer, obgleich nicht eigentlich Dichter, kann hier doch wegen seiner patriotischen Strebungen, die er durch mehrere staatsrechtliche und andere Schriften bis jetzt erwiesen hat, Erwähnung finden. Sein „Briefwechsel zweier Deutschen" (1831) enthält vielseitige Besprechungen vaterländischer Zustände und Verhältnisse, auch Urtheile über Kunst und Poesie, welche freilich weder große ästhetische noch philosophische Einsicht beweisen und sich in allzu breiter Rede auseinanderlegen. Von Göthe meint er z. B., daß „seine Schöpferkraft fast überall durch Reflexion beschränkt" erscheine, und für die Poesie erwartet er „einen geistigen Homer, einen religiösen Shakspeare(!)," um sie zu vollenden. (Briefwechsel.) — Andere Spätlinge aus dem schwäbischen Dichtergarten, wie z. B.

1) Vgl. Dichtungen. Stuttg. 1841. 3te Aufl.

Mörike, Meyer, gehören weniger dieſer ſpecifiſch-patriotiſchen Richtung an und treten nach Zeit und Charakter ihrer Dichtungen in die nachromantiſche Literatur der Gegenwart ein; wie wir denn ſchon bei G. Pfizer die antiromantiſche Richtung wahrgenommen und damit aus dem Kreiſe, in welchem wir eben uns bewegen, etwas hinausgetreten ſind. Wir ſehen daher hier von ihnen ab, um an geeigneter Stelle uns ihrer weiter zu erinnern. Dagegen werfen wir unſern Blick zurück, um noch einige Namen aus der Zeit der Romantik zu nennen, an die ſich bedeutſame national-patriotiſche Leiſtungen unſerer Literatur knüpfen.

Zunächſt bemerken wir Heinrich v. Kleiſt (aus Frankfurt a. d. O. 1776 — 1811), eine Geſtalt, welche aus der Trübniß der Zeit wie ein prophetiſches Traumgeſicht hervorſchwebt. Nicht mit Unrecht nennt ihn Mundt „den politiſchen Werther ſeiner Zeit.“ Gleich dieſem wendet ſich Kleiſt von der troſtloſen Gegenwart, die während der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft auf Deutſchland laſtete, zu der Innenwelt ſeiner Träume und Wünſche. Seine Lotte iſt das Vaterland, ſeine Leidenſchaft die hoffnungsloſe Sehnſucht nach deſſen Befreiung. Die patriotiſche Sentimentalität hing aber bei Kleiſt mit ſeiner ganzen perſönlichen Eigenthümlichkeit zuſammen, und nicht bloß die Zeit machte ihn zum politiſchen Werther, ſondern auch ſein eigenſtes ſubjektivſtes Selbſt. Dieſes konnte von Anbeginn nicht recht auf ſich ſelber ruhen und darum auch mit der Welt kein ſicheres Bündniß ſchließen. Wir ſehen Kleiſt frühzeitig in manchen Verſuchen objektiver Thätigkeit — er iſt Soldat, Juriſt, Beamter, eifriger Jünger Kant's, als welcher er in Paris der neuen Lehre einen Tempel bauen möchte, aber getäuſcht ſich der Stille ſchweizeriſcher Naturidylle zuwendet, dann nach mehreren Wechſelfahrten wieder in den Staatsdienſt tritt, von den Franzoſen aus dem Vaterlande als ein Gefangener fortgeführt wird, darauf in Dresden mit der Romantik ſympathiſirt, um endlich, nach Berlin zurückgekehrt, von der patriotiſchen Leidenſchaft getrieben und verzehrt, einer Freundin und ſich ſelbſt den Tod zu geben, den er beſſer bald hernach in den Erlöſungsſchlachten hätte finden ſollen. „Das Beſte iſt nicht werth, daß man es bedauere,“ ſo ſchrieb er noch kurz vor ſeinem Todeswerke an Rahel, Worte, die ſeine gänzliche Zer-

fallenheit mit der Welt deutlich genug beweiſen [1]). Auch in der Dichtkunſt fand ſein zerriſſenes unglückliches Gemüth den Frieden nicht, deſſen es ſo bedürftig war. In ihm wühlte der ſ. g. Weltſchmerz zu mächtig, um der Idee ein freies Walten und Bilden zu geſtatten. Die Influenzen der Romantik drängen ſich in die innerliche Zerriſſenheit, und ſo vernehmen wir ihre Stimmungen und Anſchauungen nicht in dem kühnen gewaltigen Wellenſchlage des Byron'ſchen Dämons, vielmehr ſpielt die Ironie einer ſelbſtgefälligen Abſichtlichkeit, die Laune und Bitterkeit hypochondriſcher Verſtimmung und die Wunderträumerei einer kranken Phantaſie hemmend und verſchwächend in den Gang der Leidenſchaft. Daß Göthe bei ſolcher Unſicherheit und ſolchem maßloſen Gebaren mit dieſem Dichter, ungeachtet er deſſen Talent anerkennt, ſich nicht recht befreunden konnte, begreift ſich wohl. Auch erklärt ſich's leicht, warum Kleiſt der Lyrik nicht mächtig war, wie ihn vielmehr ſeine innere Spannung und Unruhe in die dramatiſche Produktion treiben mochte. Hier nun würde er unſtreitig den Preis über alle unſere jüngeren Dramatiker, die er, wie bereits Gervinus richtig hervorgehoben, an eigenem Reichthume weit übertrifft, davongetragen haben, hätte er eben ſeine romantiſchen Grillen und Wunderlichkeiten aufgeben können, die nur zu oft die objektive Wahrheit der Handlung wie der Darſtellung verderben. Die verkehrte Welt ſeiner eingebildeten Willkür und ſeines innerlichen Traumwunderlebens wird alle Augenblicke in die reale Wirklichkeit eingeſchoben, um deren Zuſammenhang zu verrücken. Auffaſſung, Erfindung und Ausdruck deuten auf ein hochbegabtes dramatiſches Talent hin, urkräftige Lebendigkeit erinnert im Einzelnen an Shakſpeare's Geiſt; allein die Phantaſterei, das Abenteuerliche, die Abſtraktion eines ſich iſolirenden Subjekts, die Unwahrheit in Motiven und Organiſation der Handlung ſtören den Bau, der in der Anlage das Schönſte verheißen will. Wie mit der Kompoſition ſo verhält es ſich mit der Charakteriſtik. Wir ſehen oft Züge einer Meiſterhand, wie z. B. namentlich im „Prinzen von Homburg", allein die Laune der Willkür wirft auch hier nicht ſelten einen Strich in das Gemälde, wo-

1) Früher hatte er den Verſuch des Selbſtmords von Seiten eines Freundes „gemeine Feigheit und allergrößte Sünde" genannt. — Man vergl. übrigens Tieck's Einleitung zu Kleiſt's Geſammelten Schriften. Berlin, 1826. 3 Theile.

durch die Reinheit und Wahrheit der Phyſiognomie ſofort verunſtaltet erſcheint. So eben in dem Prinzen, deſſen ſonſt wohlentworfenes Bild durch die ſomnambülen Viſionen und die unmännlichſte Verzagtheit, welche er bei dem Spruche, der ihn trotz der gewonnenen Schlacht wegen Inſubordination zum Tode verurtheilt, darlegt, weſentlich entſtellt und verdorben wird. Mit der „Familie Schroffenſtein" (1803) eröffnete Kleiſt ſeine dramatiſche Bahn und läßt gleich hier echte Poeſie und Übertreibung in widerſtrebender Verbindung ſehen. Es iſt neben dem Tragiſchen zu viel wüſte Wirruiß, als daß die echte Haltung der Tragödie möglich würde. Daß der Schickſalsſpuk, wie er ſpäter in dem Werner'ſchen 24ſten Februar ſich auf die Spitze trieb, ſchon hier vorſpielt, mag nicht überſehen werden. In der „Pentheſilea" (1808) herrſcht unnatürliche Miſchung von Erhabenem und Bizarrem, antiker und romantiſcher Färbung, von Schiller'ſchem Pathos und Göthe'ſcher Seelenſprache; Perlen genug, aber unter vielem Schutt. Zu reinerem Tone erhebt ſich ſeine Dramatik im „Käthchen von Heilbronn" (1810), beſonders aber im „Prinzen von Homburg" (1809). Denn wie ſehr auch das Wunderweſen geheimnißvoller Mächte und Bezüge, das viſionäre Treiben der Somnambulie, der Magnetismus-Mode und Traumſeherei in beiden Stücken mitſpielen mögen, ſo geht doch durch ſie im Grunde bei urkräftiger dramatiſcher Bewegung eine im Ganzen gelungene Individualiſirung der Charaktere und eine anſprechende Friſche in der Färbung. Während im Käthchen von Heilbronn außer dem Reize mannichfach wechſelnder, durch Lebendigkeit und Kontraſt anziehender Scenen noch die bühnenmögliche Anlage Lob verdient, muß man im Prinzen von Homburg die Züge einer höheren tragiſchen Kunſt in Styl und Charakteriſtik anerkennen, zugleich die nationale Tendenz, welche ſich in der trefflich gehaltenen Perſönlichkeit des großen Churfürſten vornehmlich ausſpricht. Während dort die mittelalterliche Romantik vordringt, wird hier ein höchſt bedeutſames Moment der deutſchen Geſchichte dargelegt. Undramatiſch iſt in beiden Stücken nicht bloß die romantiſirende Einmiſchung der bezeichneten fremdartigen Elemente an und für ſich, ſondern mehr noch der Punkt, daß durch ſie weſentlich nichts motivirt wird und ſie als müſſiges Spiel der Willkür eintreten. Dagegen verdient „der Prinz von Homburg" noch das

Lob einer schönen dramatischen Diktion. In der „Hermannsschlacht“ (1809) faßt der Dichter seinen ganzen patriotischen Unwillen und Schmerz über die damalige politische Lage Deutschlands zusammen. Mit strafendem Spotte und zürnendem Ernste wird hier Gericht gehalten über den Verrath der Fürsten wie über die sittliche Verblendung deutscher Frauen, die der fremden Größe die Liebe zum Vaterlande opferten. Freilich ist das Ganze mehr eine dramatisirte Satire als eine dramatische Handlung. Die Lustspiele Kleist's enthalten Spuren von poetischem Humor, können aber in ihrer Durchführung keine Totalbefriedigung gewähren. „Der Amphitryon“ nach Molière zeigt zuviel Zwang, zuviel Gezerrtes in den Situationen und in Allem eine zu offene Tendenz; die antike Fabel nach Weise der Romantiker in die christliche Mythe von der Umschattung der Maria durch den heiligen Geist umzudeuten, als daß eine ästhetisch-freie Wirkung möglich wäre. An manchen freundlich-milden Zügen, in denen der zweideutige Gegenstand eine höhere Ansicht gewinnt, fehlt es dem Stücke nicht. Man fühlt, daß der Dichter die Molière'sche Frivolität in ein edleres Element umzuwandeln gesucht hat. Reiner hält sich „der zerbrochene Krug“, der durch lebendige Situationen interessirt, an dem aber Göthe mit Recht die Hinneigung zum „Dialektischen“ notirt. Es ist eher eine beredt-anschauliche Vorführung einer vergangenen Handlung als die Genesis einer gegenwärtig sich erst gestaltenden. — Kleist's Novellen empfehlen sich bei gründlicher Zeichnung der Charaktere und gehaltener Entwickelung der Erzählung besonders durch Styl und Darstellung, welche letztere sich der Tieck'schen zuneigt. Weniger genügt die Erfindung und Motivirung (z. B. in der „Verlobung auf St. Domingo“). „Michael Kohlhaas“ wird in der Regel für seine gelungenste Produktion in dieser Art betrachtet und nicht mit Unrecht, indem sie, wiewohl bei etwas zuweit gedehnter Ausspinnung, an treffenden Schilderungen reich ist und eine anschauliche Vergegenwärtigung der deutschen Zustände jener Zeit (die Handlung fällt in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts) bietet.

Wenn bei Kleist der Patriotismus sich nur einige Farben von der Romantik borgt, so erscheint er bei Fouqué in allem Schimmer, womit dieselbe in ihrem Wunderreiche prangt. Fouqué (Baron de la

Motte, 1777—1843), aus Brandenburg gebürtig, vereint in ſeiner Erſcheinung das Bewußtſeyn des ſpecifiſch-preußiſchen Adelthums mit der Reminiſcenz mittelalterlicher Ritteridee. Gewiſſermaßen ſchon von Haus aus dem Militärſtande beſtimmt (er war der Enkel des bekannten preußiſchen Generals Fouqué, deſſen Leben er beſchrieben), fand er ſich durch die Zeitereigniſſe noch insbeſondere aufgefordert, das Kriegswerk zu verſuchen. In der Revolution nahm er Theil an dem Feldzuge von 1792 und ſpäter ſehen wir ihn abermals in den Schlachten der Befreiungskriege fechten. Von Natur, wie er ſelbſt berichtet, bei körperlicher Krankhaftigkeit und weicher Seelenſtimmung den Wunderſpielen nebelnder Phantaſie zugeneigt, fand er ſich alsbald von den Ritterſympathien angeregt, die ſpäter, nachdem er einen mehr äſthetiſchen, als wiſſenſchaftlichen Bildungskurſus durchgemacht, unter den Einwirkungen der Romantiker zu friſchem Leben in ihm wieder auftauchten und in ſeine ganze Dichtungswelt ſich wie eine fixe Idee eindrängten. Wie dicht aber auch das Laubwerk mittelalterlicher Ritterlichkeit in ſeinen Werken wuchern mag, ſo wird doch, wer genau zuſieht, leicht bemerken, daß durch daſſelbe der preußiſche Offizier allerwärts hindurchblickt. Fouqué wollte ein deutſcher Patriot ſeyn, und nicht bloß ſeine nordmythiſchen Dramatiſirungen (z. B. „Sigurd der Schlangentödter" oder „der Held des Nordens" u. ſ. w.) ſowie ſeine „vaterländiſchen Schauſpiele", ſondern auch mehrere epiſche Dichtungen, beſonders aber ſeine lyriſchen Poeſien (unter denen die Kriegslieder ſich hervorthun) ſtellen ihn unter die Kategorie der patriotiſchen Romantik. Von A. W. Schlegel unter dem Namen Pelegrin zuerſt (1804) eingeführt[1]), ſchrieb er anfangs dramatiſche Spiele in „bunt phantaſtiſchem Mantel," wie er ſelber ſagt, wandte ſich dann, nachdem er in den Schauſpielen „Falk und Reh" etwas ſeltſam phantaſirt, zu den nordiſchen Sagen, mit denen er J. Paul entzückte, der

1) Vgl. z. B. die Zueignung des Sigurd an Fichte:

„Jetzt — — — — — — — —
Fällt von den Schultern mir das Pilgerkleid,
Das, reich an vieler Muſcheln farb'ger Zier,
Verliehn mir ward von theurer Meiſterhand,
Als ich zuerſt hervorſchritt zum Geſang."

ihn „den tapferen Dichter" vorzugsweise nannte[1]), verfaßte das bekannte Märchen „die Undine" und außer andern Novellen den zu seiner Zeit vielgeleſenen Ritterroman „der Zauberring" (1812), dem er dann noch einige epiſche Dichtungen (z. B. die „Korona") folgen ließ, welchen ſich die militäriſche Biographie „E. Fr. W. Ph. von Rüchel" (1828) gewiſſermaßen als Schlußpunkt anreihen läßt[2]). Wenn wir uns beim Überblicke ſeiner Schriften mancher lieben Gabe freuen dürfen, woran Phantaſie und Gefühl gleich ſinnigen und innigen Antheil haben, ſo muß doch das Geſammturtheil dahin lauten, daß es dem Manne an Energie und Haltung, überhaupt an ſicherm Grund und Boden fehlt, um Gediegenes zu geſtalten, feſte Standpunkte einzunehmen und Empfindungen wie Gedanken in getragener Form durchzuführen. Faſt Alles verkünſtelt ſich daher unter ſeinen Händen und wird zu einer Art von Spielerei. Die Frömmigkeit frömmelt, die Liebe liebelt, das Ritterthum ſpielt Ritterchens und der Patriotismus treibt Deutſchthümelei. Wir ſehen die meiſten ſeiner Produktionen in einer unſichern Schwebelei verſchwimmen und ohne plaſtiſche Gediegenheit umhergaukeln. Alle Farben der Romantik werden durcheinandergemiſcht, ohne Verhältniß und feſten Ton; es kommt zu allerlei bunten Strichen, aber zu keinem Gemälde. Fouqué treibt mehr ein kindiſches Spiel mit poetiſchen Elementen, als er ſie zu einem inneren Leben verbinden kann. So vielfach auch echtes Gemüth hindurchdringt, ſo ſchön mitunter die Stimme der Begeiſterung ſpricht und ſo wenig die ſelbſtgefällige ironiſche Humoriſtik der romantiſchen Doktrinäre ſeine Dichtungen durcheitelt, ſo wehet uns doch nachhaltende Wärme äußerſt ſelten aus ſeinen Werken an, wohl aber vielfach der Hauch der Kälte, welcher von der forcirten Künſtelei herrührt, die ihn mehr und mehr in die Affektation einer phantaſtiſchen Manier hineindrängte. Schwer-

1) Vgl. Kl. Bücherſchau, I. S. 191—233.

2) „Die Briefe an Fouqué", welche von Albertine von Fouqué (1847) herausgegeben worden, enthalten nicht unbedeutende Momente zur Charakteriſtik der romantiſchen Schule und ihrer vorzüglichern Anhänger. — Gelegentlich mag auch an die Frau Fouqué's, Caroline von Fouqué, erinnert werden, welche ſeit 1806, wo ihr erſter Roman „Roderich" erſchien, ſich bis ſpät herab in der Novelliſtik thätig erwieſen hat.

lich möchte darum die Gleichgültigkeit, womit ihn die gegenwärtige Generation behandelt, ihn ſogar theilweiſe mit den Spieß und Schlenkerts zuſammenſtellend, als eine bloße launenhafte Undankbarkeit anzuſehen ſeyn. „Die Poeſie will nicht als geſpenſtiſche Wache auf die öden Trümmer des Ritterthums ſich bannen laſſen," ſagt Varnhagen mit Recht über Fouqué's ritterthümelndes Dichtungstreiben. Doch dürfen wir darum nicht Alles, was er geboten, verdammen. So findet ſich unter ſeinen lyriſchen Produktionen hin und wieder eine wohlgelungene Probe, ſo ſind „die Fahrten Thiodolf's" nicht ohne anſchauliche Partien, auch ſein oben erwähnter Ritterroman „der Zauberring" hat nach manchen Seiten hin anziehende Einzelheiten, und das ſchöngeſchriebene liebliche Märchen „Undine" gehört ungeachtet mancher Spielerei doch zu dem Beſten in ſeiner Art.

Die romantiſchen Sympathien.

Neben denjenigen Schriftſtellern, welche eine beſtimmte Richtung der romantiſchen Schule vertreten, gehen in der Geſchichte unſerer Nationalliteratur viele, die mehr oder minder, näher oder entfernter in die Weiſen der eigentlichen Romantik einſtimmen oder den Grundſätzen ihrer Doktrin huldigen. Wir treffen unter dieſen Solche, welche bereits in der erſten Blüte der romantiſchen Neuzeit erſcheinen (wie z. B. Heinrich v. Collin, Franz Horn), und wiederum Andere, die als Epigonen derſelben auftreten und an den Grenzen der neueſten Literatur ſtehen, an dieſer ſelbſt zum Theil ſich noch bethätigend (wie Immermann, Rückert), zum Theil auch mit romantiſchen Mitteln die Romantik bekämpfen und ſo in die literariſche Gegenwart einleiten, wie Heine und das ganze junge Deutſchland, auch Platen. Dieſe letzteren werden daher auch beſſer am Eingange der neueſten Literaturepoche ſelbſt ihre eigenthümliche Stelle erhalten, und es mag hier nur beiläufig auf den Zuſammenhang hingedeutet werden, in welchem ſie mit der Epigonie der Romantik ſtehen.

Wir beginnen die Reihe mit den beiden v. Collin, Heinrich und Matthäus. Halb ſchillernd, halb romantiſirend, ohne Originalität und lebendig bildende Phantaſie, beruhet ihre Poeſie faſt nur in einem rhetoriſch-idealiſirenden Reflexionspathos. Vornehmlich bekun-

det ſich hierin die Muſenthätigkeit von Heinrich v. Collin (aus Wien, 1772—1811), der außer einigen lyriſchen Proben (wohin die bekannte Ballade „Kaiſer Max auf der Martins-Wand“ gehört) das höhere Trauerſpiel pflegte, wobei ihn die Shakſpeare'ſche Weiſe mehr verführt als geführt hat. Unter ſeinen dramatiſchen Produktionen (z. B. Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta u. ſ. w.) iſt ſein erſtes Werk, „der Regulus“ (1802), auch ſein berühmteſtes geworden [1]). Sollen wir uns kurz darüber ausſprechen, ſo möchten wir es einen breiten deklamatoriſchen Redeaktus nennen, „eine Art Schulübung,“ wie Schlegel meint. Göthe urtheilt, daß es wohl einen dramatiſchen Effekt hätte erlangen können, wenn es in einem aus dem zweiten und fünften zuſammengebildeten Akte beſtände. Shakſpeare's Schatten ſpiegelt ſich armſelig genug in der Darſtellung der Gemeinheit des Pöbels. Kalte, regelbuchlich ſtyliſirte, glatte Rhetorik im Ganzen. — Faſt noch weniger poetiſche Ader verräth ſich in den hiſtoriſchen Dramen von Matthäus v. Collin (1779—1824, gleichfalls Wiener von Geburt), der übrigens ſchon durch ſeine Hinneigung zur Oper mehr romantiſirt als ſein Bruder. Von Tieck auf Shakſpeare's hiſtoriſche Schauſpiele hingewieſen, verſuchte er Einiges der Art und nahm noch Mehreres in Ausſicht. In der Behandlung ſehen wir Schiller's Einfluß. Viel Mühe und gutes Wollen bei Mangel an Genie; daher unlebendige Mechanik, wenig innenbeſeelte Handlung [2]). — Wie Heinrich von Collin verſuchte J. A. Apel aus Leipzig (1771—1816) zunächſt antike Stoffe in Schiller'ſcher Sprache zu dramatiſiren, reihet ſich aber den Romantikern an theils durch ſein Trauerſpiel „Kunz von Kauffungen“, das Fouqué für ein „echt ritterliches Stück“ ausgiebt, theils durch ſeine Erzählungen, z. B. im „Geſpenſterbuch“, in denen Hoffmann'ſche Tropfen ziemlich ſtark durchriechen. — Wie Apel in Hoffmann's Tone, ſo ſpielt Franz Horn in der Weiſe von Fouqué in die Romantik hinüber. Seine Romane und Novellen kränkeln an poetiſcher Halbheit und Gefühlsmattigkeit, ſeine literarhiſtoriſchen Werke enthalten hier und da belehrende Details (z. B. die deutſche Literaturgeſchichte von Luther bis auf die Gegenwart), ſind aber im Ganzen

1) Werke. Wien, 1812 ff. 6 Bde.

2) Dramatiſche Dichtungen. Peſth, 1813 ff. 4 Bde.

§ 97. ohne Kritik und historischen Zusammenhang, und bieten mehr zufällig aneinandergereihete Einzelheiten als ein geordnetes Gemälde des Fortschrittes und Geistes unserer Literatur. Dabei tritt ein gewisses prettisses, mystisch-pietistisches Behaben unangenehm in die meistens salbaderische Besprechung hinein. Das Werk über Shakspeare leidet an überschwenglicher Breite und oberflächlichem Räsonnement, wobei die Prätension der Philosophie und die frommsittliche Einbildung die freie ästhetische Beurtheilung und historische Auffassung nicht zu rechter Geltung kommen lassen, wofür es freilich dem Verfasser überhaupt an einem angemessenen Organe fehlte. — Mehr befriedigen die Romane von Ernst Wagner aus Meiningen (1767—1812). Von Göthe einerseits und von J. Paul andererseits Farbe und Weise borgend, betritt er zugleich vielfach die Wege der Romantik. Ohne Genie bezeigt er im Ganzen ein schönes Talent namentlich in Absicht auf Sprachkunst und Darstellung. Die Romantik spürt man in den phantastisch-sentimentalen Übertreibungen, denen man z. B. namentlich in dem Romane „Willibald's Ansichten vom Leben" begegnet, der zu seiner Zeit (1806) viel gelesen wurde. „Die reisenden Maler" (1806), ebenso „die Reisen aus der Fremde in die Heimat" (1808), „Isidora" (1812) sind voll von Reflexionen und praktischen Tendenzen neben wohlgelungenen Schilderungen [1]). — In ähnlicher Breite, jedoch ohne gleichen Werth nach Gehalt und Form, treten die Romane von van der Velde auf, in denen (mit Rücksicht auf Walter Scott) historische Stoffe in voller Blässe poetischer Unmacht vorgeführt werden. — Weit über ihn erhebt sich Wilhelm Hauff (1802—1827), der den Ton der Romantik sowohl in seinen Märchen und Ritterromanen (z. B. im „Lichtenstein"), als auch in der ironisirenden Richtung (z. B. in den „Memoiren des Satans") oft nicht ohne Glück anschlägt. Seine Produktionen sind übrigens bei Frische der Darstellung meist ohne Tiefe und poetischer Konsequenz. Die Komposition ist locker, der Witz im Ganzen ohne Idee, die Darstellung ohne Gediegenheit. Unter seinen kleineren Erzählungen empfiehlt sich Einiges, wie z. B. „die Bettlerin am Pont des Arts" und die „Phantasien im Bremer Rathskeller", durch schöne poetische Streiflichter, aber auch hier verläßt den Dichter zum Theil die

1) Sämmtliche Schriften, herausg. von Mosengeil. 1827.

kompositive Folgerichtigkeit und Einheit sowie die kunstfreie Gründlichkeit in der Ausführung. Seine Märchen ermangeln der Unbefangenheit. In seinen Liedern klingt hin und wieder der Volkston rein und frisch, doch verrathen sie meist Unreife und Flüchtigkeit. Hauff erinnert uns auch an Clauren, den er durch seinen Roman „der Mann im Monde" wegen seiner liederlichen Novellistik zu parodiren suchte [1]). — Neben Hauff nennen wir am füglichsten Heinrich Zschokke, der, aus Magdeburg gebürtig, in der Schweiz seine eigentliche Heimat fand. Über ein halbes Jahrhundert hat er in der Literatur in verschiedenen Tönen seine Stimme vernehmen lassen; doch blieb seit dem Anfange des Jahrhunderts die Romantik so ziemlich der Grundton seiner schriftstellerischen Vielgeschäftigkeit. Mit seinen späteren Erzählungen, Novellen und Romanen spielt er (wie auch Tieck) in die modernste Gegenwart herüber. Ohne gründliche Jugendbildung, früh unstet herumgetrieben, gerieth er alsbald in ein unruhiges literarisches Produciren, das ihn zuerst in die Zeit der Dränger und Stürmer und zu Schiller's kraftgenialischen Werken (Räuber, Kabale und Liebe u. s. w.) schob, um ihn bei weiterem Fortschritte auf die breite Ebene charakterloser Tagesschreiberei zu verlocken. Seine dramatischen Versuche, z. B. Abällino der große Bandit und Ähnliches, haben wir in dieser Hinsicht schon im zweiten Theile unserer Geschichte gelegentlich erwähnt, sowie auch seine sonstige Betheiligung an den Spuk- und Gespensterromanen der Spieß- und Cramerzeit in den neunziger Jahren. Als er späterhin in die Romantik eintrat, so war es zunächst die Weise Walter Scott's, worin er seinen neuen Standpunkt bewährte. Auch in seinen historischen Schriften, z. B. „Geschichte des Baier'schen Volks und seiner Fürsten", zum Theil in seiner „Schweizer Landesgeschichte" waltet die romantisirende Methode. Seine „Selbstschau" enthält vielfache Spuren romantischer Tendenzen in Absicht auf persönliche Grundlage und Lebenserfassung. Als Dichter wird Zschokke niemals über das Interesse augenblicklicher Unterhaltung hinausreichen, als Mensch aber bleibt ihm die Ehre, zu den Besten unseres Landes zu gehören. Hätte er sich mehr gesammelt, so würde bei unverkennbarer Begabung sein

1) Vgl. Sämmtliche Werke, neu herausgeg. von G. Schwab. Stuttgart, 1840. 5 Bde.

Schriftthum vielleicht an Gediegenheit und Gründlichkeit gewonnen haben, während es, wie es iſt, meiſtens in einförmiger Oberflächlichkeit und flüchtiger Lebendigkeit vorüberzieht. Weder Erfindung noch Ausführung erheben ſich zu wahrhaft poetiſcher Haltung und Form. Das Pragmatiſiren und die Lehrhaftigkeit breiten ſich in ſeinen Produktionen bis zur Ungebühr aus. Die ſprachliche Darſtellung iſt ohne eigenthümliche Färbung und getragenen Charakter. Am meiſten gewinnen noch einige auf die Schweiz bezügliche Romane und Erzählungen, wie z. B. „der Freihof von Aarau", „Adderich im Moos", durch ihre Lokalfarbe äſthetiſches Intereſſe. Daß ſich Zſchokke vor einigen Jahren als Verfaſſer der lange Zeit apokryph gebliebenen „Stunden der Andacht" bekannt, verdient nur inſofern unſere Beachtung, als jenes Werk bedeutenden Ruf bei ſehr bedeutender Einwirkung auf die religiöſe Aufklärung erlangen ſollte. — Einen, wenn auch nicht reichen, doch immerhin werthvollen Beitrag zu der romantiſchen Novelliſtik hat Suckow (pſeudon. Posgaru) in „den Liebesgeſchichten" geliefert, welche, an der Grenze der Epoche (1828) erſcheinend, die Farben der Romantik in mäßiger Beleuchtung wiedergeben. Erfindung, Ausführung und ſprachliche Darſtellung empfehlen dieſe Erzählungen, die ſich in beſcheidener Haltung darbieten. Die ſpäteren Novellen des Verf., z. B. „Germanos" und Anderes, entbehren der Vorzüge, welche den Liebesgeſchichten eignen. — Wir würden vom Standpunkte der Novelle aus hier Steffens eintreten laſſen, wenn wir ihn nicht ſpäter unter der Kategorie der wiſſenſchaftlichen Romantik aufzuführen gedächten, wohin er (gewiſſermaßen ſelbſt ſeinen Novellen nach, indem auch dieſe vorwiegend wiſſenſchaftliche Tendenz haben) in Abſicht auf ſeinen eigenthümlich literariſchen Charakter gehört. — In das Romantiſche ſchlagen hinein v. Woltmann's ſchon gelegentlich erwähnte „Memoiren des Freiherrn von S." (1815). Es ſind Denkwürdigkeiten im Gewande des Romans, in denen beſonders die nationalliterariſchen Beziehungen beſprochen werden. Wie bei Woltmann faſt überall in ſeinen Geſchichtswerken die Sucht nach dem Glänzenden die Farbe der Wahrheit überwiegt und die Anmaßlichkeit des Urtheils die Gründlichkeit nicht zu ihrem Rechte kommen läßt, ſo auch in dieſer Schrift, welche ſich übrigens durch Lebendigkeit und manche geiſtreich-treffende Züge

auszeichnet. Einſeitigkeit und der Kitzel kritiſcher Überlegenheit ſtört den Genuß am Ganzen. Das Buch fand zu ſeiner Zeit viele Leſer. — Woltmann's Frau, Carol. v. Woltmann, bewegte ſich gleichfalls in den Kreiſen der Romantik. Sie wird als Mitarbeiterin an den Memoiren bezeichnet. Sonſt hat ſie ſich durch mehrere Romane (z. B. „Mathilde von Merveld"), auch durch „die Volksſagen der Böhmen" zu ihrer Zeit einen Namen gemacht. — Die Romane von Wilhelmi (z. B. „Wahl und Führung", „die Seefahrer") tragen ebenfalls romantiſche Färbung und ſind, wenngleich ohne beſondere poetiſche Bedeutung, doch mitunter von anſprechender Gemüthlichkeit. — Wollen wir uns von dem novelliſtiſchen Gebiete wieder ab- und zu dem dramatiſchen zurückwenden, ſo ſehen wir hier vornehmlich Öhlenſchläger auf der Seite der Halbromantiker ſtehen. Obwohl Däne nach Geburt und Nationalität, hat er ſich doch, wie früher Baggeſen, das Bürgerrecht in unſerer deutſchen Literatur erworben. Wir müſſen es dieſem Dichter zur Ehre rechnen, daß er ſich des deutſchen Idioms in dem Grade mächtig zu machen gewußt, um in Haltung und Form deutſcher Dichtung auftreten zu können. Sollen wir aber gegen dieſe Dichtung ſelbſt gerecht ſeyn, ſo dürfen wir ihr keine Stufe über der Mittelmäßigkeit anweiſen. Ohne genialen Einblick in die Tiefe der menſchlichen Natur und in das innere Triebwerk des Lebens, ohne Energie des Fühlens und Denkens, ohne Talent einer plaſtiſch gediegenen und kraftgetragenen Darſtellung fließen ſeine dramatiſchen Produktionen meiſt wie waſſergetränktes Löſchpapier auseinander, weder in der Handlung draſtiſch, noch in der Charakteriſtik eigenthümlich beſtimmt oder durch die Darſtellung gehoben. Anfangs auf dem Wege Iffland's und Kotzebue's, neigte er ſich bald Göthe und Schiller und dann, durch ſeinen Landsmann Steffens geleitet, der Romantik zu, zu deren dilettantiſchen Gelüſten er ebenſo aufgelegt war, als die Kotzebue-Iffland'ſche Breiartigkeit den eigentlichen Boden ſeiner Produktionen bildet. Seine Werke ſind daher meiſtens Stücke aus dieſer Schule, nur mit den Blumen der Romantik verziert. Göthe war anfangs geneigt, ihm durch Aufführung derſelben ſein Wohlwollen zu bezeigen, klagte aber bald über die zudringliche Anmaßlichkeit des jungen Mannes und gab ihn auf. Doch nennt er den „Hakon Jarl" eine „verdienſtliche Tragödie," deren Dar-

stellung er auf's ernstlichste vorbereitete, sie jedoch unterließ, weil es „bedenklich schien, zu einer Zeit (1806), da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu geberden (!)." Wir unterlassen es, das Besondere weitläuftig zu besprechen. „Aladin oder die Wunderlampe" ist ein verfificirtes romantisirendes dramatisches Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Das Produkt würde bei vielen treffenden Zügen, die es enthält, viel ansprechender seyn, wenn es weniger dickleibig, verschwimmend und gedehnt wäre. Mit seinen dänisch-nordischen Stücken (z. B. „Hakon Jarl", „Palnatoke", „Axel und Walburg") vertritt er die nationale Seite der Romantik. Jüngst hat er die Sage vom Hamlet unter dem Titel „Amleth" als Tragödie in dänischer Sprache bearbeitet (übersetzt in's Deutsche von Zeise). Er hält sich dabei genauer als Shakspeare an die Erzählung des alten Annalisten Saxo Grammatikus. Am meisten Beifall hat bei uns sein Trauerspiel „Correggio" gewonnen, eine Art Künstlerdrama, dem bald mehrere folgten, wie z. B. Kind's „Van Dyk's Landleben". Jenes Stück leidet, wie alle des Dichters, an Schwäche der Empfindung, der Handlung und Sprache, und wir geben Tieck im Ganzen gerne Recht, wenn er es als „eine kümmerlich zusammengedrückte Nebelgestalt" bezeichnet. Von Öhlenschläger's Erzählungen und lyrischen Gedichten reden wir nicht; sie sind ohne Tiefe und Gepräge. — Nicht ohne Talent erscheint auf dem Felde der romantischen Dramatik Ludwig Robert (1779—1832). Sein Trauerspiel „die Macht der Verhältnisse" empfiehlt sich durch sprachliche Vorzüge, weniger durch drastische Entwickelung der Handlung. Dies Letztere gilt noch mehr von „den Gefesselten", worin die Abstraktion die sinnliche Anschaulichkeit zu sehr überwiegt. Seine romantische Komödie „Kassius und Phantasus" ist reich an ironischen Einzelheiten, aber dürftig in Absicht auf echt komische Ausführung. Unter seinen „Gedichten" sind mehrere, in denen lyrische Belebung herrscht, obgleich im Allgemeinen die hochgehende Phrase vorwaltet. — Wir könnten noch an Klingemann erinnern, der, obwohl ohne besondern Beruf, die Romantik des historischen Schauspiels pflegen wollte, auch in das Faustthema hineinpfuschte, fast durchweg in großrednerischer Effektsucht befangen. — Andere, wie Krug von Nidda (Gedichte, Erzählungen), Borromäus v. Mil-

tiz (Erzählungen), welche mehr oder minder verſchollen ſind, übergehen wir. — Ebenſo ſtellen wir bedeutende Perſönlichkeiten aus der Kategorie der romantiſchen Epigonie, wie Fr. Rückert und Immermann, für die folgende Epoche zurück, in welcher ſie mit ihren wichtigſten Werken auftreten. — Dagegen dürfen wir zwei andere Namen hier nicht unbeſprochen laſſen, die, wenn auch keineswegs den romantiſchen Abſonderlichkeiten huldigend, doch das Siegel der Romantik unverkennbar führen. Wilhelm Müller und Ernſt Schulze können, Jeder in ſeiner Art, mit vollem Recht eine Stelle unter unſern beſſern nationalen Dichtern in Anſpruch nehmen. — Wilhelm Müller (aus Deſſau, 1794—1827) hat vornehmlich im lyriſchen Fache Manches geleiſtet, was die Zeit überdauern wird. Um Anderes zu übergehen, wollen wir hauptſächlich auf „die Gedichte eines reiſenden Waldhorniſten" hinweiſen, aus denen mitunter die herzlichſten Melodien uns entgegenklingen. Müller's „Griechenlieder" tönten zu ihrer Zeit (1822) ermunternd in den Philhellenenenthuſiasmus, als es galt, das Land und Volk der Griechen von der Türkenherrſchaft zu befreien. Unter ſeinen mehrfachen proſaiſchen Werken, die ſich freilich nicht immer der Gründlichkeit rühmen dürfen, heben wir die Schrift „Rom, Römer und Römerinnen" (1820) hervor, weil ſie, aus unmittelbaren Selbſtanſchauungen entſprungen, in leichter lebendiger Darſtellung manches Belehrende bietet. Müller's Novellen ſind ohne beſondern Werth. Mit ſeiner „Blumenleſe aus den Minneſängern", ebenſo mit der „Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebenzehnten Jahrhunderts", welche Karl Förſter fortgeſetzt hat, greift er in literarhiſtoriſcher Beziehung in den Kreis der Romantik ein. Bei größerer diplomatiſcher Treue würde das Unternehmen, welches ſein unverkennbares Verdienſt hat, ſchätzbarer geworden ſeyn. — Entſchiedener treten die romantiſchen Sympathien bei Ernſt Schulze hervor (1789—1817), der mit elegiſch-ſchüchterner Haltung in dem Kreiſe der damaligen Dichter erſcheint. Seinen eigenthümlichen Ruhm hat er ſich im Fache des ſ. g. romantiſchen Epos erworben, wie ſolches namentlich von dem italieniſchen Meiſter Arioſt im ſechszehnten Jahrhundert in die neuere Literatur eingeführt und bei uns namentlich von Wieland national-heimiſch gemacht worden iſt. Schulze trägt daher auch neben den neuromantiſchen Far-

ben die jener Vorgänger, beſonders des Letzteren, deſſen „Oberon“ er in ſeinen bezüglichen Dichtungen (der „Cäcilie“ und „der bezauberten Roſe“) vornehmlich nachahmte. Bei nicht unbedeutendem poetiſchen Talente litt der frühheimgegangene Dichter zu ſehr an der Sehnſuchtskrankheit, als daß er mit freiem Fluge zu den höheren Regionen ſeiner Kunſt ſich hätte emporſchwingen können. In mehr als einem Bezuge erinnert er uns daher an Hölty, mit dem er zum Theil den Schauplatz ſeines Dichtens (Göttingen), zum Theil den Ton ſeiner Lieder und das Schickſal des baldigen Todes gemein hat. Nachdem Schulze in Göttingen ſeine Studien gemacht, bethätigte er ſich gleich vielen edeln Söhnen unſers Volks an dem großen Kampfe für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes, in ſeinem Herzen das Bild einer Geliebten (Tochter des Prof. Tychſen) mitführend, die, in der ſchönſten Blüte der Jugend durch den Tod ihm entriſſen, die Muſe ſeines Dichtens wurde. Seine Gedichte, welche in Petrarka's Weiſe faſt nur von der Einzigen ſingen, ſind im Ganzen von elegiſcher Wehmuth durchzogen. Seine eigentlichen Elegien weiſen in Abſicht auf Reinheit und Gefälligkeit der Form auf die römiſchen Elegien Göthe's zurück; wie Schulze denn überhaupt in der Kunſt des Verſes den erſten Meiſtern unſerer Literatur beizuzählen iſt. — Was ſeine genannten romantiſchen Epen angeht, ſo iſt die „Cäcilie“ eine poetiſche Feier der Geliebten des Dichters, worin für den Erbfehler faſt aller Epopöen, die in Langweiligkeit übergehende Breite, durch viele höchſt anziehende Einzelheiten einigermaßen Entſchädigung gegeben wird. Die „bezauberte Roſe“ (ein Preisgedicht in der Urania 1818) leidet weniger an jenem Fehler als an Mangel der Belebung, in welcher Hinſicht Wieland's Oberon weit voran ſteht. Dagegen waltet darin die eben gerühmte Meiſterſchaft in Vers und Sprache [1]).

Neben den produktiven Sympathien der Romantik haben wir auch noch auf die literarhiſtoriſchen und kritiſchen flüchtig hinzuweiſen. Wie die neuromantiſche Literaturrichtung überhaupt weſentlich auf dem Boden der Kritik und Literaturgeſchichte erwuchs, iſt gleich anfangs ausgeführt worden. Dieſe Seite blieb nun auch durch den ganzen Verlauf derſelben Gegenſtand der Pflege. Was die urſprüng-

1) Schulze's Sämmtl. poet. Schriften herausg. von Bouterwek 1818.

mehr eigentliche Schule in diesem Bezuge geleistet, soll hier nicht wiederholt werden, da es bei der allgemeinen Charakteristik der romantischen Doktrin seine Würdigung gefunden. Es kommt eben nur darauf an, dasjenige zu berühren, was als Nachwuchs jener ersten Anlagen zu betrachten ist und mehr oder weniger nahe damit zusammenhängt. Am bedeutsamsten erscheint uns hier Solger (1780—1819), der, Philosoph und litterarhistorischer Kritiker zugleich, gleichsam die ersten Anknüpfungsfäden der Romantik wieder aufnimmt. Auch er stand zunächst auf der Spitze des Idealismus, von welcher herab er aber mit der Naturphilosophie in freundschaftlichen Verkehr treten wollte. Fichte und Schelling begeisterten ihn durch ihre Vorlesungen in gleichem Grade, besonders aber zog ihn der Erste durch seinen strengphilosophischen Vortrag an. „Es ist ihm eine wahre Wollust, die beiden großen Männer der Zeit im Fache der Philosophie kennen gelernt zu haben und zu vergleichen[1]." Solger gerieth auf diesem Wege in die Mitte zweier Standpunkte, deren Versöhnung und Ausgleichung ihm niemals gelingen wollte. Er konnte einerseits die absolute Idee des Göttlichen, die er ohne die Welt des Endlichen zu denken trachtete, nicht bestimmen und festhalten, andererseits aber ebensowenig die Welt, welche er entgöttlichte, in ihrer rechten Bedeutung und Wahrheit erfassen. So trieb ihn der Widerspruch des Dualismus zu gezwungenen, unbestimmten, zwischen Mystik und wissenschaftlichem Begriffe hinüber- und herüberschwebenden Ansichten, woraus eine gewisse Unseligkeit der Stimmung, eine hypochondrische Unzufriedenheit mit Leben und Wirklichkeit sich ergab, die auch in seine Theorie der Kunst und Poesie zum Theil überging. Seine Lehren von der Tragödie und Komödie tragen die Spuren jener abstrakt-dualistischen Weltansicht wesentlich und unverkennbar an sich. Die eigentliche Centralisation seiner ästhetischen Theorie enthält sein „Erwin" (Gespräche über das Schöne und die Kunst, 1815) in periodischer Breite und schwerfälliger dialogischer Bewegung dargestellt[2]. Es fehlt die innere dialektische Triebkraft und damit der

1) Vergl. Nachgel. Schrift. I. S. 134.

2) Solger's Vorlesungen über Ästhetik, die er als Professor an der Berliner Universität hielt, hat nach seinem Tode K. L. W. Heyse (1829), seinen sonstigen Nachlaß und Briefwechsel Tieck mit Raumer (1826) herausgegeben.

strenge, in sich selbst nothwendige und sich aus sich belebende Fortgang. Die eigentlichen Ideen, worauf es ankommt, werden durch das konversatorische Räsonnement eher verfinstert, als wahrhaft aufgeklärt. Solger litt überhaupt an der beinahe fixen Idee, daß die dialogische Methode die einzig zweckmäßige und richtige für die philosophische Untersuchung sey. Daß der „Erwin" kein Glück machte, worüber Solger sich gegen seine Freunde mehrfach beklagt, war bei dieser seiner Form nicht zu verwundern; auch läßt sich nicht verkennen, daß die berührte Unentschiedenheit in Ansicht und Gedanken, welche Solger's Philosophie im Ganzen charakterisirt, auch hier die Ungunst in Aufnahme und Anerkennung mit verursacht haben mag. Konnten doch selbst seine Freunde, z. B. Fr. v. Raumer und Tieck, sich in dessen Bau und Inhalt nicht finden[1]). Kurz, Solger steht mit seiner Denkart in der Sphäre der Halbheit, von welcher aus er überall mit den Grundsätzen der Romantik liebäugelt, während er sich von seiner antiken Bildung und philosophischen Wissenschaftlichkeit behindern läßt, in ihre Konsequenzen ganz und dreist einzugehen. Auch er möchte gern Denken und Leben in dem Einen der Kunst zusammenlaufen sehen und wollte dieses gerade dadurch erreichen, daß er eben „die künstlerische dialogische Form" sich zum Ziele machte. Auch darin finden wir ihn auf der romantischen Spur, daß er die Religion auf dem Wege einer populären Philosophie in das nationale Bewußtseyn hinüberleiten und darin beleben will. Er streift hiermit und noch mehr in seiner großen Vorliebe für Novalis und dessen Roman „Heinrich von Ofterdingen" nahe an den mystischen Tendenzen der neuen Schule hin[2]). Vorzüglich aber ist es die romantische Tradition der Ironie und des Humors, deren ästhetische Bedeutung auch er näher zu bestimmen sucht. Er hat dieses Thema besonders im „Erwin" behandelt. Die Ironie will er nicht in dem Sinne einer frivolen genialisch-subjektiven Hinwegsetzung über „Alles, was den Menschen wesentlich und ernstlich interessirt," über alle objektive Wahrheit und Vernünftigkeit, wie die erste Epoche der Schlegel'schen Drang-Romantik sie durchführen möchte, auf-

1) Vgl. Nachgel. Schriften, Bd. I. an mehreren Stellen. In diesem Bande ist auch der in vieler Hinsicht wichtige Briefwechsel Solger's enthalten.

2) Vgl. z. B. Nachgel. Schr. I. S. 95. 385. 593. 689. II. S. 620.

gefaßt wiſſen; ſie muß ihm vielmehr das Höchſte und Heiligſte vermitteln, in welcher Beſtimmung ſie mit der Myſtik zuſammentreffen ſoll, die er in ihrem Hinwenden auf die Wirklichkeit für die eigentliche Mutter derſelben hält. Überhaupt konnte Solger in dieſem Punkte wie überall ſich nicht mit der genial-vornehmen Anmaßung des Athenäum's zuſammenfinden. Die Gründlichkeit ſeiner Studien und der philoſophiſche Ernſt ließen ihn tiefer gehen und die Wahrheit heiliger achten. Vor Allem nun erſcheint ihm die Ironie als „der wahre Mittelpunkt der dramatiſchen Poeſie," und er wundert ſich ſogar darüber, daß A. W. Schlegel ſie in ſeinen bezüglichen Vorleſungen in dieſer Hinſicht nicht genug betont und hervorgehoben hat[1]). Im „Erwin" behandelt er dieſelbe vorzugsweiſe nach ihrer humoriſtiſchen Dignität; allein man kann ſich nicht verhehlen, daß ihm die Sache ſelbſt nicht recht klar geworden. Die vielen Worte verſchwemmen die Gedanken und aus dem Gewirre des Hin- und Herredens verliert man den Begriff des Gegenſtandes erſt vollends, den aufzuklären, der große Aufwand vergebens gemacht wird. Solger's ganze Anſicht enthält viel Schiefes, worauf auch ſchon Hegel (in ſeinen Grundlinien der Philoſophie des Rechts) beſtimmt genug hingewieſen. Im Allgemeinen beruhet dieſelbe auf ſeiner philoſophiſchen Grundanſchauung von der Nichtigkeit alles Endlichen vor Gott. Die Selbſtvernichtung des Endlichen an dem freien Subjekte und durch dieſes, um in dieſer negativen Freiheit die unendliche Poſitivität des Göttlichen in uns und in Beziehung auf die Welt zum Bewußtſeyn zu bringen, iſt ihm der Proceß der Ironie, der echte Humor.

Solger's rechtes Verdienſt um unſere Literatur möchten wir nun lieber in ſeiner Überſetzung „des Sophokles" finden (1808). Er hat dadurch zuerſt den Anfang gemacht, dieſen ſchönen, echt griechiſch-ſittlichen Dichtergeiſt unſerem größeren Publikum näher zu bringen und bei uns gemach zu nationaliſiren; denn frühere Verſuche dieſer Art, wie z. B. der von dem Grafen L. v. Stolberg, konnte hierauf nur wenig Anſpruch machen. Spätere Überſetzungen aber, wie namentlich die von Thudichum und Donner, weiſen durch ſich ſelbſt auf jenen Anfang zurück. Die gehalt- und kenntnißreiche Vorrede bleibt ein un-

1) So in ſeiner trefflichen Recenſion von A. W. Schlegel's Vorleſungen über die dramat. Kunſt und Poeſie in den Wiener Jahrbüchern (1818).

ſchätzbarer Beitrag zu angemeſſener nationaler und äſthetiſcher Würdigung des großen alten Tragikers, der mehr als ſonſt Einer unſerem deutſchen Geiſte und Gemüthe verwandtſchaftlich zuſpricht.

Will man Zeiten, Verhältniſſe und Leiſtungen nicht zu genau abgrenzen und beſtimmen, ſo könnte auch Wilhelm Neumann (1781—1835) als ein doktrinärer Mitarbeiter an dem Ausbau der neuen Literatur-Romantik gelten. Daß er in Berlin mit Mehreren von denen, welche dabei vornehmlich betheiligt waren, zuſammentraf, kann nur als äußerlicher Bezug einige Geltung haben. Nähere Bedeutung hat der Einfluß, den die Schlegel'ſchen Grundſätze auf ihn übten, ſo wenig er auch in direkter Verbindung mit den Gebrüdern, als den eigentlichen Organen der neuen Literaturbewegung, ſtand; weshalb ſich auch nicht wohl mit Gutzkow behaupten läßt, daß er „unter den Ballaſt der Schlegel-Tieck'ſchen Partei" gerathen ſey [1]). Daß er ſich dem formellen Versgeſpiele der Schule etwas mehr als er geſollt, hingegeben, iſt ein Zug, der ihn keineswegs als einen orthodoxen Anhänger jener Seite bezeichnen kann. Neumann's literariſche Stellung iſt eine kritiſche und mit dieſer gehört er hierher. Seine Kritik ruhet im Allgemeinen auf dem Grunde der Schlegel'ſchen und charakteriſirt ſich hauptſächlich durch die Richtung auf die individuellen Bezüge, mittels welcher ein Werk mit ſeinem Urheber zuſammenhängt, und die hervorzuſtellen, ihm als eine eigenthümliche kritiſche Angelegenheit erſcheint. Daß man bei aller Feinheit und oft treffenden Schärfe den beſchränkten Sinn und Standpunkt des Autodidakten bemerkt, wollen wir mit Gutzkow gern zugeben, ohne ihn jedoch darum zu beſchuldigen, daß er mit dieſer Beſchränktheit „die Galle des Parteigängers" vermiſchte. In letzterer Hinſicht ſtimmen wir vielmehr ſeinem Freunde Varnhagen bei, wenn er von ihm ſagt, „daß ihm bei Beurtheilung des Einzelnen ſtets der Bezug auf ein größeres Ganzes des literariſchen Bildungszuſtandes gegenwärtig geblieben [2])." Daß er freilich bei dieſer Hinwendung auf's Ganze nicht immer den freien Blick bewahrte und gegen neue literariſche Aufſtrebungen aus dem Geſichtspunkte älterer Tradition ſich mehrfach reaktionär erwies, iſt nicht ganz wegzuleug-

1) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur I. S. 33.

2) Vermiſchte Schriften II. S. 167.

nen. Mehrere ſeiner kritiſchen Aufſätze, deren er noch in der nachromantiſchen Zeit z. B. in Hegel's „kritiſchen Jahrbüchern" geliefert, dürfen indeß allerdings den beſten der Art zugeſellt werden. Der unvollendete Roman, welcher unter dem Titel „Karl's Verſuche und Hinderniſſe" wegen einiger nicht unglücklichen humoriſtiſch-ſatiriſchen Elemente, beſonders in Beziehung auf den Charakter von Wilhelm Meiſter, einen gewiſſen Ruf erworben, iſt ihm nicht ganz zuzuſchreiben, da mehrere Freunde, namentlich Varnhagen von Enſe, an demſelben mitgearbeitet. — Auch Fr. A. Bernhardi kann unter den kritiſchen Streitern für die Principien der romantiſchen Schule aufgeführt werden. Doch gehört er mehr der Schule ſelbſt an als ihren Epigonen. Mit gründlicher Sprachbildung verband er nicht gemeine literariſche Kenntniſſe und einen ſcharfen äſthetiſchen Sinn. Aus Berlin gebürtig, traf er hier in dem Zeitpunkte, wo dieſe Stadt die Metropole der Romantik war (1800—1804), mit den vornehmſten Repräſentanten derſelben, beſonders mit den beiden Schlegeln, näher zuſammen. Wir gedenken hier zunächſt ſeiner Theilnahme an den polemiſchen Feldzügen, welche die Romantiker in der eleganten Zeitung gegen die Angriffe von Kotzebue und Merkel im Freimüthigen unternahmen. Daß ſein „Kynoſarges" eine Art Gegenſtück zu dem Schlegel'ſchen Athenäum bildet, haben wir ſchon gelegentlich angeführt. Ungefähr gleicher Ton, gleiche Tendenz, gleiche Form charakteriſiren dieſe Zeitſchrift. Die nicht ohne Geiſt geſchriebenen „Bambocciaden" erſchienen bereits um den Anfang der Romantik (1797 ff.) und haben zu ihrer Zeit Bernhardi's Namen berühmt und beliebt gemacht. — Wir könnten hier auch Varnhagen erwähnen, der anfangs allerdings mit der romantiſchen Literaturrichtung ſympathiſirte und in einigen ſeiner literarhiſtoriſchen Leiſtungen (z. B. in ſeinen Charakteriſtiken von Flemming, Canitz, Beſſer, Zinzendorf, 1824) dem Standpunkte derſelben noch zum Theil zuneigt, ſtände er nicht mit dem Geſammtcharakter ſeiner Schriften außer jener Zeit und deren literariſchen Tendenzen. — Mehr noch würden die hiſtoriſchen Forſchungen der Brüder Grimm auf dem Gebiete unſerer altdeutſchen Literatur hierher gehören, wie denn Jak. Grimm's Schrift „über den altdeutſchen Meiſtergeſang" (1811), ebenſo „die Kinder- und Hausmärchen" (1812) und die „deut-

schen Sagen" (1816), von Jak. und Wilhelm gemeinsam herausgegeben, ganz in diese Region fallen. Doch greift ihr Wirken so tief in die eigentlich wissenschaftlichen Sprachstudien hinein, daß wir vorziehen, ihnen unter dieser Rubrik in dem folgenden Kapitel ihren Platz zu geben. Was Andere, wie z. B. Uhland, in literarhistorischer Hinsicht aus dem Standpunkte romantischer Auffassung geleistet, hat schon Erwähnung gefunden. — Eine besondere Aufmerksamkeit könnten wohl noch die Übersetzungen, welche im Geiste der weltliterarischen Richtung der Romantik während des Laufes ihrer Entwickelung erschienen sind, in Anspruch nehmen. Wir haben ihrer jedoch zum Theil schon gelegentlich gedacht und das Wesentlichste bezeichnet. Wir müßten von Neuem erwähnen, welche Verdienste sich vor Allen A. W. Schlegel in diesem Bezuge erworben, indem er durch seine desfallsigen Leistungen das Beispiel gegeben, wie die fremde Literatur zu der unsrigen gemacht werden kann; wir müßten wiederholt an Gries erinnern (an seine werthvollen Verdeutschungen des Calderon, des Torquato Tasso („Befreietes Jerusalem"), des Ariost („Rasender Roland")); auch die Übersetzungen des Dante von Kannegießer und von Streckfuß, des Lopez von Otto v. Malsburg und so manches Andere würde nochmals zu berühren seyn, wollten wir auf diese Seite der Romantik zurückkommen. Es möge daher genügen, auf das früher Gesagte zu verweisen und Einiges (wie z. B. Rückert's orientalische Gaben) im weiteren Verlaufe unserer Geschichte nachträglich anzudeuten.

Fünftes Kapitel.

Die Wissenschaft während der Epoche der Romantik.

Geist und Richtung der neuen Romantik gingen ebenso sehr von der Wissenschaft aus, als sie sich in deren Elemente fortbewegten und fortwährend aus demselben ernährten. Poesie und Wissenschaft sollten sich, wie wir gesehn, gleichsam zu einem Ehebunde vereinigen. Schon Göthe hatte auf diesen Bund mehrfach hingedeutet, und Schiller ihn in seinen ästhetischen Abhandlungen nicht ohne Nachdruck betont. Beide Dichter pflegten die Wissenschaft, wie sie ihrem eigenthümlichen poetischen

Standpunkte zuſagte. Göthe, der Dichter auf dem Grunde der Natur, übte die Naturwiſſenſchaft, Schiller, der Prophet des Evangelium's der Freiheit, widmete Sinn und Arbeit der Geſchichte und Philoſophie. Zu gleicher Zeit ſpielen dieſe bezüglichen Wiſſenſchaften unverkennbar in die Dichtungen beider Männer über. Göthe's Metamorphoſe der Pflanzen iſt gleichſam ein naturwiſſenſchaftliches Gedicht, während Schiller's klaſſiſche Lyrik poetiſche Philoſophie iſt, ſeine Tragödien theils dieſes, theils poetiſche Geſchichte. Wie ſehr der neue Aufſchwung, den die Wiſſenſchaft durch Kant's ſpekulative Wiederbelebung gewann, jene ſelbſt mehr und mehr in unſere Literatur vorſchob, hat bereits ſeinen Nachweis erhalten. Ebenſo iſt gleich Eingangs dieſer Betrachtung der romantiſchen Literatur dargelegt worden, wie dieſelbe auf dem Grunde der aus Kant's Doktrin hervorgewachſenen idealiſtiſchen Naturphiloſophie weſentlich ruhete. Darum wurden die beiden Träger dieſer Philoſophie, Fichte und Schelling, von und an die Spitze der Romantik geſtellt, jener als Urheber des reinen ſ. g. transſcendentalen Idealismus, der Andere als Umbildner des letzteren in ſeine naturweltliche Offenbarungsform. — Überblickt man nun die Entwickelungsgeſchichte der Wiſſenſchaft als ſolcher während des erſten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts, ſo iſt nicht zu verkennen, daß ſie im Allgemeinen unmittelbar oder mittelbar den Einfluß der Romantik verräth und ihren Geiſt zurückſpiegelt, wobei nicht geleugnet werden ſoll, daß einzelne Erſcheinungen in ihrem Gebiete einen ſelbſtſtändigeren Charakter tragen. Daß und wie die Kritik vorab unter der Anführung der beiden Schlegel aus jenem Principe ihren neuen Aufwuchs zog, der bis tief in die Gegenwart hinüberwuchert, iſt an geeigneter Stelle ausgeführt; daß aber auch die Theologie und Naturwiſſenſchaft, letztere beſonders, daß Geſchichte und Politik, ſelbſt die Jurisprudenz, namentlich in ihren hiſtoriſchen und germaniſchen Sympathien, nebſt der Philologie, daß endlich unſere deutſch-ſprachlichen Studien davon urſprünglich getragen werden, kann dem kundigen Auge wohl nicht entgehen. Wie ſchwierig es nun auch ſeyn mag, in einem ſo engen Rahmen, wie es hier geſchehn muß, ein abgerundetes und zugleich wohlgetroffenes Bild der bezüglichen Literaturerſcheinungen darzuſtellen; ſo wollen

wir doch verſuchen, die weſentlichſten Züge zu ſammeln und einer überſichtlichen Anſchauung vorzuführen.

Sprechen wir zuvörderſt wiederum von der Philoſophie; ſo lehnt ſie in ihrem Fortbildungsgange vorzugsweiſe und faſt ausſchließlich an Schelling's naturphiloſophiſche Spekulationen und theologiſirenden Spinozismus an, zu welchem ja ſelbſt Fichte's ſpätere Weltanſchauung umlenkte. Daß Böhme's Phantaſien dabei eine bedeutſame Rolle ſpielen mußten, läßt ſich um ſo eher erwarten, als ja Schelling's Umbildung des Spinozismus ſelbſt ganz eigentlich durch Böhme'ſche Spekulationen vermittelt wurde. Am fruchtbarſten zeigte ſich die Bearbeitung Schelling'ſcher Ideen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft, weshalb die Vertreter dieſer meiſtens auch die Pfleger der Philoſophie ſind. Dieſelben Namen, welche dort hervorleuchten, glänzen auch hier. Faſt ebenſo nahe liegen die Grundideen von Schelling's Weltanſicht der religiöſen Seite, ſo daß auch auf dieſer die weitere Bildungsgeſchichte ſeiner Philoſophie fortläuft; wie denn bei ihm ſelbſt ſchon die Naturphiloſophie unvermerkt in die Religionsphiloſophie hinübergeht. Beide ruhen ja in ſeiner Doktrin, wie wir geſehn, auf gleichem Grunde, und die Religionslehre erſcheint nur als eine höhere Entwickelungsſtufe der Naturphiloſophie. Daher erklärt ſich denn auch, wie Mehrere, z. B. Steffens und Schubert, von dieſer zu jener hinübertreten mochten. Die nächſten Erſcheinungen auf der Bahn philoſophiſcher Fortbewegung knüpfen noch gleichmäßig an Fichte und Schelling an. Auf dieſem Punkte finden wir z. B. J. J. Wagner, bei dem die naturphiloſophiſche Anſchauung mit der Denkſtrebung Fichte's ſich unverkennbar verbunden zeigt. Wagner denkt ruhig und ſcharf und ſucht die ideal-ſpekulative Welterklärung mit den chemiſchen Proceſſen in Bezug zu bringen, in ſeiner Behandlungsweiſe Herbarten nahe verwandt, mit dem er auch in ſeiner mathematiſchen Weltanſchauung einigermaßen zuſammentrifft. Die Philoſophie der Mathematik wurde ihm die eigentliche Baſis der geſammten ſpekulativen Weltwiſſenſchaft und ſtreckt ihre Arme ſelbſt in das anthropologiſche Gebiet hinüber. So ruhet z. B. ſein Buch „Der Staat" (1816) auf einer Art fundamentalen Quadratur und bauet ſich in ſtrenger Architektonik zu einem mathematiſchen Syſteme empor, bei viel willkürlicher Konſtruktion manche ſcharfſinnige Ausführung bietend. Im

Ganzen aber bemühet sich Wagner, die Schelling'sche Grundidee der Polarität in folgerichtiger Weise allseitig durchzuführen. In der Schrift „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat, in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet" bieten sich in dieser Hinsicht vielseitige Vergleichungspunkte. — Ihm zunächst möchten wir J. C. F. Krause stellen, weil auch er eine Art Vermittelung zwischen Fichte'schem Gedankenwesen und Schelling'scher Theosophie anstrebt und selbst im Punkte der mathematischen Weltbetrachtung ihm zur Seite tritt. Krause's ausgedehntes Schriftthum hier zu besprechen, würde uns indeß zu weit über unsere Grenzen hinausführen. Obgleich eine kleine Partei versucht hat, seine Philosophie als eine originale Erscheinung zu Ansehn zu bringen; so bietet sie doch dem unbefangenen und kundigen Auge wenig Erhebliches, mit dem man sich, selbst abgesehen von der gezwungenen Ausdrucksweise und breiten Schwerfälligkeit, befreunden möchte. — Auf dem Boden des Idealismus stehend, hebt sich Arthur Schopenhauer zu einer höchst eigenthümlichen und originellen Auffassung der weltlichen und menschlichen Dinge. In seiner bekannten Schrift „Die Welt als Wille und Vorstellung" (welche zuerst 1819 erschien und 1844 in einer zweiten Auflage verbessert und mit schätzbaren Erläuterungen vermehrt neu herausgekommen ist), sucht er das Princip der Welterscheinung in dem Willen aufzuweisen und in strenger Folgehaltung durchzuführen. Der Wille ist ihm das ursprüngliche Ansich. Derselbe erzeugt durch sich selbst sein Erkenntnißorgan, das Gehirn. So entsteht die Vorstellung, welche daher mit der Thierwelt hervortritt und die Dinge in verschiedenen Stufen erscheinen läßt. Schopenhauer sucht auf diese Weise den Dualismus, welchen Kant noch hatte bestehen lassen, aufzulösen, Ideales und Reales, Subjektives und Objektives in einem Dritten, einem Urgrunde, ausgleichend. Was die Anwendung dieses Princips auf den Menschen betrifft; so ist hier die Aufgabe, durch Verneinung des produktiven Willens, als der Ursache alles Übels, die Welt selbst zu überwinden und so in einen absoluten irdischen Quietismus hinüberzugehen und die Selbstertödtung anzustreben [1]). Wie viel Gewagtes und Hypothetisches sich aufdrängen

1) Neben dem genannten Hauptwerke Schopenhauer's ist noch zu berücksichtigen die spätere Schrift desselben „der Wille in der Natur" 1836, worin manche

mag, immerhin ſteht das Werk als ein Zeugniß da des ernſten Denkens, geiſtvoller Auffaſſung, vielſeitiger Kenntniſſe und trefflicher wiſſenſchaftlicher Darſtellung; Eigenſchaften, die es berechtigen, namentlich in literariſcher Bedeutung, den vorzüglichſten Arbeiten ſeiner Art zur Seite zu treten. Schopenhauer's Polemik gegen diejenigen, mit denen er zum Theil, ohne es zu wollen, ähnliche Wege geht, wie z. B. gegen Fichte, insbeſondere aber gegen Hegel, trägt indeß nicht immer den Charakter wiſſenſchaftlicher Würde und Haltung; wie denn in der Einleitung zu ſeinen ethiſchen Preisſchriften die Kritik ſich bis zur Invektive ſteigert. — Strenger auf dem Angelpunkte naturphiloſophiſcher Ideen bewegen ſich Andere. Wir begegnen hier in vorderſter Stelle Eſchenmayer, der, von Kants naturmetaphyſiſchen Anſichten angeregt, ſich der philoſophiſchen Naturbetrachtung beſonders zuwandte, um auf dieſem Wege zuletzt in geſpenſtergläubige und ſomnambulirende Abenteuerlichkeit auszulaufen. In die eigentliche naturphiloſophiſche Sphäre führte ihn zunächſt Kielmeyer ein, von welchem ab er ſich gemach Schelling's Ideen mehr und mehr zuwandte. Sein „Grundriß der Naturphiloſophie", obwohl erſt 1832 erſchienen, ſteht der Sache nach in der Mitte der romantiſchen Zeit. Dieſe Schrift ruhet zunächſt auf Kielmeyer's Anſicht von dem Verhältniſſe der organiſchen Grundkräfte, geht aber am Ende vollſtändig in Schelling'ſche Spekulationen über. Eſchenmayer hat den von Schelling ſpäter adoptirten Ausdruck Potenzen zuerſt angewandt. In ſeiner „Pſychologie" (1817) ſchwankt er zwiſchen Naturphiloſophie und Empirie hinüber und herüber. Philoſophiſcher Vielſchreiberei ſich hingebend, verliert er ſich immer weiter in charakterloſe Breite und ſtyloſes Gewäſch, bis ihn die Wunder des thieriſchen Magnetismus faſt ganz um den Verſtand bringen. — Wir würden nächſt ihm Görres nennen, der bereits in ſeiner Schrift „Glauben und Wiſſen" (1805) in das Gebiet der romantiſchen Spekulation eindrang, dann ſich mit den naturphiloſophiſchen Anſchauungen auf das Feld der Phyſiologie hinüberwagte, hätte er ſeine nationale Hauptbedeutung nicht vielmehr im Bereiche der Politik; wie wir ihn denn nach dieſer Seite

nähere Aufklärung gegeben wird. Seine logiſchen und ethiſchen Schriften übergehen wir.

hin unter der Kategorie der patriotischen Romantik charakterisirt haben. Auch werden wir Gelegenheit haben, ihn unten noch einmal als romantisirenden Mythologen zu erwähnen. — Bestimmter steht Troxler mit seinen eigentlich philosophischen Ansichten auf den Grundlagen der Schelling'schen Naturphilosophie. Es fehlt ihm bei lebhafter Gedankenbewegung an Tiefe der Auffassung, sowie an Klarheit und Sicherheit der Ausführung. Mit „den Elementen der Biosophie" (1808) trat er zunächst auf den naturphilosophischen Boden, späterhin mehr und mehr den metaphysischen, logischen und politischen Problemen sich zuwendend. Unter seinen Schriften darf das Buch „Blicke in das Wesen des Menschen" (1812) als ein willkommener Beitrag zu der anthropologischen Wissenschaft angesehen werden. — Ohne spekulative Eindringlichkeit, dagegen mit einer gewissen Gemüthlichkeit bewegt sich G. H. Schubert (seit 1826 Professor in München) auf demselben Gebiete. Er ist in mehr als einer Hinsicht Steffens vergleichbar, indem er wie dieser mit seiner Philosophie in die Poesie hinüberspielt und zuletzt bei der Theologie Einkehr nimmt; doch neigt er noch näher als jener sein Geistesverwandter der religiösen Mystik zu, welcher er von Anbeginn befreundet war. „Die „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (1806 und 1820), ebenso die „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (1808) sind voll sinniger Auffassungen, aber auch voll von dunkelnden Schatten gemüthseliger Anschauungen, welche in der „Symbolik des Traums" (1814) sich bedeutend wiederholen. Seine „Geschichte der Seele" (seit 1830 in mehreren Auflagen erschienen) ist überall durchzogen von religiöser Schwärmerei, zeugt indeß zugleich von einer schönen Hingebung an diese wichtige Angelegenheit wissenschaftlicher Betrachtung. Die Psychologie ist überhaupt gewissermaßen Ausgangs- und Endpunkt von Schubert's naturphilosophischer Weltansicht. Indem wir seine eigentlich naturwissenschaftlichen Schriften (z. B. „Lehrbuch der Naturgeschichte u. s. w.) übergehen, erinnern wir nur noch an sein gefühlfreundliches „Wanderbüchlein", an seine „Erzählungen" und Reisebeschreibungen, („Reise in's südliche Frankreich", besonders „Reise in's Morgenland"). Seine Darstellungen und Ausführungen sind meistens ohne logische Folgerichtigkeit und wissenschaftliche Bestimmtheit,

gefallen sich dagegen in blühender, salbungsreicher, poetisirender Fülle, die nicht selten in traumselige Trunkenheit und Nebelhaftigkeit verschwimmt. — Schubert leitet in der Art, wie er die naturphilosophische Weltanschauung mit Jacobi'scher Gemüthsauffassung verbindet, uns auf ein Paar Männer hin, die, wennauch ohne originelle Bedeutung, doch durch die Art, wie sie die anthropologische Wissenschaft den spekulativen Ideen der Naturphilosophie näher rückten und die Gefühlsseite mit dem Begriffe auszugleichen bemühet waren, wohl einige Aufmerksamkeit verdienen, wir meinen v. Berger und Suabedissen. Jener hat in seinen „Grundzügen der Wissenschaft" (1817 ff.) auf etwas breiter Basis eine recht anschauliche Darlegung der Stellung des Menschen in dem Mittelpunkte der Welt gegeben, während der Andere in seinen „Betrachtungen über den Menschen" und sonst mehrfach die rein psychologische Seite näher berücksichtigt. Die Klarheit und Bildung des Vortrags empfiehlt die Schriften beider Denker, welche für den Mangel an Tiefe der Spekulation durch den ungezwungenen Eklekticismus einigermaßen entschädigen.

Am höchsten erhebt sich auf den Stufen von Schelling's Naturphilosophie Henrich Steffens (1775—1845), der, wie Mundt sehr richtig bemerkt, „als Philosoph immer Romantiker und als Romantiker immer Philosoph war." Er stellt recht anschaulich das Streben dar, die Wissenschaft zur Dichtung, diese zu jener umzubilden. Als treuester Genosse Schelling's auf dem Wege der Fortbildung der naturphilosophischen Spekulation, suchte er dieselbe vor Andern in die Fülle positiver Naturkenntnisse hinüberzuleiten; weshalb er denn (wie er ausdrücklich gethan) die Ehre wohl ansprechen mochte, der Naturphilosophie ihre konkrete Bestimmtheit und Haltung vermittelt zu haben. Wegen dieser Vermittelung aber könnte er auch fast ebensosehr unter den eigentlichen Naturforschern dieser romantischen Epoche als unter den philosophisch-spekulativen Trägern der Schelling'schen Lehre seinen Platz finden. Norweger von Geburt, naturalisirte er sich bei uns bald auf dem Grunde und unter dem Einflusse der Literatur unseres Vaterlandes, für dessen nationale Selbstständigkeit er in den Befreiungskriegen ebenso öffentlich auftrat, als er längst sich heimlich mit der tugendbundlichen Patriotengenossenschaft verbunden hatte.

Steffens stellte sich, von Buffon angeregt, sehr früh auf die Seite naturwissenschaftlicher Studien und empfing in Jena von Schelling die Weihe für seine naturphilosophische Zukunft, während ihn der berühmte Mineralog und Geolog Werner in Freiberg in die Tiefe der Erdbildungen führte, wovon das Resultat die Schrift war: „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde", mit welcher Steffens auf dem naturwissenschaftlichen Felde gewissermaßen debutirte. Einige Jahre später trat er als Professor in Halle mit seinen „Grundzügen der philosophischen Naturwissenschaft" (1806) entschieden auf den Boden der Naturphilosophie, den er dann seitdem möglichst anzubauen suchte. Mit der „Oryktognosie" (1811) bereitete er sich den Ausgangspunkt für seine „Anthropologie" (1821), in welcher er den Menschen „als das ordnende Princip der ganzen Natur" hinstellt, von dessen Unschuld und Schuld Harmonie und Zwiespalt in der letztern selbst abhängen sollen. Er bemühet sich, den Menschen in seinem innersten Verbande mit der Erde und dem Bildungsgange derselben aufzuweisen und so den Parallelismus der Geschichte beider darzustellen, nicht ohne gewagte Hypothesen und verwogenes Phrasendunkel bei unverkennbarem Fortschritte in den Gängen einer die abstrakte Schematisirung der Naturverhältnisse auf das Maß der Wirklichkeit zurückleitenden Erfahrung. Zu diesen und andern naturphilosophirenden Leistungen (unter denen die Beiträge, welche er zur spekulativen Physik geliefert, eine bedeutende Stelle behaupten dürfen) fügte er politisch-philosophische; war doch bei ihm der Patriotismus gleichsam aus derselben persönlichen Wurzel mit den Sympathien für die Naturbetrachtung emporgewachsen. Seine Schrift „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" (1817) enthält treffende Wahrheiten, bedeutsame Winke, glückliche Blicke in das Zeitverhältniß, nebenher auch nicht zu verachtende Bemerkungen über unsere Literatur und ihre Vertreter. Die „Karikaturen des Heiligen", die unmittelbar folgten, stellen in kecken und scharfgezeichneten Zügen die Verfälschungen des Edelsten im menschlichen Leben nach allen Seiten hin dar und weisen in den irdischen Verirrungen auf die Religion hin, in welcher Steffens die reine Quelle der Sittlichkeit und den Polarstern alles Rechten findet. Dieses in vieler Hinsicht tüchtige, aber an durchgreifender Ge-

biegenheit und Reife der Gedanken ſich nicht immer gleiche Buch iſt bei aller Freiſinnigkeit hiſtoriſcher Auffaſſung und Beurtheilung doch ſchon eine Art Vorſpiel von des Verfaſſers ſpäter eintretendem theologiſchen Rigorismus, der ſich im Altlutherthum eine feſte Burg bauen wollte, wie dieſes die Schrift von „der falſchen Theologie" (1825) deutlich erweiſet. Aber Steffens war nicht der Mann des Fanatismus oder pietiſtiſcher Heuchelei, ſondern der ewig „junge Steffens," wie ihn Rahel liebevoll nennt, bei dem „das Herz immer da iſt" und „frei der Weg von dieſem geſunden Herzen nach dem Gebiete der Gedanken [1])." Aus ihm, der nie „aus äußerem Antrieb" ſchrieb, ſondern ſtets „aus innerem Grunde," konnte die Stimme verdammender Orthodoxie nicht hervordringen, wie nahe auch ſeine Religion hin und wieder an das Dunkel ſupranaturaliſtiſcher Myſtik ſtreifen mochte. Seine „Religionsphiloſophie" (1839) ruhet auf dünner wiſſenſchaftlicher Baſis, beweiſt aber des Mannes ungeſchwächtes, wenngleich mehrfach verirrtes Geiſtesſtreben. Bemerkenswerth ſind ſeine Novellen „Die Familie Walſeth und Leith", „Die vier Norweger" und „Malcolm", in denen auf dem Grunde friſcher Landſchaftlichkeit wiſſenſchaftliche Probleme, anthropologiſche und naturphiloſophiſche, zur Beſprechung kommen. Wollen wir von den poetiſchen Anfoderungen abſehn und der Breite räſonnirender Redſeligkeit etwas vergeben, wollen wir uns nicht allzuſehr irren laſſen durch die willkürlichen Abſchweifungen in alle Gegenden der Welt und Geſchichte, wobei man die Abſicht der Lehrſamkeit nur zu deutlich merkt; ſo können wir uns an mancher Sonderſchönheit, an den friſchen Schilderungen von Natur und Perſonen, namentlich an den lebendigen Bildern, die er uns aus Norwegens kaltem Reiche zu geben weiß, wohl erfreuen. Seine Novellen ſcheinen eine Allegorie ſeiner eigenen Lebensführung zu ſeyn. Voll heimatlicher Treue richtete er ſeine innigſte Sehnſucht Deutſchland zu, und auch ſeine Norweger tragen das theuere Vaterland in ihrem Herzen auf unſeren Boden über, wo ihnen verwandte Geiſter den Trank idealer Bildung reichen. In dem ſpäteren Romane „Die Revolution" (1837) wehet die Luft des reaktionären Denkens uns oft ſehr empfindlich an. Überhaupt aber muß man bei Steffens die ganze Perſönlichkeit mit

1) Rahel, Briefe III. S. 269.

in Rechnung bringen, wenn man seinen Schriften gerecht seyn will. Er war eine eigenthümliche Individualität, mehr wie irgend eine den romantischen Stimmungen zugänglich. Beweglich, mehr anregend als durchführend, nach Allem suchend, bei nichts verweilend, war er kaum im Stande, seinen Werken ein reines wissenschaftliches Interesse mitzutheilen. Seine Schriften bieten mehr ein geistreiches Phantasiren als ein gediegenes System gründlicher Gedanken, bewegen sich mehr in dem Helldunkel gemüthlicher Anschauung als in dem Sonnenlichte klarer Ideenbildung und schwanken zwischen poetisirender und theoretisirender Richtung auf und ab. Überall aber gewinnt der Verfasser unsere Theilnahme durch schöne Gesinnung und herzliche Ansprache, durch ein vielversuchendes Ringen nach den höchsten Ideen und ein nimmer verzagendes Vertrauen. „Aus der Tiefe des persönlichen Daseyns," sagt er in seiner Schrift „Die Revolution", „bricht eine hoffnungsvolle Zukunft hervor." Dort, in seiner reinen Persönlichkeit, lag denn auch der Ankergrund seines Lebens; von dort aus suchte er alle Punkte menschlicher Strebungen in einem Gipfel zu vereinen. Er blieb eben jung im Alter und der Weltschmerz der Zerrissenheit konnte ihn nicht erreichen, weil ihn seine religiöse Glaubenszuversicht auf die Höhe ewiger Hoffnungen stellte. Seine Schrift „Was ich erlebte" (seit 1840) enthält in etwas weitgetriebener Darlegung Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit, die jedoch anziehend genug sind, um uns die Langeweile von zehn Bänden nicht allzusehr fühlen zu lassen. — Als romantische Geschichtschreiber der Philosophie können in gewissem Sinne Fried. Ast und Rixner bezeichnet werden. Beide stehen ebensosehr auf Schelling'schem Standpunkte, wie Buhle und Tennemann auf Kant'schem. Des Ersteren „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (1807) giebt in kurzer Überschau eine Ansicht der Entwickelung der philosophischen Idee, während des Andern „Handbuch der Geschichte der Philosophie" (1822) in schwerfälligem Gange sich ausbreitet und kaum ein anderes Verdienst hat, als seinen chrestomathischen Quellenanhang. Kritik und Vertiefung in die Sache fehlt Beiden gleich sehr. — Mit Steffens sind wir dem eigentlichen Gebiete der Naturwissenschaften näher getreten. Schon in der vorhergehenden Epoche haben wir bemerkt, wie man anfing, den Standpunkt der

atomiſtiſch-mechaniſchen Naturbetrachtung gegen den dynamiſchen zu vertauſchen; wie denn Kant hierin weſentlich die Initiative ergriff, während dieſe Wendung auch von eigentlichen Naturforſchern mehrſeitig eingeleitet wurde, wobei Kielmeyer uns beſonders zu erwähnen war, der bereits das Princip des dynamiſchen Naturproceſſes in die Mitte der natürlichen Lebensverhältniſſe ſtellte und auf dieſem Grunde die inneren Geſetze und Stufen der geſammten Organiſation aufzuweiſen ſuchte. Seine Rede „Über die organiſchen Kräfte" (1793) erſcheint als die Thematiſirung der neuen naturwiſſenſchaftlichen Richtung, ſo daß Schelling auf ſie nachdrücklich hinwies. Dieſe Schrift und die faſt zehn Jahre ſpäter erſcheinende phyſikaliſche Geographie Kant's (die längſt durch ſeine Vorleſungen Verbreitung gefunden hatte) ſind die rechten Propyläen des großen naturwiſſenſchaftlichen Baues, welchen das neunzehnte Jahrhundert aufzuführen berufen und beeifert iſt. Schelling's Naturphiloſophie ſtellte dann jenes Princip der innern Einheit der Natur auf dem Grunde einer allgemeinen produktiven Lebenskraft entſchiedener in die Fülle der Naturanſchauung, um ſo den Blick von der äußerlichen Wechſelbeziehung der Dinge auf ihren organiſchen Urzuſammenhang hinzuwenden; wobei er ſich bemühete, Alles auf das große Grundgeſetz der Polariſation (der Gegenſätze und ihrer Ausgleichung) möglichſt zurückzuführen. Es galt ihm, die alte pantheiſtiſche Naturphiloſophie ſammt den analogen Auffaſſungen des ſechszehnten Jahrhunderts bei Paracelſus, den Italienern und Andern mit den Erfahrungen der neuen Zeit in Verbindung zu bringen und dieſe durch jene ideellen Konſtruktionen zu der Würde rationeller Wiſſenſchaft zu erheben. Schon haben wir oben bei Gelegenheit der Charakteriſtik Schelling's auf dieſen Punkt hingewieſen und nicht verhehlt, daß durch den Mißbrauch, den der abſtraktive Eifer Vieler mit den neuen Grundſätzen trieb, die poſitive empiriſche Wahrheit vielfach beeinträchtiget wurde, während andererſeits aus denſelben eine faſt ganz veränderte, höchſt fruchtbare Fortbewegung der Naturwiſſenſchaften hervorging. Vor Allem vermittelte ſich dadurch die nähere Beziehung der verſchiedenen Zweige der Naturwiſſenſchaften auf einander. Phyſik und Chemie zunächſt, dann, an beide ſich anſchließend, Geognoſie und Geologie im Vereine mit Geographie und Aſtronomie traten ſeitdem unter

der gemeinsamen Herrschaft der Mathematik in einen Wechselbund zusammen, aus dessen Schooße die wichtigsten Resultate hervorsprießen sollten. Was die philosophische Vernunft geahnt hatte (nämlich eben die durchgreifende Herrschaft des innerlichen Einheitsgesetzes), wurde mehr und mehr zum empirischen Schlusse gebracht, wie z. B. die Grundeinheit in den elektrischen, magnetischen, galvanischen Processen. Die vergleichende Anatomie und Physiologie ruhet in ihrem großartigen Fortschritte wesentlich auf jenem naturphilosophischen Principe; die ungemein wichtigen Ansichten von dem innersten und tiefsten Verhältnisse der Chemie zu dem organischen Lebensprocesse, wie sie außer Andern zumal Liebig (der selbstgeständig in die Schule der Naturphilosophie ging) mit philosophischem Einblicke so erfolgreich hervorgestellt, haben dort zum Theil ihre urtreibende Wurzel; die fruchtbaren geographischen Analogien, auf denen Karl Ritter die vergleichende Erdbeschreibung in ihrem großartigen Zusammenhange vor uns auferbaut, laufen ursprünglich von dort aus [1]); die kühne Universalität endlich, womit Alexander von Humboldt die Gesammtheit der Weltbezüge auffaßt und ihre innere Einheit nachzuweisen sucht, um sie in der Spitze des menschlichen Daseyns mikrokosmisch zu vergegenwärtigen, hat in dem Standpunkte der Naturphilosophie ihre Anlehnung. Unverkennbar tritt die naturphilosophische Idee schon hervor in Humboldt's früheren Schriften, z. B. in „den Ansichten der Natur" (1808), fast mehr noch in den „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" (1811). Vor Allem aber ist sein jüngstes Werk, der „Kosmos", das thatsächliche Bekenntniß des großen Gelehrten, daß sich die Naturwissenschaft nur im Bunde mit der Philosophie zu dem herrlichen Dome aufwölben läßt, den er uns dort erbauen möchte. Wenn er selbst sagt, daß das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens sey, „in der Mannichfaltigkeit die Einheit zu erkennen, den Geist der Natur

1) Karl Ritter's treffliches Werk „Die vergleichende Geographie" wurde 1817 begonnen und seitdem bis jetzt fortgesetzt. Die Idee des großen Unternehmens erscheint ebenso kühn gefaßt, als sie mit ungemeiner Gelehrsamkeit sowie kompositiver Freiheit in der Verarbeitung und Vertheilung des Stoffs ausgeführt worden. Rechnet man hinzu die lichtvolle und zusammenfassende Darstellung, die Bestimmtheit und das Bezeichnende des ganzen Ausdrucks, so darf man wohl das Werk als eine hohe Zierde unserer nationalen Wissenschaft betrachten.

zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erſcheinungen verhüllt liegt," wenn er meint, es könne auf dem Wege der innerlichen Totaliſirung der Naturverhältniſſe gelingen, „den rohen Stoff empiriſcher Anſchauung gleichſam durch Ideen zu beherrſchen[1];" ſo wird er nicht ableugnen wollen, daß dieſe hohe Weltanſicht ebenſoſehr das Reſultat der Philoſophie iſt, womit das neunzehnte Jahrhundert in die Weltgeſchichte eintrat, als es zugleich allerdings und zwar weſentlich von den umfaſſenden Erweiterungen und raſchen Fortſchritten der Empirie mitgetragen wird. Wie Alex. v. Humboldt ſich ſowohl vom Standpunkte der Wiſſenſchaft als auch von dem des Lebens und der humanen Bildung mit ſeinem Bruder Wilhelm zuſammenſtellt, haben wir ſchon früherhin angedeutet. Hauptſächlich iſt es die Univerſalität der geiſtigen Strebungen, worin Beide ebenſo bedeutſam als förderlich zuſammentreffen. — In ſtrengerem Anſchluſſe an die Naturphiloſophie hat Oken auf dem Felde der Naturwiſſenſchaft gearbeitet. Vertieft in den Geiſt der neuen Weisheit, dabei ausgerüſtet mit umfaſſender Gelehrſamkeit des Fachs, war er bemühet, die Mannichfaltigkeit der Naturdinge in ihrem ſyſtematiſchen Zuſammenhange aufzufaſſen und wiſſenſchaftlich darzuſtellen. Es kam ihm vornehmlich dar-

1) Kosmos, I. S. 6. Dieſes Werk, welches ſeiner Idee nach ebenſo erhaben iſt, als es von einer Perſönlichkeit getragen wird, die mit der Bedeutſamkeit ihres Geiſtes, dem großen Umfange des Wiſſens und der Freiheit wie dem Ernſte der Forſchung vor allen andern für die Ausführung berufen und ihr gewachſen ſeyn mochte, enthält allerdings vielfach belehrende Einzelheiten, bezeichnet manche Hohepunkte, von denen weite Überblicke über die reichen Gegenden der natur- und menſchenwiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe möglich ſind, und bietet endlich ſchöne Züge geiſtiger wie gemüthlicher Bildung. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir geſtehen, daß ſich ein bedeutendes Mißverhältniß aufdrängt zwiſchen der Idee des Werks und ihrer Ausführung, was mit dem Fortſchritte (z. B. im zweiten und dritten Theile) immer bemerkbarer hervortritt. Das Ganze iſt eher eine Sammlung von einzelnen Abhandlungen über verſchiedene, mehr oder weniger verwandte Gegenſtände aus der Naturwiſſenſchaft, der Kunſt- und Kulturgeſchichte, als ein Erzeugniß aus einem Guſſe. Es fehlt an angemeſſener Ausgleichung zwiſchen dem Allgemeinen und dem Beſondern, eben an freier organiſirender Beziehung der untergeordneten Momente auf den einen höchſten Mittelpunkt des weltlichen Daſeyns und Wirkens. Selbſt der ſprachliche Vortrag entbehrt, ſeiner Eleganz ungeachtet, gleichmäßiger Wärme und friſcher Färbung.

auf an, das Stufenverhältniß in den Naturbildungen und ihren Arten nach ihrem konsequenten Auf- und Fortschreiten, von den untersten Punkten bis zur höchsten Spitze, dem Menschen, aufzuzeigen, besonders im Gebiete des Organischen. Der Mensch gilt ihm als die mikrokosmische Concentrirung der makrokosmischen Bezüge, als „das anatomirte Thierreich," wie er sich ausdrückt. Was er in dem „Lehrbuche der Naturphilosophie" (1809) sagt: „der Mensch drückt das letzte Ziel des Willens der Natur aus," dies wissenschaftlich darzuthun, war seine Aufgabe und sein Bemühen. Hierin, wie in der ganzen soeben berührten engern Zusammenstellung der naturgeschichtlichen Reiche, in der Aufzeigung ihrer innern genetischen Aufbildung und Einheit, besteht ein wesentliches Verdienst Oken's, der auch der politischen Bewegung seinen Zoll entrichtete und dafür der diplomatischen Schicksalsmacht nicht entgehen sollte. Wie Vieles auch in der Auffassungsweise und Behandlung der Gegenstände der willkürlichen Konstruktionslust des regsamen Mannes anheimfallen und die Sonde der strengen Wissenschaftlichkeit nicht aushalten mag, ein tief eindringender Sinn hinsichts der grundwaltenden Naturmächte, eine seltene Energie in der Ausführung der organischen Architektonik, ein kundiges Bewegen über alle Partien der lebendigen Natur muß der unbefangene Beurtheiler der Sache an ihm bereitwillig anerkennen. Oken begann gleich anfangs seine wissenschaftliche Laufbahn mit einem „Grundrisse der Naturphilosophie" (1802), dem er nach mehreren Einzelschriften über denselben Gegenstand in dem späteren „Systeme der Natur" (1810) höhere und bestimmtere Ausführung gab, um endlich seine vielen naturgeschichtlichen Werke (Lehr- und Handbücher) in der „Naturgeschichte für alle Stände" großartig zusammenzufassen, stets gleich produktiv-originell und sprachlich kräftig und gewandt. Wie vielseitig er sonst (z. B. in der Zeitschrift „Isis") die verschiedensten Punkte naturwissenschaftlicher Forschungen und Gegenstände berührt, kann hier nicht zu näherer Besprechung kommen. — Wie Oken, so strebten von nun an überhaupt die Pfleger der Organologie, auf der Grundlage des ureinheitlichen Lebensprocesses in dem Reiche der Natur auf allen Stufen des Lebendigen nur Metamorphosen desselben produktiven Urtriebes, ebenso viele Entwickelungsmomente

deſſelben gemeinſamen Typus zu finden, wohin auch namentlich Göthe ſchon ſeit dem Anfange der neunziger Jahre ſowohl in ſeiner „Metamorphoſe der Pflanzen“ als auch in ſeinen „oſteologiſchen Beiträgen“ mit Erfolg gezielt hatte. Als einen ſinnigen Forſcher auf dieſer Bahn bemerken wir Gottfr. Reinh. Treviranus, der das Syſtem der Biologie aus dem Geſichtspunkte der Naturphiloſophie mit großer Umſicht und Konſequenz in ſeinem umfaſſenden „biologiſchen“ Werke, an welchem er ſeit 1802—1822 arbeitete, und das er in der ſpäteren Schrift „Erſcheinungen und Geſetze des organiſchen Lebens“ (1832 ff.) zum Theil zu berichtigen und zu ergänzen wünſchte, darzulegen geſucht hat, wobei er ebenſo große Kunſt der Entwickelung als Klarheit der Darſtellung bewieſen, Verdienſte, welche die Arbeit immer auszeichnen werden, obgleich die neuen Fortſchritte im Gebiete der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie ſchon mehrfach über ſeinen Standpunkt hinausgetrieben haben[1]). Daß neben und theilweiſe mit ihm ſein Bruder, L. Ch. Treviranus, auf dem Felde der naturwiſſenſchaftlichen Organik arbeitete, mag bloß beiläufige Erwähnung finden. Des Letzteren Abſehen ging vornehmlich auf die Pflanzenphyſiologie, in welcher Hinſicht ſeine Schrift „Vom inwendigen Bau der Gewächſe“ (1806) allerdings bemerkenswerth genug erſcheint, während ſein ſpäteres größeres Werk über denſelben Gegenſtand der Stufe dieſer Wiſſenſchaft nicht hinlänglich entſprechen dürfte. — Neben die beiden ebengenannten Männer, doch näher an Oken, könnten wir J. B. Wilbrand ſtellen, der, wiewohl nicht zu gleicher Höhe wiſſenſchaftlicher Bedeutung aufgeſtiegen, doch zu den namhafteren Vertretern des bezeichneten Standpunkts zu zählen iſt. Wollen wir von ſeiner „Phyſiologie“, in welcher er ſich mehr als ſonſt Einer auf naturphiloſophiſchem Fuße bewegt, ebenſo von ſeinen übrigen Leiſtungen abſehn, ſo kommt das „Syſtem der Organiſation“ (1809 ff.) beſonders in Betracht, womit er ſich denen anreihet, welche auf dem Wege vergleichender Biologie die Grundeinheit des Naturlebens nachzuweiſen ſuchen. — Faſt auf gleichem Punkte ſteht Schelver, der die Schellingiſch-naturphiloſophiſche Anſchauung mit Göthe's Idee von der Metamorphoſe der Pflanzen in

1) Schon 1797 ff. hatte Treviranus in den „phyſiologiſchen Fragmenten“ den biologiſchen Standpunkt eingenommen.

Verbindung zu bringen und dies z. B. in der Schrift „Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt" (1822) darzuſtellen ſuchte. Wie viel Hypothetiſchem und Willkürlichem iſt geiſtreiche Auffaſſung keineswegs zu verkennen. — In der Mitte dieſer und anderer Männer, welche in der Naturbetrachtung die dynamiſch-produktive Anſicht zur Geltung bringen wollten, machte ſich Döllinger dadurch eigenthümlich bemerkbar, daß er namentlich in der phyſiologiſchen Wiſſenſchaft das Princip „der Entwickelung" zuerſt entſchieden betonte. Er that dieſes mit um ſo größerem Erfolge, als er nicht bloß auf ſpekulativ-philoſophiſchem Wege, ſondern vornehmlich auf dem der ſtrengen empiriſchen Beobachtung und Unterſuchung den neuen Standpunkt zu bewähren ſich angelegen ſeyn ließ. Die Unterſuchungen Döllinger's (einer echt wiſſenſchaftlichen Perſönlichkeit) concentrirten ſich um das Hühnerei, hatten aber ihre Wurzeln in naturphiloſophiſchem Boden; wie denn ſeine „Naturlehre des menſchlichen Organismus" (1805) ganz in Schelling's Ideen ſteht. — Außer Andern, z. B. Meckel, Pander, d'Alton, Rathe, C. H. Schulz, war es beſonders v. Baer, welcher dieſe Bahn mit Glück verfolgte. Er ward der eigentliche Begründer der Entwickelungsgeſchichte der Säugethiere, in welcher Richtung unter den Neueren namentlich Biſchof rühmlich hervortritt. Dadurch, daß v. Baer auch in anthropologiſcher Hinſicht die phyſiologiſche Grundidee feſthielt, hat er die Reform der Pſychologie weſentlich mit vorbereitet. — Weniger ausſchließlich und feſt beharrend, bewegt ſich dem Urſtande nach auch C. G. Carus auf dem naturphiloſophiſchen Grunde, aus dem Naturreiche des Lebens zu dem des Menſchen aufſtrebend. Zunächſt theilte er Göthe's Metamorphoſen-Anſicht, deren Wurzeln, wie wir angedeutet, in demſelben Erdreiche mit der Naturphiloſophie liegen. Göthe ſtand mit Carus wegen der Gemeinſamkeit der naturwiſſenſchaftlichen Ideen und Tendenzen in ſehr befreundetem Verhältniſſe und ſpendete ihm das Lob, „die aus dem Einfachſten in's Unendliche vermannichfaltigten Geſtalten in ihren Bezügen an das Tageslicht gehoben zu haben." Wenn wir aus der Reihe von Carus' Werken [1]) das ſpätere größere, die „Phyſiologie des Menſchen" (1842 ff.) hier vor andern hervorheben; ſo geſchieht es, weil darin die

1) Auch im Fache der Pſychologie hat Carus ſchriftſtelleriſch zu wirken geſucht,

ganze Summe jener naturphilosophisch-getragenen, genetisch-vergleichenden Studien und Arbeiten gezogen ist. Wäre das Werk auf eine weniger breite philosophirende Basis gestellt und hätte es sich in seiner weiteren Ausführung einer körnigeren und bestimmteren Darstellung befleißiget, so würde es wohl als eine wirkliche Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Literatur gelten können. Daß Carus auch mit seiner kürzlich erschienenen „Cranioskopie" an die naturphilosophische Tendenz anknüpft, ist schon darum zu sagen, weil diese ganze (jetzt unter dem Namen der Phrenologie hauptsächlich von England aus neu angeregte) Wissenschaft ihre Urkeime gleichfalls in der Naturphilosophie hatte. Ihr Stifter, Dr. Gall, stand mit seinen Anschauungen auf diesem Grunde. Es ist hier nicht der Ort, Werth und Stellung jener noch wenig ausgebildeten Doktrin zu besprechen und zu bestimmen; es genügt, zu bemerken, daß ihr eine wahre Idee unterliegt, deren Verwirklichung man darum nicht abzulehnen hat, weil die bisherigen Versuche an Unvollkommenheit der Methode, an Einseitigkeit, Willkür und an Mangel hinlänglicher empirischer Grundlagen leiden. Carus hat in der eben angeführten Schrift die wesentlichen Bezüge hervorstellen und charakterisiren, zugleich der ganzen Angelegenheit eine möglichst wissenschaftliche Basis geben wollen. — Wir müssen Vieles bei Seite lassen, was wohl hierher gezogen werden könnte. So ließe sich aus dem Gebiete der eigentlichen Medicin auf Manches hinweisen, was mit der romantisch-naturphilosophischen Auffassung nahe zusammenhängt, wie z. B. auf die nosologischen Theorien von Röschlaub, der, freilich zunächst ein begeisterter Pfleger des Brown'schen Irritabilitätsprincips, späterhin doch der neuen spekulativen Lehre mehr und mehr zuneigte, wie solches auch schon aus seinen religiös-mystischen Sympathien ersichtlich ist. Entschiedener steht Kieser mit seinem „Systeme der Medicin" auf diesem Boden. Sachs hat in seinem „Handbuche des natürlichen Systems der praktischen Medicin" (1828) und noch späterhin (1838) Stark in seiner „Allgemeinen Pathologie" den Standpunkt der Schelling'schen Naturphilosophie auf's Bestimmteste aus-

z. B. durch seine „Vorlesungen über die Psychologie" und die Schrift „Psyche", welche letztere durch die Art der Beziehung des Psychischen auf das Physische und durch die Anwendung der genetischen Methode verdienstlich ist.

geſprochen. — Auch die Fortſchritte der vergleichenden Anatomie, beſonders im Bereiche der Nervenlehre, wurden in [illegible] nahen Zuſammenhange mit der Phyſiologie von den naturphiloſophiſchen Bewegungen bedeutend bedingt, wenngleich ihre damaligen Vertreter, wie Tiedemann, Meckel, Purkinje und Andere, die Herrſchaft der Philoſophie eben nicht anerkennen mochten, während Carus auch hier die Beziehung keineswegs ablehnt, ſich vielmehr oft über das rechte Maß hinaus in abſtrakt-äußerlichem Räſonnement ergeht. — Neben ihm, aber mit tieferem Eingreifen in das eigentlich poſitive Moment der Wiſſenſchaft hat Burdach die Partie der vergleichenden Anatomie im Geiſte der Epoche behandelt. Sein Werk „Vom Baue und Leben des Gehirns und Rückenmarks" (1819 ff.) darf in ſeiner Art wohl klaſſiſch genannt werden, ſowohl in Abſicht auf wiſſenſchaftliche Architektonik als auf die Form der Darſtellung. Burdach hat außerdem noch das Verdienſt, wie von Baer, die Beziehungen der Anthropologie zu den phyſiologiſchen Reſultaten (wennauch erſt ſpäter) geltend gemacht zu haben. Wir erinnern an ſeine Schrift „der Menſch" (1837), ebenſo an das geiſtreiche Buch „Blicke in's Leben" (1842). — Gleich Burdach hat auch Autenrieth das Phyſiologiſche mit dem Anthropologiſchen in Verbindung gebracht. Wir ſehen von ſeinen, im Fache der eigentlichen Phyſiologie und Medicin geſchriebenen, bekannten Werken ab und machen nur auf die in anthropologiſcher Hinſicht ſehr intereſſante Schrift „Anſichten über Natur- und Seelenleben" aufmerkſam. — Des Zuſammenhangs wegen mag hier auch Hartmann's werthvolle Schrift „Der Geiſt des Menſchen in ſeiner Beziehung zur Natur" (1827) genannt werden, obgleich ſie weniger unter dem Principe naturphiloſophiſcher, als empiriſcher Betrachtung und Unterſuchung ausgeführt iſt. — Im Fache der Phyſiologie drängten ſich ſeit den letzten Jahren der romantiſchen Epoche die Leiſtungen in ungewöhnlicher Weiſe. So, um nur an Einiges zu erinnern, darf Burdach's treffliches Werk „Die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft" (1826 ff.) mit Recht beſondere Auszeichnung anſprechen. Daneben ſtellt ſich etwas ſpäter Joh. Müller's berühmtes „Handbuch der Phyſiologie". Als ein eigenthümliches Verdienſt Müller's iſt zu bemerken, daß er den Blick hauptſächlich auf die em-

piriſche Specialität gerichtet und dadurch wohl vorzüglich die Vielſeitigkeit der mikroſkopiſchen Analyſe und der Einzel-Unterſuchungen mit eingeleitet hat. — Mehr noch fallen die bezüglichen Leiſtungen von Rud. Wagner, Rudolphi, Schulz, Biſchof, Volkmann, Valentin, Henle und Anderen in die Mitte der Gegenwart und mögen daher weiter unten an geeigneter Stelle ihre Berückſichtigung finden [1]).

Kommen wir noch einmal auf die Anthropologie im Beſondern zurück, ſo haben wir zunächſt im Allgemeinen wiederholt darauf hinzuweiſen, wie ſie durch die bedeutſamen, während der Romantik gewonnenen naturwiſſenſchaftlichen, namentlich phyſiologiſchen und anatomiſchen, Entdeckungen und Reſultate zu neuer, fruchtbarer Behandlung gediehen iſt. Welch ein Abſtand zwiſchen Platner's (zu ſeiner Zeit verdienſtvollen) „Neuen Anthropologie" (1790) und den kurz vorhin genannten Werken in dieſem Fache? Freilich erwartet unſere Pſychologie immer noch die Hand, welche nach Methode und ſachlichem Zuſammenhange das Band enger und beſtimmter knüpft, welches Natur- und Geiſteswiſſenſchaft urſprünglich vereinigen muß. Mit Zurückweiſung auf das bereits Angeführte wollen wir hier nur noch einen Namen nachtragen, der bedeutend in die Romantik hinüberlautet, wir meinen Heinroth. Vielgeſchäftig in ſchriftſtelleriſchem Werke, hat er doch vornehmlich der pſychologiſchen und anthropologiſchen Seite ſeine Thätigkeit gewidmet, wobei er die Farbe der Romantik hauptſächlich auch darin verräth, daß er das Helldunkel religiöſer Myſtik mehr als billig in ſeine wiſſenſchaftlichen Darſtellungen fallen läßt, weswegen ihn bereits Göthe hinſichtlich der „Anthropologie"

1) Das unter Rud. Wagner's Leitung ſeit 1843 erſcheinende „Handwörterbuch der Phyſiologie" bildet in ſeinen Mitarbeitern gleichſam ein Pantheon der ausgezeichnetſten Namen der Gegenwart auf dem Gebiete der Phyſiologie und ihrer Hilfswiſſenſchaften. Phyſiologen, Phyſiker und Chemiker begegnen ſich hier in einem großartigen wiſſenſchaftlichen Bunde. Rud. Wagner hat ſich auch dadurch verdient gemacht, daß er v. Sömmerring's wichtiges Werk „Vom Bau des menſchlichen Körpers" mit mehreren Andern neu umgearbeitet herausgegeben (1846), ſowie deſſen „Leben und Verkehr mit ſeinen Zeitgenoſſen" (1846) veröffentlicht hat. In ähnlicher Weiſe iſt v. Hildebrandt's „Handbuch der vergleichenden Anatomie" jüngſt von Weber in einer neuen Ausgabe beſorgt worden.

(1822) tadeln zu müſſen glaubt. Beſonders ſuchte Heinroth das Gebiet der Seelenkrankheiten zu bearbeiten; allein, wie viel Anerkennenswerthes er hier auch geleiſtet haben mag, es fehlt an wiſſenſchaftlicher Tiefe und Freiheit, die Orthodoxie verdirbt den Begriff und die pietiſtiſche Schwärmerei macht ihn zum Bundesgenoſſen der Berliner Evangeliſchen Kirchenzeitung. Was die Einmiſchung der Religion nicht verdirbt, krankt an Breite ſentimentaliſirender Redſeligkeit, welche ihren angemeſſenern Platz in den „Geſammelten Blättern" hat, die Heinroth unter dem Namen Treumund Wellentreter herausgegeben, und worin ſein frommer Sinn wie ſeine ſchöne Gemüthlichkeit ſich proſaiſch und poetiſch oft recht erquicklich ausſpricht. Seine „Pſychologie" (1827) leidet wie ſeine anderen wiſſenſchaftlichen Schriften am Mangel philoſophiſcher Schärfe und poſitiver Gediegenheit. — Chemie und Phyſik haben während der romantiſchen Jahrzehnte bei uns große literariſche Bereicherung gewonnen, welche aber weniger von der Naturphiloſophie unmittelbar getragen wird, als ſie vielmehr auf ſelbſtſtändiger Beobachtung und Schärfe der Unterſuchung ruhet. Das Ausland griff hier zum Theil (z. B. in der Chemie) bedeutend vor und weckte unſere Forſcher, denen freilich die philoſophiſche Betrachtung vielfach nahe trat. Es iſt bekannt, wie Lavoiſier (welcher der Revolution zum Opfer fallen mußte) gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Chemie Epoche machte, indem er nicht nur die Theorie der Verbrennung weſentlich reformirte, ſondern auch die wichtige und folgenreiche Anſicht von den quantitativen Verhältniſſen in der Verbindung der Elemente in die Wiſſenſchaft einführte, wodurch dieſe in eine ganz neue Phaſe ihrer Entwickelung geleitet wurde. Unſere Landsleute haben ſich beeifert, auf dem Wege des Fortſchrittes hier nicht zurückzubleiben, und wie ſehr es ihnen gelang, die fremde Entdeckung auf ihre fruchtbarſten Folgen hinzuführen, hat vor Andern beſonders Liebig erwieſen, deſſen wir ſchon wegen ſeines Bezugs zu der philoſophiſchen Auffaſſungsweiſe der Naturwiſſenſchaft erwähnt haben, und dem auch das Lob gebührt, die Chemie in ihrer praktiſchen Anwendung, z. B. auf die Agrikultur und Phyſiologie, dargelegt, ſowie in ſeinen geiſtreich geſchriebenen „chemiſchen Briefen" die Reſultate der Wiſſenſchaft dem größern gebildeten Publikum näher gebracht zu haben. Freilich

ſteht Liebig nur mit ſeinen literariſchen Anfängen noch auf der Grenze der Zeit, wovon wir hier reden; ſeine wiſſenſchaftliche Hauptwirkſamkeit reicht ganz in die Gegenwart herüber. Tiefer ſtellt ſich dagegen Mitſcherlich in die Romantik zurück, indem er ſchon ſeit 1819 mit der wichtigen Entdeckung des Iſomorphismus hervortrat und von da an bis in die nächſte Gegenwart in ſeinem Fache mit rühmlichem Erfolge literariſch thätig geblieben iſt. Auch Wöhler tritt zum Theil noch in die romantiſche Epoche ein, doch hat er ſich hauptſächlich erſt ſpäter in dem gemeinſchaftlichen Zuſammenarbeiten mit Liebig im Zweige der organiſchen Chemie bedeutende Verdienſte erworben [1]). Gmelin's fleißige Arbeiten ſind ebenſo ruhmwürdig als anerkannt. Sein umfaſſendes Handbuch der Chemie iſt ein Werk, welches in Abſicht auf Reichhaltigkeit des Stoffs und Genauigkeit der Angaben kaum Seinesgleichen hat. — Mathematik, Phyſik und namentlich Aſtronomie haben ihrerſeits während dieſer Epoche in unſerer Literatur rühmlichſte Leiſtungen aufzuweiſen. Wir könnten an Gaus, Olbers, an Schröter, den Verfaſſer der trefflichen Selenographie, an Schuhmacher, Enke, Mädler, Argelander, an Bode, Beſſel, J. G. Schubert, Struve, Pfaff, Littrow, und näher im Fache der Phyſik an Chladni (den bekannten Akuſtiker), an Weber, Ermann und viele andere Namen erinnern, wären ſie nicht meiſtens auch der Gegenwart noch weſentlich angehörig. — Auch die Geographie und Naturgeſchichte erhielten durch bedeutſame Reiſen (Lichtenſtein's in Afrika, Martius' in Braſilien, vor Allem aber durch Humboldt's Werke) Aufſchwung und Bereicherung. An K. Ritter's großartiges Werk im Fache der vergleichenden Geographie („die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen" 1817 ff.) iſt ſchon erinnert worden. Faſt gleichzeitig (1816) wurde Uckert's nicht minder umfaſſendes Werk „die Geographie der Griechen und Römer" begonnen. — Was die geologiſche Wiſſenſchaft angeht, ſo hat ſie ſich bei uns aus unbedeutenden Anfängen des vorigen Jahrhunderts (wie ſolche in Kant's phyſiſcher Geographie niedergelegt ſind, und beſonders durch Werner's Hypotheſe und geognoſtiſche Andeutungen feſtgeſtellt wurden) während

1) Vgl. Geſchichte der Chemie von Hermann Kopp in Gießen. Braunſchweig 1843 ff. 4 Theile. Ein ſehr umfaſſendes und gelehrtes Werk.

dieſer Epoche zu ungewöhnlicher Höhe entwickelt, wobei freilich das Ausland (Frankreich und England) ſeine wichtige Mitwirkung anſprechen darf. Wollten wir Einzelnes anführen, ſo wäre wohl zunächſt auf Sternberg („Flora der Vorwelt" 1820), vor Allem aber auf Leopold v. Buch hinzuweiſen, der, wennauch nicht überall mit nachhaltiger Wahrheit, doch mit genialem Blicke in dieſem Gebiete Bedeutſamſtes geleiſtet hat. Um von den vielen Abhandlungen in den Schriften der Berliner Akademie, in Poggendorff's Annalen u. ſ. w. abzuſehen, erinnern wir nur an ſeine „geognoſtiſchen Briefe", welche als ein ſchönes Denkmal in unſerer Literatur daſtehn. An ihn ſchließt ſich abermals Al. v. Humboldt an, der ſeinerſeits in kleineren Abhandlungen, vornehmlich aber in ſeinem Werke über „Central-Aſien" hellleuchtende Lichter auf dieſe Seite geworfen hat. Daß auch Göthe an den geologiſchen Studien ſich ernſtlichſt betheiligte, iſt bekannt. Viele treffliche Männer wären hier noch zu erwähnen, ſo Link („Die Urwelt"), Goldfuß, Leonhard, Roſe, Friedr. Hoffmann, zum Theil Lichtenſtein, Ehrenberg (deſſen Unterſuchungen über die Infuſionsthierchen wenigſtens zum Theil hierher gehören und in ihren erſten Anfängen noch an die Grenze der romantiſchen Epoche reichen), K. v. Hoff und Kloeden (welche Beide ſich um die Zuſammenſtellung „des Urgeſchichtlichen der Erde" verdient gemacht haben). Von den Franzoſen möchten wir Cuvier wohl um ſo eher beſonders hervorheben, als er, deutſchen Urſprungs (aus Mömpelgard), auch aus deutſcher Schule (der Kielmeyer'ſchen) hervorgegangen iſt. Seine Schrift „Recherches sur le ossemens fossiles" iſt ein für die Geologie in vieler Beziehung höchſt aufklärendes Werk. Daß die Gegenwart in dem Bereiche geologiſcher Wiſſenſchaft eine ſeltene Strebſamkeit bekundet, iſt aus der Tagesgeſchichte hinlänglich offenbar, und wir heben daraus gelegentlich nur Burmeiſter's „Geſchichte der Schöpfung" als der Aufmerkſamkeit werth namentlich hervor. — Eines Punktes haben wir jedoch noch im Beſondern zu gedenken, wir meinen, der Theorie des thieriſchen Magnetismus (Somnambulismus), welche in dem Principe der Naturphiloſophie ihre Grundlage und Erklärungsmomente um ſo mehr finden mochte, als die bezüglichen Erſcheinungen weſentlich auf der Vorausſetzung der innerſten dynamiſchen Einheit der Na-

tnverhältnisse beruhen. Seit Mesmer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diesen Gegenstand mit lautem Geräusch vorgeschoben, ohne ihm eine rechte wissenschaftliche Unterlage geben zu können, war er einige Zeit aus dem Gesichtskreise der Wissenschaft getreten. Als nun aber die neue Philosophie eben die Allgemeinheit der inneren Wesenbezüge als Angelpunkt aller Weltanschauung hingestellt hatte; so konnte es nicht wohl fehlen, daß unter dem Zusammenwirken der romantischen Sympathien überhaupt, bei denen Gefühl und Phantasie eine besondere Rolle spielten, die magnetisch-somnambülen Erinnerungen mit frischer Kraft erwachten, um im Lichte der naturphilosophischen Ideen und von ihrem Ansehn getragen zu größerer Anerkennung und wissenschaftlicher Haltung zu gelangen. Da es hier der Ort nicht seyn kann, über Werth oder Unwerth der Sache zu entscheiden, sondern ihrer bloß nach ihrem historischen Zusammenhange mit der Literatur zu erwähnen; so genügt es, wenn wir nur darauf hindeuten, wie sowohl Philosophen als Naturforscher und Mediciner sich des Gegenstandes annahmen, theils um die Erscheinungen in praktischem Bezuge zu beobachten und zu leiten, theils aber auch um sie auf theoretische Grundlagen zurückzuführen. So, um Andere zu übergehen, war es unter den Philosophen besonders Eschenmayer (der auch das Archiv für den thierischen Magnetismus mit herausgab), unter den Naturforschern Nees von Esenbeck, unter den Medicinern außer Justinus Kerner und Nasse vornehmlich Kieser, welche die naturphilosophisch-romantischen Ansichten und Anschauungen hier in Geltung brachten. Wenn wir nun die mancherlei Schriften und Blätter unerwähnt lassen, welche von Aber- und Übergläubigen (zu denen wir Eschenmayer und Kerner besonders, zum Theil aber auch Wolfart zählen) über den Gegenstand veröffentlicht wurden, auch mehrere andere wissenschaftlichere Arbeiten (z. B. Kluge's) [1]), namentlich kritische und polemische

1) Kluge's Schrift „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus" (1811) giebt eine befriedigende Übersicht des Standes der Sache um jene Zeit. Jüngst hat besonders Ennemoser in seiner „Geschichte des thierischen Magnetismus" und in der Schrift „Verhältniß des animalischen Magnetismus zur Religion" (im ersten Theile seiner „Geschichte der Magie") die historischen Punkte ausführ-

(z. B. von Stieglitz in Hannover, von Pfaff in Kiel, von Hayland in Berlin) nicht weiter berühren, um vornehmlich nur auf ein paar Bücher zu erwähnen, in welchen der wissenschaftliche Standpunkt durchgeführt werden sollte; so findet dieses seine Rechtfertigung in dem Zwecke unserer Geschichte, den wir schon öfter unseren Lesern haben in's Gedächtniß zurückrufen müssen. Das eine Werk, worauf wir hindeuten wollten, ist Kieser's „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus" (1821 ff.), worin (wennauch nach etwas eigenthümlichen Grundsätzen) der Sache von dem damaligen Standpunkte aus eine konsequente Ausführung zu Theil wird. Ein anderes, gleich beachtenswerthes bieten uns Passavant's „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus". Es steht der Verfasser mit diesem Werke, in welchem eine geistreiche Behandlung anzuerkennen, ganz in der naturphilosophisch-romantischen Auffassung; wie denn dasselbe zuerst schon 1821 gedruckt wurde und in der neuen Ausgabe (1838) der Standpunkt von damals dem Wesen nach unverändert geblieben und nur den neueren Erfahrungen näher zugerückt worden ist. Eine vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus in diesem Gebiete immerhin schätzbare Schrift ist die, welche Wirth (1836) unter dem Titel „Theorie des Somnambulismus oder des thierischen Magnetismus" bekannt gemacht hat, deren wir schon deswegen gedenken, weil sie ein Seitenstück zu dem Kieser'schen „System des Tellurismus" bildet, wenngleich der naturphilosophischen Romantik darin keine absonderlichen Zugeständnisse gemacht werden, vielmehr eher die Schärfe philosophischer Kritik ihr entgegengehalten wird. Das Werk von Fr. Fischer in Basel über dem Somnambulismus, welches vor wenigen Jahren erschienen, gehört seinem ganzen Charakter nach der eklektischen Wissenschaftlichkeit an und empfiehlt sich nebenher durch umfassende Besprechung der Sache.

Wir treten nun auf ein Gebiet der Wissenschaft, welches mehr als irgend ein anderes von den herrschenden philosophischen Ideen dieser

---

lich, wenn auch nicht überall mit hinlänglicher Kritik, besprochen. Für diese hat Eunemoser überhaupt wenig Sinn, desto mehr für freie Phantasien, wie sich diese denn theils in den eben genannten historischen Schriften, theils und noch mehr z. B. in dem Buche „Der Geist des Menschen in der Natur" zahlreich genug herumtreiben.

Zeit bedingt wurde, wir meinen das theologische. Kaum hatte in der vorhergehenden Epoche die Transscendentalphilosophie Kant's mächtiger auf demselben gewaltet, als in dieser die naturphilosophisch-romantische; wie ja denn die gesammte romantische Stimmung und Richtung der religiösen Seite zutrieb, mit welcher sie sich vornehmlich durch das Medium der Mystik und Theosophie in Verbindung setzte. Wir haben weiter oben bei mehreren Gelegenheiten darauf hingedeutet, daß die Romantik überhaupt ihrem doktrinellen Fundamente nach auf dem Doppelpunkte des Fichte'schen absoluten Subjektivismus und des Schelling'schen Böhme-Spinozistischen Pantheismus ruhet, ebenso, daß diese letzte Phase der Philosophie sich um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus jener andern durch eine Art Gegensatz entwickelte, obwohl die innerliche Beziehung beider durchaus verwandtschaftlicher Art ist. Die Theologie nun, wie sie sich unter dem Principe der Romantik bestimmte, trägt gerade in ihren wissenschaftlichen Hauptvertretern, Schleiermacher und Daub, grundwesentlich den Doppelcharakter des Ausgangspunktes der neuen philosophischen Richtung an sich, während bei Andern, namentlich auf katholischer Seite, die reine naturphilosophirende Romantik vorwaltend erscheint [1]).

Schleiermacher (aus Breslau, 1768—1834) gehört zu denjenigen Persönlichkeiten, die auf dem Grunde eines Widerspruchs in Wesen und Leben eigenthümliche Weltbedeutung gewonnen und den Ruhm ausgezeichneter Einwirkung auf ihre Generation erworben haben. Wie bei Herder kämpften in Schleiermacher zwei Elemente, die unter sich unversöhnt blieben und ihre Träger zugleich mit ihrem zufälligen Lebensberufe in Zwiespalt brachten. Herder wie Schleiermacher ruheten mit ihrer Individualität zunächst auf einem Gegensatze der Anlagen, indem bei diesem ein isolirender Verstand mit sinnlicher Gefühligkeit, bei jenem abstraktive Reflexionsneigung mit beweglicher Phantasie ohne Vermittelung zusammenlagen. Zugleich waren Beide ihrem Antriebe nach auf den freien Weltverkehr und seinen Ausdruck

1) Strauß hat in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst (Jahrgang 1839) eine Charakteristik beider Männer gegeben und in den Charakteristiken und Kritiken wieder abdrucken lassen, auf welche außer Andern der Vergleichung wegen hingewiesen werden kann.

hingewendet, während ihnen das Schicksal eine Bahn des Wirkens angewiesen hatte, auf der für sie jener weltliche Freiheitssinn hinter der Maske der theologischen Geistlichkeit mehr oder weniger verkümmern mußte. Über Herder hat schon Göthe die Bemerkung hingeworfen, daß sein Priesterstand ihn zwiespältig machte mit der Welt, die er mehr als Philosoph denn als Geistlicher zu behandeln berufen schien; Ähnliches haben Andere mit Recht von Schleiermacher ausgesagt. Bei diesem kam noch insbesondere hinzu, daß ihn Zeit und Zeitgenossen (die Romantiker und ihre kecke Selbstbefreiungslust) in demselben Augenblicke, wo er als Prediger an der Charité zur Frömmigkeit anzumahnen hatte, in das Emancipationssystem der Sinnlichkeit verleiteten und zu dem Principe des Genusses drängten, wodurch der Riß in seinem Daseyn um so weiter und empfindlicher werden mußte. Wollte man seine eigenen Worte gebrauchen, so könnte man sagen, daß „Sünde und Gnade" wie Welt und Kirche sich um ihn stritten. „Die Sünde," spricht er in der Predigt über die Wiedergeburt [1]), „muß irgendwo mächtig geworden seyn, das Fleisch muß gelebt und geherrscht haben, damit die Gnade mächtig werde, wenn der Geist zum Leben gelangt; Jeder muß erst gekostet haben von dem verderblichen Leben, dann wird er durch die zweite That der göttlichen Allmacht und Liebe geboren aus dem Geiste und wird Geist." Diese völlige Überwindung des Lebens durch den Geist und die Gnade scheint bei ihm indeß erst eingetreten zu seyn, als seit der Juli-Revolution das Princip der Materialität in das Reich der Idee zu mächtig einschritt und ihm, der bei aller sinnlichen Gefühlsanlage doch stets dem Geiste und seinen freien Interessen zugewandt geblieben war, mit zu großer Zudringlichkeit das feinere ideelle Gewebe seines geistigen Organismus zu stören drohete. Rechnet man dazu das vorgerückte Alter, den Verlust seines einzigen Sohnes, das Schreckniß der Cholera; so erklärt sich wohl, wie Schleiermacher, gerade mit auf dem Grunde seines ursprünglichen Seelenfaktors, sich der Kirchlichkeit und dem persönlichsten Christus als Gottes Sohne ergeben mochte, dessen geschichtliche Erscheinung er niemals in Abrede gestellt hatte, obwohl ihm das Zufällige dabei (wenigstens früherhin, wo er selbst zweifelte, ob bei Christus jemals die Stiftung einer

1) Predigten, 3te Sammlung.

Kirche Abſicht geweſen)[1] erſt ſpäteren Urſprungs ſchien. Wir finden hier wie überhaupt bei Schleiermacher die erſten Fäden der Strauß'ſchen Chriſtologie, welche, beſtimmter von Schelling herausgebildet, durch Hegel's Logik nur zu ihrer gründlichen, objektiven Ausführung und Haltung gelangte. Schleiermacher ſtand, wie ſehr ihn auch ſeine wiſſenſchaftliche Dialektik auf die Höhe freien Gedankens zu erheben ſchien, eben unter dem Principe der Romantik. Seine Dialektik ſelbſt iſt in der That nur die ihm eigenthümliche Form der romantiſchen Ironie, die ſein Freund Fr. Schlegel in kecker kritiſcher Selbſtgefälligkeit hervorſtellte, während ſie bei Tieck in die komiſch-humoriſtiſche Dramatik hinaustrat. Darum ging jene Dialektik Schleiermacher's bloß auf das ſubjektive Verneinen, nirgends recht auf ein poſitives Reſultat, wie z. B. unter Anderm auch ſeine „Kritik der Sittenlehre" (1803) auf's deutlichſte darthut, in welcher alle Verſuche eines Syſtems der ſittlichen Idee mehr nur kritiſch-ſcharf zerrieben, als in dem Momente ihrer relativen Wahrheit aufgewieſen werden, und von welcher Rahel nicht ganz mit Unrecht ſagt, ſie ſey „wie eine Fabrik von Hämmern, die das Höchſte arbeiten, aber ſelbſt nicht das Höchſte ſind[2]." Darum ſpielt dieſe Dialektik auch um die Ideen des Chriſtenthums nur kunſtreich plänkelnd herum, ohne in ihr innerſtes Mark zu dringen; ſie iſt eben die den Glauben überall begleitende Ironie, wir möchten ſagen der Mephiſtopheles des beſſeren Fauſt, welche in der That beide in Schleiermacher ſich begegneten. Schleiermacher's Dialektik war die Maske ſeiner poſitiven Überzeugungsloſigkeit, das Genügen an dem Zerſtören, weil die höhere Freudigkeit des Aufbau's ihm nicht vergönnt worden. Auch hierin erſchien er den Romantikern verwandt, denen ebenfalls, wie zum Öftern bemerkt, die produktive Energie meiſtens verſagte. Wenn nun Schleiermacher aus dieſer dialektiſchen Ironie zuletzt in den Hafen der reinen chriſtlichen Thatſache und der Kirche einlief, ſo reicht er abermals den romantiſchen Genoſſen die Hand, die wie Novalis (dem er ja in den Monologen eine begeiſterte Parentation hält) in die Myſtik der religiöſen Gefühlsüberſchwenglichkeit oder wie Schlegel, Werner, Ad. Müller in den Schooß der alleinſeligmachenden katholiſchen Kirche hinübergleiteten. An mehr als einer Stelle bekennt ſich Schleierma-

1) Vgl. ſeine „Weihnachtsfeier". 2) Briefe III. S. 31.

cher selbst zu dem Principe der Romantik. So z. B. wenn er „das poetische Element in der Spekulation" als nothwendig anerkennt, oder wenn er in den „Monologen" (1801) der Phantasie vornehmlich das Wort redet, die er „eine Götterkraft" nennt, „welche allein den Geist in's Freie stellt und ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinausträgt," ersetzend, „was der Wirklichkeit gebricht." Diese Phantasie, welche bei ihm mehr von sinnlicher Gemüthlichkeit als genialer Ursprünglichkeit getragen wurde, spielte indeß (gleichfalls romantisch) mehr nur in seine geistvolle Verstandeskälte hinein, als daß sie ihn zu irgend einer nachhaltigen idealen Stimmung hätte hinaufheben mögen. Denn selbst jene Monologen, in denen er sich in die Begeisterung für das Universum zu verlieren scheint, sind doch mehr nur von der Phantasie angestrichene Reflexionen, als lichtgeborene Kinder einer innersten Vermählung derselben mit dem männlich-ernsten Gedanken, und seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799) beweisen mehr nur einen Flug rhetorischer Beschwingung als urkräftiger Überzeugung. Es herrscht darin der Ton selbstbewußter, glaubensleerer Überlegenheit und das glatte Wort überwindet die Trockenheit nicht, welche das Ganze durchzieht. In der „christlichen Glaubenslehre" (1821), welche erst in späterer Umarbeitung (1830) dem kirchlichen Standpunkte näher rückte, waltet im Wesentlichen dieselbe Prätension des Glaubens ohne rechte Glaubenstreue. Man merkt überall die oben bezeichnete philosophische Doppelseitigkeit. Der Fichte'sche Idealismus spielt mit der Schelling'schen Weltvergötterung herüber und hinüber. Namentlich ist dieses in den beiden genannten früheren Werken der Fall, welche der philosophischen Krisis am nächsten liegen, Werke, die uns indeß um so bedeutsamer erscheinen, als sie den theologischen Geist des neunzehnten Jahrhunderts an der Schwelle desselben verkündigen. So spricht Schleiermacher in den Reden von „dem Zusammentritte des allgemeinen Lebens mit dem besondern," von „der heiligen Vermählung des Universum's mit der fleischgewordnen Vernunft." Die ganze Menschenwelt ist nur „das eigene, vervielfältigte, deutlicher ausgezeichnete Ich." In den Monologen will er „kraft des innern Handelns von der ganzen Welt Besitz

nehmen," will er die unendliche Macht des Ich darin bewährt finden, daß sich dasselbe „aus freiem Entschlusse der individuellen Unsterblichkeit," deren Annahme ihm nur Egoismus ist, entäußert und sich an die Seligkeit des Alls hingiebt. In den Reden wiederum soll ihm die Frömmigkeit „aus der intelligibeln Berührung des Ich eines Jeden mit dem Universum" entspringen, und das Wesen des Christenthums nicht in dem ausschließlichen Glauben an Jesus von Nazareth und dessen Erlösungswerk gefunden werden, sondern in der allgemeinen Vermittelung der Einheit Gottes mit der Welt, welche von mehreren Menschen, ja, von Jedem ausgehen kann. Wenn Schleiermacher meint, Christus selbst habe sich nicht für den „einzigen Vermittler ausgegeben," sondern Allen, „die ihm anhängen," die Kraft dazu verliehen, wenn er dort weiter behauptet, daß „die Dogmen nicht die Religion sind, sondern höchstens ihr Gewand, das sie wechseln kann," wenn er die Bibel nicht nach allem ihren Inhalte für göttlich achtet und lehrt, „sie sey nicht das lautere Metall, sondern nur das Erz," welches mit dem Golde noch verunreinigende Stoffe gemischt enthalte; so hören wir in dem Allen in der That die Vorlaute gegenwärtiger Tagesstimmen, wie sie auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie sich vielfach vernehmen lassen und die eigentliche Tendenz unseres religiösen Zeitalters aussprechen. Die Schrift „Die Weihnachtsfeier" (1806) begreift ähnliche Ansichten, die sich eben nur im Fortschritte der Jahre und wissenschaftlicher Luftveränderungen modificiren, dem Grunde nach aber wesentlich dieselben bleiben. Schleiermacher's Wissenschaft ist die Kunst der Schaukelei des Denkens, seine Religion „eine Schwebereligion," seine Überzeugung die Überzeugungslosigkeit. Sollen wir Alles in Allem sagen, so erscheint er uns als ein theologischer Schachspieler, der seine wissenschaftlichen Figuren hin- und herschiebt, wobei weder die Philosophie noch die Theologie das Spiel gewinnt, während er sich selbst zuletzt so ermüdet, daß er das Schachbrett sammt allen Figuren fortwirft und in frommseliger Hingabe an das Jenseits endigt, also damit, womit er eigenem Geständnisse nach begonnen und wohin ihn sein ursprüngliches Gefühl wieder treiben mochte, sobald es aus dem Zauberkreise der verstandeskünstlichen Dialektik zu sich selbst zurückgekommen war. Wie er nämlich berichtet, war er aus dem „mütterlichen Leibe der

Frömmigkeit, in deſſen heiligem Dunkel ſein junges Leben genährt wurde," in jenen Kreis gerathen, nachdem er ſich aus dem Joche der Brüdergemeinde, worin er erzogen ward, „durch eigenen Muth losgeſpannt hatte," um „freimüthig und von jedem Anſehn unbeſtochen" die Wahrheit zu ſuchen [1]). Kurz, Schleiermacher bringt es in ſeiner theologiſchen Wiſſenſchaft nirgends zur rechten Vermittelung zwiſchen gläubiger Vorſtellung und philoſophiſchem Begriffe, vielmehr ſpielen beide bald zufällig bald und meiſtens in künſtlicher Weiſe, immer aber täuſchend genug durcheinander. Daß Schleiermacher das Weſen der Religion in dem „Gefühle der Abhängigkeit von Gott" finden wollte, daß er in ſeinen Predigten dieſes Gefühl immer reiner und beſtimmter hervorzuſtellen ſtrebte, ohne ſich jedoch in faſt allen ſeinen geiſtlichen Vorträgen von einem durchgreifenden Verſtandesſchematismus losmachen zu können, daß überhaupt in denſelben bei oft unverkennbarer Anſprache an Herz und Gemüth immer ein Hauch kalter Begriffsanalyſe durch wohlberechnete Perioden hindurchtreibt, beweiſt, wie ſehr der gleich oben bezeichnete Widerſpruch in ſeinem Bewußtſeyn ein unaufgelöſter blieb, den er auch mehrfach ſelbſt in ſeinem perſönlichen Leben bethätigte. Hier nämlich konnte er einerſeits bis zu ausgeſuchter Bitterkeit vorgehen und ſein Wort zu verletzender Spitze treiben, während er zugleich andererſeits den Haß entfernt hielt und verſöhnlicher Stimmung willig Raum gab. Jene dialektiſche Schneide hat er vornehmlich in polemiſchen Verhältniſſen oft bis zu grauſamer Verwundung geſchärft, ſo z. B. in der Beurtheilung von Schmalzen's Denunciationsſchrift „Über die politiſchen Vereine" (1814), welche beſonders gegen den Tugendbund gerichtet war. In dieſer Antwort wurde jener reaktionäre Abſolutiſt, jener Verräther an Deutſchland's edelſtem Werke, gegen den ſelbſt Niebuhr das Schwert des Wortes zog, wahrhaft zerbröckelt und zerrieben. Varnhagen, der Schleiermacher hinlänglich kennen lernen konnte, ſagt über jene perſönliche Art

1) Vgl. Reden über die Religion. Zueignung und im Anfange. — Gutzkow berichtet über Schleiermacher, daß er in der letzten Zeit immer mit „dem Gefühle der Verklärung und eines Bedürfniſſes der Mittheilung" vor ſeine Gemeinde trat und „die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ." Beiträge zur neueſten Litteratur, II. S. 96 u. 97.

und Haltung deſſelben: „Sein Gemüth hatte kein Arg dabei — — nur ſein Geiſtestriebwerk war mit Rädern, Meſſern und Spitzen ſo eingerichtet, daß Alles, was in deſſen Bearbeitung kam, zerquetſcht, zerſchnitten und zerſtochen herausfallen mußte[1])." Übrigens ſcheint, daß Schleiermacher's mündlicher Vortrag jene ſchriftliche Unentſchiedenheit durch eine gewiſſe augenblickliche Gehobenheit des Gefühls und der Phantaſie verdrängt habe. Sagt doch W. v. Humboldt in der Hinſicht von ihm, „daß ſein Sprechen ſein Schreiben übertroffen habe, und daß demjenigen, der deſſen mündlichen Vortrag nie gehört, das ſeltenſte Talent und die merkwürdigſten Charakterſeiten des ſeltenen Mannes unbekannt geblieben ſeyen." — Er rühmt an ihm ferner ein von Natur kindlich und einfach gläubiges Gemüth. In Allem dieſen ſtimmen Viele überein, die Schleiermacher perſönlich gekannt, z. B. Rahel, Henriette Herz und Andere. Auch mag aus dieſer perſönlich-unmittelbaren Gewecktheit wohl die große Wirkung zu erklären ſeyn, welche er als Prediger übte. In ſeinen Schriften aber, wornach wir ihn hier zu beurtheilen haben, hat dieſe Herzens-Gläubigkeit ſich zu keinem echt lebendigen Ausdrucke hervorbilden können. Was überhaupt Schleiermacher's Darſtellungsweiſe betrifft; ſo ſehen wir mehr den Kunſtzwang, die formelle Abſichtlichkeit, als die freie geſtaltende Plaſtik darin walten. Seine Proſa erinnert in ihrer Art ebenſoſehr an die platoniſchen, ariſtoteliſchen und lateiniſchen Konſtruktions- und Bewegungsweiſen, als die Dichtungen der Schlegel, Tieck's und Anderer an Calderon, Shakſpeare und allerlei mittelalterliche Formen gemahnen. Das eigenthümliche Gepräge ruhet auch nach dieſer Seite hin in dem dialektiſchen Geiſte Schleiermacher's; eine eigentlich künſtleriſche Stylausführung iſt ihm nirgends durchweg gelungen. In den Reden über Religion herrſcht der unverarbeitete Luxus rhetoriſcher Fülle, in den Monologen ſchwelgt die naturaliſtiſche Sinnlichkeit, in beiden aber läßt es der altklaſſiſche Periodenſchritt, welcher ſich in jene moderne Üppigkeit eindrängt, zu keiner rechten Friſche und Leichtigkeit kommen, woraus, namentlich in den Monologen, eine an Geſchmackloſigkeit grenzende ſchwerfällige Breite entſteht. In den „Grundlinien einer Kritik der Sittenlehre" hebt ſich die Darſtellung aus jenem Phantaſiegehänge

1) Verm. Schriften, II. S. 114.

zu der formellen Nettigkeit und Künſtelei empor, welche die romantiſche Kunſt-Affektation und antikiſirende Ausdrucksweiſe zugleich verräth. Daß dieſes Buch auch dadurch an die Romantik erinnert, daß nach der dialektiſchen Zerreibung aller ethiſchen Standpunkte nur der platoniſirende Spinozismus übrig bleibt, hat ſchon, wenn wir uns nicht irren, der Göttinger Recenſent (Bouterwek) mit Recht bemerkt. Und ſo geht denn weiter, nur mit größerer oder geringerer Variation, dieſelbe unausgeglichene formale Diſſonanz durch faſt alle ſeine Schriften, ſelbſt durch ſeine Predigten, in denen freilich ſchöne rhetoriſche und gemüthliche Streiflichter den bogenverſchlungenen Dombau der Perioden oft anziehend und wirkſam durchleuchten. Was aber bei dieſem unkünſtleriſchen Grundübel der Schleiermacher'ſchen Schriften als eine höchſt bedeutſame Eigenthümlichkeit erſcheint, iſt die durchgreifende berechnete Architektonik, auf welcher ſie insgeſammt ruhen, und durch deren abgemeſſene Räume ſich die dialektiſche Bewegung treibt. Namentlich hat er dieſe architektoniſche Überſchau in ſeiner „Darſtellung des theologiſchen Studium's" (1810) in muſterhafter Weiſe angeſtrebt, welche Schrift wir daher von dieſer Seite als ein Meiſterſtück in ihrer Art betrachten. Dieſelbe iſt auch noch deswegen beſonders merkwürdig, weil ſie uns den Wendepunkt der Schleiermacher'ſchen theologiſchen Anſicht vorführt, indem hier ſchon die Idee der Kirche als die Hauptſache hervorgehoben wird, auf deren richtige Leitung er alle theologiſche Wiſſenſchaft bezieht, die hiermit eine praktiſche Stellung erhalten ſoll. Eigenthümliches Intereſſe gewinnt für uns die Schrift noch dadurch, daß in derſelben auch der Standpunkt feſtgeſtellt worden, den Preußen in Abſicht auf das kirchliche Verhältniß jetzt entſchieden verfolgt und zu deſſen Annahme es gern das proteſtantiſche Geſammtdeutſchland bewegen möchte. Im Weſentlichen aber iſt Schleiermacher von Anfang bis zu Ende derſelbe geblieben trotz der anſcheinenden Wandelung. Mit der ſinnlich-weltlichen Dialektik ſehen wir ihn in den „vertrauten Briefen über Schlegel's Lucinde" (1799) beginnen, mit der ſentimental-religiöſen hat er ſeine Laufbahn in den letzten Predigten beſchloſſen; mit Friedr. Schlegel verbündet, kündigte er in den Fragmenten des Athenäum's die neuliterariſchen Genialitäts-Maximen an und erſcheint in ſeiner Glaubenslehre als ein

frommer Zweifler. In jenen berühmt und berüchtigt gewordenen Briefen predigt Schleiermacher die Emancipation der Sinnlichkeit und die Anbetung „der wahren, himmlischen Venus," wie sie die Alten verehrten; in den letzten Ergüssen seiner Beredsamkeit ist ihm Christus fast ebenso sinnlich-anschaulich geworden, wie dort die Venus den Heiden. Schleiermacher wollte, was Göthe gewollt, was Schiller gelehrt, die Ausgleichung der Natur und Freiheit, der Sinne und des Geistes, allein es fehlte ihm an der genialen Bewältigungskunst Göthe's und an der gesinnungsvollen Energie Schiller's, um das Werk irgendwie zu vollenden — er beharrte im Widerspruche, dessen Ausdruck eben seine chamäleontische Dialektik war. Dieses Gefühl des Ungenügenden in ihm mochte auch wohl der Grund seyn der befremdlichen Erscheinung, daß er jenen beiden großen literarischen Zeitgenossen sich weniger näherte, für deren Verständniß ihm mit dem rechten Willen auch zum Theil das rechte Organ fehlte. Daß ihm später selbst Friedr. Schlegel entfremdet wurde, mit dem er in engster Jugendbefreundung zu Berlin gelebt und unter dessen Theilnahme er auch den Platon übersetzen wollte (was er nachher allein vollzog und worüber zum Theil das Zerwürfniß mit entstand) [1]), mag nur als ein äußerliches biographisches Faktum erwähnt werden. Wie einflußreich indeß dieses Übersetzungswerk ungeachtet mancher verfehlter Gesichtspunkte und Auffassungen für das platonische Verständniß geworden, bedarf für die, welche es angehn kann, keiner Erörterung. — Schleiermacher starb, wie er als Jüngling begonnen, im Gefühle gläubiger Frömmigkeit, und er wurde darüber von den Frommen als ein Seliger gepriesen. Nach W. v. Humboldt soll er am Tage vor seinem Tode sich gegen seine Frau geäußert haben, „er freue sich besonders, auch jetzt noch seine tiefste Spekulation im reinsten Einklange mit seinem Glauben zu finden [2])." Das christliche Liebesmahl, welches er den Seinigen selbst austheilte, beschloß als Scheidegruß sein Leben.

1) In einem Briefe an die Rahel nennt Schlegel jenes Verfahren von Schleiermacher geradezu „eine Perfidie." Vgl. Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang, I. S. 238. Andere geben Schlegel's Nachlässigkeit die Schuld.

2) W. v. Humboldt, „Briefe an eine Freundin" Thl. II. — Schleiermacher's eigentlich philosophische Schriften, z. B. „die Dialektik" und „die Grundzüge der Philosophie" hat Jonas nach seinem Tode (1839) herausgegeben.

Blicken wir nun auf Schleiermacher's Gesammtstellung zur unsrer Literatur und zu den Beziehungen seiner Zeit; so hebt er [illegible] der bunten Bewegung der Ansichten und Strebungen als eine Gestalt hervor, die eben durch die bezeichnete Eigenthümlichkeit des Persönlichen und seiner Geistesthätigkeit als der bedeutsamste Mittelpunkt vielseitiger Richtungen des Denkens und Glaubens zu betrachten ist, indem in ihm alle Fäden der philosophischen wie theologischen Gegenwart zusammenlaufen, die er eben durch das geschickte Spiel dialektischer Behandlung in seiner Hand zu behalten versteht. Der Rationalist und Supranaturalist, der sittliche Freidenker wie der fromme Rigorist, der Kritiker wie der spekulative Idealist, Alle können Berufung auf ihn einlegen, Alle mögen Waffen und Beweise für sich von ihm entlehnen. Sehen wir ihn außerdem in verhängnißvollsten Zeitläuften in der Hauptstadt der Monarchie, auf dem Schauplatze, wo die wichtigsten wissenschaftlichen Ideen gepflegt wurden, und die Wiedergeburt des Vaterlandes sich vorbereitete, als Geistlichen und akademischen Lehrer wirken, finden wir ihn hier bei den bedeutsamsten Fragen in beiderlei Hinsicht praktisch und theoretisch, kritisch und polemisch nahe betheiligt, während drei Decennien alle Wechsel und Schwankungen des neuen Jahrhunderts mitleben, hören wir ihn in den Jahren des Friedens die milde Stimme der Belehrung, in denen der nationalen Erniedrigung aber inmitten gewaltdrohender Feinde die laute Sprache des Patriotismus von Kanzel und Lehrstuhle führen, hierin dem edlen Fichte vergleichbar, erwägen wir endlich, wie ganz Deutschland seine Söhne sandte, um zu den Füßen des geistvollen, gelehrten, tiefgebildeten Mannes zu sitzen, und wie er so nicht bloß in der Nähe seine Mitbürger durch sein lebendiges Wort begeisterte, sondern auch seine erweckliche und erhebende Wirksamkeit über das gesammte Vaterland verbreitete; so mögen wir ihm wohl Ehre und Verdienst eines der ausgezeichnetsten Männer der Nation zugestehen und seinem Andenken in unserer Literatur Unvergänglichkeit wünschen [1]).

1) De Wette möchte am füglichsten als ein Mittelglied zwischen Schleiermacher und dem eigentlichen Rationalismus zu nehmen seyn. Mit Augusti die Bibel übersetzend (1809), suchte er späterhin (seit 1815) die Philosophie von Fries mit seinem theologischen Systeme in Einklang zu bringen, wodurch er dem Jacobi'schen

Wie ein Bild von Erz steht neben Schleiermacher Daub (1765—1836), der, wie jener in Berlin, in Heidelberg seine hauptsächlichste akademische Wirksamkeit entfaltete. Wenig dem Gefühle [1]) und der Phantasie, Alles dem strengen Gedanken zugestehend, bekümmert er sich nicht um die Zierde des Ausdrucks oder die Gefälligkeit der Entwickelung, vielmehr liegt ihm nur daran, was er denkend beschlossen und abgeschlossen, in der Form des Wortes äußerlich erstarren zu lassen, um es sich selber als Gestalt des eigenen Geistes gegenwärtig zu haben. Daub vertritt die reine theologische Spekulation, während Schleiermacher die theologische Erfahrung mit dem Scheine der Wissenschaft umgeben möchte; Daub geht auf die Idee des Christenthums, er sucht ihre Heimat in der Tiefe des Geistes auf, um von der Philosophie aus zu der Geschichte des Christenthums vorzuschreiten und die dort gefundene Idee Gottes auf das in Bibel und Kirche Gegebene anzuwenden; Schleiermacher dagegen bemühet sich, die historische Thatsache des gegebenen Christenthums als solche festzuhalten, sie an sich selber rein zu bestimmen, das Recht des Gedankens nur auf ihre Erklärung und Beleuchtung beschränkend. An Gelehrsamkeit, Kritik und dialektischer Gewandtheit behauptet Schleiermacher den Vorzug, an Gründlichkeit der Betrachtung und an Ernst des Gedankens steht Daub voran. Beide aber, wie verschieden sie auch in ihrem theologischen Standpunkte und ihrer Methode seyn mögen, begegnen sich doch unter demselben Principe der Philosophie, indem Beide ihrer Uranschauung nach dem naturphilosophisch wiedergeborenen Spinozismus ergeben sind und von ihm aus die theologische Perspektive, freilich Jeder in seiner Art, zu neh-

---

Supranaturalismus nahe kam. Die Schrift „Theodor oder des Zweiflers Weihe" (1821) zeigt uns den Mann ganz auf dieser Mittelstufe der Ansicht, der wir auch noch in seinem jüngsten Glaubenswerke begegnen. Daß er wegen seiner Theilnahme an dem Schicksale der Familie des unglückseligen Kotzebuemörders Sand aus den preußischen Diensten entlassen wurde, ist bekannt; wie er denn überhaupt wegen seiner national-patriotischen Überzeugungen in jener antipatriotischen Reaktionsbewegung (1819) nicht wohl sicheren Standes sich freuen mochte. Er ging nach Basel, dem Auslande seinen Geist und seine wissenschaftlichen Dienste für die Zukunft leihend.

1) Wenn Daub auch an mehr als einer Stelle die Religion wesentlich mit dem Gefühle in Verbindung bringt, so will er doch wissenschaftlich das religiöse Gefühl schlechthin in die Form des Gedankens erheben.

nen suchen. Viel folgerichtiger als Schleiermacher durchwandelte indeß Daub die Hallen der ganzen neuen Philosophie. In Kant's kritische Untersuchungen und religionsphilosophische Ansichten eingehend und Fichte's sittliche Weltordnung als das Wesen der Religion herüberneh-mend, stellte er sich zuerst auf den Standpunkt des pragmatischen Ra-tionalismus und der reinen unpositiven Vernunfttheologie und gab die-ser Stellung in seiner „Katechetik" (1801) ihren literarischen Aus-druck. Als nun aber der Transscendentalismus Kant's und Fichte's von Schelling in Verbindung mit Hegel überwunden und an die Stelle des absoluten subjektiven Vernunftprincips die objektive Weltvernunft ge-setzt, der Principat des Ich durch die Idee der göttlichen Universalität des Seyns gestürzt worden war; trat Daub in die Bahn dieser neuen Weltauffassung ein und fing an, wie er selbst besagt, sich in die posi-tive Glaubensthat des Christenthums zu versetzen. Als Denkmal dieser Metamorphose stehen seine „Theologumena" (1806) vor uns, in denen der neue Spinozismus die Grundlage der Auffassung des positiven Chri-stenthums bildet. Wie Daub hier arbeitet und ringt, den spekulativen Begriff mit der dogmatischen Gegebenheit zu versöhnen, ist ein hohes Zeugniß von seinem Denkernste und der Energie seines Geistes. Mit diesem Buche sehen wir nun aber den Mann auch sofort auf dem Wege der Scholastik, welche durch ihn in der protestantischen Theologie der neueren Zeit vorzugsweise vertreten erscheint. Sein Fortschritt zu He-gel's Weltdialektik, die er später mehr und mehr zur Trägerin seiner Dogmatik machte, ist nur eine abstraktere Weiterbildung des Stand-punktes der Theologumenen und ihrer Tendenz, wie Hegel's Philoso-phie selbst ein durch das Maß der Logik auf seine systematische Organi-sation hinausgeführter Synkretismus ist des Fichte'schen absoluten Idea-lismus und des Schelling-Spinozistischen Weltbegriffs. Der Fortschritt charakterisirt sich auch bei Daub sogleich synkretistisch, indem sein „Ju-das Ischariot" (1816 ff.) das Resultat ist sowohl von Hegel's „Phäno-menologie des Geistes" und ihrer dialektischen Objektivität, als auch von Schelling's Abhandlung über „die Freiheit des menschlichen Wil-lens". Wir sehen hier ab von einer näheren Betrachtung dieses Werks (eines Versuches der Erklärung des Verhältnisses zwischen dem Guten und Bösen) und bemerken nur, daß darin die abstruse eherne Weise

theile in Daub'ſchen Darſtellung auf das Härteſte zu Tage kommt. Mit
g kritiſcht hat Strauß darauf hingewieſen, wie die Schleiermacher'ſche und
ir Daub'ſche Anſicht in ihrem Gegenſatze nirgends klarer hervortrete, als
in dieſem Judas einerſeits und in einer Abhandlung Schleiermacher's
über „das Verhältniß zwiſchen Naturgeſetz und Sittengeſetz" in den Denk-
ſchriften der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften andererſeits. Daub
verfolgte indeß ſeine ſcholaſtiſche Bahn bis zur äußerſten Grenze, indem
er mit dem Formalismus Hegel'ſcher Logik immer tiefer in den hiſto-
riſchtheologiſchen Poſitivismus einzudringen ſuchte. Die Schrift „Die
dogmatiſche Theologie jetziger Zeit", welche 1833 erſchien, wendet ſich
geradezu an Hegel's Geiſt, dem ſie zur Erinnerung geweihet iſt. Das
merkwürdige Produkt charakteriſirt die ganze eigenthümliche Perſönlich-
keit des Mannes nach der Strenge ſeiner Geſinnung, ſeines Denkens
und Glaubens. Dieſe drei Momente bewegen ſich hier wie erhabene
Dämonen, um ihren Bund den Verirrungen der Schwäche und na-
mentlich den theologiſchen Sünden des einſeitigen Subjektivismus ent-
gegenzuſtellen. Treffend vergleicht Strauß die Schrift mit Dante's
Hölle, weil in ihr in ähnlicher Weiſe wie hier über die Parteiſucht der
Zeit, und zwar (bei Daub) namentlich über die theologiſche, ſtrengſtes
Gericht geübt wird. Daub ſtellt ſich in ihr, wennauch mit kritiſcher
Haltung, doch dem Principe nach auf die Spitze des dogmatiſchen Glau-
bensſyſtems. Die Schrift bildet inſofern das Extrem des Endes, wie
die Katechetik das Extrem des Ausgangs der Daub'ſchen philoſophiren-
den Theologie. Dort verneint er den Supranaturalismus, hier beja-
het er ihn — zu beidem aber braucht er eben die Philoſophie. Übri-
gens iſt es anziehend, zu bemerken, wie auch hierin beide Männer
(Schleiermacher und Daub) bei aller Gegenſätzlichkeit des Ganges doch
ſich begegnen. Denn auch Schleiermacher begann ja mit der rationa-
liſtiſchen Negation (z. B. Reden über die Religion) und endete mit der
Hingebung an das Faktum des poſitiven Chriſtenthums und der Kirche,
nur mit dem Unterſchiede, daß bei ihm nicht die Spekulation wie bei
Daub das Extrem des Anfangs und des Endes vermittelt, ſondern die
Gefühlsſeligkeit, gleichſam das Bedürfniß der ſubjektiven Abhän-
gigkeit von der Macht des Abſoluten in dem Göttlichen. Schleier-
macher war kein Scholaſtiker, ſondern ein anempfindender Kriti-

ker. Daub's anderweite Schriften, wie sie namentlich nach seinen Heften später (z. B. theilweise von Marheinecke) herausgegeben worden, lassen wir unbesprochen, nur auf die anthropologischen Vorlesungen hinweisend, in denen bei etwas zu großer Breite[1] treffliche Bemerkungen mitgetheilt werden. Die Form der Darstellung, welche in den genannten theologischen Schriften bis zur äußersten Grenze der periodischen Unbehilflichkeit und abstrusen Unverständlichkeit getrieben erscheint, hat sich hier dem Verständnisse zugänglicher gemacht. Jedenfalls wird Schleiermacher schon deswegen seinen Einfluß weiter ausdehnen können, weil seine Darstellung überall sich gefälliger bietet und durch ihre kunstreiche Beweglichkeit anregt. Am meisten aber ist es die kritische Vielseitigkeit des Inhalts selbst, sowie die dialektische Unentschiedenheit (welche eine Menge von Anknüpfungspunkten darreicht und Jedem ein Eingehen gestattet), wodurch Schleiermacher so mannichfach gewirkt hat und noch fortwirkt, während Daub's Ansehn, sowie es hauptsächlich nur von seiner persönlichen Unmittelbarkeit ausging, auch mit dem Verschwinden derselben so ziemlich aufhören mußte. Diese Persönlichkeit war die des gesinnungstüchtigen Mannes, der ohne Hingabe an äußerliche Rücksichten mit ernstem Wollen doch so viel Gemüth des Menschlichen verband, daß sein Charakter (wie wir ihn gekannt) als ein verehrungswürdiger zu betrachten ist, in welchem der rigoristische Calvinismus des Denkens, der hin und wieder aus seinen Schriften redet, keine praktische Konsequenz hatte. Daub starb gewissermaßen vollkommen im Berufe. Während seiner Vorlesungen vom Schlage getroffen, mußte er im Todeskampfe durch seine Schüler vom Katheder getragen werden, wie er solches Schicksal kaum ein Jahr zuvor sich selber gewünscht hatte.

Auf dem Wege Daub-Hegel'scher Scholastik finden wir mitten in dieser Epoche Marheinecke (1780—1847), der, anfangs zwischen Schelling und Schleiermacher schwankend, sich zuletzt fast ganz in die Hegel'sche Logik hineinbildete. Seine „Grundlehren christlicher Dog-

1) „Je älter man wird," äußerte einst Daub gegen mich (gerade in Beziehung auf diese Vorlesungen, die er nicht vollendete), „desto breiter wird man." — Die Anthropologie Daub's wurde 1838 (nach seinem Tode) von Dittenberger herausgegeben.

matik" ſtehen in ihrer erſten Erſcheinung (1819) auf jenem früheren Standpunkte und erinnern, namentlich in Abſicht auf die Unſterblichkeitslehre, oft an Schleiermacher's Reden über die Religion wie an die Monologe, während ſie in der ſpätern Umarbeitung (1828) durchweg nach den Formen von Hegel's Dialektik und unter den Kategorien ſeiner Logik umgeſtaltet auftreten. Verſtändlicher in der Entwickelung und Darſtellung als Daub's Vortrag, leidet andererſeits Marheinecke's Lehre nach Inhalt vielfach an gezwungener Konſtruktion, nach Ausdruck an formeller Kälte und drehender Phraſenkunſt. Doch verrathen die früheren Leiſtungen, in denen er noch von der Friſche der Naturphiloſophie angewehet erſcheint, weniger von dieſer Drehmaſchinerie, während die ſpäteren nach Maßgabe der Hingebung des Verfaſſers an das Hegel'ſche Syſtem mehr und mehr abſtrakt erſtarren. Unter ſeinen theologiſchen Schriften würde die „Symbolik der chriſtlichen Religionsparteien" (1814 ff.) bei einer lebendigeren Auffaſſung des Gegenſtandes und einem umfaſſenderen Eingehen auf die Sache wohl den nachhaltigen Beifall gefunden haben, der ihr wegen der Ruhe der Behandlung zu gebühren ſcheint. Als praktiſcher Theolog durch Predigten verdient, als Kritiker in der theologiſchen Polemik nicht ohne Bedeutung, hat Marheinecke ſich auch durch ſeine „Geſchichte der deutſchen Reformation" (1816 ff.) Anſprüche auf hohe Anerkennung erworben, indem er dieſen wichtigſten Gegenſtand der nationalen und Kulturgeſchichte durch die Kunſt, womit er die Vertreter der reformatoriſchen Bewegung (beſonders Luther) aus ihren eigenen Schriften ſich ſelbſt charakteriſirend einzuführen verſteht, die ganze Erſcheinung in die objektivſte Anſchaulichkeit hinüberführt. Unparteilichkeit und ſtrengkritiſche Wahrheitstreue läßt er freilich dabei oft vermiſſen.

Wie jene romantiſirende Theologie unter den Proteſtanten ſonſt noch gepflegt worden, bis ſie jüngſt einerſeits (z. B. in Göſchel) eine myſteriös-pietiſtiſche Wendung genommen, andererſeits in der neueſten Metamorphoſe des Schelling'ſchen Standpunkts durch die „Philoſophie der Offenbarung" gleichſam ihre letzte Weihe bekommen hat, wollen wir nicht weiter verfolgen. Daß Schelling durch ſeine Abhandlung „Die hiſtoriſche Konſtruktion des Chriſtenthums" in ſeinen Vorleſungen „Über die Methode des akademiſchen Studium's" (1803) dieſelbe we-

sentlich zuerst eingeleitet habe, wurde von uns schon früher gelegentlich berührt. — Wäre es unsere Absicht, auf die praktische Theologie besondere Rücksicht zu nehmen, so würden wir wohl vor Andern Theremin zu nennen haben, der, obgleich in der Darstellung der klassisch-französischen Kanzelberedsamkeit zuneigend, doch in seinen „Predigten" nach Auffassung und Ausführung den Geist der romantischen Innerlichkeit und erwecklichen Lebendigkeit verräth. Daß er durch seine „Rhetorik" (1814) die geistliche Beredsamkeit auf neue Grundlagen zurückzuführen sucht, hat ihm in der Geschichte der Homiletik eine würdige Stelle erworben. Wenn wir vor andern seiner Schriften noch die „Abendstunden" erwähnen, so geschieht es, weil sie des Verfassers sinnig-schöne Stimmung in ungezwungener Weise freundlich mild und herzlich wahr aussprechen; auch manche schöne lyrische Melodie in gefälligen Sonetten entgegenbringen. Auch Strauß (G. Friedr. Alb.) erinnert mit seinen berühmten „Glockentönen" (siebente Aufl. 1840) bedeutend an die Klänge der Romantik. Ihre praktische Erbaulichkeit ist wohl von Jedem anzuerkennen. — Sehen wir von Anderm ab, was nach Auffassung und Ton eher der vorhergehenden Epoche angehört (wie z. B. Henke's „Kirchengeschichte"), so erscheint in der Sphäre der geschichtlichen Theologie Neander als derjenige, welcher Tendenz und Farbe der Romantik am meisten vertritt. Denn abgesehn davon, daß sogar die ersten Gegenstände seiner Arbeiten auf romantische Neigungen hindeuten, z. B. die Monographie über „den h. Bernhard" (1812), so reihet ihn seine ganze Anschauungs- und Darstellungsweise in diese Epoche ein. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit sucht er Gemüth und Phantasie zu verbinden. Seine historische Entwickelung empfiehlt sich durch genetische Anschaulichkeit, die Darstellung durch Klarheit und Lebendigkeit. Daß man oft entschiedenes geschichtliches Denken vermissen muß, kann freilich nicht unbemerkt bleiben. Wir erwähnen hier nur sein Hauptwerk, die „Geschichte der christlichen Religion und Kirche" (seit 1825), worin die bezeichnete Weise Neander's sich besonders darlegt. Sein Buch über den Gnosticismus hat das Verdienst, auf diesen chaotischen Gegenstand manche Lichtblicke zu werfen. Daß Neander sich auch gelegentlich in den Streit der Philosophie und des Christenthums gemischt, daß er ein antistraußisches „Leben Jesu" geschrie-

ben, mag im Vorübergehen berührt werden. — Unter denen, welche der Gegenwart unmittelbar angehören, ſteht Ullmann nach Haltung und Weiſe der Darſtellung am nächſten zu Neander, namentlich in der hiſtoriſchen Art und Kunſt, und deshalb mag er hier im Vorübergehen eine kurze vorläufige Erwähnung finden. Sein „Johann Weſſel" und ſeine „Reformatoren vor der Reformation" weiſen ihm dicht neben jenem ſeinen Platz an. Weniger Breite bei größerer Entſchiedenheit würde den Werth ſeiner im Übrigen verdienſtlichen Arbeiten ſehr erhöhen. — Den hiſtoriſchen Leiſtungen dieſer Epoche können auch die bibliſch-archäologiſchen zugeſellt werden, in welcher Hinſicht wir wohl an Roſenmüller's fleißige Arbeit „Handbuch der bibliſchen Alterthumskunde" (1823 ff.), ebenſo an ſeine umfaſſende Schrift „das alte und neue Morgenland" (1818 ff.) erinnern[1]). — Daß die katholiſche Theologie, ſoweit es ihr objektiver Autoritätszwang geſtattet, der philoſophiſchen Romantik ſich beſonders anſchloß, haben wir ſchon im Vorübergehen bemerkt. Iſt ja doch die Wiege des Katholicismus überhaupt vorzugsweiſe das romantiſche Mittelalter und ſeine ganze Auffaſſung die romantiſch-univerſelle Welttendenz, ſpielt doch ſein Kultus mit allen Farben der Romantik, mit allen Mitteln ihrer Kunſt. Deshalb mochten auch die namhafteſten Romantiker mit ihm ſympathiſiren und in ſein glorreiches Gebiet übertreten. An der Spitze der katholiſch-theologiſchen Romantik ſteht Franz Baader, der, 1841 in München verſtorben, faſt ein halbes Jahrhundert hindurch mit der Philoſophie gewandert und ihren ganzen Verlauf ſeit Kant mitgelebt, an ihren verſchiedenen Phaſen ſich mitbetheiliget hat[2]). Wie verſchieden daher auch ſeine Ideen ſich umgeſtaltet haben mögen, der Urzug der romantiſchen Myſtik geht ſo ziemlich durch alle hindurch. Man könnte ſeinen Standpunkt wohl recht gut als die Wiedergeburt des Gnoſticismus bezeichnen. Sowie mit den Geheimlehren und Geheimgeſellſchaften vertrauet, war er auch mit den meiſten Hauptführern der romantiſchen Wiſſenſchaft in Verbindung gekommen, denen er ſich bald

1) Auf Seiten der Katholiken kann Jahn's „Bibliſche Archäologie" erwähnt werden, mehr Sammlung als kritiſch-hiſtoriſche Behandlung.

2) Vgl. Seine Tagebücher und Studienbücher von 1786—1841.

anſchloß, bald wieder entfremdete, jenachdem das wiſſenſchaftliche Band ihm entſprach oder widerſprach, und die kleinlichen Vorurtheile ſeines Alt-Baiernthums dafür oder dagegen ſtimmten. Nie hat er ſich an ein Syſtem verknechtet, wohl aber allen den Puls gefühlt und ſich ihnen zugewandt, ſoweit ſie ſeine Weltanſchauung förderten, oder ſie befeindet, wo ſie ihm nicht genügten. Ohne der katholiſchen Hierarchie ſich anheimzugeben, ja mit ihrem abſoluten Dogmatismus zuletzt ſogar zerfallen, hat Baader doch den Boden des Katholicismus im Allgemeinen behauptet [1]). Eben deshalb nun kann man ihn auch als den Hauptſtützpunkt des philoſophirenden Katholicismus in dieſer Epoche anſehn. Mit einem wirklich ſpekulativen Geiſte verband er eine weitausſtrebende Phantaſie und erinnert in der Weiſe ſeiner Gedankendrängniß und prophetiſchen Darſtellung mitunter an Hamann. Wenn Baader nun bei ſolcher Begabung, zu der ſich vielſeitige Kenntniſſe geſellten, doch die Höhe echter Wiſſenſchaft nicht behaupten konnte, ſo lag eben das Hinderniß in dem Mangel an organiſirender logiſcher Denkbewegung und ruhiger Konſequenz der Begriffsentwickelung. Seine „Fermenta cognitionis“, die unter dieſem lateiniſchen Titel deutſche Ausführungen bieten, bekunden des Mannes Geiſt, Ideengang und ganze literariſche Eigenthümlichkeit am deutlichſten und mögen deshalb vor andern ſeiner Schriften hier genannt werden, deren Zahl und gegenſtändliche Vielſeitigkeit (Baader ſchrieb über alle Tagesfragen, theologiſche, ſtaatswirthſchaftliche, politiſche u. ſ. w.) überaus groß iſt. Die Schrift „Über Divination und Glaubenskraft“ (1822) legt ſeine ſupranaturaliſtiſchen Spekulationen vor, welche in den „Vorleſungen über ſpekulative Dogmatik“ (ſeit 1828) beſtimmteren Ausdruck erhalten haben. Sowie nun die romantiſirende Philoſophie überhaupt ſich an Jacob Böhme lehnte, um aus deſſen Rüſtkammer die Elemente für die Umwandelung des Spinozismus in eine Art chriſtlichen Pantheismus zu entnehmen; ſo ruhet auch Baader's gnoſtiſche Myſtik weſentlich auf den Grundlagen der Theoſophie jenes Görlitzer Schuhmachers, mit denen er die naturphiloſophiſchen Spekula-

1) Vgl. desfalls Baader's Schrift „Über die Emancipation des Katholicismus von der römiſchen Diktatur in Beziehung auf Religionswiſſenſchaft“ (1839). — Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften erſcheint ſeit 1850, beſorgt von einem Vereine katholiſcher Gelehrten.

tionen des Paracelſus verband, um auf ſolche Weiſe eine echt germaniſche Weltanſchauung zu gewinnen und den Dualismus der Carteſianiſchen Philoſophie zu überwinden. Daneben wendete er den Myſtikern des Mittelalters, z. B. Meiſter Eckart, Tauler, Suſo, auch dem italieniſchen Scholaſtiker Thomas von Aquino beſondere Aufmerkſamkeit zu. Ein Gegenbild hat Franz Baader in dem franzöſiſchen Schriftſteller Saint Martin (1743—1804), der ſich in gleicher Tiefe der Gedanken bewegte, aber auch in gleicher Weiſe die ſpekulativen Ideen in das Dunkel geheimnißvoller Weisheit hüllte; wie er denn ſeinerſeits mit dem Geheimweſen von allerlei Ordensgeſellſchaften gern ſympathiſiren mochte. Auch für ihn war der deutſche Schuhmacher-Philoſoph ein bedeutſamer Prophet, mit deſſen Schriften er ſich unter Ölsner's Beihilfe in ernſter Muſe beſchäftigte. Saint Martin, deſſen Leben der Ausdruck ſeiner idealen Wahrheitsforſchung war, iſt ferner darin Baadern zum Theil vergleichbar, daß ſich an ihn ſpäter in Frankreich gleichfalls eine Art philoſophirender Katholicismus lehnen wollte. Es war hier auf eine Verjüngung des Chriſtenthums abgeſehn, welche mit der Wiedergeburt des neuen Staats zuſammenfallen ſollte. Die myſtiſche Alleinstheologie ſuchte man zur Grundlage der ſocialen und politiſchen Zukunft zu machen. Die Revolution wurde als vermittelnde, providentielle Kriſis für dieſes neue Gottesreich gehalten. Der Zuſammenhang St. Martin's mit de Maiſtre, de Bonald und Lammenais, die insgeſammt, wennauch auf verſchiedenen Wegen, den theoſophiſchen Pantheismus zur Baſis der Wiedergeburt eines katholiſch-kirchlichen Weltreichs machen möchten, iſt nachweisbar und mehrfach auch nachgewieſen. — Eine ähnliche obwohl in Abſicht auf wiſſenſchaftliche Ausführung weſentlich verſchiedene Richtung verfolgt neben Baader Günther (in Wien), deſſen Creationstheorie in der That nur einen Verſuch bietet, die Böhme'ſche Weltanſchauung auf die Form des Begriffes zurückzuführen. Bei weniger Gezwungenheit und ſcholaſtiſcher Tendenz, den katholiſchen Dogmatismus mit ſpekulativen Ideen zu identificiren, würde Günther ſich dem Gange philoſophiſcher Gedankenbewegung wohl nicht ohne Glück angeſchloſſen haben. — Andere, wie z. B. Windiſchmann, der, ganz unter dem Principe der Romantik, zunächſt der Naturwiſſenſchaft angehört, ſich aber der theologiſiren-

den Philoſophie namentlich in ſeinem Werke „Die Philoſophie im Fortſchritte der Weltgeſchichte" zugeſellt, mögen hier unbeſprochen bleiben. Daß Friedr. Schlegel mit ſeiner „Philoſophie der Geſchichte", ſeiner „Philoſophie des Lebens" u. ſ. w. hier ſeine eigenthümliche Stelle finden könnte, wenn er nicht in Abſicht auf ſeine ganze literariſche Bedeutung und Thätigkeit an der Spitze der geſammten Romantik ſtände, bedarf der Erinnerung nicht. Wie nun aber die philoſophirende Theologie des Hermeſianismus dieſem böhmeſirenden Katholicismus gegenüber mehr die ſpekulative Kritik Kant's auf das Gebiet der katholiſchen Theologie hinüberführen wollte und darob dem reaktiven römiſchen Abſolutismus Rede zu ſtehen hatte, iſt eine Erſcheinung, welche an ſich und nach ihren Streithändeln unſerer unmittelbaren Zeitgeſchichte zu nahe liegt, als daß ſie eine weitläufige Erwähnung fodern möchte. Die „Dogmatik" von Hermes ſelbſt bleibt das Hauptwerk in dieſer Richtung der katholiſch-theologiſchen Literatur. Sie ruhet eben weſentlich auf Kant'ſchen Grundlagen, bietet jedoch keinerlei originelle Auffaſſungen und eigenthümliche Standpunkte dar.

Mit der theologiſchen Romantik ſteht die mythologiſche Wiſſenſchaft in naher Verbindung. Seit Heyne in Göttingen die Mythologie auf einen wiſſenſchaftlicheren Standpunkt zu führen geſucht, richtete ſich bei uns mehr und mehr das Streben dahin, in den Mythen eine höhere Bedeutung zu finden und ſie als Bilder ſachlicher Begriffe und Verhältniſſe zu faſſen. Wie ſehr dieſe philoſophirende Tendenz innerhalb der romantiſchen Schule gepflegt wurde und an Schelling ihren eigentlich ſpekulativen Hierophanten hatte, iſt gleich anfangs von uns hervorgehoben worden. Auf dieſen Grundanſchauungen baute ſich nun im Fortſchritte der Romantik ein weitausgreifendes mythologiſches Syſtem auf, welches ſich ſelbſt als das ſymboliſche bezeichnete, indem es den oben berührten Standpunkt, die Mythen als Symbole tiefer liegender Ideen und Bezüge zu nehmen, ausführen wollte. Creuzer trat allmälig an die Spitze dieſer neuen Richtung der Mythologie, nachdem bereits Andere mehrſeitig vorgearbeitet hatten. Ihm gegenüber erhob ſich dann beſonders Heinr. Voß, welcher der Vorfechter und Führer der Antiſymboliker wurde. Während er, in dem Geſichtspunkte rein griechiſch-nationaler Entwickelung ſtehend und

jeder urſprünglich ſpekulativen Grundlage der Mythologie entgegen, ſtrenge Methodik, hiſtoriſch-philologiſche Kritik und ſichere Zeiterfaſſung ſammt genauer Beweisführung verlangte, ſuchte Creuzer, von einem anfänglichen Zuſammenhange und einer gemeinſchaftlichen Urquelle aller Religionen ausgehend, das griechiſche Religionsſyſtem an den Orient anzuknüpfen und überhaupt die mythologiſchen Vorſtellungen aller Nationen auf eine gemeinſame ideelle Grundanſchauung der Welt und Dinge zurückzuführen. Nach ihm iſt der Mythus eben nur das Symbol eines Philoſophems und die religiöſe Symbolik aller Völker (die Mythologie überhaupt) nur die verſinnlichende Reproduktion urweltlicher Ideen, die in dem Monotheismus einer urſprünglich reinen Prieſterreligion ihre höheren Myſterien haben und erſt allmälig durch die fortſchreitende Dichtung in polytheiſtiſche Sinnlichkeit umgebildet ſeyn ſollen. Die Trümmer jener Urweltanſchauung will man noch in den Myſterien und in den Orakelanſtalten, ſowie in den allegoriſchen Auffaſſungen der Neuplatoniker, beſonders des Jamblichus und Proklus, finden. Der Orient aber, meint man, ſey die Stätte, wo der Ausgang aller dieſer in ſich zuſammenhängenden mythologiſchen Anſchauungen zu ſuchen. Die rechte mythologiſche Wiſſenſchaft müſſe ſich alſo darauf richten, die geſammten Mythen auf einen Mittelpunkt von Typen zurückzuführen, ohne ſich mit methodiſcher Kritik und Gelehrſamkeit auf die hiſtoriſchen Verhältniſſe und Zeitunterſchiede einzulaſſen. Der Mytholog ſoll eine Art Seher ſeyn, der mit poetiſchem Sinne in den Formen die urgeiſtigen Ideen zu erſchauen vermöge [1]). Neben Creuzer hat namentlich Schelling ſelbſt in ſeiner ſpäteren Schrift „die Gottheiten von Samothrace" (1815) dieſen Standpunkt mythologiſcher Betrachtung beſtimmt durchgeführt. Daß übrigens auch die mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eintretende, hauptſächlich durch Engländer und Franzoſen vermittelte nähere Kunde der indiſch-orientaliſchen wie egyptiſchen Lehren und Kunſtdenkmäler hier das Ihrige beigetragen, wollen wir nicht unbemerkt laſſen. Genau betrachtet aber, hatte, wie wir ſchon oben angedeutet, bereits Heyne durch die zweideutige Haltung, welche er in der Mythologie erwies, auf die ſym-

1) Vgl. außer Andern über dieſes Verhältniß Bernhardy's Encyklopädie der Philologie. 1832.

bolisch-allegorische Erklärung hingeführt; weshalb denn Voß zunächst gegen ihn die Schärfe seiner antisymbolischen Waffen richtete. (Mythologische Briefe 1794.) Auch Hermann in Leipzig, dessen wir schon oben gedacht, blieb dem antisymbolischen Kriege nicht ganz fremd, wenngleich dabei kein entschiedener Bundesgenosse von Voß (so in den „Briefen über Homer und Hesiodus von Hermann und Creuzer" 1818). Buttmann mischte sich gleichfalls ein, die Symbolwillkür bestreitend, nicht minder Lobeck in Königsberg und Andere. Übrigens hatten schon vor Creuzer Mehrere die orientalische Weltauffassung und Theologie den Gesichtspunkten der christlichen Religionsideen anzupassen gesucht. Wir erinnern nur an Kanne (J. Arnold), der, ein Zögling Heyne's, bereits (1800) in seiner Schrift „Erste Urkunden der Geschichte, oder allgemeine Mythologie" die kühnsten Hypothesen über den orientalisirenden Allegorismus in der Mythengeschichte aufstellte, wobei es ihm vorzüglich auf etymologische Analogien ankam, die indeß mehr als billig in unwissenschaftliche Witzspielereien auslaufen. In seiner „Mythologie der Griechen" (1805) steht Kanne schon ganz auf dem Boden der naturphilosophischen Weltansicht [1]). Näher noch weist sein „Phantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker" auf diesen Standpunkt hin. Mit Entschiedenheit behauptete J. J. Wagner, den wir bereits oben als einen Jünger der Schelling'schen Philosophie genannt haben, in seinem Werke „Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt" (1808), daß die griechische Religion und Kunst nichts weiter sey, als eine „in plastische Objektivität umgebildete Ideenwelt des Orients." Görres, der sich mit Creuzer in Heidelberg zusammenfand, schrieb (1810) seine bekannte „Mythengeschichte der asiatischen Welt", in welcher er mit poetischer Kühnheit und geistvoller Anschaulichkeit die Grundidee der Symbolik, daß alle späteren Religionen nur Abstrahlungen und in ihrem Verfalle nur Verdunkelungen der einen monotheistischen reinen Urreligion seyen, behandelt, freilich nicht ohne anmaßliche Verletzung der Rechte echter Wissenschaft, historischer Forschung und Kritik. Creuzer's Hauptwerk „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (1810—

1) Kanne ist auch Satiriker, z. B. außer Anderm in seinem Lustspiele Comedia humana.

1822) enthält gewissermaßen das Panorama dieser ganzen mythologischen Weltbetrachtung. Umfassender Blick, bewundernswerthe Belesenheit, eine Art geniale Kombination und Analogienkunst, blühende Sprache, dies und noch mancher andere Vorzug geben dem Buche eine hohe literarische Bedeutung, ohne daß jedoch der Mangel an umsichtiger Folgerung, an kritischer Würdigung, überhaupt an wissenschaftlicher Sicherheit dadurch ersetzt werden könnte. Voß schrieb dagegen seine „Antisymbolik" (1824), die, bei aller Schärfe, doch nicht tief genug in die baufälligen Konstruktionen Creuzer's eindringt. Unbefangener und gehaltener legt sich der „Mythologus" von Buttmann (1828) der symbolischen Willkür gegenüber, das Wahre und für die Zukunft dieser Wissenschaft Förderliche, welches aus dem ganzen Gesichtspunkte hervortreten kann, nicht verkennend. — Was Andere zum Theil später auf diesem Wege zu leisten gesucht, wie z. B. die Anschauungen Stuhr's über urweltliche Verhältnisse und Religionsideen (in dessen „allgemeiner Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker" 1836), die Schriften Rhode's über orientalische (altpersische) Religionssysteme (so z. B. sein Buch „die heilige Sage und das gesammte Religionssystem des Zendvolks") u. s. w., lassen wir unbesprochen und wenden uns sogleich verwandtschaftlichen Studien zu, linguistischen und historischen. Die Sanskritwissenschaft vorab machte sich während des romantischen Literaturstadium's in Deutschland immer heimischer und führte auf ihrem Wege uns die vielseitigsten und tiefsten Aufschlüsse über indische Weisheit zu, sowie sie andererseits den Einblick in den Sprachzusammenhang bedeutend förderte. Wie sehr die englischen Vorarbeiten dabei in Frage kommen müssen, wie mächtig die französischen Orientalisten eingewirkt, kann hier nur berührt, nicht erörtert werden. Jedenfalls aber stand bei uns dieses orientalisch-linguistische Studium unter dem Einflusse der romantischen Strebungen nach weltliterarischer Allseitigkeit, auf die wir mehrfach aufmerksam gemacht. Nachdem Fr. Schlegel in seiner Schrift „über Sprache und Weisheit der Inder" den Ton zu derlei Sprachstudien angegeben, trat ein Mann auf, der mit tüchtigem Ernst, mit Ausdauer und Gründlichkeit die Pforten zu den reichen Sprach- und Literaturschätzen des Orients vielseitig öffnete. Jos. v. Hammer darf dies Verdienst vor

Andern anſprechen. Er reicht mit ſeiner bezüglichen Thätigkeit einerſeits in die Zeit der romantiſchen Schule ſelbſt zurück und dehnt ſie andererſeits bis in die Gegenwart aus. Nachdem er bereits Anderes, den Orient Bezielendes vorangeſchickt, eröffnete er in ſeinen „Fundgruben des Orients“ (ſeit 1810) die reichſten Adern orientaliſcher Sprach-, Geſchichts- und Weisheitskunde. Mit beſonderer Vorliebe neigte er der Literatur der Perſer zu und wurde von hieraus Veranlaſſung zu Göthe's weſtöſtlichem Divan wie gewiſſermaßen zu der ganzen folgenden Nationaliſirung orientaliſcher Literatur. Seine Überſetzung von „Hafiz's Divan“, mehr noch ſeine „Geſchichte der perſiſchen ſchönen Redekünſte“, worin er aus beinahe zweihundert perſiſchen Schriftſtellern Beiſpiele vorführt, haben Geiſt und Farbe dieſer Literaturwelt uns auf's lebendigſte vor Augen geſtellt. Auch ſeine Werke über „die Staatsverwaltung“ und „die Geſchichte“ des osmaniſchen Reichs ſowie über „die osmaniſche Dichtung“ können hierher gezogen werden, ſeiner Schriften über die arabiſche Literatur (z. B. über den „Dichter Montanabbi“) nicht zu gedenken. — Was Geſenius im hebräiſchen, Bopp im indiſchen Sprachgebiete geleiſtet, fällt zum Theil noch in dieſe Zeit; wobei nicht zu überſehen, wie der Letztere von dort auf das deutſche Idiom zurückging und deſſen Wurzellehre mit bedeutſamen Beiträgen bereicherte. Hinſichtlich der eigentlichen Literatur haben vor Anderm ſeine theilweiſen Bearbeitungen des großen indiſchen Epos „Mahabharata“ mit Erfolg auf unſere orientaliſirende Produktion zurückgewirkt, während durch Bohlen's indiſche Studien (beſonders durch ſeine Schrift „das alte Indien“ 1820) die Kulturwelt dieſes alten merkwürdigen Volks zu freierem An- und Überblicke vor uns dargebreitet wurde. A. W. Schlegel's Arbeiten auf dieſem Felde haben wir ſchon erwähnt. Sie gehören weſentlich noch der romantiſchen, zum Theil der gegenwärtigen Zeitepoche an. Was Laſſen in Gemeinſchaft mit ihm an der indiſchen Literatur (z. B. bei der Herausgabe des Heldengedichts „Ramayana“) und ſonſt (in ſeiner „Indiſchen Alterthumskunde“, ebenſo in ſeiner Zeitſchrift „für die Kunde des Morgenlandes“) rühmlichſt gearbeitet, fällt dagegen ganz der Gegenwart anheim. — Dieſe orientaliſchen Sprach- und Literaturforſchungen führen uns nun von ſelbſt auf die wichtigen Leiſtungen, welche unſere deutſche Sprach-

und Alterthumswissenschaft der romantischen Epoche unmittelbar oder mittelbar verdankt. Wollen wir auf Andere, wie z. B. namentlich auf G. K. Benecke in Göttingen, der durch seine treffliche Bearbeitung des „Iwein" von Hartmann von der Aue sich großes Verdienst erworben, keine besondere Rücksicht nehmen; so ist wohl begreiflich, daß wir hier sofort an den Namen Grimm erinnert werden müssen. Dieses Brüderpaar (Jacob und Wilhelm) reihet sich der literarischen Brudergenossenschaft eines Wilh. u. Alex. von Humboldt, eines A. W. und Friedr. Schlegel mit rühmlichstem Streben um nationale Wissenschaft an. Jacob's Verdienst sammelt sich gleichsam in dem Riesenwerke der „deutschen Grammatik". Adelung's Standpunkt war schon zu seiner eigenen Zeit praktisch überwunden; was aber seit ihm in diesem Gebiete theoretisch geleistet worden, ging nicht weit über den Gesichtskreis hinaus, den er festgestellt. Daß Adelung übrigens bei aller Beschränktheit seines Gesichtspunktes doch auf die altdeutschen Sprachquellen hingewiesen und hingeleitet, haben wir früherhin bemerkt. Auf der Basis nun dieser reichen nationalsprachlichen Urquellen unternahm Grimm den Neubau unserer Grammatik, der ebensosehr durch Umfang und Gelehrsamkeit, als durch kombinatorische und analogische Kunst sich auszeichnet. Seit 1818 hat er dem Riesenwerke die mühsamsten Forschungen und angestrengtesten Arbeiten gewidmet. Wie Grimm aber mit diesen großartigen Sprachstudien auch nationale Alterthumswissenschaft verbindet, beweisen z. B. außer mehrerem Anderen seine Untersuchungen „über den altdeutschen Meistersang" (1811), vornehmlich seine „deutschen Rechtsalterthümer" (1828) und „die deutsche Mythologie", die seit 1843 in neuer Umarbeitung reichste Aufschlüsse über unsere nationalen Urstände und Anschauungen gewährt. Was Wilhelm in brüderlich treuer Mitwirkung geleistet, betrifft vorzüglich den literarhistorischen Anbau unseres deutschen Alterthums. Seine Arbeit über „die deutsche Heldensage" (1829) ist als ein sehr schätzbarer Beitrag zur Förderung der Einsicht in die Entwickelung dieser Seite unserer alten Literatur zu betrachten. Wie er sich sonst um „die altdänischen Heldenlieder" (1811), besonders aber um die Herausgabe altdeutscher Literaturwerke verdient gemacht, soll hier nicht weiter besprochen werden. Die Sammlung und Bekanntmachung der „Kinder- und Hausmär-

chen" (1812) und der „deutschen Sagen" (1816) haben wir beiden Brüdern gleichmäßig zu verdanken. Wie sich seit den Anregungen, welche die Romantik (z. B. Arnim's und Brentano's „Wunderhorn", Görres' erwähnte Arbeiten) gab, Forschungen und Schriften auf dem Gebiete der alten Nationalliteratur drängen, wie namentlich das Nibelungenlied von Büsching's, Docen's und besonders von der Hagen's Bemühungen an bis auf Lachmann's scharfsinnig-gelehrte Behandlung herab sich der vielseitigsten und gründlichsten Theilnahme erfreuen durfte, solches wie so manches Andere dieser Kategorie (z. B. Schacht's Behandlung der Ottokar'schen Chronik) hier zu erörtern, würde uns zu weit über die Grenzen unserer Aufgabe und zum Theil auch dieser romantischen Epoche hinausführen; wie wir denn auch die besondern Leistungen im Gebiete unserer deutschen Grammatik und Lexikographie, welche mehr oder weniger auf Grimm's Arbeiten, sowie den Resultaten des vergleichenden Sprachstudium's ruhen, [z. B. die Arbeiten der beiden Heyse (Vater und Sohn), K. F. Becker's], nicht näher charakterisiren, wie groß auch das Verdienst der Ersteren um schulmäßige, des Letzteren um philosophische Behandlung unserer Sprache seyn mögen. Die reichen Früchte, welche auf dem also bereiteten Boden in der Gegenwart emporgewachsen, sollen im nächsten Buche dieser Geschichte Berücksichtigung finden.

Mit den sprach- und literaturwissenschaftlichen Strebungen hängen die historischen nahe genug zusammen, um uns von jenen auf diese unmittelbar übergehen zu lassen. Kaum hat ein andrer Zweig der Wissenschaft bei uns von der Romantik vielseitigere Erweckung gewonnen als die Geschichte. Schon ist darauf hingedeutet, wie die neue Schule hauptsächlich auf der Grundlage und in dem Elemente literargeschichtlicher Gelehrsamkeit sich aufbauen wollte. Hierdurch war das historische Bewußtseyn um so mehr gesteigert und belebt, als auch die erweiterte Erd- und Völkerkunde sammt den Naturwissenschaften zu Forschungen und Darstellungen im Gebiete der Menschengeschichte auffoderten. Außerdem zeigt sich der Einfluß der Romantik auf unsere Geschichtschreibung noch darin hinlänglich bedeutsam, daß sie dieselbe vorzugsweise der nationalen Seite zugewendet hat; wollen wir auch auf die Art der Behandlung und den Ton der Darstellung, die

beide ebenfalls oft genug an die Weiſe der Romantik erinnern, kein allzu großes Gewicht legen. Daß bereits J. v. Müller in ſeinen Arbeiten romantiſirte, haben wir früher bemerkt. Deutlicher läßt ſich dieſe Farbe bei K. L. v. Woltmann (aus Oldenburg, 1770—1817) verſpüren, dem wir bereits ſonſt begegnet ſind, und der auf dem Gebiete unſerer Nationalgeſchichte ſelbſt ſeine hiſtoriſche Betriebſamkeit vornehmlich bethätiget hat. Seine „Geſchichte der Reformation" (1800) ſteht gleich am Eingange der neuen Literaturſchule, und ſeine „Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens" (1808 ff.) zeigt ihn rüſtig ſtrebend auf demſelben Wege. Entſchiedenes romantiſches Gepräge tragen die ſchon oben gelegentlich erwähnten „Memoiren des Freiherrn von S—a", welche im Gewande romanhafter Dichtung eine Art literarhiſtoriſcher Denkwürdigkeiten bieten, auf die wir jedoch hier nicht noch einmal zurückkommen wollen, ſowie auch auf Anderes nicht, deſſen wir gedacht, als wir ihn im Gefolge von J. v. Müller zu nennen hatten. In Styl und Weiſe, namentlich in ſprachlicher Darſtellung, trat Woltmann hauptſächlich in Schiller's Fußtapfen, ohne jedoch des Meiſters Kunſt zu erreichen. Er iſt glänzend ohne Tiefe, beredt ohne Bedeutſamkeit des Gedankens, äſthetiſch gebildet ohne Ernſt der Geſinnung. — An Woltmann reihet ſich in mehr als einer Hinſicht Heinrich Luden an, der gleich ihm aus Müller's Schule unmittelbar erwuchs. Im Allgemeinen theilt er Woltmann's Standpunkt und romantiſche Haltung, übertrifft ihn aber bei Weitem an hiſtoriſchem Wiſſen und an Ernſt der Forſchung. Luden ſchreitet mit ſeinen geſchichtlichen Strebungen in die Mitte politiſcher Weltanſchauung vor, um von hier aus den Geiſt der Geſchichte ſelbſt um ſo lebendiger zu erfaſſen und in ſeinem höheren Walten hervorzubilden. Nachdem er durch geiſtvolle biographiſche Verſuche (Thomaſius, Hugo Grotius, Will. Tempel) ſeine hiſtoriſch-politiſche Vorſchule gemacht, trat er mit bedeutſamen größeren Werken auf, von denen wir hier vornehmlich nur ſeine „Allgemeine Geſchichte der Staaten und Völker des Mittelalters" (1821) nennen wollen, worin er nicht ohne romantiſirende Phantaſie das Bild dieſer verſchlungenen Zeitverhältniſſe anſchaulich hinzuſtellen verſteht. Wie er bei der Erweckung Deutſchlands durch die Zeitſchrift „Nemeſis" (1814 ff.) die patriotiſche Politik und den nationalen Volksgeiſt

mit lebendigſter und eindringlichſter Anſprache, ausführend und polemiſirend, in der Generation zu fördern ſuchte, iſt ſelbſt als eine nationale Thatſache in das Buch unſerer Geſchichte eingetragen. In Abſicht auf Luden's geſchichtlich-literariſche Bedeutung wollen wir hier vor Allem auf ſeine „Geſchichte des deutſchen Volks" Rückſicht nehmen, an welcher er ſeit 1825 bis zu ſeinem Tode gearbeitet hat, ohne ſie jedoch zu vollenden. Bei aller Anerkennung, die man der Gelehrſamkeit und dem Patriotismus des Verfaſſers ſchuldig iſt, bei allen Vorzügen, welche in der Behandlung einzelner Partien zu Tage kommen, ſcheint uns doch, daß das Werk im Ganzen zu ſehr ſich in ſich ſelbſt verliert, zu ſehr in beſondere Ausführungen abſchweift, als daß es ſeine Idee in überſichtlichem und ebenmäßig ausgeprägtem Organismus zur Anſchauung gelangen laſſen möchte. Außerdem iſt es noch vornehmlich die Breite der Darſtellung, der Mangel an lebendig innerer Entwickelung, überhaupt der langſame Gang, was den Werth deſſelben, von der hiſtoriſchen Kunſt aus angeſehn, beſchränken muß. Den hiſtoriſchen Drang, welchen J. v. Müller anfangs an ihm tadelte, hat er ſpäter zu mäßigen geſucht, obwohl nicht in dem Maße, daß die Gründlichkeit und die Ruhe kunſtvoller Haltung gegen denſelben geſichert erſcheinen möchte. — C. A. Menzel (wohl zu unterſcheiden von Wolfgang Menzel, der außer Anderm gleichfalls eine „Geſchichte der Deutſchen" während dieſer Epoche (1824) geliefert), kann mit ſeiner „Geſchichte der Deutſchen" (ſeit 1805 und in der Fortſetzung von 1816 ff.) neben Luden am füglichſten Erwähnung finden, ohne ihm jedoch hinſichtlich der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft an die Seite zu treten. Wir würden hier auch Rühs wegen ſeiner „Geſchichte des Mittelalters" (1814) nennen, fände ſich bei ihm neben großem Aufwande von Quellenſtudien hinlängliche Verarbeitung des Stoffs. Mehr Anſpruch auf nationalliterariſchen Ruhm hat dagegen Wilken, der in der „Geſchichte der Kreuzzüge" (ſeit 1808 ff.) eine ſeltene Gründlichkeit mit lobenswerther hiſtoriſcher Kritik vereinigt. — Neben dieſe Männer kann ſich noch Hüllmann ſtellen († 1846), welcher das deutſche Mittelalter nach ſeinen Finanzverhältniſſen und ſeinem Städteweſen hinlänglich gelehrt, wenn auch nicht eben nach den Foderungen hiſtoriſcher Kunſt behandelt hat.

Auch B. G. Niebuhr (1776—1831) stellt sich in diese Epoche [1]), obgleich er dem literarischen Charakter nach zum Theil noch in die vorige Epoche zurückreicht, weshalb wir dort schon gelegentlich an ihn erinnert haben. Was ihn uns hier näher rückt, ist die kritische Tendenz, die bei ihm hauptsächlich hervortritt und von der romantischen Einwirkung wohl nicht ganz unabhängig geblieben ist. Von diesem Einflusse mochte Niebuhr mitbestimmt werden, als er die Schärfe seiner Kritik in der „römischen Geschichte" anwandte, die zuerst 1811 zu erscheinen anfing, seit 1827 aber einer völligen neuen Umarbeitung unterzogen wurde. Was die Kritik auch über Einzelnes zu bemerken, wie viel sie gegen die Hypothesen über Rom's Urgeschichte einzuwenden haben mag, zu verkennen ist nicht, daß Niebuhr durch das Werk der ältesten römischen Geschichte neue Grundlagen geliefert, und wie der römischen Alterthumswissenschaft überhaupt so namentlich der Rechtsgeschichte die wichtigsten Entdeckungen zugeführt hat. Ein Hauptverdienst Niebuhr's in dieser Hinsicht besteht darin, daß er durch seine Forschungen auf die altitalischen Sprachdenkmäler hinwies. Es ist bekannt, daß namentlich Ottfr. Müller, durch ihn angeregt, sich dieser Seite (z. B. in seinen „Etruskern") vornehmlich zuwendete. Was in der Gegenwart Lepsius und Andere auf dieser Bahn weiter anstreben, gehört mehr der unmittelbaren Tagesgeschichte an. Daß sich Niebuhr über den französischen Schriftsteller Beaufort und den Italiener Vico, welche Beide bereits früher im achtzehnten Jahrhundert die Seite der römischen Urgeschichte mit kritischer Beleuchtung umgeben hatten, weit hinaushebt sowohl durch Schärfe der Prüfung, als durch positive Resultate und gelehrte Behandlung überhaupt, wird dem Kundigen auf den ersten Blick klar [2]). Niebuhr (in Kopenhagen geboren) gehört zu den

1) Über Niebuhr's Persönlichkeit und Lebensverhältnisse enthalten die von Fr. Perthes (seit 1838) herausgegebenen „Lebensnachrichten" die anziehendsten und belehrendsten Mittheilungen, worunter Niebuhr's Briefe das Bedeutsamste. — Eine interessante Erscheinung ist die (1845) nach seinem Tode veröffentlichte „Geschichte des Zeitalters der Revolution", welche aus Vorlesungen besteht, die Niebuhr 1829 in Bonn gehalten. Hier spiegelt sich die ganze eigenthümliche Persönlichkeit Niebuhr's in der Auffassung historischer Verhältnisse.

2) Auf A. W. Schlegel's Recension in den Heidelberger Jahrbüchern (1816)

abgeschlossenen, der anschauenden Phantasie wenig zugänglichen Charakteren des sächsischen Norddeutschlands und theilt in Streben und Haltung seiner literarischen Thätigkeit Art und Weise mit Voß, dem er jedoch in der Energie politisch-liberaler Gesinnung wie in der Behauptung des vernunftfreien Protestantismus nachsteht. Auch darin weicht er von ihm ab, daß er, von einer bedeutenden Reizbarkeit der Stimmung abhängig, in seinem Urtheile oft zu beweglich und wandelbar ist, was ihn nicht selten zu den widersprechendsten Ansichten treibt; wobei denn oft die Gerechtigkeit leiden muß, indem jene subjektive Empfindlichkeit hindert, die Sachen aus ihrem eigenen und rechten Gesichtspunkte aufzufassen. Die Revolution widerstrebte Niebuhren von Anbeginn und ihre vorletzte Phase (1830) senkte ihn in die trostloseste Stimmung, der er in der Vorrede zum zweiten Theile der zweiten Ausgabe seiner römischen Geschichte den bittersten Ausdruck leiht. Doch trat er in der Schrift gegen Schmalz „Über geheime Verbindungen im Preußischen Staate und deren Denunciation" (1815) gleich Schleiermacher offen und entschieden dem politischen Verdächtigungswesen entgegen. Daß er die protestantisch-pietistische Glaubensorthodoxie etwas zu einseitig festhielt, dessen geben außer Anderm die Perthes'schen „Lebensnachrichten" mehrfach Zeugniß. Herder und Schleiermacher müssen daher seine Rüge gleich stark erfahren. Der historischen Art und Form Niebuhr's mangelt oft die Sicherheit, am meisten der Zusammenhang und die Klarheit der Darstellung, wie ihm denn die Gabe der stylistischen Kunst überhaupt nicht sonderlich eignete. Gesinnungstüchtigkeit und nationaler Geist herrscht durchweg, doch fehlt die Mannhaftigkeit, sowie die Gabe, in dem Einzelnen die Idee zu fassen und damit sich zur freien Anschauung des in den Thatsachen waltenden Geistes der Allgemeinheit zu erheben. Das unmittelbar Gegebene beschränkte ihn zu sehr (wie z. B. in seinen vorhin angeführten „Vorlesungen über die französische Revolution"), und trieb ihn zu ein-

haben wir bei Gelegenheit der Charakteristik dieses Letztern bereits hingewiesen. Sie ist in mancher Hinsicht ein treffend geführter Angriff auf Niebuhr's Ansichten und Hypothesen über die Vor- und Urzeit der römischen Geschichte. Damit zu vergl. ist die Schrift von Wachsmuth „Forschungen über die alte Geschichte Rom's" 1819.

seitigen Urtheilen. Überhaupt wäre ihm größere Unbefangenheit in sittlichen und politischen Ansichten, dabei weniger Reizbarkeit und Einsicht zu wünschen gewesen. Seine zwiespältige Lebensentwickelung von Kindheit an mag indeß in dieser Hinsicht zu triftiger Entschuldigung dienen. — Wollen wir noch einige jüngere Vertreter unserer Geschichtschreibung namhaft machen, welche, wenngleich mit ihrer Thätigkeit in die Gegenwart reichend, doch der Grundstimmung und dem Anfange ihrer Werke nach in diese Zeit gehören; so bietet sich dem Gegenstande nach zunächst Friedr. Raumer, indem er durch seine „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (1824 ff.) recht eigentlich in die Mitte der romantischen Richtung hineingriff. Mag dem Werke durchgängige Gründlichkeit abgehn, mag in demselben der weltschauende Geist vermißt werden, und mag endlich der Darstellung bedeutsamere Tiefe und größere Kürze zu wünschen seyn, immer hat es das Verdienst, jenen Höhepunkt unserer nationalen Geschichte hell beleuchtet in die Gegenwart gestellt zu haben; wir können deshalb von unserem Gesichtspunkte aus in das wegwerfende Urtheil Schlosser's und Stenzel's nicht ganz einstimmen, so wenig wir unsere Augen vor den eben bezeichneten und andern Mängeln verschließen wollen. Daß die jüngste deutsche Dramatik (z. B. bei Raupach) sich vielseitig an dasselbe anlehnt, ist bekannt. Raumer's „Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts" (1832) ist ohne höhere historische Geltung, breit und seicht. Anderes des thätigen Mannes lassen wir unbesprochen und erinnern nur an sein „Historisches Taschenbuch" (seit 1830), wodurch er manche treffliche monographische Ausführung vermittelt hat. Wenn sich in seinen Schriften das diplomatische Justemilieu oft etwas stark und überstark bethätiget und ihn nirgends zur freien unumwundenen Aussprache einer entschiedenen Ansicht kommen läßt, so beweist er damit, daß er eben in die Tiefe der geschichtlichen Dinge nicht zu schauen versteht, auch wohl nicht Charakterstärke genug besitzt, um dem Geiste der Zeit das rechte Wort zu leihen, obwohl sie Punkte bieten, die den Freund des Forschritts deutlich genug erkennen lassen. Seine Werke über Italien, England und Amerika gehören meist der neuesten Zeit an. Der Mangel an beobachtender Schärfe hindert ihn auch hier im Ganzen an dem wahren Verständniß der Dinge

und Menschen. In der Aufnahme mittelalterlicher Gegenstände steht Joh. Voigt neben Raumer, der, um von Anderm (z. B. von seiner „Geschichte Preußens" und den Darstellungen aus der Geschichte der deutschen Ordensritter) nicht zu reden, besonders durch die „Geschichte des Lombardenbundes" (1818) und die Monographie über „Pabst Hildebrand" hier in die Reihe tritt. In gleicher Beziehung bietet sich Pfister mit seiner ziemlich anschaulich geschriebenen „Geschichte von Schwaben" (1803 ff.). Rommel steht mit seiner gründlich gehaltenen „Geschichte von Hessen" (1820 ff.), in der er das Thema, welches Wenck in seiner „Hessischen Landesgeschichte" (seit 1783) so gehaltvoll behandelt, nach einem umfassendern Plane von Neuem aufnahm, chronologisch in dem Umfange dieser Epoche. Rehm darf mit seiner „Geschichte des Mittelalters" genannt werden. Auch von Hormayr verdient hier seine Stelle, indem er, freilich ohne historische Gediegenheit und Kunst, durch rege Theilnahme an dem nationalen Volksleben sich empfiehlt und in mehreren Schriften [z. B. in seinem „Österreichischen Plutarch" (1807 ff.), in dem „Taschenbuch der vaterländischen Geschichte" (1811 ff.)] diesen Sinn in unzweideutiger Weise bethätiget. Sonst ist er durch mehrere memoirenartige Schriften (z. B. die „Lebensbilder", sowie „die Anemonen", eine Art historisches Taschenbuch) für die Geschichte der Gegenwart nicht ohne Bedeutung. — Mit größerer historischer Begabung hebt sich aus dem Kreise dieser romantisirenden Geschichtschreiber Leop. Ranke hervor, der, wiewohl noch mitten in unserer Gegenwart mit seinem kräftigsten Wirken stehend, doch nicht bloß nach dem Ausgangspunkte seiner historischen Leistungen, sondern auch in Absicht auf den Standpunkt der geschichtlichen Auffassung und der Methode der Darstellung von dem Principe dieser Epoche getragen wird. Er begann mit den „Geschichten germanischer und romanischer Völker" (1824), in denen er den Zeitabschnitt von 1494—1535 behandelt, den großen Wendepunkt des Mittelalters und der neuen Zeit. Wir sehen hier sofort in der Art, wie der Verfasser sich in die inneren nationalen Bezüge versetzt, wie er von hier aus die Wurzeln der europäischen Kultur aufgräbt und den Kern der gesammten neueren Geschichte hervorbildet, sowie in der Kunst organischer Entwickelung den Einfluß der romantischen Richtung. In dieser Schrift bauete

der Verfaſſer gewiſſermaßen die Vorhalle ſeines größeren Geſchichtswerks „Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation", welches ſeit 1839 erſcheint, und womit er, wenngleich ohne entſchiedene Tendenz, in die Intereſſen der Gegenwart mehrfach hineingreift. Chronologiſch ſteht der Romantik noch näher das Werk „Fürſten und Völker des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts" (1827). Die „römiſchen Päbſte im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert" (1834 ff.) gehören nach Geiſt und Auffaſſung ebenfalls noch dieſer Epoche an. Mag man an Ranke bei aller Quellenkunde hinlängliche Abwägung des Einzelnen und überhaupt angemeſſene Vertiefung in den Gegenſtand und ſeine eigenthümlichen Verhältniſſe oftmals vermiſſen, mag mitunter die behutſame Zurückhaltung und Umgehung hiſtoriſcher Thatſachen und Umſtände allzuſehr bemerkbar ſeyn, muß man ſich eingeſtehen, daß ſelbſt die Darſtellung ſehr oft die unumwundene Hingebung an die Sache, wie ſie dem echten Hiſtoriker ziemt, keineswegs bethätiget; ſo wird ihm doch jedenfalls der Ruhm genetiſcher Anſchaulichkeit und der Kunſt der Charakteriſtik im Ganzen unangefochten bleiben müſſen. — Aus der Mitte der Geſchichtſchreiber dieſer Epoche hebt ſich beſonders Fr. Chr. Schloſſer hervor. Wenngleich dem Geiſte ſeiner hiſtoriſchen Auffaſſung und Behandlung nach der Romantik keineswegs verwandt, ſteht er doch ſeinem weſentlichen Wirken nach in ihrer Zeit, indem er ſchon 1807 mit der Schrift „Abälard und Dulcin" als ſelbſtſtändiger Forſcher eintrat und auch mit ſeinen größeren Werken (z. B. der „Weltgeſchichte", ebenſo mit der erſten Ausgabe ſeiner „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts") in die Entwickelung der romantiſchen Literatur zurückgeht. Schloſſer's Eigenthümlichkeit beruhet zunächſt darin, daß er den ſittlichen Standpunkt und zwar in ſtrenger ſubjektiver Abſtraktion faſt ausſchließlich zur Grundlage ſeiner Geſchichtsauffaſſung erhebt. Von dieſem Standpunkte aus bleibt ſein Urtheil oft hinter der ſpecifiſchen Wahrheit der Thatſachen, Verhältniſſe und der perſönlichen Charakterſtellung zurück und treibt mitunter aus lauter Gerechtigkeitsliebe in die Ungerechtigkeit hinüber. Sonſt iſt er ein aufrichtiger Freund des Fortſchrittes, der es wagt, Unrecht und Tyrannei mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Was ſeine Behandlungsweiſe angeht, ſo iſt er ein großer hiſtoriſcher Atomiſtiker,

ſcharf in der forſchenden Analyſe und ſpröde in der Verbindung der Elemente, ohne Kunſt der ſprachlichen Plaſtik, ein Ehrenmann in allen Punkten hiſtoriſcher Überzeugung und Geſinnung. „Er gehört," wie Göthe von ihm ſagt, „zu denjenigen, die aus dem Dunkel in das Helle ſtreben," ein Geſchlecht, zu dem wir uns mit dem großen Dichter gern bekennen. Unter Schloſſer's Werken ſind die „Univerſalhiſtoriſche Überſicht der Geſchichte der alten Welt und ihrer Kultur" und „Die (ſeit 1836 neu umgearbeitete) Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts" die weſentlichſten Träger ſeines hiſtoriſchen Ruhms[1]). Auch Stenzel, der zum Theil (z. B. mit der „Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern" 1827) noch hier herüberreicht, ſteht mit der ganzen quellenängſtlichen Vereinzelung in der Darſtellung, beſonders aber mit dem ſtrengen Rigorismus gegen die Romantik wie Schloſſer außerhalb derſelben und tritt mit ſeinen neueren Werken, z. B. der „Geſchichte von Preußen" (1830 ff.), ziemlich in die Gegenwart ein. Viel heimatlicher bewegt ſich dagegen Heinrich Leo in der romantiſchen Mittelalterlichkeitsluft, obgleich er den Jahren nach dorthin nicht gerade vorzugsweiſe zu ſtellen iſt. Er zählt (wie Wolfg. Menzel in einem andern Fache) gewiſſermaßen zu den echten Epigonen der Romantik. Bereits 1820 ſchrieb er über die „Verfaſſung der lombardiſchen Städte" und ſpäter außer Anderm die „Geſchichte der italieniſchen Staaten" (1829 ff.). Weiter abwärts mit der herrſchenden Philoſophie Hegel's, der er urſprünglich eifrigſt zugethan war, zerfallen, trat er mehr und mehr auf die Seite der orthodoxen Reaktion, ihre Principien auf die Geſchichtsauffaſſung mehr, als es der geſchichtlichen Wahrheit genehm ſeyn kann, übertragend. Wie er in ſeiner „Univerſalgeſchichte" ſeit (1838) von antihegel'ſchem Fanatismus getrieben, gegen Vernunftfreiheit eifert, mit zelotiſcher Ungebühr gegen die Revolution predigt und jeden politiſchen Fortſchritt ablehnt, wie er in ſeinem „Handbuche der Geſchichte des Mittelalters" (1830) und auch ſonſt für die Inſtitutionen dieſer Zeit Partei nimmt, in den „Studien und Skizzen zur Naturgeſchichte des Staats" dem ganzen Geiſte der Gegenwart entgegenſtrebt, dieſe Art ſowie die

1) Daß Schloſſer's Weltgeſchichte unter ſeiner Leitung von Kriegk auf anziehende Weiſe populariſirt wird, mag hier beiläufig erwähnt werden.

volle subjektive Willkür in der Behandlung der Thatsachen und Verhältnisse überhaupt läßt ihn nicht auf die Stufe echter Geschichtschreibung treten. Die Macht jedoch des sprachlichen Ausdrucks steht ihm dabei in nicht geringem Grade zu Gebote und giebt seinen Darstellungen leicht auf Kosten der Wahrheit den Schein der Kunst. — Gern stellen wir solcher Art die ernste gediegene Weise gegenüber, womit Dahlmann den Beruf des Geschichtschreibers übt. Was in diesem Fache nebst Gründlichkeit der Kenntnisse besonders gefodert werden muß, Gesinnung und Wahrheitstreue, finden wir bei diesem Historiker unzweideutig ausgeprägt. Ihm ist darum zu thun, daß die Geschichte in ihrem Geiste erfaßt und in ihrem Bezuge zur Idee des Menschlichen behandelt werde, auf daß sie als wahrer Spiegel dem Geschlechte dienen könne. Mit seinen „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte" steht er in der Mitte dieser Epoche, über welche er freilich durch seine „Geschichte von Dänemark" sowie die Darstellungen der englischen und französischen Revolution hinausgeht, um sich in die unmittelbarste Gegenwart zu stellen. Wenn wir in seiner Art und Weise nicht die innerliche Fortbewegung der Sache selbst gewahren, vielmehr durch eine gewisse Sprödigkeit in der Darstellung und einen zu absichtlichen Pragmatismus vielfach an die Müller'sche Manier erinnert werden; so entschädiget dafür reichlich die Kraft, womit die Thatsache und das Urtheil über sie ausgesprochen werden. In der Politik dem konstitutionellen Wesen zugeneigt, huldigt er dem Fortschritte, ohne ihm jedoch so entschieden als Schlosser das Wort zu reden. — Rotteck's „Allgemeine Geschichte", fällt ihrem Anfange und Fortschritte nach (1813—1818) ganz in diesen Zeitraum, während sie ihrer Tendenz und ihrem sonstigen Charakter nach unter dem Principe des modernen politischen Liberalismus steht, welchem zu Liebe die Thatsachen und Verhältnisse mehr, als historische Treue und Wahrheit gestatten, aufgefaßt und dargestellt werden. Der Mangel an selbstständiger Forschung macht sich leicht bemerklich; von einem eigenthümlichen Gepräge nirgends eine Spur. Doch gebührt der Gesinnung Anerkennung. — Das Heeren-Ukert'sche Unternehmen „der Geschichte der europäischen Staaten" gehört in seinem Ursprunge noch hierher, in seinem Fortgange aber in die unmittelbarste Gegenwart. Leo, Dahlmann (jener mit dem

Geſchichte der „italieniſchen Staaten", dieſer mit der „Geſchichte Dänemark's") ſind dabei außer andern namhaften Männern betheiligt, unter denen wir Schäfer wegen ſeiner gründlich gearbeiteten „Geſchichte Portugals", zum Theil auch „Spaniens" hervorheben, obwohl er in Geiſt und Haltung durchaus antiromantiſch iſt, dabei chronologiſch ganz in der Mitzeit ſteht.

Daß die Kunſt der Charakteriſtik eine Seite der romantiſchen Literaturrichtung bildet, haben wir ſchon bei den Gebrüdern Schlegel zu bemerken Gelegenheit gehabt. Unter denen nun, welche in dieſem Punkte mit beſonderer Auszeichnung aus der Romantik hervortreten, dürfen wir Varnhagen von Enſe vor Andern heranführen, inſofern er jene Kunſt mit größtem Erfolge der Biographie zugewendet hat. Gehört zu der Meiſterſchaft in dieſem Fache neben geiſtigem Einblick und Sprachgewandtheit vor Allem die Liebe zum Menſchen und die Theilnahme am Menſchlichen; ſo ſehen wir an Varnhagen dieſe Elemente ſo ſchön vereinigt, daß es ihm wohl gelingen mochte, den Preis der Muſterhaftigkeit hier zu gewinnen. Es iſt ein bekanntes Sprichwort das „laudari a laudato viro". Wir wenden es auf unſern Biographen an, indem wir zuvörderſt Göthe über ihn ſprechen laſſen. Er nennt ihn „einen tiefſinnenden und fühlenden Mann" und zählt ihn zu denjenigen, „die zunächſt unſere Nation literariſch in ſich ſelbſt zu einigen das Talent und den Willen haben," ja, er nimmt keinen Anſtand zu geſtehen, daß derſelbe „ihn ſeit Jahren über ſich ſelbſt belehre." Neben dieſem allgemeinen Lobe weiß er dann die biographiſchen Denkmäler, zumal die auch in literarhiſtoriſchem Bezuge ſehr bedeutſamen und trefflichen Charakteriſtiken von Paul Flemming, Canitz und Beſſerer[1]) nicht hoch genug zu achten. Den „tiefen Sinn für Individualität" hat Hegel mit Recht an Varnhagen gerühmt. Kraft dieſes Sinnes gelingt es ihm nun vornehmlich, ſich des perſönlichen Mittelpunkts der darzuſtellenden Charaktere zu bemächtigen, von da aus die Peripherie ihres Lebens nach den weſentlichſten Linien überſichtlich zu entfalten und ihr Bild in der anſchaulichſten Wechſelbeziehung mit den Umgebungen der Zeit aufzuzeigen. Er lieſt in der Seele ſeiner Perſonen und ſpricht, was er geleſen, in klarſter Rede aus. Mit hel-

1) Varnhagen v. E. biographiſche Denkmäler 4. Bd.

lem Bewußtſeyn plaſtiſcher Freiheit ſchwebt er über den Gegenſtänden und giebt ihnen das Licht ihrer eigenthümlichen Stellung. Was ihm bei ſeiner Kunſt vornehmlich zu Hilfe kommt, iſt die Welterfahrung, die er aus den verſchiedenſten Berührungen mit den geſellſchaftlichen Kreiſen gewinnen konnte. Gebildet durch ſchöne Studien, als Soldat, als Diplomat in den wichtigſten Zeitpunkten unſerer neuen Nationalgeſchichte (in den Jahren 1809, dann 1813—1819) thätig, gelang es ihm, ſeiner Weltanſicht einen höheren Standpunkt zu unterſtellen. Daß er im Umgange und in der nahen Verbindung mit Rahel, welche ihm erſt Freundin war, dann Gattin wurde, an geiſtiger Belebung und Einſicht nur gefördert werden mochte, begreift ſich leicht. Wenn wir Varnhagen's „biographiſche Denkmäler", die zuerſt ſeit 1824 und dann ſeit 1845 in zweiter Ausgabe erſchienen, als die Hauptzeugen ſeiner darbildenden Meiſterſchaft rühmen und als die eigentlichen Träger ſeines nationalliterariſchen Standes betrachten müſſen; ſo hat er doch auch ſonſt, z. B. in den „Denkwürdigkeiten", das Talent der Schilderung und reiner Sprachdarbildung oft erfreulich bethätiget. Die kleineren Skizzen von mehr oder minder bedeutſamen mitlebenden Perſonen ſind ihrerſeits Beweiſe einer hohen Geſchicklichkeit, in kurzgefaßter Zeichnung das Bild des Individuum's aus der Mitte der Beziehungen hervorzuſtellen und es im Wiederſcheine des Allgemeinen ſehen zu laſſen. Die durchgängige Bildung in Allem iſt keins der geringſten Verdienſte in Varnhagen's Werken. Gutzkow nennt ſeinen Styl „Hochwohlgeboren", um damit eine etwas antiquirte vornehme Periodenbewegung zu bezeichnen. Wir können dieſen Charakterzug bei Varnhagen allerdings nicht ganz verkennen, ihn aber durchaus nicht zum Grundzuge machen. Überhaupt mögen wir nicht zugeben, daß der Styl des jungen Deutſchlands (ſo viel Schönes wir in ſeinem Bereiche finden), der „am Gängelbande der Intuition geleitet," zum „Naturſtande" zurückgehen will, die alleinige Norm unſerer Sprachkunſt bilde. Auch wir verſchmähen den alten Schulpedantismus des ſ. g. oratoriſchen Numerus und Periodenlabyrinths, müſſen uns aber der periodiſchen Architektonik der Darſtellung im Allgemeinen annehmen, worin uns ja auch die Alten Muſter ſind. Daß ſonſt eine gewiſſe diplomatiſche Behutſamkeit Varnhagen's Darſtellungen durchzieht, die ihn hindert, mit kräftiger Hand in

die Verhältnisse der Geschichte zu greifen und den Schleier von vielen Sachen und Personen frei hinwegzuheben, soll nicht widersprochen werden. Hin und wieder hat diese diplomatische Zurückhaltung die Frische des Kolorits, deren er, wenn er will, mächtig genug seyn kann, überstark gemäßiget; wie er denn darin überhaupt an Göthe erinnert, daß er die Macht der Objektivität nicht immer voll genug in die Schranken seiner plastischen Darstellungskunst eingehen läßt. Doch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß er auch mitunter über diese Begrenzung hinausdringt, wie z. B. im 7. Bande seiner Denkwürdigkeiten, wo er über die diplomatisch-politischen Intriguen, sowie über die reaktionären Tendenzen in den Jahren 1815 und 1816 ebenso offene als interessante Mittheilungen macht. Daß Varnhagen sich auch an der Dichtkunst betheiligt hat (er gab mit Chamisso und Andern 1803 den Musenalmanach heraus) [1]), daß er in der Kritik mit schönem Geiste und humaner Anerkennung über die Erscheinungen im Gebiete der Literatur uns vielfach orientirt und verständiget, dies in wenigen Worten anzuerkennen, mag hier genügen.

Auch die Literatur- und Kunstgeschichte hat während der romantischen Epoche und zum Theil unter ihrem Principe bedeutsamen Anbau erhalten. Daß beide Zweige auf's engste mit dem Ziele und Geiste der Romantik in Verbindung standen, wurde gleich anfangs angedeutet; wie wir denn auch dessen bereits erwähnt, was die eigentlichen Genossen jener Literaturepoche, mit den Schlegeln an der Spitze, bis spät herab in diesem Fache geleistet haben. Blicken wir aber näher auf die Geschichte unserer Nationalliteratur selbst, indem wir dabei über die rein romantischen Influenzen hinausgehen, so war es Wachler, der ihr vornehmlich Aufmerksamkeit widmete. Was Bouterwek in diesem Bezuge vor ihm geboten, gehört der vorhergehenden Epoche an und hat dort seine Erwähnung gefunden. Wachler's „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (1818 ff.) geben das erste umfassende Gemälde dieser Seite unserer Kulturgeschichte. Mag dem Werke auch mitunter die angemessene Gründlichkeit und Genauigkeit, entsprechende Vielseitigkeit nebst dem erforderlichen Eingehen in Zeit- und Sachverhältnisse fehlen, mag es an einer wenig erfreuli-

1) Varnhagen ließ 1816 „Vermischte Gedichte" erscheinen.

chen Monotonie des Urtheils leiden und in gewissen stereotypen Wendungen sich zu oft wiederholen, mag man endlich an ihm die Kunst charakteristischer Zeichnung, wie sie namentlich den ersten Romantikern eignet, im Ganzen vermissen; immer haben wir es als eine werthvolle, freundliche Gabe mit Dank und Liebe aufzunehmen. Der freisinnige und gelehrte Verfasser versteht jedenfalls, die Höhepunkte in unserer Literatur hervorzustellen und mit gefälligem Lichte zu erhellen. Wachler's „Handbuch der Geschichte der Literatur" (4 Bände), die in der zweiten Umarbeitung das unendliche Feld der allgemeinen Literaturgeschichte auf dem Grunde der umfassendsten Studien zu einer trefflichen Übersicht entfaltet und begrenzt, ist ein bedeutendes Zeugniß ausdauernden Fleißes und eines nicht gewöhnlichen Talents der Verarbeitung und Bewältigung des Stoffs. — V. Woltmann's Zeitschrift „Deutsche Blätter" (1813) könnte hier wohl Platz finden, wenn darauf überhaupt ein besonderer Ton zu legen wäre. Sie steht auf derselben Linie wie seine mehrerwähnten Memoiren des Freiherrn v. S—a. — Was Wolfgang Menzel, dessen wir weiter unten wiederholt zu erwähnen haben, uns in seinem Buche „Die deutsche Literatur" (zuerst 1828 erschienen) bietet, ist weniger Geschichte als allgemeines Räsonnement über dies und jenes aus derselben. Wir finden denn auch in der Schrift dies und das treffend bemerkt, allein im Ganzen herrscht darin die subjektive Willkür und die romantische Mittelalterseligkeit in einem zu hohen Grade, als daß wir uns der Leistung aufrichtig freuen könnten, die für die rechte Würdigung unserer Literatur und ihrer Zustände um so gefährlicher wird, je mehr sie durch die frische lebendige Darstellung wie die Keckheit des Urtheils überrascht und besticht. Daß die Fremden, namentlich die Engländer, daraus sich ihre Kunde über unsere Literatur vorzugsweise nehmen, muß den echt patriotischen Sinn tief betrüben. Gutzkow findet darin hinsichtlich unserer größten Geister, z. B. Göthe, „herostratischen Wahnsinn" und will es „im Angesichte der Nation behaupten, daß es keine schnödere Entstellung der heiligsten Wahrheiten, keine ruchlosere Falschmünzung der Historie geben könne," als sie sich in dieser Literaturgeschichte finde[1]). Bei solcher Beschaffenheit

1) Beiträge zur Gesch. der neuesten Literatur I. Vorr. S. V. u. VI. auch sonst an mehrern Stellen.

wird nur derjenige dieſe Geſchichte mit Nutzen leſen können, welcher bei Unbefangenheit des Urtheils hinlängliche Kenntniß der Sachen beſitzt, über die hier Machtſprüche aller Art ergehen. Daß Wolfg. Menzel (wie ſein ſchon erwähnter Namensgenoſſe C. A. Menzel) eine „Geſchichte der Deutſchen" (1824) geſchrieben hat, in welcher ebenfalls das lebendige Wort oft die Thatſachen überherrſcht, iſt hier nur gelegentlich zu erwähnen. Auch ihr iſt übrigens der Beifall des größeren Publikums zu Theil geworden. — Was Andere, z. B. vornehmlich Gervinus, ſpäterhin auf dem Felde unſerer nationalen Literaturgeſchichte geleiſtet und geboten haben, gehört der nächſten Epoche an, in welche uns nun bald das Jahr 1830 führen wird. Wie für dieſe überhaupt die Strebungen der Romantik das Fußgeſtell bilden, auf welchem ſich ihre literarhiſtoriſche Vielthätigkeit weſentlich erhebt; ſo hat ſich auch Gervinus, obgleich kein Freund der romantiſchen Phantaſien, doch von ihnen erwecken und von ihrem Tone mehr, als er wohl ſelbſt geſtehen möchte, beleben laſſen.

Was die Kunſtgeſchichte angeht, ſo lag für ſie nicht minder in den romantiſchen Sympathien die triebſamſte Anregung. Wir haben geſehen, wie die neue Schule zum Theil (wie z. B. durch Wackenroder) von der Kunſt ausging, wie ſie in Kunſtromanen ſich gefallen mochte und ſonſt auch in theoretiſchen und kritiſchen Abhandlungen (z. B. im Schlegel'ſchen Muſeum) dieſe Seite mit Vorliebe berührte. Es konnte daher kaum fehlen, daß die Geſchichte der Kunſt gleich jener der Literatur unter dem Einfluſſe der Romantik zu neuem Leben erweckt wurde. Wie bereits die neunziger Jahre, theilweiſe unter Göthe's Auſpicien, dieſen Punkt (den Winckelmann ſo bedeutend in die Literatur vorgeſchoben, den Leſſing und nächſt ihm außer Andern beſonders Heyne ernſtlich aufgenommen hatten) der literariſchen Aufmerkſamkeit näher gebracht, iſt ſchon früher von uns angedeutet worden. Die „Propyläen", welche Göthe mit Meyer beſorgte, ſind in dieſer Hinſicht als tonangebend zu betrachten, ohne darum, wie wir eben geſehen, die erſte Initiative anſprechen zu können. Was Hirt damals leiſtete, trug jedenfalls bei, die empiriſchen Grundlagen zu erweitern, ſowenig ſein Kunſturtheil in Abſicht auf Freiheit der Idee, auf unbefangene Würdigung und auf Schärfe der Charakteriſtik genügen kann. Auch an

Böttiger wurde ſchon erinnert, der mit ſeinen antiquariſchen Leiſtungen ſachkundig und betriebſam bereits in jene Zeit hineintrat, mit mehreren ſeiner Arbeiten aber, z. B. mit „den Ideen der Kunſtmythologie“ (1826), hierher gehört. Von Ramdohr's Leiſtungen fallen zum Theil dorthin zurück. Dieſe kunſtgeſchichtlichen Arbeiten nun ſetzten ſich theils in dieſem Jahrhunderte fort, theils wurden ſie in neuen Richtungen weiter geführt, ſo daß die Gegenwart hier die trefflichſten nationalen Schriftwerke aufzuweiſen hat. Daß das Ausland, namentlich Frankreich, uns dabei auf's wirkſamſte unterſtützt und mit gefördert hat, wollen und müſſen wir bereitwillig anerkennen. Übrigens kann auch hier wie in der politiſchen Geſchichte die Romantik nicht ſtreng von der Gegenwart geſchieden werden, indem Vieles in dieſe ausläuft, was dort ſeinen Urſprung und ſelbſt ſein beſtes Wachsthum hat. So recht in dem mittelalterlich-romantiſchen Elemente ſteht zunächſt Sulpiz Boiſſerée vor uns, der, mit ſeinem Bruder Melchior und dem Kunſtfreunde Bertram die ſo berühmt gewordene, ſpäter an den König von Baiern verkaufte Sammlung altdeutſcher Malerwerke gründend, in die vielſeitigſte Verbindung mit den Führern der Romantik wie mit den ausgezeichnetſten Männern der Kunſt und Literatur, namentlich auch mit Göthe treten ſollte, in deſſen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ (ſeit 1816) er anziehende Beiträge lieferte. Seine Hauptthätigkeit knüpft ſich an den Kölner Dom, über den er außer Anderm ein großartiges Prachtwerk ſeit 1823 herauszugeben anfing. Neben ihn ſtellen wir wohl am füglichſten den Baron v. Rumohr, der ſich an dem Schlegel'ſchen Muſeum betheiligte und ſpäter in ſeinen „Italieniſchen Forſchungen“ (1827) die neuere Malerei mit Kenntniß und Urtheil behandelte. Wegen ſeiner „deutſchen Denkwürdigkeiten“ hätte er auch weiter oben Erwähnung finden mögen, wären dieſelben nicht vielmehr in der Form des Romans als reiner Geſchichte dargeſtellt. Von den ſonſtigen Schriften des Mannes, bei dem das Blaſirte weltſinniger Feinheit die Darſtellung etwas ſtark verſchwächt und in farbloſe Breite treibt, wird hier wie überhaupt billig abgeſehen. Tiefer greift in die Sache und in die Farben der Romantik G. Fr. Waagen. Ihm gebührt mit ſeiner Schrift „Hubert und Johann van Eyck“ (1822) in der Reihe unſerer klaſſiſchen Schriftſteller innerhalb des Faches der Kunſtgeſchichte

eine rühmliche Stelle. Auch sein späteres größeres Werk „Kunstwerke und Künstler in England und Paris" verdient Auszeichnung sowohl wegen der Reichhaltigkeit des Stoffs als auch wegen der zutreffenden Urtheile und Ansichten. Joh. David Passavant, dessen verdienstliches Werk „Raphael Urbino" (1839) der Gegenwart angehört, steht mit seinen „Ansichten über die bildenden Künste" (1820) noch ganz in der Epoche, die wir hier behandeln. Ein Vorzug seiner Schriften ist die lebendige Färbung, welche von vielseitiger unmittelbarer Anschauung zeugt, die sich auch in seiner „Kunstreise durch England und Belgien" (1833) hinlänglich bethätiget. — Über die alte Kunst sind in diesem Zeitabschnitte nicht minder die vorzüglichsten Schriften zu Tage gekommen. So „die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" von Friedr. Thiersch, desgleichen Schorn's Schrift „Über die Studien der griechischen Künstler", so die vielen archäologischen Arbeiten, mit denen abermals Böttiger auch in dieser Epoche fortwährend die Literatur bereichert hat. Wir nennen z. B. nur seine „Andeutungen zu Vorlesungen über die Archäologie" (1806). Seine „Ideen zur Kunstmythologie" (1826) haben wir schon erwähnt. Eine schöne Reihe von kunsthistorischen Monographien ließe sich anführen, wenn es unser Raum gestatten wollte. Außer Anderm ist F. G. Welcker's (des Philologen) „Zeitschrift für Kunst" nicht zu übersehen; wie denn an diesen Namen sich manche sonstige höchst verdienstliche und vielseitige Arbeiten über Literatur und Kunst des Alterthums knüpfen (z. B. seine Schrift „über die griechische Tragödie"). Auch Fr. Jacobs fuhr fort, in seinen schon in der vorigen Epoche genannten „Vermischten Schriften" manche treffliche Abhandlung der Art zu liefern (wie z. B. „Leben und Kunst der Griechen"), an denen noch besonders die gebildete Klarheit des deutschen Ausdrucks zu rühmen. Gerhard und Panofka schrieben über Neapel's antike Bildwerke; Hirt setzte seine antiquarischen und archäologischen Arbeiten fort; v. Stackelberg und Andere wie Bröndstedt bemüheten sich mit Erfolg um die Denkmäler älterer griechischer Kunst (jener z. B. besonders um „den Apollotempel zu Bassä", dieser durch seine „Reisen in Griechenland"). Daß Ottfried Müller's treffliche archäologische Schriften, wie seine klassischen Geschichten der griechischen Stämme, der Epoche der Gegenwart wesentlich zuge-

hören, bedarf der Erinnerung nicht. Doch liegt ſein „Handbuch der Archäologie der Kunſt“ (1830) noch auf der Grenze der romantiſchen Zeit. Tiefer in dieſelbe reicht A. Böckh zurück, der die Gediegenheit der antiken Sprachwiſſenſchaft mit den hiſtoriſchen Bezügen in engſte Verbindung zu bringen weiß (z. B. in der Inſcriptionenkunde), überall den männlich-ernſten Geiſt des alten Lebens faſſend und als Spiegel der Geſinnung und echter Freiheit dem Wankelmuthe der Gegenwart vor das Auge haltend, ſelbſt ein Mann voll Geſinnung und vaterländiſchen Geiſtes. In ihm ſetzt ſich in gewiſſer Hinſicht das Werk Fr. A. Wolf's fort. Mit gleich ſtarkem Schritte wie dieſer wandelt er in den Hallen des Alterthums, Sprache und Sache gleichmäßig berückſichtigend.

Die Geſchichte führt uns in das Reich der Politik und Rechtswiſſenſchaft und zwar in dieſer Epoche um ſo mehr, als gerade in ihr die Geſchichte zum Ausgangs- und Stützpunkte beider in vorzüglicher Weiſe gemacht wurde. Sehen wir doch die ſ. g. hiſtoriſche Schule der Jurisprudenz ſich in der Mitte der Romantik und vielfach mit deren Hilfsmitteln zu ihrer eigenthümlichen Bedeutung und Ausbildung erheben. Neben ihr breitet ſich unter gleichen Einflüſſen und Geſichtspunkten das Studium des deutſchen Rechts in einem ungewöhnlichen Umfange und in reichſter Fülle aus. Daß die Politik in der Mitte der Romantik vornehmlich theilnehmende Pflege fand, haben wir ſchon geſehen. War es doch der nationale Staat, auf den ſich von Anfang an die romantiſchen Sympathien richteten, den die religiöſe Fraktion mit der chriſtlich-kirchlichen Idee in Verbindung brachte, worauf Friedrich Schlegel und Adam Müller mit doktrinärer Haltung hinſtrebten. So hat namentlich der Letztere in ſeinen „Elementen der Staatskunſt“ (1809) die Idee des chriſtlichen Staats auf ein Syſtem zu bringen geſucht, wobei er mit den Grundſätzen, die der franzöſiſche theologiſirende Philoſoph de Bonald in ſeiner législation primitive ausgeſprochen, im Weſentlichen zuſammentrifft. An Gentz und die patriotiſchen Politiker, wie Görres, Arndt, Stein und Andere, unter denen auch Luden wegen ſeiner „Nemeſis“ ſteht (ſein „Handbuch der Staatsweisheit oder Politik“ war bereits 1811 erſchienen), wurde zum Theil ſchon erinnert. Die Meiſten von ihnen haben indeß weniger die Wiſſenſchaft

im Auge gehabt, als beſondere nationale Tendenzen der damaligen unmittelbaren Gegenwart. Indem wir daher an ihnen vorübergehen, bleiben wir zunächſt einen Augenblick bei einem Manne ſtehen, der ſich ſeiner politiſchen Grundanſchauung nach an Friedr. Schlegel und Ad. Müller anſchließt und namentlich den romantiſirenden Katholicismus wie die Ideen des Mittelalters mit ihnen theilt. Haller's berühmte und berufene „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft" (1816) will die Religion mit dem rein weltlichen Beſitze in Verbindung bringen, dieſen durch jene heiligen, um in ihm deſto ſicherer das Recht abſoluter Herrſchaft und hiſtoriſcher Privilegien zu gründen. Haller macht den Grundbeſitz zum ausſchließlichen Urgrunde aller Rechte, das Princip des abſoluten Privatrechts zum Principe des Staatsrechts. Daher knüpft er die Staatsherrſchaft an den Beſitz des Territorium's, welches er als Eigenthum des Herrſchers gelten läßt. Auf dem Grunde dieſes Territorialeigenthums herrſcht der Fürſt, oder wer ſonſt die oberſte Gewalt behauptet. Wie des Regenten Herrſchaftsrecht am Territorialeigenthum haften ſoll; ſo werden alle anderen etwaigen Rechte der Staatsmitglieder auf grundbeſitzliche Verhältniſſe zurückgeführt, ſo daß Alles zuletzt in einem abſoluten patrimonial-feudalen Despotismus und Ariſtokratismus endet. Der Regent wie jeder Stand, jede Korporation macht ihr Partikularintereſſe auf dem Grunde des Privatrechts dem Staate gegenüber ſchlechthin geltend, welcher in der That nur zu einem Aggregate mechaniſch verbundener Verträge herabgeſetzt wird. Die Rechtspflege ſelbſt iſt nur ein willkürlicher Gnadenakt des Regenten, deſſen abſolute Gewalt von der Kirche getragen werden muß. Das ſehr breit geſchriebene und in wunderlichen Verſchlingungen ſich aus vier ſtarken Bänden hervorwindende Syſtem trat als ein trauriges Signal unſerer nationalen Zukunft hervor, indem es den Anfängen der Reaktion ſich als doktrinären Stützpunkt bot, welche denn auch nicht geſäumt hat, ſich recht feſt auf ſie zu lehnen. Das Buch ſcheint eine prophetiſch-wiſſenſchaftliche Inſpiration geweſen zu ſeyn, ſo genau treffen ſeine Grundideen mit mehrſeitigen politiſch-religiöſen und religiös-politiſchen Erſcheinungen unſerer nationalen Gegenwart zuſammen. Die Alliance zwiſchen Kirche und Staat, die auf Koſten der freien politiſchen Volksentwickelung vielfach geſchloſſen wird,

nebſt den Tendenzen des grundbeſitzlichen Ariſtokratismus weiſen hinlänglich auf jene Reſtaurationsdoktrin hin, die auch heute wieder aufgerufen wird, um durch ihre Waffen die Freiheitsſiege des Jahrs 1848 zu vernichten. Das Zuſammentreffen des Haller'ſchen Werks mit den Schmalziſchen Reaktionsverſuchen diente als Zeichen, wie ſich der patriotiſche Wind in den obern Regionen zu drehen angefangen, indem dieſen Verſuchen und namentlich jener großartigen reſtaurativen Haller'ſchen Theorie von gewiſſen Seiten her eine beſondere Theilnahme zugewendet wurde. Erfreulich mußte es daher wohl für den wahren Vaterlandsfreund ſeyn, daß alsbald darauf ein Mann in die Schranken der politiſchen Wiſſenſchaft trat, der mit beſſerer nationaler Geſinnung gründliche Kenntniſſe und unzweideutigen Freimuth vereinigte. Joh. Ludw. Klüber (1762—1837) bot in ſeinem berühmten Werke „Öffentliches Recht des deutſchen Bundes", welches 1817 in der erſten Ausgabe erſchien, einen Verſuch, das deutſche Staatsrecht auf ſeinen wahren Grundlagen auszuführen und mit wiſſenſchaftlichem Ernſte zu behandeln. „Wohlmeinend mit den Fürſten, aber auch mit dem Volke nicht minder, ſetzt er eine Ehre darin, als Publiciſt in keiner Beziehung einer politiſchen oder kirchlichen Partei anzugehören [1])." Das Werk iſt die Vollendung deſſen, was der ältere Moſer (J. J.) in ſeinem umfaſſenden Staatsrechte zuerſt angeſtrebt, und deſſen Sohn Karl v. Moſer in verſchiedenen Schriften, namentlich auch in dem „patriotiſchen Archive" mit kräftigſtem Nachdrucke aus- und angeſprochen hatte. Wahrheitsliebe, Wohlwollen, feſte Gemüthskraft, einen großen Schatz von Kenntniſſen und Erfahrungen, Dinge, die der Verfaſſer ſelbſt zum echten Publiciſten fodert, finden wir bei Klüber vereint. Sein Standpunkt iſt jener der konſtitutionellen Volksfreiheit, den er mit aller Konſequenz durchzuführen bemüht iſt. Daß ihm, dem Freunde Hardenberg's, nach dem Tode dieſes Staatsmannes (1822) die preußiſche Reaktion gerade dieſen Konſtitutionalismus zum Verbrechen machte, daß ſie ihm, alle treuen, durch ſoviele Jahre geleiſteten Dienſte vergeſſend, Verfolgungen über ganz unverfängliche Sätze ſeines Buchs bereitete, daß der edelgeſinnte Mann, ſtatt ſeine Überzeugung und Wiſſenſchaft zu verleugnen, vorzog, ſeine amtliche Stellung zum Opfer zu

1) Vorrede zur erſten Ausgabe.

bringen, hat leider unsere Geschichte neben so vielen anderen diplomatischen Gewaltstreichen gegen andere patriotische Ehrenmänner bis in die neuesten Tage zu berichten. „Es giebt ernste Augenblicke," sagt der Verfasser bei dieser Gelegenheit, „in welchen der Mensch starkmuthig sich erheben muß über die gewöhnlichen Rücksichten des Lebens [1])." Er that es und mochte sich trösten, daß sein politischer Ahnherr, eben jener alte J. J. Moser, für sein patriotisches Pflicht-Wort einst mit dem härtesten Gefängniß büßen mußte. Sollen wir ein Wort über die Arbeit selber sagen; so ist sie mehr eine reiche Schatzkammer politischer Gelehrsamkeit als ein Denkmal kunstvollendeter Ausführung, aber auf dem Grunde jener stark und fest auferbauet, so daß die Pforten reaktionärer Macht sie in ihrer Wahrheit nicht werden überwältigen können. — Neben Klüber tritt aus der Mitte unserer politischen Schriftsteller ein anderer Name hervor, mit dem sich wie in der Jurisprudenz so besonders in der Staatswissenschaft treffliche Leistungen verbinden. Karl Salomo Zachariä (1769—1842), längst durch politische Schriften (z. B. „Die Einheit des Staats und der Kirche"), noch mehr durch juristische Arbeiten, vorzüglich durch sein „Handbuch des französischen Civilrechts" rühmlichst bekannt, legt in seinem großen politischen Werke „Vierzig Bücher über den Staat", welches seit 1820 erschien und seit 1839 in neuer Umarbeitung herauskam, eine Summe der belehrendsten staatswissenschaftlichen Ansichten dar. Wenn man darin auch nicht der entschiedenen Gesinnung Klüber's begegnet, noch dem unumwundenen Ausdrucke der politischen Freiheit, wie sie Zeit und Volksbedürfnisse fodern; so wird man doch im Ganzen gestehen müssen, daß der gelehrte geistreiche Mann dem Fortschritte des Jahrhunderts keineswegs fremd erscheint und seine Aufgabe von der Höhe wissenschaftlicher Bildung und Einsicht zu begreifen und zu lösen berufen ist. Besonders enthält seine staatswirthschaftliche Theorie im Einzelnen beherzigenswerthe Lehren, wenngleich die Grundauffassung der nationalökonomischen Verhältnisse dem gesellschaftlichen Standpunkte der Gegenwart nicht entsprechen kann. Was dem Werke sonst noch eigenthümlichen Werth ertheilt, ist die philosophische Richtung, die es durch-

1) Vorrede zur dritten Ausgabe, wo auch der Grund seiner Verfolgung angegeben wird.

zieht, ohne dem praktischen Blicke hindernd entgegenzutreten. Dazu gesellt sich eine nicht gewöhnliche historische Gelehrsamkeit und eine klare reine stylistische Ausführung. Daß der Verfasser sich, mehr als zu wünschen, in einer gewissen Breite der Entwickelung gefällt, daß vielfach Unbedeutendes mit der Miene bedeutsamer Geltung auftritt, daß die Farbe der Darstellung oft mit der Blässe des Gedankens behaftet erscheint, dies und noch manches Andere, was die Kritik wohl anstreichen könnte, übersieht man gern, wenn man sich die vielen Vorzüge vergegenwärtiget, welche das Werk in wissenschaftlicher und nationalliterarischer Hinsicht zieren. Pölitzen's vielschreibende Betriebsamkeit auch in diesem, wie im geschichtlichen Gebiete, tritt weit hinter solcher Arbeit zurück. Es mag genügen, an dessen Werk „Die Staatswissenschaft im Lichte unserer Zeit" zu erinnern, welches noch in diese Epoche fällt, ohne sonst ihren Charakter zu tragen. — Wir könnten noch an manches Andere, z. B. an Friedr. Köppen's „Rechts- und Staatslehre nach platonischen Grundsätzen", besonders an die politischen Schriften Ancillon's („Staatswissenschaft" und „Vermittelung der Extreme"), in denen sich die Doktrin des Juste-Milieu mit großer Selbstgefälligkeit vorträgt, erinnern. Jacobi's Gefühlsphilosophie giebt dort wie hier die Grundlage. Auch Dahlmann's „Politik", welche nach Erscheinung des ersten Theils (1835) erst jüngst Fortsetzung und vollständige Umarbeitung erhalten hat, wäre des Zusammenhangs wegen wohl hier schon anzuführen, wofern man uns die Chronologie nicht allzustreng entgegenhalten wollte. Die Tendenz des Buchs nämlich ist mittelalterlicher als es auf den ersten Blick scheinen möchte; weshalb denn auch wohl auf die englische Verfassung besondere Betonung gelegt wird. Bei trefflichen Einzelheiten, bei Gediegenheit der Gesinnung, bei rühmlichem Ernste in Erwägung der Dinge und Verhältnisse, scheint uns der Arbeit der rechte Mittelpunkt zu fehlen, die Bestimmtheit der Idee nämlich und des politischen Grundgedankens. Anderes (wie z. B. Jordan's „Versuche über allgemeines Staatsrecht" (1828), oder Weitzel's „Geschichte der Staatswissenschaft" 1832) lassen wir unerwähnt, da es theils an und für sich keine hohe wissenschaftliche Bedeutung ansprechen kann, theils auch der Gegenwart näher angehört. Dieses Letztere ist namentlich mit den philosophischen Rechts- und Staats-

lehren der Fall, die sich auf dem Grunde von Hegel's Staatsidee vielseitig entwickelt haben, welche derselbe vornehmlich in seinem Werke „Grundlinien der Philosophie des Rechts" (1820) aufgestellt hat, und der sich dann die theologisirende Staatslehre, von Schelling's neuester Offenbarungsphilosophie ausgehend, gegenüberlegte; wie solches z. B. in Stahl's Werke „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" (1830 ff.) mit großem Nachdrucke geschehen ist. Wie hier die Grundlagen des Rechts auf theologischem Gebiete gesucht und die Rechtsverhältnisse mit den biblisch-dogmatischen Lehren von der Schöpfung, dem Sündenfalle, der Erlösung und Dreieinigkeit parallelisirt erscheinen, mag hier um so mehr nur angedeutet werden, als der Verfasser in der zweiten Auflage die letzteren Punkte mehr oder weniger entfernt hat.

Unsere Jurisprudenz, von dem neuen Schwunge geistiger Bewegung getragen, entfaltete ihre verschiedenen Hauptrichtungen seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wesentlich auf den Grundlagen romantischer Bestrebungen. Drei Punkte sind es, welche sich uns in dieser Hinsicht zur Beachtung entgegenbringen, das Verhältniß der s. g. historischen und philosophischen Schule, das deutsche Rechtsstudium und die strafrechtlichen Theorien.

Des Verhältnisses der historischen und philosophischen Rechtsschulen haben wir schon früher Erwähnung gethan, indem sich dasselbe theilweise bereits an die Ausläufe der kritischen Idealphilosophie Kant's knüpft, in welcher Hinsicht Hugo gewissermaßen wie der Janus erscheint, indem er zugleich nach dieser Philosophie ebensosehr zurückblickt, als er die historische Richtung der Zukunft wesentlich projektirt. Beide Seiten traten dann in der romantischen Epoche bestimmt auseinander, um sich von besondern Trägern vertreten zu lassen. Thibaut nahm den philosophischen Gedanken auf, während Savigny das historische Princip verfolgen wollte. Letzterer war indeß hierbei von Schelling's Andeutungen über die historische Konstruktion des Rechts (in der „Methode des akad. Studiums") wohl mehr mitgeleitet worden, als es den Anschein haben mag; wie denn sein frühzeitiges Verhältniß zu diesem Philosophen überhaupt nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu seyn scheint. Es kam nun bei dem Streite vornehmlich auf die le-

gislative Frage an, auf die Frage nach Quelle und Bestimmung des wirklichen Rechts. Sollen wir das Verhältniß in einem allgemeinen Ausdrucke formuliren; so würde zu sagen seyn, daß beide Parteien im Grunde dasselbe anstrebten, eine nationale Rechtsordnung, und daß sie nur in den Ansichten über Princip und Ausführung auseinandergingen. Während nämlich die Einen neben Berücksichtigung der nationalen Eigenthümlichkeit zugleich allgemein-philosophische Bestimmungsweise, abstraktive Verstandessatzungen in Mitwirkung ziehen mochten, wollten die Andern die wahren Rechtsmotive rein und allein aus dem Volksgeiste, aus dem objektiven Entwickelungsgange des nationalen Rechtsbewußtseyns hervorgehen lassen; ferner während man dort auf allgemeine Kodifikation drang, auf ein neues allgemeines Gesetzbuch, bestritt man hier dieses Vorhaben theils als an und für sich unstatthaft, weil man eben das Recht auf die geschichtlichen Volkszustände, auf Rechtsgewohnheit zurückführen und es von der aprioriſchen Verstandesbestimmung unabhängig wissen wollte, theils aus dem Grunde, weil die Zeit selbst nicht für befähiget und berufen zu einer solchen legislativen Maßregel geachtet werden könne. In dieser Hinsicht bezeichnet die berühmte Schrift Savigny's „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (1815) Standpunkt und Ziel der geschichtlichen Schule, nachdem Thibaut sofort seit dem ersten Befreiungskriege „über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland". (1814) seine Gedanken veröffentlicht hatte. Späterhin stieg der Streit in die Hegel'sche Schule hinab, welche sich mit dem abstrakten Standpunkte der Thibaut'schen Seite in Verbindung setzte, um von hier aus besonders unter der Anführung von Gans die historische Empirie, wie sie es ansah, zu bekämpfen, während auf Savigny's Seite sich vornehmlich Puchta stellte und mit Geist und scharfer Wissenschaft dessen Standpunkt behauptete [1]). Als der Gegensatz sich zu seiner äußersten Grenze gesteigert und in reicher Literatur auf beiden

1) Puchta, dessen frühzeitiger Tod (1846) der rechtswissenschaftlichen Literatur einen ebenso rüstigen als gründlichen Arbeiter geraubt hat, ist besonders in einer späteren Schrift „Einleitung in die Rechtswissenschaft" (1841) als Vermittler des historischen und philosophischen Standpunkts hervorgetreten, in letzterer Hinsicht wesentlich an Schelling's neueste Offenbarungen lehnend.

Seiten hervorgearbeitet hatte, lenkte er gemach zur Ausgleichung hin, und nachdem noch Thibaut gleichſam das letzte Wort über den Stand der beiden Parteien in der Schrift „Die ſogenannte hiſtoriſche und nicht-hiſtoriſche Schule" (1838) geſprochen (was auch das eigentlich letzte Wort ſeines wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt war), ſtellte ſich Savigny in ſeinem ſeit 1840 erſcheinenden großen Werke „*Syſtem des römiſchen Rechts*" auf die Höhe der Verſöhnung, indem er (unter Anderm in der Vorrede zum erſten Theile) auf die Gemeinſamkeit des Ziels und die Vermittelungspunkte zwiſchen Geſchichte und Philoſophie hinweiſt, den Sinn beider Richtungen deutend und ihren Zuſammenlauf bezeichnend. In der Anerkennung der nationalklaſſiſchen Verdienſte jener Männer müſſen ſich indeß die Stimmen aller unbefangener Freunde unſerer Literatur mit freudiger Willigkeit vereinigen. Beide, ruhend auf dem ſtarken Fundamente tüchtiger Schulbildung und getragen von einem umfaſſenden Reichthume juriſtiſcher Gelehrſamkeit, haben ihre ſchöne Begabung und Bildung in dem Ernſte wiſſenſchaftlicher Arbeit wirken laſſen und die deutſche Jurisprudenz auf eine Stufe der literariſchen Haltung erhoben, welche ſie bei keiner andern Nation bis jetzt erlangt hat. Dazu kommt, daß ihre Werke auch in Abſicht auf die Kunſt der Darſtellung unter die erſten und ruhmvollſten Denkmäler unſerer Literatur zu reihen ſind. Einzelnes aus dem Bereiche ihrer literariſchen Wirkſamkeit genauer zu erwähnen, kann bei Männern ſolchen Ruhmes in ihrem Fache hier kaum am Platze ſeyn; nur daran mag erinnert werden, wie das ebenſo gelehrte als wohlgeſchriebene Werk Savigny's „Die Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter" die *deutſch-rechtlichen* Forſchungen und Studien in fruchtbarſter Weiſe belebt und in hohem Maße gefördert hat[1]).

Die Bewegung im Reiche der Rechtswiſſenſchaft fand aber nicht bloß auf Seiten des römiſchen Rechts ſtatt, ſondern verbreitete ſich auch mit großem Erfolge über die andern Zweige derſelben, insbeſondere über *Straf-* und *deutſches Recht*. Zunächſt wurde man innerhalb

1) Auf Seiten Thibaut's erinnern wir gern an eine nichtjuriſtiſche Schrift „Über die Reinheit der Tonkunſt" (1825), die bei großer Sachkenntniß, wenngleich von einſeitigem Standpunkte aus, treffende muſikaliſche Kunſturtheile in ſchöner Darſtellung enthält.

des letzteren von den geſchichtlichen Reſultaten, welche die römiſchen Rechtsſtudien hervorgeſtellt hatten, zu lebhaften Forſchungen auf dem Felde deutſcher Rechtsverhältniſſe hingetrieben. Daß hierbei die Richtung der Romantik auf nationale Belebung und Erhebung mitgewirkt, daß namentlich die nationalen Sprachſtudien, deren wir oben erwähnt, bedeutend angeregt und fördernd eingegriffen, kann nicht leicht unbemerkt bleiben, ebenſowenig als der Umſtand zu überſehen iſt, daß die nationale Wiedergeburt in dem Kampfe mit Frankreich viel zur Steigerung der Studien des germaniſchen Rechts beigetragen hat. Sehen wir uns nach einzelnen Leiſtungen um; ſo iſt vor Allen K. Fr. Eichhorn zu nennen, deſſen „Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte" (welche ſeit ihrem erſten Erſcheinen 1808 jüngſt, 1843 ff., die fünfte Auflage erhalten) gewiſſermaßen an der Spitze dieſer neuen Nationalwiſſenſchaft ſteht. Denn, obgleich man bereits in Möſer's trefflichen Arbeiten und Anregungen den erſten Anfang dieſer Studien finden kann; ſo iſt doch Eichhorn's Buch, dem ſich in neuerer Zeit beſonders Phillips zugeſellt hat, das eigentliche Thor, durch welches die Bahn rüſtig und vielfach beſchritten wurde. Seitdem hat ſich (hauptſächlich auch durch den von dem Miniſter von Stein gegründeten hiſtoriſchen Verein für ältere deutſche Geſchichtskunde) die regſte Betriebſamkeit bis zu den großen Arbeiten und Urkunden-Sammlungen von Böhmer und beſonders von Pertz herab im Bereiche deutſcher Geſchichtsforſchung entwickelt, wodurch vornehmlich die altvaterländiſchen Rechtsquellen und Rechtsverhältniſſe in bedeutender Weiſe mitgefördert worden ſind. Unter ſolchen hiſtoriſchen Vermittelungswerken erhob ſich die Wiſſenſchaft des deutſchen Rechts ſchon in den erſten beiden Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts zu ungewöhnlicher Höhe empor. Nicht nur die trefflichſten Monographien wurden zu ihrem Anbau geliefert, ſondern auch tüchtige umfaſſende Verſuche zu ſyſtematiſcher Ausbildung gemacht. In der erſteren Hinſicht, wo der verdienſtvollen Namen ſo viele ſich herandrängen, muß es genügen, nur einige wenige zu nennen, deren Leiſtungen von beſonderem Erfolge begleitet worden. Wir haben hier zunächſt Albrecht's zu gedenken, deſſen Schrift „Die Gewere" (1828) ein bedeutſam aufklärendes Licht auf die Grundlagen des älteren deutſchen Sachenrechts geworfen hat. In ähnlicher Hinſicht

ist die ungemein sorgfältig und mit großer gelehrter Einsicht bearbeitete Herausgabe „des Sachsenspiegels" von Homeier rühmlichst zu erwähnen. An die fruchtbare Förderung, welche die deutsche Rechtswissenschaft durch J. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer" und neuerdings durch dessen Sammlung der „Weisthümer" gewonnen hat, ist schon erinnert worden. Diese monographische Thätigkeit im Fache des deutschen Rechts hat sich bis in unsere Tage auf das erfreulichste bewährt, und wir könnten z. B. außer Wilda, Beseler, Gaupp, Ortloff, Weiske, L. v. Maurer, Wigand, die Treffliches leisten, noch viele Andere nennen, die in rüstiger Arbeitsamkeit auf diesem Wege streben. Was die systematischen Ausführungen angeht; so weisen ihre ersten Anfänge gleich denen der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte über diese Epoche in die vorhergehende zurück[1]). Hier hatte der ältere Runde mit dem Buche „Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts" (welches sein Sohn, seinerseits durch vorzügliche monographische Arbeiten um dieselbe Wissenschaft verdient, später in neuen Ausgaben besorgte) zu solcher systematischer Bearbeitung die bestimmtere Initiative gegeben. Darauf waren einleitende Versuche von Andern gefolgt. Doch konnte sich die Doktrin erst auf der Grundlage monographischer Leistungen zu gehaltvoller Systematik erheben. Mittermaier in seinem „deutschen Privatrechte" (1821) kommt uns nun zunächst entgegen. In wiederholten Umarbeitungen bis in die neueste Zeit herab hat der Verf. seinem Werke höheren wissenschaftlichen und nationalen Werth zu geben gesucht. Bald nachher (1823) trat Eichhorn's „Deutsches Privatrecht" in die Literatur ein und wurde (wie desselben Verfassers Reichs- und Rechtsgeschichte in ihrem Kreise) eine Art Musterbuch, nach dessen Anleitung dieses Feld ununterbrochen auf das fruchtbarste bearbeitet worden ist. Wenn Eichhorn in der Darstellung, überhaupt in der freien architektonischen Kunstausführung hinter den Anforderungen der Ästhetik vielfach zurückbleibt; so entschädiget er durch gelehrte Be-

1) In Beziehung auf die Doktrin des deutschen Privatrechts läßt sich gewissermaßen bis zu dem gelehrten Conring in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zurückgehen, der nach hundert Jahren in Pütter wieder auflebte. Tafinger, Selchow und Andere setzten dann zunächst die Arbeit auf diesem Felde fort.

gründung hier wie in der Reichsgeschichte die Freunde seiner Wissenschaft.

Mit gleich regsamer Thätigkeit wendete sich während der romantischen Jahrzehnte des Jahrhunderts der wissenschaftlich fortstrebende deutsche Geist dem strafrechtlichen Gebiete zu. Zuvörderst ist hier das Bemühen, der Wissenschaft des Strafrechts eine mehr philosophische Grundlage zu gewinnen, bemerkbar, was freilich unerläßliche Bedingung ist, wofern überhaupt diesem wichtigen Zweige der Rechtswissenschaft seine eigenthümliche Würde und Wahrheit vermittelt werden soll. Es ist bekannt genug, wie alsbald mehrere Theorien sich aufstellten, welche jedoch im Festhalten dieses oder jenes Princips dem Systeme eine gefährliche Einseitigkeit bereiteten; wie denn die Feuerbach-Grolman'sche psychologische Furchttheorie in folgerichtiger Anwendung zu einem wahren strafrechtlichen Terrorismus führen müßte. Überhaupt blieb die rechte Philosophie, d. h. die unbefangene Vertiefung des Gedankens in die Innerlichkeit der Sache und ihr Verhältniß, von der Behandlung entfernt, während sich philosophische Prätension in allerlei verständigen Abstraktionen und Formalbegriffen sowie in seichter psychologischer Empirie breit machte, und gelehrtes Material in unzähligen Zufuhren herbeigeschafft wurde. Daß man hierbei zunächst und vornehmlich an Kant's Lehren und Grundgedanken anknüpfen wollte (wie z. B. gleich anfangs Zachariä) und bis auf die späteste Zeit herab vielfach auf jener Basis haften blieb, ist eine unbestreitbare Thatsache in der Geschichte dieser Wissenschaft. Mit der philosophischen Richtung setzte sich gemach die historische mehr und mehr in Verbindung, und wenn wir dort vornehmlich Feuerbach an die Spitze zu stellen haben, so ist uns in der andern vorzugsweise Mittermaier zu nennen. Anselm v. Feuerbach griff mit der Lebendigkeit seines Geistes, dem der Fortschritt der Zeit keine Thorheit war, in die Mitte der strafrechtlichen Überlieferungen hinein, um kräftigen Armes die Lasten fortzuheben, welche diesen für die Menschheit so wichtigen Zweig der Wissenschaft bedrückten und an frischem Fortwuchse hinderten. Mochte Feuerbach in der Aufstellung des Princips, das, wie soeben angedeutet, den Strafzweck in der Abschreckung durch Erregung der Furcht setzen will (in welcher Hinsicht Grolman mit mildernder Hand die Präventionstheorie als

Modifikation eintreten ließ), die wesentlichsten Bezüge, die eine echte Psychologie und eine umsichtige Erfahrung zugleich darbieten, außer Acht gelassen haben; immerhin bleibt seine Arbeit das Zeugniß eines höheren Strebens und der Belebungspunkt für den folgenden raschen Fortschritt der strafrechtlichen Studien. Wie sehr der Mann von den Rechten der neuen Zeit überhaupt durchdrungen war, davon zeugt außer Anderm (z. B. seinem Buche über „Öffentlichkeit und Mündlichkeit" 1821) auch die kleine Schrift, welche er 1813 unter dem Titel „Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's" erscheinen ließ, worin er mit ebenso hoher Begeisterung für vaterländisches Wohl (in welchem er das Wohl der Menschheit am meisten garantirt sieht) als mit großartiger Kunst der Zeichnung die Verhältnisse und Punkte darstellt, worauf die wahre Wiedergeburt der Nationalität und das Heil der volksthümlichen Verfassung beruhen muß. — Mittermaier, der Feuerbach's Handbuch des Strafrechts späterhin neu herausgegeben, tritt nun zu ihm als historisch-vermittelnde Potenz, um mit der Fülle seines positiven Wissens die Wege zu bahnen, auf denen die Wissenschaft sich nicht bloß in ihrem abstrakten Theorienkreise ausbilden, sondern auch den praktischen Lebensbezügen näher anschließen kann. Wir wollen die vielen Schriften und Verdienste des Mannes nicht weiter darlegen und nur an das in so mancher Hinsicht verdienstliche Buch über „das Strafverfahren" erinnern, in welchem ungemein viel Beherzigenswerthes für die legislative Praxis gesagt wird. Schade nur, daß diese wie Anderes, was die Zeit in Anspruch nehmen darf, immer noch zu sehr in den Händen ministerieller Macht bei uns gelegen ist, die nun einmal, wie ein geistreicher Franzose sagt, „an der Krankheit der Rückgängigkeit" zu leiden scheint. Daß Mittermaier oft aus der Breite seiner Darstellung sich auf ein engeres Maß zurückziehen, daß er mit seiner Gelehrsamkeit oft tieferen philosophischen Geist und entschiedeneres Denken verbinden könnte, kann wohl Niemand leugnen, der wegen großer Vorzüge den Blick vor den Mängeln nicht verschließen will. — Es würde uns weit über die Grenzen unserer Geschichte hinausführen, wollten wir derjenigen Männer gedenken, die mit größerer oder geringerer Verdienstlichkeit (wie z. B. Abegg, Heffter, Wächter, Henke und so viele Andere) in diesem Fache gearbeitet haben. Daß man na-

mentlich in der Gegenwart mehr als jemals die praktiſch-unmittelbaren Fragen hinſichtlich der Verbeſſerung der ſtrafrechtlichen Anſtalten mit in den Kreis ernſter Unterſuchung gezogen hat, iſt ein erfreuliches Zeichen des humanen Geiſtes unſerer Zeit; nur bleibt zu bedauern, daß hierbei die Antwort oft zu weit hergeholt und an geſuchte, vielfach ganz ungeeignete Momente geknüpft wird, ſtatt ſie bei den Quellen einer unbefangenen und auf der Betrachtung der menſchlichen Natur gegründeten Pſychologie zu ſuchen. Wie bei manchen andern Reformfragen, ſo treibt auch hier noch die Schule mit ihren todten Traditionen ein wenig erfreuliches Spiel.

Als eine höchſt wirkſame Erſcheinung für die Förderung der rechtswiſſenſchaftlichen Studien in Deutſchland müſſen die vielen Zeitſchriften bezeichnet werden, welche ſeit der Mitte der romantiſchen Epoche bis in die jüngſten Tage in allen Zweigen der Rechtswiſſenſchaft aufgetreten ſind und das Feld derſelben in doktrineller wie hiſtoriſcher, in theoretiſcher wie praktiſcher Hinſicht bis zu den einzelnſten Punkten herab bearbeiten. Als eine ſchöne Krone dieſer journaliſtiſchen Betriebſamkeit ſcheint uns die von Mittermaier und Zachariä unternommene Zeitſchrift für „auswärtige Rechtsgelehrſamkeit" betrachtet werden zu können, inſofern darin die univerſaliſtiſche Richtung des deutſchen Geiſtes ſich auch in dieſem Gebiete thatſächlich bekundet.

Wir würden noch die national-ökonomiſche und ſtaatswirthſchaftliche Seite unſerer Nationalliteratur hier berühren, wäre dieſelbe nicht erſt durch die Julirevolution, alſo gerade durch die Kriſis, welche die Epoche der unmittelbaren Gegenwart herbeigeführt, zu ihrer freieren und volleren Entwickelung bei uns gediehen. Daß indeß ſchon in der Zeit der Romantik manche ſchätzenswerthe Vorarbeiten geliefert worden, wollen wir nicht leugnen und wir erkennen gern an, was Männer wie Dohm, Büſch, Sartorius, bereits in dem vorigen Jahrhunderte, Lüder, Kraus, Jakob, Soden, Lotz und Rau während des erſten Viertels des gegenwärtigen darin geleiſtet haben. Allein mit den Engländern, bei denen ſeit Adam Smith dieſe Wiſſenſchaft die außerordentlichſten Fortſchritte machte, oder auch nur mit den Franzoſen, wo unter Say's glücklichen Auſpicien die Grundſätze Smith's mit freier Erweiterung, Berichtigung und höherer Syſtematik

nelle Bevorrechtung durch die Erhebung des dritten Standes gebrochen wurde, und wie eben in dieſer Erhebung die weſentliche Bedeutung der erſten franzöſiſchen Revolution beruhet, iſt bekannt genug [1]). Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts gewann nun der bürgerliche Mittelſtand an immer größerer Ausdehnung und griff mit ſeinen Intereſſen gemach über ſeine eigenen Grenzen hinaus, ſowohl die oberen als auch unteren Klaſſen in ſeine Kreiſe herüberziehend oder an die Reſultate ſeiner Strebungen bindend. So geſchah es, daß er ſeinerſeits aus der privilegirten Stellung, welche er gewiſſermaßen durch den Fortſchritt der geſchichtlichen Entwickelung ſelbſt erlangt hatte, hinaustreten und ſich an die Allgemeinheit hingeben mußte. Die Kriſis in dieſem Proceſſe trat inſofern mit der Julirevolution ein, als durch ſie einerſeits der bürgerliche Mittelſtand auf ſeine äußerſte Spitze getrieben werden ſollte, er aber andererſeits gerade durch dieſe Übertreibung auf Koſten der andern Stufen der Geſellſchaft in ſeiner Herrſchaft gebrochen wurde und die unteren arbeitenden Klaſſen ebenfalls eine Stellung in der Geſammtheit einzunehmen anfingen. Daß die Revolution des Jahrs 1848 dieſen Standpunkt als den der Zukunft unzweifelhaft ſignaliſirt hat, bedarf für den Einſichtigen des Nachweiſes nicht, wie ſehr auch die Reaktion dagegen demonſtriren mag.

Mit dem Beginne der dreißiger Jahre nun tritt auch ein Wendepunkt in der Literaturrichtung hervor, welcher nicht bloß bei uns, ſondern auch in Frankreich und England bemerkbar iſt — die Literatur wird mehr praktiſch, mehr dieſſeitig, möchte man ſagen, und damit antiromantiſch, wogegen nicht einzuwenden, daß die romantiſchen Nachklänge noch vielfach durchlauten. Das Volksintereſſe drängt ſich an die Stelle des idealen Selbſt, der Stoff macht ſich geltend den Phantaſien der individuellen Willkür gegenüber. Mit der

1) „Eingebüßt," ſchreibt der Graf von Schlabrendorf 1814 an Varnhagen von Enſe über den Adel von damals, „eingebüßt hat die große Mehrzahl Eueres Standes alle Vorzüge innern Gehalts und äußern Vermögens — was kann ſie dieſer nichtigen Mehrheit wieder verſchaffen? Weder Königsgewalt noch Königsweisheit, noch Euer eigenes Beſtreben." — Ohne einen verſtändig erzogenen Mittelſtand, als „den bleibenden Kern der Völkerſchaft," kann ſich dieſer feine Beobachter der Revolution „gar kein wahres Gemeinweſen vorſtellen."

Herrschaft nämlich des Princips der reinen Volksgemeinschaft bildete sich auch das Leben mehr und mehr in die Gegenständlichkeit hinaus und foderte die subjektive Freiheit auf, sich an ihm zu versuchen und so ein Reich weltlicher Bestimmtheit zu erobern. Die Schulwissenschaft mußte sich der Lebenspraxis nähern, die Buchweisheit sich zur Weltweisheit hinaus erweitern, die Selbstbespiegelung des Subjekts zurücktreten vor dem Urtheile der Öffentlichkeit. Diese wurde das Element der Freiheit, und die Meinung des Publikum's, vor der noch Göthe und Schiller sich in ihre Tugend zurückziehen mochten, zum Lebensäther, ohne welchen hinfort der subjektive Geist nur kümmerlich fortathmen sollte. Dieses neue Lebensprincip verkennen oder nicht anerkennen wollen, kann daher bei einer Nation, wie die deutsche, welche mitten in der geistigen und ganzen Kulturbewegung steht und diese vorzugsweise mitzutragen berufen ist, nur als das größte politische Unglück und Unrecht zugleich betrachtet werden [1]). Wie auf alle nationalen Zustände, so muß eine solche politische Verkehrtheit besonders auf die nationale Literatur nachtheilig wirken, welche aus dem tiefsten Herzen des Volksthums allein frisch und frei erblühen kann.

Wie viel man nun aber auch bei uns in politischer Leidenschaftlichkeit oder aus absolutistischem Unverstande und im Interesse serviler Gesinnung gethan und gestrebt haben mag, um den Strom der neuen Nationalbewegung zurückzudrängen; er hat sich dennoch seine Bahn gesucht und wird sie verfolgen, so viel Hemmnisse man ihm auch fortwährend zu bereiten gewillet ist. Die Märzerhebung des Jahrs 1848 hat gezeigt, wohin der Geist der Zeit auch in unserm Volke drängt. Es ist auch hier die Ausgleichung der socialen Interessen unter dem Principe staatlich geordneter Gesammtheit, was angestrebt wird und was zur Wirklichkeit werden soll. Schon Göthe sah in der Gegenwart (wie sie

1) Was Spinoza in seinem Tractatus politic. (c. VII. §. 27.) über die Bedeutung der Öffentlichkeit sagt, führen wir hier um so lieber an, als der Mann ein Zeuge aus weiter Vergangenheit ist. „Denique quod plebi nulla veritas neque judicium sit, mirum non est, quando praecipua imperii negotia clam ipsa agitantur et nonnissi ex paucis, quae celari nequeunt, conjecturam facit. Velle igitur clam civibus omnia agere, ne de iisdem prava judicia ferant, summa inscitia est."

ſeit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts ſich zu bilden anfing) die Epoche des Allgemeinen, die Epoche der Univerſalität. Er nennt als ihre Elemente „die Vereinigung aller gebildeten Kreiſe, die ſich ſonſt berührten, die Anerkennung eines Zwecks, die Überzeugung, wie nothwendig es ſey, ſich von den Zuſtänden des augenblicklichen Weltlaufs im realen und idealen Sinne zu unterrichten [1])."

Wenden wir nun unſeren Blick auf die Literatur zurück, ſo werden wir hier die Einwirkung jener neuen civilen Stellung des Jahrhunderts nicht verkennen können. Schon ſeit dem Anfange deſſelben ſehen wir das Individuum als den eigentlichen literariſchen spiritus rector mehr und mehr zurücktreten, d. h. es regiert keine einzelne literariſche Perſönlichkeit mehr das ganze literariſche Leben, um deſſen Ton und Richtung zu beſtimmen, ſondern Partien, Schulen oder gruppenartige Genoſſenſchaften tragen die ſchriftſtelleriſche Produktion. Bereits die Romantik hatte die Tendenz zu einer gewiſſen ſocialen Gemeinvertretung. Nicht bloß erſcheint die romantiſche Schule im Ganzen als eine ſolche Vertretung, ſondern innerhalb ihrer ſelbſt bildeten ſich, wie wir geſehen, mehrfache Partien, an die der Gang der literariſchen Thätigkeit ſich lehnte. Jenes Zurücktreten der literariſchen Einzelheiten vor der Gemeinſamkeit nahm zu mit dem Fortſchritte der Weltthätigkeit des Volks. Schiller und Göthe ſtehen als die letzten hervorragenden Einzel-Säulen des Gebäudes unſerer Literatur da, welches ſich zugleich auf ſie ſtützt und auf ihrer ſelbſtſtändigen Höhe in ſeiner neuen Konſtruktion ſich erhebt. Der Wilhelm Meiſter Göthe's kündet den weltſtrebenden Geiſt der herannahenden Neuzeit bedeutſam genug an, indem er das Leben ſelbſt nach ſeinem bezeichneten Hinaustreten aus der Iſolirung der Perſonen und Stände in die Gemeinſamkeit der Wechſelwirkung poetiſch vergegenwärtiget. Keine Perſon wiegt über, ebenſowenig ein Stand, ſie alle tragen und halten ſich gegenſeitig in faſt ebenmäßiger Betheiligung, und nur das Ganze hat Bedeutung. Die Hauptperſon muß ſich bequemen, aus ihrer ſubjektiven Einſamkeit hinauszugehen, um ſich an den gegebenen Verhältniſſen zu erproben und zur Weltthätigkeit zu ertüchtigen. Die Wanderjahre ſprechen dann dieſe

1) Werke, Bd. 32. S. 429.

Weltthätigkeit in bestimmter Stellung als das Resultat der Lehr- und Probejahre aus, kenntlich hinweisend auf die sociale Gemeintendenz der Zukunft, die bald zur Gegenwart werden sollte.

Mit jenem Umschlagen der persönlichen Literaturautorität in die gegenständlich-allgemeine Bestimmungsmacht fällt auch das Hinaustreten des Inhalts aus der abgezogenen Gemüthswelt in die Stoffwelt des gegebenen Lebens zusammen. Es wird immer mehr darauf ankommen, diesen gegenständlichen Stoff als solchen zu bewältigen und der Idee zu assimiliren. Daß die Romantik in ihrem weltliterarischen Ausgreifen dieselbe Tendenz auch in Absicht auf historisch gebotene Stoffe und deren literarische Bemeisterung ausgesprochen, haben wir im vorhergehenden Buche hinlänglich dargelegt. Schon wurde darauf hingewiesen, wie sich die volksthümliche Socialgemeinsamkeit einerseits und die stoffweltliche Zweckstrebung andererseits seit der Julirevolution mit überwiegender Macht in den Kreis unserer Betriebsamkeit vorgedrängt hat. Die Literatur fand sich von dieser veränderten Lebensrichtung in Tendenz, Geist und Form ihrer Erscheinung wesentlich berührt und trat hiermit eben in das Stadium ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit und Bedeutung ein. Wir sehen sie seit dem Anfange der dreißiger Jahre mehr als vorhin auf dem Wege socialer Lebensinteressen, wir erfahren, wie sie sich vorwaltend als Organ dieser Interessen darstellt, und auch in ihrer Bewegung den Schritt der Zeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse annimmt. Sie will ein Glied dieser Gesellschaftswelt selber werden, mitwirken in der Vollziehung ihrer Aufgaben und das Bewußtseyn ihrer eigenen sachlichen Weltstellung zum Ausdrucke bringen. Wie vielfach sie dabei noch in einzelne frühere Richtungen zurücklaufen mag, es ist in diesen Abwegen und Rückgängen selbst das Suchen nach dem neuen gegenständlichen Halt und Inhalt nicht zu verkennen. Der Weltschmerz, welcher die junge Generation durchdringt, die feindselige Erhebung gegen die Gegenwart, die aus so vielen Produktionen spricht, die Zerrissenheit hier, der Übermuth dort, dies und Ähnliches sind Zeichen eines Geistes, der aus sich selbst hinausstrebt, ohne seines Ziels noch recht gewiß zu seyn.

Mit jenen Symptomen fällt denn auch die Erscheinung zusammen, daß die neueste literarische Produktion sich fast überall aus der

Kritik emporarbeitet. Steht ſie in dieſer Hinſicht auf demſelben Boden mit der romantiſchen Schule, ſo macht ſich doch dabei die eigenthümliche Zeitrichtung geltend. Die Kritik der Gegenwart geht weniger, wie die frühere, auf einzelne Werke und ihren literariſchen Werth als auf allgemeine Standpunkte, auf Principien, auf die Stellung der Schriften und ihrer Verfaſſer zu den Verhältniſſen der Geſchichte, der Politik, der Socialität, der Weltanſchauung überhaupt. Sie verneint die einſeitige Vereinzelung und dringt auf Theilnahme an dem Leben, beſpricht deſſen Ziele und Foderungen in Abſicht auf die Literatur. Sie will die Freiheit der Wiſſenſchaft mit der Freiheit des öffentlichen Lebens und auf dem Boden beider den Aufwuchs einer neuen literariſchen Nationalität. Indem ſo die Kritik Alles beherrſcht, indem ſie auf Perſonen und Sachen jeglicher Kategorie ſich richtet, um des gegenſtändlichen Ganzen möglichſt Meiſter zu werden, erweiſet ſie eben nur den Drang, dem Gemeingeiſte den Sieg zu erringen. Kurz, die Kritik iſt das Thor, durch welches die literariſche Produktion in die Welt der bürgerlichen Gemeinſamkeit treten will. Sie ſammelt Vergangenes zum Gegenwärtigen und arbeitet am Gegenwärtigen, um es mit der Vergangenheit und ihren Gaben auszugleichen. Und nur in dem Maße, als es gelingt, die mannichfaltigen Wege unſerer früheren Literatur auf einer Hauptſtraße zu vereinigen, wird es möglich werden, ihr eine weſentlich neue Bedeutung und nationale Geltung zu erwirken. Das Gewerbe und die Wiſſenſchaft, der Verkehr und der Gedanke, die Idee und die Realität, die Politik und die Geſchichte, die Freiheit der Religion wie die der Aſſociation, Alles muß ſich zuerſt in eine feſte Form der Wirklichkeit zuſammenbilden, bevor die Literatur ſich einer echten Wiedergeburt erfreuen wird. Dieſes aber iſt ihre Zukunft [1]). Eine eigenthümliche Richtung unſerer neuen

1) Wir haben im zweiten Theile dieſer Geſchichte der Anſicht Immermann's über Göthe entſchieden widerſprechen müſſen, der da meint, dieſer ſtehe nicht auf der Höhe der Poeſie, weil er noch nicht die objektive Stoffbewältigung in ſeiner Produktion erweiſe, und daß jene Höhe erſt von der Zukunft zu erwarten ſey. Es kann nun aber die Dichtung von verſchiedenen Standpunkten aus auf ihrer Höhe ſtehen und daher an ſich ſelber eine klaſſiſche Verſchiedenheit bieten. Wenn

Kritik bethätiget sich noch darin, daß sie aus der Philosophie hervortreibt und mit ihr sich gleichsam identificirt, um der romantischen Jenseitigkeit entgegenzutreten. In dieser Hinsicht bilden die Halle'schen Jahrbücher, welche 1839 gegründet wurden, gleichsam den revolutionären Wendepunkt. Das Ziel der gegenwärtigen Geschichte, nämlich, das allgemeine Volksbewußtseyn in seiner souveränen Macht zu festigen und die staatliche Gesellschaft von allen privilegirten Sonderstellungen zu emancipiren, wurde in jenem Unternehmen zum herrschenden Principe erhoben, dabei dem Geiste rein gegenständlicher Weltauffassung sein Recht behauptet.

Eine Folge jenes dem Stoffe und den diesseitigen Weltinteressen zugewendeten Geistes unserer gegenwärtigen Literatur ist die Tendenz, welche die freie Produktion unter das Princip besonderer Zwecke stellt, seyen es politische oder sociale, religiöse oder industrielle und andere. Man will die Poesie zum Organ der Ausbreitung und Popularisirung von Ansichten, zum Mittel der Bearbeitung und Leitung der öffentlichen Meinung, sowie der Besprechung und Empfehlung von herrschenden Fragen der Gegenwart gebrauchen. Giebt es doch schon sogar eigene Proletariatsromane, in denen das Arbeits-, Armuths- und Handwerkerwesen, die communistischen Probleme und Ähnliches behandelt werden. Diese Tendenzliteratur herrscht übrigens nicht bloß in Deutschland, sondern ebensosehr auch in Frankreich und England. Obwohl nun unter diesem Principe die Literatur in ihrem höheren Idealgehalte und in ihrer freien Kunstgeltung vielfach beeinträchtiget und gefährdet werden muß; so hat die Erscheinung doch ihre theilweise Berechtigung und Bedeutung, indem sie gerade das Ringen und Streben ausdrückt, den rein subjektiven Inhalt mit dem objektiven zu vermitteln und diesem sein Recht neben jenem oder auch ihm gegenüber zu erobern. Es sind die Tendenzproduktionen Symptome eben des

nun Einer, so hat sich Göthe von seiner Weltauffassung aus zur Höhe nationaler Klassik erhoben. Das hindert freilich nicht, daß nicht auch unsere Zukunft von dem Stoffpunkte aus ihrerseits zu eigenthümlicher klassischer Höhe emporsteigen könne, wie wir darauf im Obigen hingewiesen. Immermann mochte daher mit Recht auf diese Seite deuten, allein mit Unrecht dabei Göthe's Dichterstufe herunterstellen.

Eintritts einer Weltſtoffpoeſie, Kriſen des Übergangs, welche aber, wie kurz vorhin angedeutet worden, nur durch eine wahre öffentlich-freie Meinung zu behandeln und zum rechten Ziele zu führen ſind.

Als ein weiteres charakteriſtiſches Merkmal unſerer Gegenwartsliteratur darf es ferner wohl gelten, daß die lyriſche Poeſie neben der novelliſtiſchen ſich in einem unverhältnißmäßigen Grade erweitert und vordrängt, während die dramatiſche, wenngleich nicht ohne Betrieb, doch ohne ebenmäßigen Anbau geblieben iſt, was um ſo verwunderlicher ſcheinen möchte, als ja gerade die Gegenwart mehr das Streben der That als des Gemüths zu ihrem Principe hat. Sehen wir indeß der Sache etwas genauer auf den Grund; ſo erklärt ſich die Erſcheinung, was zunächſt die Lyrik angeht, wohl hinlänglich daraus, daß durch die Romantik gerade für die lyriſche Partie der produktive Geiſt geſtimmt und der ſprachliche Ausdruck wie die Rhythmik beſonders hervorgebildet worden waren. Die mundgerechte Phraſe verführt die Jugend, ihre ſubjektive Stimmung auszuſprechen, und der leicht zu gebrauchende Rhythmus täuſcht über die Proſa des Inhalts. Andererſeits aber darf nicht überſehen werden, daß in dieſer lyriſchen Literatur ſich in der That nur das Regen der ſubjektiven Unruhe bekundet, welche das Objektive ſucht und, da ſie es noch nicht, wie ſie erwarten durfte, findet, ſich auf ihren eigenen Ausgangspunkt zurückwirft. Daher auch die ziemlich allgemeine und gemeinſame Richtung unſerer neueſten Lyrik auf das Nationale, namentlich auf die Politik, auf die Ausſprache der politiſchen und ſocialen Täuſchung, eben des Weltſchmerzes, der vornehmlich das Reſultat jener Täuſchung iſt. Der Mangel an reſoluter Öffentlichkeit in Staat und Volksthum, worin der Geiſt ſich anſiedeln und einen wahrhaft ſachlichen Halt gewinnen könnte, die kleinlichen Mäkeleien und Deuteleien, womit Maß und Bewegung beſtimmt, die krämerhafte Art, womit Viele der Volksſtimme ihre Freiheitsquentchen zuzuwägen ſuchen, treibt das Subjekt vielfach in ſich zurück und drängt es, ſeinen Unmuth an den Schranken ſelber auszulaſſen. Mit beiſpielloſer Vielſeitigkeit wuchert die lyriſche Saat hervor. Wollte man freilich von dieſem Reichthume des Aufwuchſes auf ſubſtanzielle Ergiebigkeit, aus den vielen Wortgedichten auf Segensfülle echter Dichtung ſchließen; ſo würde man, leider, im Ganzen den Irrthum an

die Stelle der Wahrheit setzen. Mit der Tiefe des Gehalts mangelt gar oft auch die schaffende Phantasie sowie das Talent, die Unmittelbarkeit des individuellen Empfindens mit der Allgemeinheit der Idee in innere Einheit zu bringen und beide in der Unbefangenheit einer und derselben Anschauung zu vergegenwärtigen. Daher kommt denn auch, daß das Zwiespaltige zwischen dem eigenen Wünschen des Subjekts und dem allgemeinen Gange der menschlichen Dinge sich hervordrängt und das Mißbehagen auf allen Punkten in die Saiten der Leier greift. Man vergißt, wie Göthe sehr richtig bemerkt, „daß die Muse das Leben zwar gern *begleitet*, aber es keineswegs zu *leiten* versteht." Die Reflexion waltet und verkleidet sich in das Gefühl, hinaufgetriebene Phrasen benehmen sich wie poetische Gedanken, die Sprache überwältiget die Dichter, die sich ihrer Fülle nicht recht zu bedienen wissen, der Rhythmus macht sich's leicht und achtet nicht viel des Gesetzes, die Einbildung ersetzt den Stoff und die Cliquen beeifern sich, den Spruch der klassischen Vollendung über die Werke ihrer Günstlinge auszusprechen. Wie dem aber auch sey, es sprießt doch aus diesen Massen, welche sich drängen, so manche schöne Blume auf, daß der Blick des unbefangenen Beschauers gern und anerkennend hier verweilt. Jedenfalls erhebt sich dieser neue lyrische Anwuchs bedeutend über die meisten Leistungen, welche früher neben denen Göthe's und Schiller's zu Tage traten, und es gehört keine nationale Vorliebe dazu, um diese Seite unserer gegenwärtigen Literatur über die gleiche der übrigen literarisch mitstrebenden Nationen zu stellen.

Auch das Übermaß *novellistischer* Literaturwerke findet leichte Erklärung in dem Zeitverhältnisse. Zunächst hängt es ebenfalls durchweg mit der ganzen Lebensrichtung zusammen, welche, wie mehrfach angedeutet, die social-objektive ist. Alles drängt zum Verkehre und sucht im Verkehre seine Befriedigung; überall will man über Alles *unterhalten* seyn und sich über die einsame Selbstbetrachtung erheben. Unsere Novelle spiegelt (gleich ihren Schwestern in Frankreich und England) die sociale Neigung nach allen möglichen Bezügen ab. Schon haben wir an geeigneter Stelle darauf hingewiesen, wie diese literarische Richtung ursprünglich an die Metamorphose der gesellschaftlichen Verhältnisse und Zustände des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahr-

hunderts knüpft, wo durch den entſchiedenern Eingriff des bürgerlichen und demokratiſchen Princips eine mannichfaltigere Geſtaltung des civilen Lebens und eine aufgeregtere Bewegung deſſelben von Innen heraus emporbrang, zugleich aber auch von Seiten der praktiſchen Lebenszwecke größere Anſprüche auf volksgeſellſchaftliche Macht und Geltung erhoben wurden. Es wurde erwähnt, daß Göthe bereits mit ſeinen „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter" in Schiller's Horen (1795) den erſten Trieb nach dieſer Richtung hin bekundete. Beſtimmter rückte darauf ſein „Wilhelm Meiſter" die novelliſtiſche Behandlung des gegebenen ſocialen Lebens in die Mitte der Literatur vor; wie denn von hier aus die verſchiedenen Strömungen derſelben hauptſächlich ihren eigentlichen Ausgang nahmen. Wir haben geſehn, daß die Romantik ſich ſofort an dieſer Quelle nährte, daß erſt die Kunſtromane, dann die Märchennovellen auftauchten, von denen man alsbald in alle Lebensbezirke einzudringen begann. Wie Göthe die von ihm zuerſt eingeſchlagene Bahn in ſeinen Wahlverwandtſchaften und beſtimmter noch in den Wanderjahren ſelbſt weiter verfolgte, wie dann Tieck rüſtigen Schrittes den Übrigen voranging, haben wir ebenfalls früherhin, ſoweit es nöthig ſcheinen mochte, dargelegt. Mit größter Haſt bemächtigte ſich darauf ſeit den letzten funfzehn Jahren die gegenwärtige Generation dieſer Domäne poetiſcher Betriebſamkeit, nicht bloß, um ſie neu anzubauen und mit Werken der Kunſt zu verſchönern, ſondern ebenſoſehr, um auf ihr zu ernten und ihren Boden für täglichen Gewinn zu benutzen. Nicht leicht iſt ſonſt irgendwo und irgendwie die Kunſt ſo ſehr nach Brot gegangen als hier, nicht leicht haben ſo viele Unberufene ſich mit den wenigen Berufenen ſo kühn in den Tempel der Muſen eingedrängt, als es auf dieſer breiten Straße geſchehn. Die erweiterte Journaliſtik bot die willkommenſte Gelegenheit, die Kinder des Erwerbs neben den freigeborenen in die Welt zu führen und dieſe bis zum Übermaß damit zu bevölkern. Es entſtand gemach ein wahres novelliſtiſches Proletariat, welches die echte Poeſie mit kommuniſtiſcher Herrſchaft bedroht. Die Plattheit hat ſich hier um ſo leichter anſiedeln können als in der lyriſchen Poeſie, je weniger ein rhythmiſches Geſetz Anſtand und Mäßigung gebietet. Wie nun dieſer neue Novellendrang alle Stufen des geſellſchaftlichen Lebens durchprobirt,

wie er von dem modernen Salonsaristokratismus bis zu den Dorfgeschichten herabgestiegen, liegt zu hinlänglicher Anschau ausgebreitet, und es wird nur einiger besondern Andeutungen bedürfen, um hier den Leser zu orientiren; was wir weiter unten versuchen wollen.

Wenn die dramatische Poesie am wenigsten als ein Triumph der Gegenwart betrachtet werden kann; so ist der allgemeine Grund zuvörderst darin zu suchen, daß die mehrberührte realistische Betriebsamkeit und die Eile des Erwerbs wie des Lebens überhaupt ein Vertiefen in das innere Triebwerk der Handlungen kaum gestattet. Man strebt den Zielen zu und mag sich auf den Mittelstationen nicht verweilen; man will die Resultate und kümmert sich wenig um ihr Werden; man sucht die Menschen, aber nicht den Menschen. Wo der Dampf den Flug ersetzt und über Thal und Flüsse, über Städte und Landschaften gleich den Seglern der Lüfte hinwegtreibt, da bleibt dem Auge keine Rast vergönnt, den Quellen nachzuspüren, aus denen die Thaten fließen, oder sich in der Werkstatt umzusehn, wo der Geist in der Handlung sein Daseyn schafft. Neben diesem allgemeinen Grunde giebt es aber in Deutschland noch manchen andern, der hier dem Drama den Weg versperrt. Sehen wir davon ab, daß zum rechten Drama, wie es namentlich der Jetztzeit eignen muß, drastisches Eintreten in die Weltstrebung gehört, um sich ihrer Mächte und Motive zu bemeistern, und daß uns hierin noch immer die alten Fesseln drücken, legen wir auch auf das, was Börne als Haupthinderniß unserer Dramatik bezeichnet, wenn er sagt: „unser Hausherz und unsere Provincial-Empfindung verdirbt die Kunst[1]," keinen allzugroßen Nachdruck; so ist nebst der oberflächlichen Stimmung mancher unberufenen Talente abermals der wesentlichste Punkt wohl darin zu suchen, daß die Polizei fortwährend am Thore der Öffentlichkeit Wache hält, um jeden Schritt in's Freie hinaus nur mit visirtem Passe zu gestatten, und jeden socialen Waarentransport unter strenge Durchsuchung stellt. Schüchtern und steif, altklug und geschwätzig, anständig und ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand vor der Diplomatie wie vor Allem, was auf der Höhe der Gesellschaft steht, geht die dramatische Muse des Vaterlandes über den Markt des Lebens,

1) Dramaturgische Blätter I. Vorrede.

ohne feſten raſchen Schritt, ohne Schärfe der Charakteriſtik, ohne Laune und friſche Färbung. Darf ſie ja nicht einmal überall frei und frank in die Geſchichte der Vergangenheit greifen (vor der wir doch Alle gleich ſind), wenn es darauf ankommt, ein ehemaliges hohes Haupt entblößt zu zeigen, über welches längſt das Weltgericht ſein Urtheil abgegeben. Was Wunder alſo, wenn meiſtens unſere Trauerſpiele traurig, unſere Luſtſpiele ohne Luſt und unſere Schauſpiele philiſterhaftig ſind? Und wenn ein Shakſpearegenius in unſere Mitte träte, er würde kein Shakſpeare werden können, weil ihm der Schutz der britiſchen Königin und Altenglands Lebensfreiheit fehlen würde. Selbſt in Göthe's und Schiller's Jugendzeit ſtand die dramatiſche Muſe unter günſtigeren äußerlichen Auſpicien, als in unſeren Tagen [1]). Wo der Genius überall die ſchulmeiſterliche Ruthe ſieht, welche ihn bedroht, wenn er in den Kammern des Reichs oder in den Sälen der Geſellſchaft ein Wort der Überzeugung redet, daß nicht Jedem gefällt, kann unmöglich das Drama anders erſcheinen als bettelnd vor den Thüren der Mächtigen oder umherſchleichend auf den Heerſtraßen des platten Landes, um hier und da ein Stückchen unverfänglichen Lebens zu erbeuten und es in der beſcheidenen Stube mittelmäßiger Genügſamkeit zu dramatiſchen Schattenſpielen zu verarbeiten. Mit welch unſeliger Geſchäftigkeit die Reaktion in dieſem Gebiete von 1819 an bis zur Stunde bei uns ſchaltet und waltet, kann man auf jeder Seite unſerer neueſten Geſchichte leſen.

Am Schluſſe dieſer allgemeinen Betrachtung drängt ſich noch ein Umſtand auf, der bei der Würdigung der Literaturepoche der Gegenwart nicht ohne Rückſicht bleiben darf — es iſt die ungemeine Betriebſamkeit und Fruchtbarkeit im Gebiete der linguiſtiſchen Studien

1) Wir können ſagen, die Muſe überhaupt. Meint doch ſelbſt der konſervative Niebuhr (in den jüngſt erſchienenen Vorleſungen über die Revolution), daß des frommen Claudius Erſtlingsgedichte jetzt kaum von einem deutſchen Kabinette erlaubt werden würden. Ob man nicht gegen Göthe's Werther, wenn er in unſeren Tagen erſchienen wäre, bei gleichem Geſchrei der Orthodoxen wie damals, oder gar über die ſpätere Schlegel'ſche Lucinde ein gleiches Gericht verhängt hätte, wie in den dreißiger Jahren über Gutzkow's Wally oder ſonſtige Produkte des jungen Deutſchlands, ließe ſich wohl fragen. Das Jahr 1851 iſt in dieſem Punkte (Dank der muthigen Reaktion) nicht jünger als das Jahr 1835.

überhaupt und der deutschsprachlichen insbesondere. In diesem Bezuge hat die Vorzeit kein ähnliches Beispiel aufzuweisen. Wir erwähnen hier aber des Punkts nur kurz, um anzudeuten, wie durch diese Studien und deren Ausbeute die Ausdrucksweisen in hohem Grade vermehrt und mit dem Reichthume derselben auch die Leichtigkeit der Produktion gefördert wurde. Auf das Besondere der bezüglichen Leistungen muß unsere Geschichte weiter unten zurückkommen; wie sie denn das wissenschaftliche Gebiet überhaupt, welches in den letzten Jahrzehnten einen ungemeinen Zuwachs erhalten, ihrer Überschau zu unterziehen haben wird.

Zweites Kapitel.

Der Übergang aus der Romantik in die Literatur der Gegenwart.

Wie die Romantik nicht unmittelbar aus dem Göthe-Schiller'schen literarischen Heroenthum hervortrat, sondern durch mancherlei vermittelnde Punkte hindurchgehen mußte, um sich als ein neues Stadium in der nationalen Literatur geltend zu machen; so bildete sich auch die literarische Gegenwart ihrerseits nur unter dem Gesetze allmäliger Vermittelung aus der Romantik und ihren Resultaten empor. Jene selbst war es vornehmlich, welche den Umschlag herbeiführte. Die romantische Reaktion nämlich weckte den schlummernden Freiheitsgeist und trieb ihn, sein neues Leben zunächst im Reiche der literarischen Werkthätigkeit zu offenbaren. Die vornehme Anmaßlichkeit des romantisch-geistreichen Aristokratismus, der sich hier in ästhetischer Religionsprätension, dort in politischer Unduldsamkeit vordrängte, sich auf der einen Seite in leerem Formenwesen spreizte, während er auf der andern jedem Fortschritte entgegenarbeitete, rief die bessern Talente zu frischer Betriebsamkeit auf. Die Symptome dieses Übergangs zeigen sich alsbald mit dem Eintritte der zwanziger Jahre und treiben insgesammt im Verlaufe derselben auf den durchgreifenden Wendepunkt hin, der sich mit dem Jahre 1830 feststellte und von da an bis in die jüngsten Tage seine Tragweite ausdehnte. Freilich wechseln auch unter seiner Herrschaft die verschiedensten Weisen, selbst

romantisirende Formen und Tendenzen machen sich in dieser ganzen Epoche vielfach geltend — allein alle, auch diese letzteren, tragen doch die Signatur der neuesten Zeit, die bürgerliche, die social-politische und praktische Physiognomie. Das Phantastische hat keine rechte Stelle mehr, das Sentimentale verklingt meist in der Reflexion, das Jenseits geht im Diesseits auf.

Die wesentlichste Vermittelung bildet auch hier wieder vorab die Philosophie. Fichte's Lehre vom absoluten Ich und der naturphilosophische Realismus, wie ihn Schelling bezielte, sind die Wurzeln, aus denen die neue Zeitphilosophie seit den zwanziger Jahren erwachsen ist, deren eigenthümliches Streben dahin geht, die Vernunft aus ihrem persönlichen Bereiche in die gegenständliche Weltwirklichkeit hinauszuführen und nachzuweisen, wie sie das Princip alles Daseyns ist, wie der Geist in Allem nur sich selbst vollzieht und daher auch in Allem sich selbst bewußt und gegenwärtig werden will. Hegel war es nun, der diesem Drange, das vernünftige Princip in der gesammten Weltwirklichkeit als das eigentliche Wesen zu erfassen und somit das Recht der freien Vernunft überall als das erste und letzte zur Geltung zu bringen, in der Form des Begriffes eine entsprechende wissenschaftliche Darstellung zu ertheilen suchte. Er ist daher der eigentliche Träger der Philosophie der Gegenwart und an seine Lehre knüpft sich auch die neueste literarische Kritik (z. B. die der vorhin genannten Haller Jahrbücher) mit ihrer oben bezeichneten antiromantischen Wendung, sowie der Eintritt der Production in die Richtung der gegenständlichen Interessen.

Hegel (aus Stuttgart, 1770—1831) trat schon mit dem Erscheinen seiner „Phänomenologie des Geistes" (1807) aus der naturphilosophischen Bahn, auf welcher er bisher mit seinem Landmanne und Studiengenossen, Schelling, gewandelt [1]), in den Seitengang der logischen Weltanschauung, die in der That nichts weiter ist, als nur die rechte Selbstbesinnung des objektiven vernünftigen Weltprincips über seine principielle Bedeutung und sein Weltverhältniß [2]). Hegel steht im Ganzen mit Schelling wesentlich auf gleichem Grunde und geht nur darin

1) Z. B. in dem „Kritischen Journale der Philosophie" (1802 ff.).

2) Vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke Hegel's. Berlin bei Dun-

über dieſen hinaus, daß er das ſchöpferiſche Vernunftweſen als die reine Idee beſtimmt, welche in ihrem Weltproceſſe ſich ſelbſt zu ihrem abſoluten Selbſtbegriffe vermittelt und damit als göttliche Majeſtät in Allem herrſcht und webt. Nur in dem abſoluten Selbſtwiſſen der Vernunft liegt ihre Wahrheit und zugleich die Wahrheit alles Seyns. Alles Wirkliche iſt vernünftig und alles Vernünftige iſt das wahrhaft Wirkliche — dieſer Satz enthält auch deshalb das Geheimniß und die Offenbarung der Hegel'ſchen Philoſophie. Die Vernunft iſt nicht bloß ſeyend, ſie muß, um ſeyend ſich ſelbſt gleich zu ſeyn, um ſich ſelber und ihre Einerleiheit mit dem Seyn wiſſen. In dieſem Wiſſen der Vernunft beruhet auch die Weſenheit Gottes, der deshalb in der That allein das wahre Seyn iſt, Alles in Allem — der unendliche Geiſt in ſeiner unendlichen Weltdarſtellung, hiermit ebenſoſehr das Dieſſeits als das Jenſeits. Seine allein angemeſſene Form, die mit ſeinem Weſen übereinſtimmt, iſt das Denken. Das Denken iſt daher, genau betrachtet, Princip, Bewegung und Endzweck alles Seyns, d. h. es iſt eben Gott ſelbſt und ſo wiederum auch Alles in Allem. Gott iſt abſolutes Denken und mit dieſem abſoluten Denken Schöpfer der Welt wie ſeiner eigenen realen Wahrheit. Der Proceß, in welchem er ſich ſelbſt zu dieſer ſeiner Wahrheit vermittelt, iſt deshalb weſentlich auch der Proceß des Denkens (die Dialektik der Vernunft), ſein Reich die Logik. Nur in dem Himmel logiſcher Idealität hat die Welt die Heimat ihres Weſens, nur in dem dialektiſchen Herabſteigen der logiſchen Denkmacht in die Unterſchiede ihrer ſelbſt ſowie zugleich in der Wiederaufhebung dieſer Unterſchiede zur Einheit beruhet die Weltgeſchichte. Indem Hegel dieſen Proceß der Selbſtvergegenſtändlichung des Denkens (der Vernunft) und die Rückkehr deſſelben aus dieſer Gegenſtändlichkeit zu ſich Selbſt zur Darſtellung bringen will, ſetzt er das Princip der Entwickelung an die Stelle der fertig ruhenden Subſtanz und bezeichnet hiermit zugleich das weſentliche Princip des Fortſchritts in Wiſſenſchaft und Leben, wie eben die Gegenwart ihn bezielt und erſtrebt. Dieſe ſucht nämlich den Geiſt in Allem offenbar zu machen,

ker und Humblot. Das „Leben Hegel's" hat Roſenkranz 1844 herausgegeben.

ſie will in der Organiſation der Lebensſtoffe die Freiheit des Geiſtes ſelber zur Weltwirklichkeit erheben. Der Staat ſoll (und das iſt auch wiederum Hegel's Lehre) hierfür die rechte Form bieten — er ſoll zum eigentlichen Daſeyn des Menſchlichen werden, dieſes in ihm aufgehen.

Die neue Wendung nun des Gedankens zur Welt ſuchte in faſt ſämmtliche Sphären der Wiſſenſchaft mit ihrer Bewegung einzudringen, überall mehr oder weniger entweder ihr Princip oder ihre Methode wenn nicht beides zugleich vorſchiebend. Wir wollen jedoch den Gang dieſer Bewegung nicht weiter verfolgen, nicht näher erörtern, wie aus ihr einerſeits das theologiſche Jungdeutſchland mit der Straußiſchen Mythologie des Chriſtenthums ſammt Bruno Bauer's abſoluter antichriſtlicher Kritik und L. Feuerbach's anthropologiſcher Theologie hervorging, andererſeits das eigentlich literariſche junge Deutſchland auf die Grundſäulen des neuen Syſtems ſeine ſocialen und kritiſchen Baupläne ſtützte; wir wollen nicht nachweiſen, wie z. B. auf Seiten der Jurisprudenz Ed. Gans [1]) mit geiſtreicher Univerſalität die Dialektik deſſelben in die Behandlung ſeiner Doktrin hinüberſetzte, wie Roſenkranz den Standpunkt der Hegel'ſchen „Idee" in die Literaturgeſchichte, Hotho, Viſcher und Andere in die Äſthetik überleiteten, wie vor Allem die mehr erwähnten „Halle'ſchen Jahrbücher" unter Echtermeyer's und Ruge's Anführung mit eindringlicher Gedankenſchärfe und rückſichtsloſer Polemik auf dem Boden der neuphiloſophiſchen Weltauffaſſung operirten und, obwohl ſelbſt zum Theil gegen Einzelnes der Schule ſtreitend, doch eben mit den Waffen derſelben die Einbildungen und reaktionären Gelüſte der Romantik ſowie die Zopftendenzen überhaupt bekämpften [2]).

1) Gelegentlich erinnern wir nur an die Schrift von Gans: „Das römiſche Erbrecht in welthiſtoriſcher Entwickelung", weil darin ein beſtimmter Verſuch gemacht wird, das Princip der Hegel'ſchen Philoſophie der Geſchichte in dem Reiche der Rechtswiſſenſchaft zur Geltung zu bringen; ebenſo an deſſelben Buch: „Rückblick auf Perſonen und Zuſtände", in welchem bei großer Schärfe der Charakteriſtik eine anziehende Anſchaulichkeit der Darſtellung und geiſtreiche Populariſirung von Ideen und doktrinellen Anſichten herrſcht. Es ſind friſche Lebensbilder in kecken Strichen mit ſicherer Hand ausgeführt.

2) Echtermeyer ſtarb eines frühzeitigen Todes. Er war der urſprüngliche Träger des Unternehmens, welches ihm mehrere treffliche Arbeiten verdankt.

Was die Schriften Hegel's angeht, so reichen sie, die nach seinem Tode von seinen Schülern herausgegebenen Vorlesungen eingeschlossen, in alle Grundfächer philosophischer Wissenschaft hinüber. In der „Phänomenologie" werden zunächst die Fäden des Systems angeknüpft, in der „Logik" (1811 ff.) erscheint das Ur- und Grundgewebe des Systems, welches sich in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (1817 und den folgenden Ausgaben) nach seinen Theilen allseitig auseinanderlegt. Die „Philosophie des Rechts" (1821) entwickelt die Rechts- und Staatsidee, die später (nach seinem Tode) herausgegebenen Vorlesungen aber über „Religionsphilosophie", „Philosophie der Geschichte" sowie über die „Ästhetik" und die „Geschichte der Philosophie" enthalten die mannichfaltigsten Berührungspunkte mit dem Gesammtgebiete aller Wissenschaften. Hegel's Methode ist übrigens mehr durch ihre Konsequenz als durch wahrhaft genetische Innerlichkeit ausgezeichnet, wie sehr man diese auch an ihr rühmen mag. Das System selbst leidet an einseitiger Abstraktion, an formaler Dürre und schroffer konstruktiver Willkürlichkeit, womit das Wesen der Dinge nimmer erreicht wird. Die objektive Dialektik ist ein spekulatives Kunststück, das den Schein zur Wahrheit machen will. Die Hauptsache bleibt die bereits oben bezeichnete freie Stellung des Gedankens zu sich und zu der Welt, worauf der Geist dieser Philosophie hinstrebt; wobei uns denn jene Mängel sammt der abstrusen Weise der Darstellung nicht bestimmen dürfen, das Urtheil der Verwerfung über den Ernst des Denkens leichtfertig und schlechthin auszusprechen.

Wir haben schon berührt, wie sich in dem Übergange zur neuesten Literaturepoche die Kritik zunächst an die Philosophie anschloß und ihrerseits vornehmlich die Richtung auf die Interessen der gegebenen Wirklichkeit nahm, damit dem produktiven literarischen Pragmatismus förderlich entgegenkommend. Die Hauptfrage bildete in dieser Hinsicht die politische, auf welche daher auch die Kritik sich unmittelbar oder mittelbar zurückbezog und womit sie eben die Grundstimmung der gegenwärtigen Zeitstrebungen in die Literatur hinüberleitete. Den Organismus der Gesellschaft zu pflegen, ihn zu befestigen, zu erwei-

Ruge hat sich in Philosophie, Kritik, Literaturgeschichte und Politik versucht, mehr aphoristisch als systematisch. Vgl. seine „Sämmtlichen Werke".

tern, in ihm mit freier Thätigkeit Zwecke ſetzen und verfolgen, das iſt es, worauf es der Jetztzeit mehr als jemals ankommt; es iſt die Aufgabe der Politik der Gegenwart, welche weniger das nationale als das ſociale Moment bezielt. Die politiſche Weltanſchauung iſt an die Stelle der religiöſen getreten, ohne jedoch die Religion zu verneinen. Inſofern die Literatur der Ausdruck des herrſchenden Weltbewußtſeyns iſt, hängt die neueſte ihrerſeits mit jener politiſch-ſocialen Lebensrichtung weſentlich zuſammen und theilt ihre Schickſale wie ihre Wendungen. Sie ſoll und wird die Dinge und Menſchen, die Ideen und Intereſſen, die Ziele und Motive im Sinne und Geiſte der politiſchen Humanität aufzufaſſen und von dieſem Grunde aus auf die Höhe idealer Anſchauung zu erheben ſuchen.

Sowie nun Hegel das freie Weltvernunftbewußtſeyn in dem Reiche der Wiſſenſchaft durchführen wollte, ſo ſchien es der Beruf eines andern zwar weniger berühmten, aber doch ſehr geiſtesbegabten Mannes zu ſeyn, gleichzeitig die Kritik auf den bezeichneten Standpunkt zu ſtellen und ſo von dieſer Seite her den neueſten Literaturcharakter vornehmlich zu vermitteln. Ludwig Börne aus Frankfurt a. M. (1786—1837) war der Erſte, welcher entſchieden dieſes Ziel in's Auge faßte, um es bis an ſein Ende zu verfolgen [1]). In Börne perſonificirt ſich der ganze Proceß der politiſchen Kritik und zwar unter engſter Beziehung zur Literatur. Es iſt der Proceß des Liberalismus gegen den dynaſtiſchen Konſervatismus. Der Staat ſoll in ſich ſelbſt ſein eigen ſeyn mit Leib und Leben und ebenſo die Literatur mit ihm und durch ihn. So wollte es dieſer Mann, der nur für die Kritik geboren ſchien. Börne iſt ein politiſcher Abſenker von J. Paul, wie L. Schefer ein ſentimental-humoriſtiſcher. Er prägt ſeines Meiſters Freiheitsſinn nur ſchroffer, demokratiſch-revolutionärer hervor, ſteht aber bei allem Zürnen auf demſelben Grunde nationaler Liebe. Börne iſt ein tragiſcher Charakter, der ſich ſelbſt zur Tragödie ausgedichtet hat; und, wenn Ariſtoteles Recht hat, daß der echt tragiſche Charakter weder ſchlechthin ſchwach noch ſchlechthin vollkommen ſeyn darf, ſo hat unſer Mann auch in dieſer Beziehung die tragiſche Urbedingung an ſich. Börne war ein hochbegabter Geiſt, in intellektueller Hinſicht wahr und ſcharf,

1) Börne's geſammelte Schriften, 8 Thle. Frankf. a. M. 2. Ausg.

in sittlicher voll Ernst und gutem Willen. Allein er stand unter der Macht der Leidenschaft, nicht der tobenden, sondern der krankhaft wühlenden. Er stellte sich auf den Punkt ausschließlicher Einseitigkeit, unbedingter Verneinung, wodurch er bei seiner sonst sehr humanen Gesinnung gemach verzehrt werden mußte. Börne krankte am Guten; dies war sein Schicksal, dies das Motiv seiner Lebenstragödie. Aber diese Tragödie ist eine rein nationale; wir haben kaum eine deutschere, als die dieses Mannes. Was könnte Deutschland seyn, wenn es frei seyn dürfte, und was ist es, da es unfrei seyn muß? — diese Frage ließ dem Patrioten keine Ruhe und trieb ihn in Verbannung, in das Geburtsland der neuen Freiheitslehre; allein er nahm die Heimat mit, er trug sie trotz des scheinbaren Hasses so liebevoll an dem hoffnungslosen Herzen, daß es ihm darüber brach. Börne's Pariser Briefe sind prosaische Messeniennen, so tief von Patriotismus und Weltschmerz durchdrungen, wie die poetischen des Franzosen Delavigne, die fast gleichzeitig erschienen. Börne trat überall für die Freiheit in die Schranken, wo er sie gefährdet sah. Wenn ihn der Konservatismus verworfen, wenn ihn der Liberalismus oft zu hoch erhoben, so war solches der Parteistellung zu Gute zu halten; wenn aber Heine ihn, den Todten, schmähen mochte [1]), so setzte er sich selbst, dem Lebendigen, damit kein rühmliches Denkmal, und Gutzkow that eine gute That, daß er sich des Todten gegen den Lebendigen annehmen wollte. Wir sind nicht gewillet, Börne's Art und Weise zu der unsrigen zu machen. Wir müssen tadeln, daß er in zu großer Schwarzsichtigkeit das Gute übersah, was die Zeit und ihr Geist auch in unserm Deutschland schuf, daß er das Vaterland in leidenschaftlicher Zorn-Liebe bei seinen Feinden, bei den Fremden lästerte, daß er im absoluten Demokratismus sein Ich mehr als billig zum ausschließlichen Maßstabe des Wahren und Vollkommenen zu machen suchte; wir verwerfen die einseitige Befangenheit, womit er die Literatur an die poli-

1) „Heinrich Heine über Ludwig Börne" 1840. Dagegen schrieb Gutzkow seine Biographie Börne's, die des Trefflichen viel enthält, vor Allem Gesinnung. Daß Börne in dem Feuilleton des Réformateur gegen Heine polemisirt und seine falschen Tendenzen denuncirt hatte, war kein hinlänglicher Grund, das Andenken des Todten zu schmähen.

tische Tendenz fesseln mochte, womit er Göthen verdammt und J. Paul bis in den höchsten Himmel erhebt[1]) (in Allem diesem zum Theil Wolfg. Menzeln begegnend); wir mögen an seiner literarischen Kunst nicht billigen, daß sie nur in negativer Spannung sich geberdet, so wenig wir in dem Drange und Gedränge des Witzes überall den höheren Humor finden können, der beruhiget, indem er erregt; ja, selbst sein oft gerühmter Styl kann uns nicht durchweg als klassisch gelten, weil er (abgesehen von der hin und wieder J. Paulisirenden Manier) zu oft in ungemäßigter Unruhe forttreibt und sich im Tumulte seiner Wellen selber überströmt — wir tadeln dies Alles und behaupten doch, Börne war ein bedeutsames Meteor am Firmamente unserer Literatur, das, wennauch grelle, doch treffende Lichter auf unsere nationalen Zustände und vornehmlich auf die literarische Umgebung fallen ließ. Er kannte die eigenthümliche Krankheit unsers Vaterlandes und Volks besser als seine patentisirten politischen Ärzte und Vormünder und hatte den Muth, auf die Gefahr seiner eigenen Freiheit hin den rechten Sitz derselben mit der rechten Heilung zugleich scharf zu bezeichnen. Börne hatte in Politik und Literatur Gesinnung, worin er Viele übertraf, am meisten Heine, mit dem er sonst oft den Witz der Darstellung theilt. Beide sind jüdischer Abkunft, sie tragen Beide das Erbe ihrer Nationalität, die Schärfe der Reflexion in der Schale des Witzes. Saphir, der (fast gleichzeitig) den Ernst der Idee und Wissenschaft an die Unmündigkeit der bartlosen Jugend verrieth, gehört demselben Stamme an und handelt literarisch mit gleicher Waare; nur ist diese weniger echt, weniger stoffhaltig und gut gearbeitet. Börne's eigentliche Zeit war das Vorstadium der Julireformation, mit dem

1) In der Parentation, welche er im Museum zu Frankfurt a. M. auf J. Paul hielt, liefert er ein in Prosa geschriebenes Lobgedicht, in welchem er neben Übertriebenem viel Schönes und Wahres spricht. Mit J. Paul's Tode, meint er, „sey eine Krone gefallen, ein Schwert gebrochen." „Fragt ihr," so ruft er, „wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruht? — Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab." Jedenfalls wirft indeß diese Pietät gegen einen so tiefwahren Dichter ein schönes Licht auf Börne's eigenen Charakter. Wer sich herzlich am Guten erfreuen kann, muß selbst gut seyn. Dagegen scheint Börne's wahrhaft fanatische Abneigung gegen Göthe ihren Grund hauptsächlich in seiner politischen Idiosynkrasie gehabt zu haben.

Eintritte dieſer ſelbſt ſchloß er ſeine rechte Bahn. Er verlor ſich an den Radikalismus und übertrieb den urſprünglich edeln Zorn in einem Grade, daß er oft in ſein Gegentheil umſchlagen mußte. Die „Briefe aus Paris" (1831) bilden den Grenzſtein ſeiner wahren Literaturſtellung. Sie ſind, wie wir kurz vorhin bemerkt, proſaiſche Zorngedichte, voll der treffendſten politiſchen, ſocialen, literariſchen Wahrheiten, worin der Witz zugleich leuchtet und brennt, obwohl er die Strenge des Gedankens nicht immer aushalten mag. Börne begann ſein eigenthümliches Schriftthum in Frankfurt. Die „Zeitſchwingen" (1818 ff.) ſtehen am Anfange; ihnen folgte bald darauf die „Waage" (1820 ff.), eine Zeitſchrift, die ihn mit den Strebungen der Reaktion in den bedrohlichſten Gegenſatz führte. Das Jahr 1829 brachte ſeine „geſammelten Schriften", in denen die literariſche Kritik mit der politiſchen nahe vereint ſteht. Die „Dramaturgiſchen Blätter" (1829 ff.) ſind voll ſchlagender Bemerkungen, aber auch nicht frei von flach und ſchief treffenden Streichen. Er nennt ſich ſelbſt einen „Natur-Kritiker", und gerade dieſer Naturalismus ohne feſte Idee verführt ihn oft zu Sprüngen, welche der echten Kritik nicht wohl ziemen. Was er über den Charakter unſeres nationalen Drama in der Vorrede ausſpricht, iſt leider zu wahr; wie wir denn ſelbſt oben auf dieſe Mangelhaftigkeit nachdrücklich hingewieſen haben.

Neben Börne ſteht unter dem Geſichtspunkte der Kritik Wolfgang Menzel auf dem Wege des Übergangs zur neueſten Literaturepoche. Wenn dieſer wohlbegabte Literator jetzt mit geringerer Achtung genannt wird, als er durch Geiſt und frühere literariſche Thätigkeit verdienen könnte; ſo darf er darob ſich nur ſelber anklagen, indem er durch anmaßliche und abſprechende literariſche Großthuerei ſowie durch denunciatoriſche Eiferei in politiſcher, religiöſer und moraliſcher Hinſicht zum Theil ſelbſt die Beſten im Vaterlande ſich allmälig entfremdet hat. Wir wiſſen, wie er anfangs, als er ſeine „Streckverſe" (1823) ſchrieb, voll begeiſterten Strebens mit den geſellſchaftfeindlichen Mächten kriegte, wir erinnern uns, wie er gleich darauf in den „Europäiſchen Blättern" die Waffen des freien Geiſtes in weiterem Kreiſe nicht ohne Muth und Glück zu führen wußte, auch vergeſſen wir nicht, daß er mit den jugendlichen Talenten, die eine neue Phaſe der Literatur erobern wollten,

in Verbindung trat und in mehr als einer Hinsicht neben Heine, wenn auch nicht so unmittelbar, die Einweisung in die Bahn des jungen Deutschlands übernahm — Alles dieses hat ihn aber nicht gehindert, einige Jahre später in die Reihe der Freunde romantischer Historik und des überstrengen Protestantismus einzutreten, um in der Umgebung von allerlei mittelalterlichem Rüstzeug das Wort der mystischen Verdunkelung zu ergreifen und damit die größten Geister unserer Literatur zu verdächtigen. Wir wollen nicht zu lebhaft an die Beschuldigung „der Franzosenfresserei" denken, die Börne gegen ihn vorbringt, noch die Invektiven, welche Gutzkow in der Fülle des Unwillens gegen ihn, von dem er sich verrathen sah, herausprudelt[1]), des Weitern erwähnen; auch die vernichtenden Strafreden, womit Heine in der Schrift „Der Denunciant" über ihn hinfährt, lassen wir unberührt, sowie wir es endlich überhören wollen, wenn Ruge ihn „die ausgedrückte Zitrone des moralisirenden Deutschthums" nennt, oder Schwenck ihn in der Haller Allgemeinen als „einen abgestandenen Literaten" bezeichnet, „den Cotta als Portier vor die Thür des Justizpalastes der Unsterblichkeit gestellt" und der „eifrig bemühet sey, die flaumansetzende Jugend zu seiner Ansicht (von der poetischen Kraft der Schnurrbärte) zu werben," während er „die hauptumlockten Achäerhelden der Literatur als Zopfträger verschreie" — an dieserlei Befeindungen gehen wir vorüber, um des Mannes eigenthümliches literarisches Verhältniß und Wirken mit wenigen Worten, dem Standpunkte unserer Geschichte gemäß, zu bezeichnen. W. Menzel blieb im Grunde zwischen der Romantik und der Julirevolution eingeklemmt und hängt so nach der einen Seite hin an mittelalterlichen Ideen fest, während er nach der andern mit dem Geiste der Gegenwart Freundschaft halten möchte. Da aber solcher Zwiespalt ihm kein rechtes Eintreten in den Gang der neuen Geistesrichtung gestatten kann; so hat er sich gemach auf den Punkt des doktrinären Konservatismus zurückgezogen, um von hier aus seine oppositionelle Energie gegen die Macht der liberalen Jugend und des lite-

1) Z. B. Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Bd. I. Vorrede, wo namentlich die Menzel'sche „Geschichte der deutschen Literatur" mit schärfster, aber vielfach gerechter Kritik besprochen wird. Auch Dav. Strauß hat ihn in seinen Streitschriften (1841) wegen seiner Kritik auf's Schärfste besprochen.

rarischen Liberalismus in das Feld zu führen. Menzel's Bedeutung fällt hiermit außerhalb der eigentlichen Gegenwart und liegt gerade in dem Wendepunkte zwischen dieser und der Romantik. Damals griff er, wie wir kurz vorhin bemerkt, mit der Stärke seines kritischen Wortes in die Bewegung des Zeitgeistes nicht ohne schönen Freimuth ein, um die Sache unseres Volksthums in socialer wie literarischer Hinsicht zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wir sehen ihn hier in den vordersten Reihen derjenigen, welche mit allen Waffen eines begeisterten Patriotismus und einer vernunftfreien Überzeugung den dunkeln und reaktiven Gewalten den Krieg entgegentrugen. Sein lebhafter Geist, sein kühner Angriff, seine kritische Schärfe sammt der Kunst beredter Sprache haben nicht wenig beigetragen, die junge Bewegung, welche in dem dritten Jahrzehnte den Gefahren des Rückganges den Muth des Fortschrittes entgegensetzte, zu beleben und zu treiben. Außer den schon angeführten Schriften aus jener Zeit ist vornehmlich seine journalistische Kritik zu beachten, welche, wennauch nicht überall durch das Gewicht wissenschaftlicher Gründlichkeit, doch durch die Kraft lebendiger Überzeugung und treffender Bezeichnung nachdrücklich wirkte. Das Cotta'sche Literaturblatt giebt dessen in den Jahren 1825—1828 manch rühmliches Zeugniß. Allein seine nun hervortretende „Deutsche Literatur" zeigte bereits, daß er dem echt klassischen Geiste unserer Nationalliteratur nicht befreundet war und die wahre Bedeutung des Fortschritts nicht erkannt hatte. Prediger des mittelalterlichen Deutschthums, Verfechter des dämmerlichen Romanticismus, einseitig-politischer Patriot wirft er in dieser Schrift mit der Keckheit anmaßlicher Worte, mit der Zudringlichkeit grundloser Phrase das Edelste nieder, dessen wir uns rühmen mögen, um das Mittelmäßige zu preisen oder doch das Zweite über das Erste zu erheben. Wir enthalten uns, die Schmachreden zu wiederholen, die er über Göthe's Geist und Dichtung ausschüttet, um Tieck und J. Paul, um Novalis und andere Dämmerlinge mit klassischem Ansehn zu umgeben. Den Mangel an Gediegenheit, an zureichender geschichtlicher Sachkenntniß, an Wahrheit des Urtheils kann der Glanz des Ausdrucks, die oft geistreiche Auffassung, die Menge scharf treffender Pointen nicht ersetzen. Man muß die deutsche Literatur anderweitig hinlänglich kennen gelernt haben, um dieses Buch ohne

Gefahr und mit Nutzen zu gebrauchen. Mit einer absoluten Überzeugungslosigkeit findet hier der Fortschritt, dort der Rückschritt, bald der religiöse Liberalismus, bald der theologische Zelotismus seine Vertheidigung. Mit einer oft beispiellosen Dreistigkeit wird über Alles gesprochen und abgesprochen, je nachdem es der ganz subjektiven Anschauung des Verfassers gefällt oder nicht gefällt. Seitdem fiel Menzel mehr und mehr von der Partei ab, welche er einst mit angeführt. Das junge Deutschland, bei dem er selbst Hebammendienst geleistet, wurde von ihm den deutschen Amphiktyonen denuncirt, wofür es sich freilich durch die schärfsten Angriffe zu rächen suchte. Daß Menzel auch (wie sein schon erwähnter Namensvetter C. A. Menzel) eine „Geschichte der Deutschen" schrieb (1825), welche sich des Beifalls eines größeren Publikum's in nicht geringem Grade erfreuen durfte, ist schon berichtet worden. Aber auch hier waltet oft mehr das räsonnirende Wort als der thatsächliche Inhalt, mehr die Zuversicht der genialen Untrüglichkeit als die Gründlichkeit der Erwägung und die Gediegenheit eines maßvollen Urtheils. Anderes, was Menzel kritisch und literarhistorisch geleistet, wollen wir unberührt lassen. Seine poetischen Versuche sind so ziemlich in Tieck's Geist und Form gehalten, sowohl die lyrischen als auch die dramatisirten Märchen („Rübezahl", „Narcissus"). Begabung finden wir bei Menzel überall, aber sie allein reicht nicht hin, den Preis der Kunst zu gewinnen.

Dieser philosophischen und kritischen Übergangsliteratur schließen sich nun mehrseitige produktive Erscheinungen an, welche ihrem Grundcharakter nach derselben Kategorie untergeordnet werden können, wenngleich ihre Träger zum Theil bis in die Gegenwart herab schriftthätig geblieben sind. Am entschiedensten steht auf dieser Stelle Heinrich Heine, den wir schon deswegen, weil bei ihm sich das kritische Element öfters der Produktion beigesellt, zuvörderst nennen wollen. In mehr als einer Hinsicht ist Heinrich Heine Menzeln geistverwandt. Wir finden in ihm gleiches oppositionelles Gelüst bei gleichem Widerspruche in der oppositionellen Haltung, gleiche Keckheit in der Besprechung aller Dinge bei gleichem Mangel an gründlicher Überzeugung, selbst eine ähnliche Vorliebe für die Spiele der Romantik bei allem Hintreiben in die Gegenwart und ihre Ziele. Beide begegnen sich

in der Mission, den Vorurtheilen, welche den Geist des Jahrhunderts bedrohten, die Schärfe kritischen Schwertes entgegenzuhalten, Beide sind Strafredner der Reaktion und Restauration sowie Verkündiger der neuen Revolution; Beide haben aber auch ihre eigentliche Sendung erfüllt, nachdem die Juliustage das Thor der Gegenwart geöffnet. Fragen wir nun aber, was Beide unterscheidet; so können wir sagen, ihr ganzes Wesen. Heine ist vor Allem ein Dichter, was Menzel nicht ist, Heine spielt mit den höchsten Ideen und Interessen der Menschheit, während Menzel sie nur mißversteht und im Mißverständnisse mißbraucht. Aus diesem Unterschiede erspross denn auch der Dämon des Hasses, welcher gemach in schroffster Befeindung Beide auseinander trieb. Doch wir lassen die Parallele, um Heine's literarischen Stand und Charakter an ihm selber in flüchtigen Zügen anzudeuten.

Heine, welcher 1799 in Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren wurde, vereint in sich die Elemente des Geistes seiner nationalen Abkunft mit den lokalen und volksthümlichen Eigenheiten seiner Heimat. Geisteslebendigkeit ohne bedeutsame Tiefe, Scharfsinn und Witz ohne ideale Überzeugung weisen auf die erste hin, während die naturfreundliche Gemüthlichkeit, die frische Lebensauffassung, die verständigrealistische Beweglichkeit an den Rhein, an Düsseldorf's hofluftige Gesellschaftlichkeit und an Frankreichs nahe Nachbarschaft erinnern. Durch alle diese Elemente zieht das Band einer echt poetischen Phantasie, durch welches sie zu der Macht produktiver Wirksamkeit zusammengehn. Damit verbindet sich eine Bildung, welche zwischen romantischer Phantasieanschauung und französisch-freigeisterischer Weltauffassung herüber- und hinüberschwankt. Der Aufenthalt in Paris hob ihn vollends auf die Stufe der Ansicht, daß der Güter höchstes das Leben sey. „Paris ist ihm das neue Jerusalem und der Rhein der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." (Nachträge zu den Reisebildern.) Von Börne, mit dem er, wie schon bemerkt, die nationale Abkunft und Geistesrichtung theilt, scheidet ihn seine frivole Selbstbespiegelung, vor der ihm nichts heilig ist, als sein eigener Witz, den er selbst gegen seine Gemüthlichkeit vernichtend walten läßt, während Börne Ernst macht in seinem Scherze und Treue hält der eigenen Überzeugung. Dieser starb an patriotischem Heimwe-

weh, indeß Heine an den Freuden von Paris zu Grunde geht[1]). Heine verdarb an dem Widerſtreite deutſchen Gemüths und franzöſiſcher Welt[2]). Überhaupt aber möchte nicht leicht die zarte Pflanze der Poeſie ſo oft durch liederliche Nichtachtung verkümmern, als es bei Heine geſchehn. Die zarteſten Saiten weiß er anzuſchlagen, aber meiſtens nur, um ihre ſüßen Töne im Froſte kalter Ironie erſtarren zu laſſen; die edelſten Geſtalten bauet er auf, um ſie im Vollenden frevelnd zu zerſchlagen. Was er (Reiſebilder II.) vom britiſchen Dichter Byron ſagt, „daß er die heiligſten Blumen des Lebens mit ſeinem melodiſchen Geiſte beſchädiget," gilt von ihm ſelbſt. Heine iſt ein Dichter, dem der Gott an der Wiege freundlich genug zugelächelt hat, dem aber leider nicht immer das Herz der Dichtung an der rechten Stelle ſitzt. Was iſt's, das uns die alten Meiſter Griechenlands ſo theuer macht, was iſt's, warum wir in Göthe ewige Erquickung finden, an Schiller's Werken den Geiſt erſtarken fühlen? — es iſt der Menſch und die Achtung vor ſeinem Weſen, was dieſe unſterbliche Nahrung ſchafft. Heine ſpielt mit dem Menſchen und ſeinen heiligen Dingen, er ſpielt mit ſeinen eigenſten Gaben ſchöner Menſchlichkeit, er läſtert den Geiſt durch ſeine Geiſtigkeit und fühlt ſich groß in der Kleinheit der Verachtung; hierin allerdings ein zweiter Voltaire wie jemals Einer. Mit Allem treibt er Hohn, nur nicht mit der Eitelkeit ſeines Hohns. Über Religion und Kunſt, über Wiſſenſchaft und Leben tanzt ſeine leichtfertige Muſe hin, um mit verachtendem Fuße die Spitzen zu berühren und die Blüten niederzutreten. Selbſt die Freiheit, deren Lobgedicht er überall zu ſin-

---

1) Übrigens will Heine doch ein deutſcher Dichter ſeyn:

„Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land,
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt."

2) Wenn Heine noch in ſpäteſter Zeit ſingen mochte:

„Deutſchland, du meine ferne Liebe,
Gedenk' ich Deiner, mein' ich faſt,
Der Himmel Frankreichs wird mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Laſt;"

ſo liegt darin wohl mehr Wahrheit, als man von Heine's Leichtfertigkeit erwarten kann.

gen ſcheint, iſt nicht ſicher vor der Parodie, welche er auf Alles macht. Er handelt mit der Kleinwaare des Witzes auf allen Märkten und findet Käufer, die den Witz für Humor nehmen, weil ſie den edleren Stoff nicht kennen. Heine iſt eine Art perſönliche Fauſtkomödie, nur daß Mephiſtopheles in ihm ſtärker iſt als Fauſt. Man hat Heine mit Byron vergleichen wollen, obwohl er ſelbſt es ablehnt, „ein Nachbeter oder Nachfrevler" dieſes Dichters zu ſeyn. Man hat aber dieſe Vergleichung gemacht, weil auch bei ihm Töne weltſchmerzlicher Zerriſſenheit ſich vernehmen laſſen; allein nicht leicht möchten zwei Dichter weiter aus einander ſtehn. Byron war tief zerriſſen, weil er das Menſchenthum tief in ſeinem Buſen trug, Heine ſcheint zerriſſen, ohne es zu ſeyn, weil ihm ideale Theilnahme fehlt. Kommt ihm doch, wie er ſelbſt ſagt (Reiſeb. II.), „ſeine Bitterkeit nur aus den Galläpfeln ſeiner Dinte." Sein Weltſchmerz iſt mehr Koketterie als Wahrheit. Byron klammerte ſich mit ſeinem Skepticismus an das Höchſte an, Heine tanzt mit ihm um das Höchſte herum, damit es mit dem Gemeinſten in Geſellſchaft komme. In Byron waltet die Urmacht dämoniſcher Genialität, in Heine ſpielt das Talent mit dem Schimmer ſeiner eigenen Farben. Dort iſt Urſchöpfung und Urtriebſamkeit, hier ſteht die Reflexion leider zu oft am Born der Phantaſie und hemmt, mehr als ihr lieb ſein ſollte, ihren reinen Strom. Kurz, Heine will zu ſehr ſein Ich in Allem ſichern und das Gefühl darf meiſt nur an der Hand dieſer Gouvernante im Freien wandeln. „Der Genuß des genialen Beliebens," um mit Ruge zu ſprechen, iſt ihm Princip und Geſetz. Daß unſer Dichter (denn Dichter iſt er trotz alledem) der Zeitmißſtimmung ſeinen Tribut gezahlt, iſt nicht zu überſehen, und wir glauben, daß eine höhere Schwingung, ein freieres Erheben der Nation und ihrer Kräfte vielleicht auch ſeinem Geiſte eine beſſere Richtung würde gegeben haben.

So geſtimmt erſcheint nun Heine als der Frühlingsbote der neueſten Literaturepoche, das romantiſche Jenſeits in den Realismus des Dieſſeits überſiedelnd und ſich hiermit gleichſam an die Wiege des jungen Deutſchlands ſtellend, deſſen emancipative Grundſätze er auch bereits in ſeinen „Reiſebildern", namentlich in den „Nachträgen" deutlich genug verkündiget. Die Ausfälle gegen das Chriſtenthum (zu dem er

ſich ſeit 1819 bekennt) laufen hier ſchon unter der Menge anderer ſatiriſcher und ironiſcher Ein- und Ausfälle dreiſt genug herum. Die Apotheoſe der Religion des Fleiſches hat aber Keiner unter den Jüngern der neueſten Poeſie ſo laut und keck gepredigt als er außer Anderm z. B. in der Schrift „Die romantiſche Schule" gethan, welche nur eine Erweiterung ſeines früheren Werkes „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" bildet. Überhaupt giebt's für Heine keine privilegirte Heiligkeit, und Gutzkow hat Recht, wenn er von ihm ſagt, „daß er auf ſogenannte heilige Gegenſtände ein mainächtliches Hexenkreuz ſchreibt." Wegen dieſer jungdeutſchen Sympathien traf ihn auch der Bannſtrahl des alten Bundestages, wie er die eigentlichen Jungdeutſchler traf.

Kaum hatte die Julirevolution die Freiheitspforten Europa's neu erſchloſſen, ſo eilte Heine an ihre Geburtsſtätte hin, voll Begeiſterung für die That des neuen Geiſtes. Er fühlte ſich ſelber wiedergegeben. „Ich weiß jetzt wieder, was ich will," rief er aus, als ihm das Julereigniß gemeldet wurde, „was ich ſoll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeilten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen." Seitdem aber ging ſein wahrer poetiſcher Stern mehr und mehr unter, während die politiſchen und ſocialen Fragen bei ihm in den Vordergrund traten. Mehr oder minder iſt aber Heine gewiſſermaßen in Allem, was er geſchrieben, Dichter. Auch ſeine Proſa iſt von muſikaliſcher Bewegung getragen und von den Anſchauungen der Phantaſie erfüllt. Seine „Reiſebilder" (1826) dürfen in dieſer Beziehung als Zeugniß und Beweis vor Anderm hervorgehoben werden. Sie geben gleich ſehr eine poetiſche Auffaſſung der geſellſchaftlichen Dinge wie der Natur, bald in lyriſchen Ergüſſen, bald in ironiſch-kecker Laune. Was immer ſie bieten, es ſpringt in freier Geſtalt vor uns hin, leicht und leichtfertig, ernſtmild und tollausgelaſſen, gemüthlichzart und ſcharfſchneidend, in dreiſter Ungebühr verletzend und mit phantaſiefreundlichen Blicken wiederum verſöhnend. Überall hat man Talent und Geſchick zu bewundern, womit die Welt an des Dichters individuellen Bezügen zur Wiederſpiegelung gebracht wird. Die Kunſt, alle Zuſtände nach der ſchwächſten Seite hin treffend zu beleuchten, hat er hier geübt wie Keiner vor ihm. Der erſte Theil kann außerdem als ein nationallite-

rarisches Ereigniß betrachtet werden. Bereits hatte die reaktive Wendung der Dinge in Deutschland die alte Zufriedenheit des Spießbürgerthums zurückgeführt. Die Politik stand am Thore der Krähwinkelstadt, um keinerlei Großstädterthum einzulassen, indeß der sociale Quietismus sanft an dem Busen der französischen Restauration schlummerte. Die Literatur erging sich in mancherlei Mittelmäßigkeit, trotz dem daß der Fatalismus auf dem Theater großsprecherische Reden hielt und Clauren nebst Andern schlaffe Novellen schrieb. Da pochten jene kecken Bilder (1826) unvermuthet an die Thüren unserer Schlafgemächer, und Alles taumelte auf, rieb sich die Augen und fragte erstaunt, wie man nur wagen möge, so verwegen die bequeme Ruhe zu stören und das Licht des Tages in die süße Dämmerung hereinzulassen. Doch fühlte man bald, daß der ungebetene Wecker manch schönes Morgenlied zu singen wußte, und daß sein Tagesruf zu rechter Stunde erschollen. Gern überhört man unter den frischen Stimmen, welche uns hier aus den dürren Zeitverhältnissen ermunternd entgegenlauten, die verschiedenen kleinlichen Anspielungen und selbstgefälligen Witzeleien, die sich in den geistvollen Chorus mischen. Heine's eigenstes Dichterwesen bekundet sich überhaupt in der Kunst der Lyrik. Hier hat er seine poetische Heimat, nur Schade, daß er sie nicht immer mit reiner Liebe liebt und pflegt. Heine ist eine Art lyrisches Genie, aller Töne Meister, der innigsten wie der schärfsten, der hohen wie der tiefen. Die Zauberklänge des Herzens wie die Stimmen der Verzweiflung, des Zornes, der spottenden Satire stehen ihm gleichmäßig zu Gebote. Fast in Allem ist Musik, Geist und Bewegung. Heine hat eine Art, die nur ihm gehört und die oft selbst in ihren Mängeln noch Reiz genug hat, um diese zu vergessen. „Unser Dichter," sagt Varnhagen von ihm, „hat den in unserer Zeit wahrlich ungeheueren Vorzug, daß er keine Phrasen macht," und wir stimmen gern in dieses Urtheil ein. Je größer aber die Talente Heine's sind, um so mehr muß man bedauern, daß er sich nicht überwinden konnte, sie in dem Dienste, welchem er sie gewidmet, mit reiner Kunstabsicht zu verwenden. Die Reflexion der Eitelkeit verfälscht die ursprüngliche Unmittelbarkeit, und das charakterlose frivole Spiel, das er in der Poesie mit der Poesie selber treibt, die Verhöhnung der Idee in ihrem eigenen Reiche, kurz,

der ewige Selbſtmord des Schönen geſtattet nicht, daß ſich der Heine'ſchen Dichtung das Siegel der höheren Weihe durchweg aufdrücke. Man betrübt ſich, man zürnt, wenn die tiefſinnigſten Gefühle, die zaubervollſten Gebilde plötzlich durch ein widerwärtiges Mephiſtogelüſt verdorben werden. Man fühlt ſich nicht ſicher im Genuſſe und das verdirbt den Genuß. Heine iſt faſt nur er ſelbſt in der Zerſtörung ſeiner ſelbſt. Er haßt, indem er liebt, er lacht, indem er weint, er zerknickt die Blume, welche er gepflanzt, ſpottet des Geiſtes, deſſen er ſich rühmt, ſpielt franzöſiſch, indem er deutſch-heimiſch fühlen möchte. Daß Heine Einiges in voller Reinheit durchgeführt, läßt um ſo ſchmerzlicher empfinden, daß er ſo Vieles in eitler Laune verunreinigt. Als er 1822 zuerſt mit ſeinen „Lyriſchen Gedichten" hervortrat, begrüßte ihn Deutſchland ſofort als einen Dichter eigner Weiſe. So reine Herzensmelodien hatte man, ſeit Göthe's Leier verſtummt, nicht mehr vernommen; obgleich auch jetzt ſchon Mephiſtopheles mitunter das Wort der Verneinung in den Geſang der Seele hineinſpricht. Die vorhin erwähnten „Reiſebilder" bieten die ſchönſten Gaben ſeiner Geſangesmuſe, die ſich hier noch nicht in ſo kecken Ungezogenheiten gefällt, wie ſpäterhin, obgleich ſie ſchon hin und wieder Miene dazu macht. Wir können Einzelnes nicht hervorheben, ſonſt würden wir an „Sonnenuntergang", an den „Geſang der Okeaniden", an die „Bergidylle", die „Nacht am Strande" u. ſ. w. erinnern. Hier iſt Leben, iſt Anſchauung, iſt Friſche und Unmittelbarkeit. Der dritte Theil miſcht das Heiterſte, das Herzlichſte unter das Schnödeſte, was jemals der freche Mund eines ariſtophaniſchen Humors ausgeſprochen. Über Platen wird ein hochnothpeinliches Halsgericht gehalten, wobei ein Viertel Gerechtigkeit von Dreiviertel Ungerechtigkeit unter grauſamſter Luſt an fremder Qual überwogen wird [1]). Die „Nachträge" ſind politiſche Freiheitspredigten, mit denen er fruchtbare Propaganda gemacht. — Das „Buch der Lieder" erſchien 1827 und hob den Dichter auf die rechte Höhe des Beifalls, indem man nun in überſichtlicher Einheit vor ſich fand, was bisher vielfach zerſtreuet geſtanden hatte. Wennauch nicht viel Neues hin-

1) Es wird berichtet, daß Heine ſpäterhin das Unrecht erkannt habe, was er an Platen verübt, ſich damit entſchuldigend „daß es eine Parteiſache geweſen und der Gegner ein bedeutender."

zugekommen war, ſo gab die Vereinigung ſelbſt ein poetiſches Bild, welches mit neuem Reize das Auge entzückte. Hier ſteht nun Heiteres und Düſteres, Liebe und Zorn, Herz und Hohn, Leid und Luſt, Gemüth und Frivolität auf's nächſte bei einander und bildet ſo den vollen Spiegel für des Dichters Weiſe und Weſen. Späteres erſchien im „Salon", einer Sammlung gemiſchter Aufſätze mit eingeſchobenen lyriſchen Partien. Es iſt darunter Vieles, was aus der Schmutzkammer ſtammt, neben vielem Schönen von geiſtvoller Anſprache. 1847 gab Heine den „Atta Troll" heraus, der bereits in der Zeitung für die elegante Welt fragmentariſch geboten worden war. Er nennt dieſes wunderliche Gedicht ſelbſt „das letzte freie Waldlied der Romantik." Daſſelbe enthält eine Fülle von Satire, namentlich auf Deutſchlands Zuſtände, ganz in altheine'ſcher Manier. Es iſt eine epiſche Allegorie, in welcher die Situationen die Bedeutung der Handlung erſetzen müſſen. Heine mochte ſelbſt fühlen, daß der Spott, womit er hier ſein Vaterland der Mißachtung überantwortet, zu weit gehe, indem er erklärt, daß derſelbe „nicht die Ideen des Patriotismus und der Menſchheit ſelbſt treffen ſolle, ſondern nur ihre täppiſche und beſchränkte Auffaſſungsweiſe, ſowie die Zeitgenoſſen." — Dieſer Produktion zur Seite ſteht die ganz ähnliche „Deutſchland, ein Wintermärchen", welche 1844 erſchien. Sie iſt eine Sammlung treffender, aber auch mitunter trivialer Witze und Späße ohne poetiſche Weihe. Verſichert uns Heine doch ſelbſt, „daß er den äſthetiſchen Werth des Poems gern preisgebe." Daß unſer Dichter den Rhythmus und ſeine Rechte niemals beſonders geachtet, haben ihm bereits Andere nachgewieſen. In dem letztgenannten Produkte nun herrſcht wahre Verhöhnung deſſelben, die freilich in der Abſicht zu liegen ſcheint. — Die dramatiſchen Verſuche Heine's (Ratcliff, Almanſor), welche er ſchon 1823 unter dem Titel „Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo" herausgab, zeugen von origineller Auffaſſung und ſeltner Kunſt in der Behandlung, ſind aber bei aller dramatiſchen Beweglichkeit ohne diejenige Konſequenz und Stetigkeit in der Handlung, die dem Drama ſeine eigenthümliche Bedeutung geben müſſen. — Über den Proſaſtyl Heine's ſtreiten ſich die Meinungen. Zuvörderſt iſt er ſelbſt der beſcheidenen Anſicht, daß er es zu einer „göttlichen Proſa" gebracht. Wir rühmen vor Allem die freie

muſikaliſche Bewegung, welche auch Heine's Proſa durchzieht und ſie gewiſſermaßen zu poetiſcher Bedeutung erhebt, wir erfreuen uns an der friſchen Färbung, die aus vielen Darſtellungen, namentlich in den Reiſebildern, ſo warm und ſtärkend ſpricht, wir bewundern den Glanz ſeiner ſprachlichen Dialektik, die helle Durchſichtigkeit wie die plaſtiſche Sinnlichkeit ſeines Ausdrucks; allein, wenn wir Einzelnes klaſſiſch in ſeiner Art zu nennen haben, ſo iſt doch das Ganze ſchon darum ohne Muſterhaftigkeit, weil das Spiel ſtyliſtiſcher Kunſtfertigkeit zu oft ſich ſelbſt zum Zwecke hat, der Styl mit ſich ſelber gar zu freundlich thut und in ſeine eigene Manier verliebt erſcheint. Die Nachläſſigkeit des Negligé zeigt ſich oft zu nachläſſig, um zu gefallen, zu kokett, um zu reizen, der Gang vielfach zu taumelig-ſprunghaft, um ſchön zu ſeyn. Auch die Prätenſion geiſtreicher Aphoriſtik, der wir ſpäterhin in unſerer neueſten deutſchen Literatur vielfach begegnen, tritt hier in ihrer ganzen verführeriſchen Bewegung auf. Heine's Styl iſt nicht der Styl „des reinen Inhalts, welcher ſeine höchſten Geſetze nur von den darzuſtellenden Gedanken empfängt und mit denſelben niemals willkürlich zu ſchalten wagt" (Mundt), er iſt der Styl des ſubjektiven Beliebens, oft genug ſelbſt der ſchimmernden Leerheit. — Wie Heine ſeine kecken Launen gegen namhafte Schriftſteller ausließ, beſonders gegen Platen (in den „Reiſebildern") und Schlegel (in der „romantiſchen Schule"), gegen Menzel, Börne und die ſchwäbiſchen Dichter (gegen Letztere in dem „Schwabenſpiegel" 1839), haben wir zum Theil ſchon berichtet und mag überhaupt nur als literarhiſtoriſche Notiz hier Andeutung finden. Wo er ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, z. B. über deutſche Theologie und Philoſophie (im zweiten Theile des Salons) verbreitet, zeigt er, daß er in dieſem Gebiete ebenſo leichtfertig und ohne Wahrheitsſinn ſich herumtummelt, als er auf dem Felde der Politik ohne feſte Geſinnung, auf dem der Poeſie ohne reine Liebe zur Idee ſich darſtellt. Wie dem aber auch ſeyn möge, Heine hat überall, ſelbſt da, wo er das Wagniß der frivolen Keckheit auf das Höchſte treibt (z. B. in den „Nachträgen zu den Reiſebildern"), in der Regel ſo viel Geiſt und geiſtiges Ferment hinzugemiſcht, daß ein freier Sinn ſich meiſtens daran erquicken wird.

Haben wir nun bei Heine die Übergangsſtelle zu der neueſten Li-

teratur der Gegenwart in der eigenthümlichen Weiſe finden müſſen, wie in ihm die romantiſchen Neigungen (das willkürliche Belieben, die Kritik und Ironie) mit den gegebenen Lebensrichtungen, dem politiſchen Oppoſitionsgeiſte und der philoſophiſchen Emancipation überhaupt in enge Verbindung treten und ſeine Produktionen bedingen; ſo ſehen wir Rückert und Platen mehr auf dem Standpunkte reinpoetiſcher Strebung ſtehen und von ihm aus den Übergang aus der Romantik in die Gegenwart vollziehen, indem ſie, der kritiſchen Selbſthilfe meiſt entſagend, der Romantik gegenüber die freie nebelloſe Einſchau in Natur und Leben von der Höhe der Dichtung ſuchen, während ſie auf der andern Seite die Erbſchaft romantiſcher Sprach- und Formenſchätze für eine neue Zukunft ſo geſchickt als betriebſam verarbeiten und im Dienſte der Kunſt verwenden. Freilich treten Beide in der Dichtung ſelber über den Vergleichungspunkt hinaus. Rückert webt und waltet bei formeller Bildungsluſt doch auch meiſt in der Fülle lebendiger Produktion, während Platen vorzugsweiſe Gedanken in rhythmiſche Formen überbildet und in der Technik ſein eigenſtes poetiſches Werk vollzieht. Rückert, möchte man ſagen, treibt mehr organiſche Sproſſen, indeß Platen Skulpturarbeit verfertiget; Jener iſt ein poetiſcher Tonkünſtler, Dieſer ein poetiſcher Architekt. Auch hängt Rückert durch mehrere Züge mit der romantiſchen Generation zuſammen als Platen; tritt er ja doch ſchon mit ſeinen vaterländiſchen Geſängen ſo recht aus ihrer vollen Mitte hervor. Daß beide Dichter in dem fränkiſchen Landſtriche gewiſſermaßen ſich begegnen (Rückert iſt aus Schweinfurt und Platen aus Ansbach gebürtig), mag als äußerlicher Verbindungszug wohl ſeine Bedeutung haben, und zwar zunächſt darin, daß Beide in Ton und Anſchauung über die provinzielle ſchwäbiſche Dichterrichtung ſich faſt in gleicher Weiſe erheben. Daß ein ſchöner Theil ihrer Dichterwirkſamkeit jener Zeit angehört, wo unter dem Drucke der Reaktion die Lebensfreiheit ſich zu neuer Entwickelung ſpannte, iſt ein weiteres Motiv, ſie an dieſer Stelle uns vornehmlich zu vergegenwärtigen.

Reden wir nun über Jeden ein beſonderes Wort, ſo ſteht uns Rückert nach Zeit und literariſcher Bedeutſamkeit am nächſten. Friedrich Rückert (geb. zu Schweinfurt 1789) iſt in ſeiner Art nicht bloß eine höchſt ſeltene, ſondern wahrhaft einzige Erſcheinung. Weder die

deutſche noch irgend eine andere Literatur hat einen Dichter aufzuweiſen, bei welchem die ganze Wirklichkeit ſo vollkommen in dem Dichterwerke aufgeht als bei ihm. Man kann ſagen, daß er nur in Vers und Reim zu fühlen und zu denken verſtand; wie er denn ſelbſt ſagt:

„Was mir nicht geſungen iſt, iſt mir nicht gelebet.“

Die Leier hängt ihm „ſtets geſtimmt in ſeiner Klauſe“ und „mehr, als Blumen im Gefilde, ſproſſen Lieder täglich unter ſeiner Feder.“ So hat er denn, was die Romantiker bezweckten, mehr denn Einer aus den Ihrigen vollzogen. Leben und Natur, Geſchichte und Politik, Religion und Wiſſenſchaft, Alles findet bei ihm ſeinen poetiſchen Ausdruck, mag es nun in Deutſchland oder ſonſt in Europa, mag es in Indien oder Arabien gewachſen ſeyn. In der Poeſie will er die ganze Welt verſöhnen.

„Bauet mir den Weltpalaſt mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt ſoll ſchimmern.
— — — — — — — — — — —
Nachtigallen aller Zonen mit den Roſen
Aller Himmel laſſet mir zuſammen koſen [1]).“

Was unſern Dichter dabei ganz eigenthümlich auszeichnet, iſt die kindlich-ſpielende Art, womit er das große Verſöhnungswerk verſucht, iſt der Liebesarm, womit er die ganze Welt als ein Elternhaus umſchlingt. Jeden Baum des Lebens will ſein Hauch beblättern, den Himmel auf der Erde will er bauen und das Gift entgiften.

„Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden [2]).“

Er will nur Liebe ſingen und durch den Liebesſang ſich mit der Welt vereinen.

„Du, Freimund [3]), laß den eitlen Schwall,
Sing Liebe wie die Nachtigall;
O trachte ſtill in Deinen Tönen
Dein eignes Daſeyn zu verſöhnen [4]).“

---

1) Vgl. ſein Gedicht „Dichterſelbſtlob“.

2) Ebendaſ.

3) Rückert dichtete anfangs unter dem angenommenen Namen „Freimund Reimar“.

4) Das Gedicht „Liebesfrühling“.

Denn

„Die Liebe iſt der Dichtung Stern,
Die Liebe iſt des Lebens Kern.“

Mit ſolch ſeelenſchöner Liebeseinfalt bildet er nun Heine gegenüber ein höchſt wohlthätiges Erſcheinen, obwohl dieſer ihm an urſprünglicher Dichtergabe eher vorgeht als nachſteht. Rückert wandelt in ſeinen lyriſchen Gedichten nach Stoff und Ton gern auf Göthe's Wegen. Keinem Meiſter will er nachahmen, wenn er auch der größte wäre, aber „einen muß er nennen und als Leitſtern anerkennen,“

„Göthe! wie auf eigner Bahn
Ich durch's Meer mich umgetrieben,
Immer iſt als Tramontan
Er im Auge mir geblieben,
Und wenn er ſoll untergehn,
Wird er mir im Herzen ſtehn [1]).“

Und es kann, im Allgemeinen zu ſprechen, nicht geleugnet werden, daß Rückert im Reiche der Lyrik die ſchönſten Melodien geſungen, welche fortleben werden, ſo lange es Menſchen giebt, ſie zu empfinden, und die bekannter ſeyn würden, wenn ſie nicht zu ſehr unter den müſſigen Spielereien und Reimereien, denen man faſt auf allen Spuren begegnen muß, verſteckt lägen. Auf Rückert's Leier tönen die Gedanken und Weisheitsſprüche wunderbar leicht und frei zuſammen mit den zarteſten, innigſten Gefühlen, verſchlingen ſich Luſt und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindungen und Geiſtestriebe zu einem ſchönen Akkorde in einander. Nicht leicht hat ein anderer Dichter die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Geſanges hingeſtellt, den Gedanken ſinnreicher mit der Anſchauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menſchenleben eingeführt, als er, und das idylliſche Heimweh hat ſich kaum ſonſt wo ſo mildlächelnd um die große weite Welt gelegt als in ſeinen Liedern. Wenn Andere, beſonders die Schwabendichter, die Natur als eine fremde Heimat ſehnſüchtig ſuchen, ſo wohnt Rückert's Seele von Anbeginn in ihr und dieſe „hallt nur wieder ihr Glockenſpiel, das reine.“ Sowie er nun in dieſem Punkte Göthe näher ſteht als Einer ſonſt, ſo iſt er auch in ſeiner Weltanſchauung höchſt eng mit ihm ver-

1) Das Gedicht „Selbſtſtändigkeit“.

bunden. Dieſe Weltanſchauung iſt eine Art chriſtlicher Pantheismus, das Gefühl eines Unendlich-Einen, der mit liebevoller Macht die Welt zu ſeiner und der Menſchen Luſt erſchaffen. Es iſt die Religion des freien Gemüths, in welcher Geiſt und Natur ſich zu einem Liebesbunde vereinen, welcher das Göttliche ſelber iſt, das wiederum allein das Ganze.

„Geiſt der Liebe, Weltenſeele,
Vaterohr, das keine
Stimme überhört der dich lobenden Gemeine"

iſt der Satz, womit Rückert ſein Muſen-Werk eröffnet[1]). Das ſchöne Gedicht „Die ſterbende Blume" veranſchaulicht dieſen religiöſen Standpunkt in einem ebenſo freundlichen als zutreffenden Bilde. Am entſchiedenſten aber ſprechen die Ghaſelen die Vergöttlichung der Natur und Welt in der Begeiſterung der Liebe aus[2]). Doch bleibt Rückert beſonnen inmitten dieſer orientaliſchen Begeiſterung; die Myſtik kann ſeinen heitern Blick nicht trüben. Müſſen wir nun in Rückert nach der einen Seite hin den Meiſter echt klaſſiſcher Nationallyrik, einen rein deutſchen Sänger anerkennen, der unſere Sprache in ihren mannichfaltigſten Tönen oft muſterhaft gebraucht, ihre Wendungen frei entwickelt, ihren Reichthum aus all ihren Quellen hervorzaubert, das Geheimniß derſelben, poetiſche Weltſprache zu ſeyn, auf's glücklichſte errathen hat, dabei ihre Muſik in Rhythmus und Reim mit großer Virtuoſität zu entfalten verſteht und gerade hiermit der folgenden Generation die poetiſchen Wege vornehmlich geebnet und bereitet hat; ſo kann ſich unſer Blick doch nicht verſchließen vor ſo manchen Schwächen, welche er mit zu ſorgloſer Hand in das Reich ſeines „ſtillen Volks von Träumen" einführt, vor ſo vielem Flitter, womit er ſeine Muſe kindiſch putzt und oft ganz unkenntlich macht. Vor Allem iſt hier die ſchon erwähnte reflexive Spielerei zu bezeichnen, welche in Rückert's

1) Vgl. das Gedicht „Zum Anfang" No. 2. Geſammelte Gedichte II. S. 5.

2) So z. B. Ghaſele No. 3. Geſamm. Ged. II. S. 424.
„Ich ſah empor und ſah in allen Räumen Eines" u. ſ. w.
Beſonders N. 9. S. 429, wo es am Schluſſe heißt:
„Ich kann die Räthſel alle dir der Schöpfung ſagen,
Denn aller Räthſel Löſungswort iſt mein — die Liebe."

Dichtungen eine faſt obligate Stimme hat und in ihrer Art die reine lyriſche Ausſprache mitunter ebenſo verdirbt, als es bei Heine ironiſche Frivolität und Spottluſt meiſtens thut. Mit trivialer Dialektik werden alle Kleinigkeiten, die der Dichter zufällig genug auffammelt, uns vorgereimt. Nicht bloß die „Ritornelle" und „Vierzeilen" bieten ſolcher unpoetiſchen Gedankenſpiele und zielloſen Witzeleien eine unabſehbare Menge; ſie ziehen durch einen großen, wo nicht den größten Theil ſämmtlicher Gedichte hin. Am widerwärtigſten tritt indeß jene Manier in den Liedern heran, welche als geiſtliche oder eigentlich religiöſe gelten ſollen. Zu dieſer leeren Verſelei und Reimklingelei (worin freilich auch Göthe in ſeinen alten Tagen ſich oft mehr als billig gefiel), die nicht ſelten an den Bänkelſängerton erinnert, und wobei überdies mitunter die verkehrteſten grammatiſchen Operationen eintreten, kommt zuletzt noch eine unleidliche Redſeligkeit, wodurch die reine Wirkung des Geſanges vielfach vollends behindert wird. Die ſchönſten Klänge verſchwimmen nicht ſelten in der Flut geſuchter Phraſen, von denen ſelbſt der in vielen Bezügen trefflich gelungene „Liebesfrühling" nicht überall frei geblieben. Überhaupt aber fehlt, wie aller Rückert'ſchen Dichtung, ſo auch der Lyrik etwas zu ſehr der gegenſtändliche Gehalt und mit ihm mehrſeitig die freie Erhebung der individuell-perſönlichen Stimmung und Empfindung in die Sphäre der Allgemeinheit; und wenn wir ihn wegen anderer Vorzüge vorhin mit Göthe zuſammengeſtellt, ſo tritt er in dieſem Punkte, worin Jener vor Allem muſterhaft erſcheint, hinter jeden weiteren Vergleich zurück. Wie dem aber auch ſey, immer werden unter der großen und übergroßen Zahl lyriſcher Poeſien Rückert's einzelne Lieder unſterblichen Werth behaupten. So z. B. eben viele aus dem „Liebesfrühling", ſo das ſchöne Gedicht „Der Frühling lacht von grünen Höhn", die „ſterbende Blume", oder „des fremden Kindes heiliger Chriſt", „das Bäumlein, das andere Blätter gewollt", (das Adventslied) „Dein König kommt in niedern Hüllen" u. ſ. w. Mit den „Deutſchen Gedichten" (1814), welche die „Geharniſchten Sonette" enthalten und womit er unter dem Namen Freimund Reimar ſeine Dichterbahn begann, ſowie mit den ähnlichen im „Kranz der Zeit" (1817), die ſich freilich nicht immer auf der Höhe echter Begeiſterung halten, ſondern oft genug zu matter Anſpielung herabſinken, reihet ſich

Rückert noch den patriotischen Romantikern, von denen wir oben gesprochen, auf rühmliche Weise an. — Seine Verdienste um die Übersiedelung orientalischer Dichtungen in unsere Nationalliteratur sind bekannt und hinlänglich anerkannt. Wie auch hier Göthe (durch seinen westöstlichen Divan) ihm Vorbild gewesen, sagt er selbst [1]). Von Einzelnem zu reden, würde uns zu weit abführen; es genügt die Bemerkung, daß, abgesehen von den vielen Spielereien, denen sich Rückert gerade auf diesem Gebiete con amore überläßt, er im Ganzen eine seltene Meisterschaft in der Nationalisirungskunst der persischen, arabischen und indischen Dichtungen bewährt. „Die Verwandelungen des Abu Seid" oder die „Makamen des Hariri" aus dem Arabischen ergötzen durch die ungemeine Gefügigkeit, womit der Dichter die dialektischen Spiele wiedergiebt; die persische Heldengeschichte „Rostem und Suhrab" zieht durch den Fluß der Darstellung an, „Die Weisheit des Brahmanen" empfiehlt sich durch den Reichthum von bedeutsamen Lehren, ermüdet jedoch durch breite Langweiligkeit, viele triviale Sprachwendungen und müssiges Formenwesen. Die Perle der Rückert'schen Arbeiten auf diesem Felde bleibt „Nal und Damajanti" (1828), eine Episode aus dem großen indischen Heldengedichte „Mahabharata", welche bereits Kosegarten (1820), später Bopp (1824) übertragen hatten. Hier waltet im Ganzen freie poetische Kunst, und die indische Dichtung wird zu deutschnationaler umgeschaffen; Schade nur, daß die sprachkünstelnde Manier auch hier nicht überall fern geblieben ist [2]). Anderes dieser Art, wie z. B. „Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten" oder das chinesische Liederbuch „Schi-King" sowie die „Östlichen Rosen", „Die Hamasa" (die ältesten arabischen Volkslieder) u. s. w. übergehen wir. —

1) Z. B. in den „Östlichen Rosen":

„Wollt ihr kosten
„Reinen Osten,
Müßt ihr gehn von hier zum selben Manne,
Der von Westen
Auch den besten
Wein von jeher schenkt aus voller Kanne."

2) Die dritte Ausg. erschien 1845. Meier's spätere Übersetzung dieser schönen indischen Dichtung (1847) empfiehlt sich durch größere Einfachheit und leichtere, gefälligere Bewegung.

Daß ſich Rückert in der dramatiſchen Poeſie verſuchen mochte, iſt ein bedauernswerther Beweis von Mangel an poetiſcher Selbſterkenntniß. Weder „Saul und David" noch „Herodes der Große" oder „Heinrich IV." und „Chriſtofero Colombo" können etwas Anderes bekunden, als daß Rückert weder pſychologiſch noch hiſtoriſch eine dramatiſche Handlung zu motiviren und zu organiſiren weiß, daß ihm der Eintritt in die objektive Subſtanz des Menſchenlebens und in das Reich ſeiner treibenden Mächte faſt gänzlich verſagt bleibt. Worte, Phraſen, langweilige Breite, Unnatur aller Art in Charakteriſtik und Motivirung, in Dialog und in der Rhetorik des Pathos (das ſich freilich auch oft durch den Glanz der Sprache zu hoher Schönheit erhebt) verleiden und verderben jeden dramatiſchen Genuß. — Rückert iſt ein Vielſchreiber, und es kann unſere Aufgabe nicht ſeyn, ihn auf allen Wegen ſeiner literariſchen Betriebſamkeit zu begleiten. Wir ſchließen lieber mit den Worten ſeiner Selbſtkritik:

„Geiſt genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich wie Duft im Wind oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zerſplitterter nur [1])."

Mit Rückert wandelt Platen auf mehr als einem Wege, ihm kunſt- und geiſtverwandt. War er doch neben Göthe's weſtöſtlichem Divan an Rückert's Hand vornehmlich in die Gefilde orientaliſcher Literatur und Dichtung geleitet worden. Gleich ihm ſteht er nun auch auf der Stelle des Übergangs von der Romantik zur Gegenwart. Mit jener verbanden ihn faſt wider Willen mehrere Sympathien. Er bekämpfte die Romantik und ging doch von ihr aus. Er lehnte an Schelling's romantiſche Philoſophie und ließ ſich

„Durch ſeines Geiſtes ungeheure Blitze,
Die Schlag auf Schlag in ſeine Seele drangen,"

zur Dichtkunſt begeiſtern [2]); er pflegte Umgang mit Schubert, näherte ſich perſönlich Uhland und Schwab und ſuchte mit J. Paul Bekannt-

1) Außer Anderm, was über Rückert geſchrieben, vergl. G. Pfizer „Uhland und Rückert", Stuttg. 1837. Ebenſo Rodnagel „Deutſche Dichter der Gegenwart", Darmſt. 1842. Heft 2. und Henſe in der gleichbenannten Schrift.

2) Sonett an Schelling.

ſchaft. Daß auch ſeine vielberühmte metriſche Technik und rhythmiſche Formenkunſt an die Schlegelromantik mahnt, iſt nicht zu verkennen. Seiner Neigung für orientaliſche Phantaſien haben wir ſchon gedacht. Der Umſtand, daß er ſich mit Vorliebe den ſpaniſchen Dichtern zuwandte und das Märchen kultivirte (wie z. B. in den dramatiſchen Spielen „der gläſerne Pantoffel" und „der Schatz des Rhamſinit"), weiſt gleichfalls auf die Romantik hin. Auf der andern Seite ſehen wir ihn jedoch nach Tendenz und Haltung an der Grenze der neueſten Zeit ſich bewegen; namentlich haben ſeine dramatiſchen Produktionen dieſe Stimmung. Außerdem iſt es der Laut des Weltſchmerzes, welcher, in ſeinen Gedichten faſt den Grundton bildend, ihn auf die Stelle neueſter Dichtkunſt vorwärts drängt[1]). In dieſem Punkte ſchließt er ſich zunächſt an J. Paul an, der, wie wir in deſſen Charakteriſtik bemerkt, der wahre Urdichter des modernen deutſchen Weltſchmerzes iſt. Der Grundcharakter von Platen's Gedichten deutet jedoch vornehmlich auf Göthe zurück, deſſen Genie er willig anerkennt und deſſen Ruhm er gern feiert. Wie dieſen drängte auch ihn ſein Sinn nach Italien hin, „dort nur, hofft er, ſeine Kunſt zur Vollkommenheit zu bringen," denn „aus der bildenden Kunſt zieht er die größten Belehrungen." Wir

1) Stellen wie dieſe:

„Wem Leben Leiden iſt und Leiden Leben,
Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden."

Oder:

„Ja, der ſogar, der ruhig und gelaſſen
Mit dem Bewußtſeyn, was er ſoll, geboren,
Frühzeitig einen Lebensgang erkoren,
Muß vor des Lebens Widerſpruch erblaſſen."

Oder:

„Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächſt das Kind,
Abgründe liegen im Gemüte,
Die tiefer als die Hölle ſind."

Ebenſo:

„Was forſcht ihr früh und ſpat dem Quell des Übels nach,
Das doch kein andres iſt, als Kreatur zu ſeyn;
Sich ſelbſt zu ſchau'n, erſchuf der Ewige das All —
Das iſt der Schmerz des Alls, ein Spiegel nur zu ſeyn."

Dieſe Stellen könnten noch mit vielen andern vermehrt werden.

ſehen, wie Platen auf dieſem Wege ſich aus der Romantik losrang, um auf den klaſſiſchen Pfaden des Alterthums den Übergang in die neueſte Literatur zu ſuchen. — August Graf von Platen-Hallermund wurde 1796 zu Ansbach geboren und ſtarb 1835 in Syrakus, wo er unter Vermittelung eines freundlich-geſinnten Sicilianers ein ſtilles Grab und beſcheidenes Denkmal fand. Er floh das Vaterland, welches ihm keine Freude machte, ein Börne in ſeiner Art.

„Dies Land der Mühe, dies Land des herben
Entſagens werd' ich ohne Seufzer miſſen,
Wo man bedrängt von tauſend Hinderniſſen
Sich müde quält und dennoch muß verderben."

Aber, wie wenig auch die vaterländiſchen Zuſtände ſeinem liberal-politiſchen Patriotismus zuſagten[1]), immer blieb Deutſchland ſeinem Herzen nah; indem er es floh, nahm er es mit ſich, trug es am Buſen in der Fremde, wo

„Entgegen ſchwillt ja ſeine Seele dem Vaterland."

Der Weltſchmerz, der bei ihm in die bitterſte perſönliche Zerriſſenheit ausartete, ließ ihn im Lyriſchen nicht immer zu reiner Seelenharmonie, im Dramatiſchen zu freier Höhe der Lebensauffaſſung gelangen. Düſterer wie er kann nicht leicht Jemand die Welt anſehn. Schon haben wir Einzelnes in dieſer Hinſicht angeführt. Die Ghaſele, „Nichts" überſchrieben, ſpricht aber mehr als Anderes den Mißton aus. Die Zeile

„Denn Jeder ſucht ein All zu ſeyn, und Jeder iſt im Grunde nichts"

bezeichnet den Standpunkt unſeres Dichters, den er uns überall im Ernſt und Scherz, im Liede und in der Ode, im Schau- und Luſtſpiele zu vergegenwärtigen ſucht. Sowie er in ſich ſelbſt mißſtimmt war, glaubte er auch Andere gegen ſich mißſtimmt; weshalb er ſich denn auch einbilden mochte, daß ſein Dichterverdienſt bei Weitem zu wenig anerkannt werde, eine Einbildung, die um ſo ſtärker war, je höher er ſich

1) Von Platen's politiſchem Liberalismus zeugt auch ſein Gedicht „An den Kronprinzen von Preußen" (jetzigen König), worin es unter Anderm heißt:

„Und ſeit es Kön'ge hat gegeben,
So rief ſie nur das Volk in's Leben
Seit jenem erſten König Saul."

ſelbſt als Dichter ſchätzte [1]). Wenn er vielfach befeindet wurde, wenn ihn namentlich Heine, wie wir wiederholt erinnert, im dritten Theile ſeiner Reiſebilder bei mancher richtigen Bemerkung unehrſam ſchmähet; ſo hatte er freilich auch zu Manchem der Art ſelbſt Veranlaſſung gegeben. Wir aber dürfen durch dieſe Anfeindungen uns nicht abhalten laſſen, das an ihm zu erkennen, wodurch er berechtigt iſt, in der Reihe unſerer nationalen Dichter ſein Haupt vor manchen Andern zu erheben. Denn wollen wir auch nicht ganz in ſein übertriebenes Selbſtlob einſtimmen [2]), ſo haben wir doch das Meiſte, was er von ſich ſelber rühmt, zu billigen. Will doch auch Göthe in ihm „ein hohes Talent," ſowie „alle Haupterfoderniſſe eines guten Poeten" finden. Daß er die Sprache meiſterlich geübt, daß er den Rhythmus zu höchſter Ausbildung gebracht, daß er die Form überhaupt mit dem Inhalte in die engſte Beziehung ſetzen und ſie an ſich ſelber als ein weſentliches Moment der Dichtkunſt behandelt wiſſen wollte, kurz, daß er ein techniſcher Virtuos iſt, dies hat man wohl theilweiſe zugegeben, aber auch darauf ſich meiſtens nur beſchränkt. Sieht man indeß ſeine Gedichte näher an, ſo ſpricht aus vielen auch wahrhaft innere Beſeelung, ein Ton echt poeti-

1) Man vergleiche das Gedichtchen „Selbſtlob" oder das Sonett „Selbſtgefühl", vorzüglich aber das Sonett „Die Grabſchrift".

2) Vgl. die ſchon angeführte „Grabſchrift", welche eine anziehende Parallele bildet zu dem epitaphiſchen Sonette, das ſich der bekannte Dichter des 17. Jahrh., Paul Flemming, ſchrieb:

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der böſen Zeit, in welcher ich entſproſſen,
Doch ſchon als Jüngling hab' ich Ruhm genoſſen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.
Die Kunſt zu lernen, war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeſchloſſen,
In Reim und Rhythmus meinen Geiſt ergoſſen,
Die dauernd ſind, wofern ich recht erwäge.
Geſänge formt' ich aus verſchiednen Stoffen,
Luſtſpiele ſind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den Keiner übertroffen:
Der ich der Ode zweiten Preis errungen
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und dieſen Vers für meine Gruft geſungen."

ſcher Stimmung, und manches Lied dürfte ſich in Göthe's lyriſchem Blumenkranze nicht zu ſchämen haben; wie denn namentlich in den „Venetianiſchen Sonetten" ein ebenſo elegiſch-tiefer als ideell-bedeutſamer Zug waltet und in den „Hymnen" oder „Feſtgeſängen" der Schwung echter Begeiſterung von einer edeln Form getragen wird und mit Pindar's erhabenen Geſängen wetteifern darf. In dieſen Gedichten wie in den Oden beweiſt Platen, welch' hohe Meiſterſchaft ihm in der Nachbildung des antiken Rhythmus zu Gebote ſtand. Seine „Ghaſelen" nennt Göthe „wohlgefühlte, geiſtreiche, dem Oriente vollkommen gemäße, ſinnige Gedichte [1])." Auch in der Ballade hat er Einiges geboten, was ſich neben das Beſte der Art ſtellen kann. Immer aber wiegt in all dieſen Dichtungsarten die Kunſt der Form vor. Platen iſt eben ein höchſt ſinniger Künſtler, dem die Vollendung und Reinheit des Kleinen ſoviel gilt als die Wirkung des Großen und Ganzen. „Jegliche Sylbe verrathe den Dichter" — dieſes ſein Wort iſt die rechte Deviſe ſeines poetiſchen Bildens. Wer ihn ſchätzen will, muß ihm in die ſtille Werkſtatt dieſes Bildens folgen und nicht ermüden, dem feinen Tongefüge ſeiner Muſik mit aufmerkſamem Ohre zu lauſchen. — Als dramatiſcher Dichter hat Platen ſich vornehmlich in der humoriſtiſch-ſatiriſchen Komödie verſucht, obgleich er auch Schauſpiele geliefert. Er ſtellt ſich mit jenen Verſuchen, die er, wie z. B. „Die verhängnißvolle Gabel" und den „romantiſchen Ödipus", ſelbſt als „ariſtophaniſche" bezeichnet, und worin er den Ariſtophanes namentlich auch in der Wortbildungsvirtuoſität nachahmt, auf den Weg literariſcher Satire. Hauptſächlich kommt es ihm darauf an, die Miſere unſerer romantiſirenden neuen dramatiſchen Poeſie zu parodiren, ſo Müllner und die Schickſalstragödienſchreiber überhaupt in der „verhängnißvollen Gabel", dann Immermann, Heine und andere untergeordnete Geiſter wie Houwald und Clauren im „romantiſchen Ödipus", in anderen Anderes der Art. Es ſind poetiſche Manifeſte gegen die Romantik und ihre reaktionären Epigonen ſammt ihrem mittelalterlichen Rüſtzeuge. Was er im „romantiſchen Ödipus" ſagt:

1) Werke, B. 22. S. 357.

„Seyd Männer und ſteht, mit dem Fuße vorwärts,
Unerſchütterlich feſt, ſucht Wahres und lacht
Des romantiſchen Quarks
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit"

kann auch für unſere Tage, in welchen dieſer Quark mit ſeinem reaktionären Gefolge wieder emportreibt, als zeitgemäße Mahnung dienen.

Übrigens finden wir Platen in dieſen dramatiſchen Parodien ganz auf dem Standpunkte, wo wir Tieck mit ſeinem „geſtiefelten Kater", mit ſeinem „Prinzen Zerbino" u. ſ. w. geſehn haben. Obwohl er dieſen an Kunſt der Form und an Schärfe der Satire übertrifft, ſo klebt er doch zum Theil an ähnlichen Dürftigkeiten. Bei viel Verfehltem, bei unverkennbarer Forcirtheit und bei dem Mangel an echter Begeiſterung trotz der Verſicherung des Dichters, daß er „voll ſprühender Begeiſterung" gedichtet (an G. Schwab), begegnet man zugleich auch ſo vielen treffenden Zügen echter humoriſtiſch-ſatiriſcher Laune, daß man bedauert, die ſchönen Gaben nicht bedeutſamer verwandt zu ſehn. „Daß er," ſagt Göthe (bei Eckermann), „in der großen Umgebung von Rom und Neapel die Erbärmlichkeiten der deutſchen Literatur nicht vergeſſen kann, iſt einem ſo hohen Talente gar nicht zu verzeihen." Platen ſelbſt entſchuldigt ſich gewiſſermaßen wegen der Wahl jenes literariſchen Stoffs, indem er klagt, daß in Deutſchland alles Öffentliche und Politiſche aus dem Bereiche der Satire ausgeſchloſſen bleiben müſſe. Daß er ſelbſt dieſe Stücke als „Muſter in ihrer Art" anpreiſt und meint, er habe darin „den Ariſtophanes für unſere Bühne vollkommen modificirt," gehört zu den vielen ſelbſtlobenden Artikeln, die wir von ihm bei jeder Gelegenheit zu hören haben. — — Für das ernſte Drama fehlte ihm die unbefangene Vertiefung in das wahre Princip des Menſchenlebens und der Geſchichte; wie denn z. B. das geſchichtliche Drama „Die Liga von Cambrai" ſich durch keinerlei dramatiſche Vorzüge irgendwie auszeichnet. Wer wie Platen den Shakſpeare nur im Falſtaff und Shylok meiſterhaft finden kann, ihm aber die Palme der Tragödie verſagt, giebt ſich wohl ſelbſt das Zeugniß der Unweihe für die echte tragiſche Kunſt. Das epiſche Gedicht „Die Abaſſiden", welches die Abenteuer von Harun al Raſchid's Söhnen in neun Geſängen beſingt, bewegt ſich im Gebiete der Märchen von Tauſend und einer Nacht, woher der

Stoff genommen. Der reizenden Einzelheiten, der Meisterzüge in der sprachlichen Kunst findet man auch hier eine nicht geringe Zahl, während dem Ganzen epische Faßlichkeit und Einfachheit mangeln. — — Auch in der Geschichtschreibung wollte er sich bewähren und schrieb „Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—1443", woran die Klarheit der Darstellung zu rühmen ist. — Als ein bedeutsames Moment, womit sich Platen entschieden in den Übergang aus der romantischen Epoche in die der Gegenwart stellt, ist dieses zu betrachten, daß er ganz eigentlich die neueste politische Dichtung bei uns einführte. Die Julirevolution und der polnische Freiheitskrieg veranlaßten ihn zu dieser Initiative. Schon haben wir des Gedichts „an den Kronprinzen von Preußen" gedacht, worin der Ton des politischen Liberalismus nicht undeutlich angeschlagen wird. Stärker geschieht dieses in dem Gedichte „an einen Ultra", welches mit den Worten beginnt:

„Es führt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Strahlenglanz herbei;
Im Finstern, sagst du, schlich sie lang verborgen —
Das war die Schuld der Tyrannei."

Ebenso in dem „an einen deutschen Staat" und in den „Polenliedern", welche mit einem wahren patriotisch-unpatriotischen Ingrimm über Deutschland anheben. Traurig genug, daß er sagen durfte:

„Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlechtres als ein Deutscher seyn."

Wann wird der Tag kommen, der solch ein Wort zu Schanden macht!

Wir schließen unsere Charakteristik mit der Überzeugung, daß Platen bei allen seinen Fehlern der Unsterblichkeit sicherer bleiben wird als Viele, die ihm den Anspruch darauf gern verweigern möchten [1]).

1) Schon haben wir bemerkt, daß er einsam in der Fremde, in Syrakus starb. Bereits 1831 schien er dieses Loos zu ahnen, denn damals schrieb er in dem oben erwähnten Gedichte „an einen Ultra" die Schlußverse:

„Und sollt' ich sterben einst wie Ulrich Hutten,
Verlassen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten,
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu seyn."

Möge er in diesem Geschäfte viele muthige Nachfolger finden — es thut wahrlich noth noch heute. — Was die Ausgaben der Platen'schen Schriften angeht; so ver-

Drittes Kapitel.

Das junge Deutſchland.

Während der franzöſiſchen Reſtauration und unter dem Drucke der deutſchen Reaktion hatte ſich, wie wir geſehn, im Laufe der zwanziger Jahre jenſeits und dieſſeits des Rheins eine eigenthümliche Spannung der jungen Generation bemächtiget, welche theils in mißmuthiger Weltſchmerzlichkeit, theils in Auflehnung gegen politiſche, ſociale und religiöſe Verhältniſſe ſich kundzugeben drängte. In Frankreich, wo dieſe Spannung, zunächſt gleichfalls von Schriftſtellern (wie z. B. von Paul Courier, Beranger, Caſ. Delavigne, Barthelemy, Mery nebſt mehreren Andern) dargelegt, allmälig zur Volksſtimmung geworden und öffentliche Macht erlangt hatte, brach ſie in der Julirevolution als politiſche Nationalthat hervor, wie Ähnliches unter ähnlichen Verhältniſſen in dem vorigen Jahrhunderte geſchehn. Schon haben wir bemerkt, wie die Triebwurzel dieſer geſammten Stimmung und Regung der Geiſt des freien Gemeinſtrebens war, des Strebens nach ſachgemäßer Ausgleichung der Socialverhältniſſe gegenüber der einſeitigen Bevorzugung der Partikulargewalt und der Geltung des individuellen Subjekts. Es war das kommuniſtiſche Princip im weitern Sinne des Worts, d. h. die Richtung auf Herſtellung eines ſocialen Gleichgewichts auf dem Grunde einer angemeſſenen Vertheilung der geſellſchaftlichen Errungenſchaften nach Maßgabe des Verdienſtes, welches ſich in dieſen Bewegungen bekundete. Die Materialintereſſen

---

weiſen wir auf die „Geſammelten Werke" in einem Bande. Stuttg. 1839. (nicht vollſtändig). Dann auf die „Geſammelten Werke" in fünf Bänden. Ebendaſ. 1843. Mit einer Biographie von K. Gödeke. (Seit 1847 neue Ausgab.) Sonſt über ihn (außer andern Darſtellungen in verſchiedenen literarhiſtoriſchen Werken, wie z. B. von Scherr, Henſe u. ſ. w.) J. Minckwitz, „Graf v. Platen als Menſch und Dichter". Leipz. 1838. Gaudy und beſonders A. Kopiſch haben ihm (außer Oden) ſchöne Grablieder geſungen. — Sein gaſtfreundlicher Wirth in Syrakus, Landolina, ließ auf das Denkmal, welches er ihm ſetzte, die Inſchrift eingraben:

Ingenio germanus, forma graecus,
Novissimum posteritatis exemplum.

sollten höhere, gleichsam religiöse Anerkennung finden. Der St. Simonismus und Fourierismus suchten in Frankreich der Sache eine bestimmte Form zu geben. Unter den bezüglichen Schriftstellern ist George Sand (Madame Dudevant) Hauptvertreter dieser social-politischen Erscheinung geworden. In den Romanen derselben wird die Tendenz, welche das junge Deutschland anfangs verfolgte, entschieden ausgesprochen und namentlich auf den Angelpunkt, die Emancipation der Liebe, die freie Ehe, hingedrängt [1]). Andere Volksschriftsteller

1) Wenn auch in völlig anderer Weise und Überzeugung, so doch mit gleicher Geistesregsamkeit steht bei uns Rahel (geborne Levin, nachmalige Varnhagen v. Ense) in den Bewegungen und Beziehungen der neu sich gestaltenden Zeit, mit deren frühesten Anfängen sie schon zusammentraf. Ohne Schriftenthum wirkte sie erwecklicher auf eine weite und reiche persönliche Umgebung, als Viele, die die Literatur an ihren Namen knüpfen. Rahel war durch und durch Persönlichkeit, und hierin lag das Princip der Macht, welche sie üben konnte. Geist und Gemüth, Sinn für das Große wie Kleine, Hingebung an das Gute und Schöne, Liebe zu den Menschen und Glauben an die Menschheit, das waren die Elemente, welche sich in ihrem Wesen zu einem bestimmten Leben sammelten. Wohl mochte sie an eine Freundin schreiben (Briefe 3. S. 528): „Es weiß Keiner, daß es eine solche Person giebt, wie ich eine bin. Nicht von Geist oder Güte, oder Talenten und Verstand; aber von solchem Zusammenhange in Gemüth und Überzeugung." Von Kränklichkeit die längste Zeit ihres Lebens gedrückt, von dem Zwiespalte ihrer Gesellschaftsstellung schwer verletzt, an der Grenze des Todes noch fühlend, daß sie „nur eine Geflüchtete aus Egypten und Palästina sey," die Zerwürfnisse der Zeit empfindend, fühlte sie in sich so sehr wie Einer den Weltschmerz, den sie so geistreich-frei als ernst-tief herauszusprechen weiß. Mit Recht sagt Mundt von ihr: „Sie hatte mit raschen lebensgierigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchlebt und an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen vermocht, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt, was ihr gegeben werden könne und was sie zu fodern berechtigt wäre." Mit genialer Ursprünglichkeit faßte sie das Wahre und das Wesen in Dingen, an Personen und an Verhältnissen. „Überhaupt," sagt W. v. Humboldt von ihr (Briefe an eine Freundin), „war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und sittlichen Wesen." Daß sie auch Göthe's nationale Stellung zuerst richtig gewürdigt, hat schon Varnhagen hervorgehoben. Fast wie Bettina (deren Geist und Herz sie gleich sehr erkannte) spricht sie ihr Entzücken aus über den Mann, dessen Dichtergenius so mancher Deutsche verkennen will (Briefe 3. S. 578 ff.). Rahel's Briefe, durch deren Mittheilung von Varnhagen sich den Dank aller Freunde unse-

in Frankreich versuchten Ähnliches, und die Journalistik bemächtigte sich mehr und mehr dieses Standpunkts, die emancipative Frage immer näher in die Gesammtverhältnisse des Staats und der Gesellschaft vorschiebend.

Bei uns in Deutschland hatte die Restaurationszeit von 1815 bis 1830 dazu gedient, den nationalen Enthusiasmus, dessen sich die Dynastien bedient hatten, um sich von der französischen Oberherrschaft zu befreien, in die Schranken des duldsamen Gehorsams neuerdings zu bannen, den Polizeistaat in seiner vollendeten Form auszubilden und die gesellschaftlichen Freiheiten auf ein Nichts zurückzuführen. Die Thatkraft der Nation wurde gelähmt, dagegen das Buch- und Schulleben in seiner theoretischen Abstraktion gefördert. Die Diplomatie tyrannisirte den Volksgeist, wo immer er sich der Praxis zuwenden wollte. Bereits hatten nun auch bei uns Männer wie Börne, Heine, Menzel und Andere besonders seit der Mitte des dritten Jahrzehnts solchem Entmannungs- und Drucksysteme gegenüber den politischen und socialistischen Oppositionston in der Literatur angeschlagen, als eben die französischen Julitage des Jahrs 1830 der Spannung freieren Zug, der

rer Literatur in hohem Grade erworben hat, sind reine Spiegelbilder der Zeit in ihrem lebendigen Emportreiben aus der Vergangenheit in die Gegenwart, aus dieser in die Zukunft. Der Spiegel selber aber ist der Verfasserin Geist, der sich überall dem rechten Punkte gegenüberstellt. Rahel ist der persönliche Chor in dem großen Drama ihrer Zeit. Sie mahnt und lehrt, sie deutet und verkündigt, und ihre Liebe wie ihr Gedanke nimmt Theil an Allem. Die Geheimnisse eines reichen Menschenherzens liegen vor uns dargelegt, gleichsam ihrer selbst sich unbewußt. Aber es gehört ein Menschenherz dazu, sie recht zu fassen, wie ein kräftiger Arm, um sich im treibenden Bergstrome ihrer Ansichten, Gefühle und Worte auf der Höhe zu erhalten. Nicht leicht sind sonstwo alle Bezüge des Menschenlebens so in einem Menschen verbunden, alle Enden des Daseyns so zusammengerückt, alle Stufen des Gemüthes und der Anschauung so durchstiegen worden als in der Rahel, die individuell war in Allem und echter Mensch in ihrer Individualität. Wie sehr deutsch sie dachte und empfand, sieht man am deutlichsten, wenn man sie mit der Staël vergleicht, der sie an Geist und Bewegung so ähnlich scheint. Göthe nennt Rahel „eine merkwürdige, auffassende, vereinende, nachhelfende, supplirende Natur," die „nicht eigentlich urtheilt, sondern den Gegenstand hat, der, insofern sie ihn nicht besitzt, sie nichts angeht." Er selbst hat keinen Geist bei uns gefunden, der in seiner Art ihm verwandter gewesen.

Mißſtimmung dreiſteren Ausdruck, der ganzen Strömung ungehemmteren Lauf geſtatteten. Mit friſcher, kecker Drängniß warfen ſich jetzt einige junge Talente in die geöffnete Bahn, mehr im Taumel als in nachdrücklicher Haltung die Fragen der Emancipation behandelnd. Es bildete ſich nicht ſowohl aus abſichtlicher Bündnerei als aus der Gemeinſamkeit der Stimmung überhaupt eine Gruppe von Literaten, welche ſich in Ton und Richtung begegneten und eine Art literariſche Kollektivſtellung einnahmen, ohne ſich jedoch zu einer literariſchen Propaganda zu konſtituiren, oder gar mit dem jungen Frankreich, dem jungen Italien und der jungen Schweiz die rein politiſche Stellung zu theilen, wenngleich politiſche Tendenzen und Sympathien bei ihnen ebenfalls ihre Sprache fanden. Es wiederholte ſich in gewiſſer Weiſe die Sturm- und Drangbewegung der ſiebenziger Jahre, in deren Mittelpunkte Göthe ſtand, und gegen welche damals die Eiferer vergebens die Staatsgewalt zu Hilfe riefen. Was dieſe Schriftſtellergruppe, welche unter der Firma des „jungen Deutſchlands" in die Geſchichte unſerer Literatur eintrat, insbeſondere eigenthümlich charakteriſirt, iſt ihre rein norddeutſche, an den Berlinismus ſtark anſtreifende Reflexionsſchärfe; weshalb ſie denn auch alle mehr Kritiker als Dichter ſind und vornehmlich darauf hinarbeiten wollten, die Proſa der Poeſie gegenüber gleichfalls zu emancipiren und ihr ſelbſt Bedeutung und Anſehn der letzteren zu erwirken. Die Veranlaſſung zu der Benennung gab Wienbarg, der im Jahre 1834 ſeine „Äſthetiſchen Feldzüge" der deutſchen Jugend widmete und dieſe bei der Gelegenheit als „junges Deutſchland" anredete. Dieſe Feldzüge trafen nun allerdings mit der Tendenz vieler jungen deutſchen Gemüther von damals zuſammen. Man wollte dem Philiſterium, wie es hieß, wo es ſich immer in unſern Literatur- oder Socialitäts-Verhältniſſen finden möge, den Krieg ankündigen. Im Allgemeinen iſt in dieſer kurzen programmatiſchen Formulirung die Haltung ausgeſprochen, welche die jugendliche Genoſſenſchaft, wenn man dieſe Benennung hier gebrauchen darf, zu behaupten ſuchte. Doch finden wir nur in ihrem erſten Auftreten einen Punkt, in dem ſie ſich beſtimmter eint, während ſpäter ihre Glieder theils die Grundſätze weſentlich änderten, theils gegen einander ſogar in feindſelige Verhältniſſe geriethen, dieſes zumal ſeit dem Strafurtheile des Bundestages, wo-

durch nicht bloß die gegenwärtige Literatur des jungen Deutſchlands verboten, ſondern auch ſeine literariſche Zukunft mit Interdikt belegt wurde. — Das, worauf es nun zuerſt ankam, war eben die Emancipation von den ſocialen Privilegien und ihren Formen, überhaupt von den Beſchränkungen, welche Tradition und Sitte in das geſellſchaftliche Leben eingeführt. Die Berechtigung des ſinnlichen Theils am Menſchen, eben die Verherrlichung des Materialismus, war es hauptſächlich, worauf man zielte. Wie namentlich auch Heine gerade dieſen Punkt vorgeſchoben und ſich damit gewiſſermaßen an die Spitze der neuen literariſchen Generation geſtellt, haben wir ſchon bemerkt. Daß man nun bei ſolcher Tendenz den Konflikt mit dem Chriſtenthume nicht wohl vermeiden konnte, begreift ſich leicht; wie denn Gutzkow in ſeinem Romane „Wally" gerade die antichriſtliche Bewegung mit den ſocialen Fragen in die engſte Verbindung brachte. Von dieſem Punkte aus wurden nun auch vornehmlich die repreſſiven Maßregeln angeregt, welche von Staatswegen dieſe Genoſſenſchaft erfahren ſollte[1]). Außer jener Haupt- und Grundrichtung erhob man ſich noch beſonders gegen jede Autorität in der Literatur. Man wollte den heiligen Schein nicht dulden, der die Häupter derſelben umgab, und Göthe mußte vor Andern ſich gefallen laſſen, daß man ihn entheiligte, obgleich nicht Alle dieſer Unpietät ſich ſchuldig machten; vielmehr hat namentlich Wienbarg in ſeiner bezeichneten Schrift Göthe als den eigentlichen Träger unſerer nationalliterariſchen Hoffnungen hingeſtellt. Die Ehe und ihre Bezüge bildeten aber in dem Kreiſe der jungliterariſchen Bewegung gewiſſermaßen den Mittelpunkt, und hierin ſchloß man ſich zunächſt an die literariſche Richtung an, welche eben in George Sand ihre geiſtreichſte Vertretung fand. Iſt doch die Ehe die beſtimmteſte Socialſchranke gegen das abſolute Naturrecht der Liebe. Man wollte die Freiheit des Weibes verkündigen, um mit freier Luſt ſich in dem Reiche der Weiblichkeit bewegen zu können. Der ſpäter frommgewordene Friedr. v. Schlegel hatte bereits dieſes Thema, wie wir ſchon mehrmals angeführt,

1) Wurde doch Gutzkow eben „wegen der durch die Preſſe begangenen verächtlichen Darſtellung des Glaubens der chriſtlichen Religionsgeſellſchaften," nachdem ihn Menzel im Lit.Bl. öffentlich denuncirt hatte, vom badiſchen Hofgerichte in Mannheim zu dreimonatlicher Haft verurtheilt.

ben in der Lucinde mit großer Vorliebe abgehandelt, der geiſtliche Schleiermacher in ſeinen „Vertrauten Briefen" dazu den Segen gegeben, Woltmann in ſeinen Memoiren des Freiherrn von S—a die genialiſche Phraſe darum gewunden, Werner und andere Freunde der Romantik waren bemühet geweſen, es praktiſch zu machen, Alle aber meinten, Göthe habe ſie zu dem Allen berechtiget, worin ſie freilich irrten. Daß übrigens bei jenen Beſprechungen ſocialer, politiſcher und ſittlicher wie religiöſer Fragen neben dem Unreifen, Willkürlichen und ſchlechthin Verwerflichen manche faule Stellen unſerer Geſellſchaft wie Kultur überhaupt mit Schärfe bezeichnet und mit freimüthiger Wahrheit hervorgekehrt wurden, muß der Unbefangene anerkennen, und wir glauben, daß es förderlicher geweſen wäre, auf die blosgelegten Schwächen zu achten, als Strafe und Bann über ihre Urheber zu verhängen [1]), wodurch mit dem Mitleide für die Verfolgten zugleich die Luſt an ihrer verbotenen Waare ſich bedeutend ſteigerte, eine Luſt, die ſich in dem Genuſſe der Sue'ſchen Mystères de Paris in ärgerlicher Weiſe und Öffentlichkeit überall bethätiget hat, welche ohne allen Paß frei und frank das deutſche Publikum mit Nichtswürdigkeiten verſorgen durften.

Fragen wir nun nach den Vertretern; ſo haben wir Heine bereits als denjenigen bezeichnet, welcher die Initiative zu der ganzen Erſcheinung gegeben, obgleich er nicht eigentlich in der Gruppe ſteht, der man ſpäterhin ausſchließlich jenen Namen beilegte. Ihn traf deshalb ebenfalls das Bundesinterdikt, von dem er ſich durch eine beſondere Eingabe an den Bund zu löſen ſuchte. Daß ſelbſt Menzel, ſpäter der gewaltigſte Ritter gegen dieſe Windmühlen, durch die Keckheit ſeines literariſchen Tons mehr, als er wohl eingeſtehen mag, das jugendliche Freiheitsgelüſt geſtachelt, haben wir theilweiſe ſchon angedeutet. Außer dieſen ſind es nun vornehmlich Laube, Wienbarg, Mundt

1) Das junge Deutſchland wird bei dieſer Gelegenheit (Bundest.Sitzung vom 10. Dec. 1835) charakteriſirt als „eine literariſche Schule, deren Bemühungen unverholen dahin gehen, in belletriſtiſchen, für alle Klaſſen von Leſern zugänglichen Schriften die chriſtliche Religion auf die frechſte Weiſe anzugreifen, die beſtehenden ſocialen Verhältniſſe herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerſtören." Vgl. Collmann, Quellen, Material. u. Commentar des gemein. deutſch. Preßrechts. Berlin, 1844. S. 723.

und Gutzkow, welche die Sippschaft bilden. Neben ihnen giebt es noch Mehrere, die als Parteigänger betrachtet werden können, wie z. B. Kühne, der freilich nach der Sentenz der höchsten deutschen Stelle gleich Andern sich bemühete, die Beziehungen abzulehnen. Überhaupt aber hat sich Ziel und Ton jenes jungen Deutschlands auf unseren neuesten Literatenstand mehrfach vererbt, wennauch mit etwas anderer Färbung. Am entschiedensten haben die Halle'schen Jahrbücher und ihre Führer, z. B. Ruge, zum Theil auch Echtermeyer mehrere Ideen, welche man dort geltend zu machen suchte, wieder aufgenommen. Aus der Philosophie der Hegel'schen Schule wesentlich hervorgegangen, zielte diese neue Phase auch näher auf die Wissenschaft hin. Man wollte in ihr alle Freiheit gleichsam koncentriren und die rechte Form derselben finden. „Die freie Wissenschaft" sollte fortan die feste Burg seyn, in welcher die Emancipation des Geistes Wehr und Waffe bergen konnte. Namentlich war es die belletristische Journalistik, die Feuilletonskritik, worin die alten Stimmen in neuen Variationen sich vernehmen ließen. So wenig wir die Anmaßung und das Koterienspiel billigen mögen, in welchem sich eben dieses jüngste Deutschland zum Theil gefällt, so wenig aus dem nationalen Gesichtspunkte uns die Art behagen darf, womit man die französische Phraseologie und geistreiche Sophistik nachzuahmen sich bemühet, kurz, so unangenehm die ganze forcirte dialektische Feinheit, die selbstgefällige Sprachfertigkeit, vornehme kritische Dünkelei und absonderliche Gedankenschrauberei uns berühren muß; wir erkennen trotz alledem gern an, daß jenes frühere junge Deutschland wie dieser sein Nachwuchs mit Recht das Verdienst ansprechen darf, in unserem geistigen Leben Bewegung erhalten, in unsere politischen, gesellschaftlichen und literarischen Verhandlungen regsames Streben eingeführt und die wissenschaftlichen Aristokratien dem gemeinsamen Nationalbewußtseyn näher gebracht zu haben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, die jungdeutschen Literarpersönlichkeiten, deren Thätigkeit noch rüstig in die unmittelbarste Gegenwart eingreift, in ausgeführter Charakteristik vorzuführen. Es möge genügen, ihre Bedeutung und Stellung mit wenigen Worten zu bezeichnen.

Als der keckſte in der Gruppe trat Heinrich Laube (aus Sprottau in Schleſien gebürtig) hervor, der, mehr lebendig als tief, mehr beweglich als gründlich, die Fragen der Zeit in Heine'ſchem Geiſte behandelte, mit vorlauter Sprunghaftigkeit Alles berührend, über Alles hinwegfahrend, an Nichts den rechten Ernſt der Geſinnung oder des Gedankens ſetzend[1]). Mit dem Talente raſcher Auffaſſung begabt, geiſtreich genug, um den Dingen, Perſonen und Verhältniſſen eine auffallende oder anziehende Seite abzugewinnen, dabei ſprachfertig und formgewandt, mochte er ſich bald die Aufmerkſamkeit des Publikum's und namentlich der Jugend gewinnen, zumal da er in muthigem Schritte auf der Bahn des freien Geiſtes vorwärtsſtrebte. Wie ſeine unbewachte Kritik der gegebenen Zuſtände, ſeine ſchnellfertige, wenig ſchonende Beleuchtung aller und jeglicher Geſellſchaftsverhältniſſe die Strafe der Geſetze auf ſich zog, wie er in dauernder Haft die Luſt des freien Tadels büßen mußte, wollen wir nicht des Weitern berichten, ſondern nur auf dies und jenes hinweiſen, wodurch er ſich in der Reihe der jungen Literaten ſeine Stelle eroberte. Wir können ſeine „Reiſenovellen" (1834—1837) als den Mittelpunkt ſeiner ſchriftſtelleriſchen Vielthätigkeit bezeichnen. Nicht nur liegen in ihnen die Züge der Metamorphoſen, welche Laube in Anſichten und Stimmungen raſch hindurchging, ſondern auch dem Inhalte nach ſammelt ſich darin die ganze eben bezeichnete Vielſeitigkeit ſeiner Bemerkungen über Alles und Jedes in Staat, Geſellſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft, über Perſonen und Verhältniſſe aus allen Regionen des Lebens. Die Dichtung giebt dabei bloß den dünnen Faden einer Handlung, welcher das Ganze zuſammenhält. Das poetiſche Verdienſt ruhet daher nicht ſowohl in dem Reichthume der Erfindung, als in der Art und Weiſe, wie das buntgemiſchte Durcheinander aller möglichen Bezüge in dem freien Hinwurfe des Verfaſſers leichtes Walten und Schalten in Mitte der Anſchauungen, Empfindungen und Gedanken bekundet. Laube erinnert in dieſer Art eher an Thümmel als an Heine, welchem Letztern er jedoch in Ton und Laune näher ſteht. Der Styl iſt ohne Tiefe, hier friſch dort matt, gleich

1) Daß Laube, wie früher ein Fr. Schlegel, Z. Werner und Andere, aus dem emancipativen Taumel in die konſervative Reaktion eingetreten und in Wien ſeinen Liberalismus jetzt freudig opfert, iſt bekannt.

ſpringend in Bewegung und wechſelnd in Bildern, wie die Gegenſtände ſich drängen, ſich verbinden und trennen. Durch das Ganze waltet eine gewiſſe Geſuchtheit, das Gelüſt der Geiſtreichigkeit. Daß uns Laube im zweiten Theile „der neuen Reiſenovellen" Auszüge aus den Briefen von Göthe an Fr. A. Wolf mittheilt, mag bloß als literariſche Notiz hier beſonders hervorgehoben werden. Laube's „moderne Charakteriſtiken" erinnern ſtark an Börne's Beiſpiele, den er jedoch weder an Ernſt noch Geſinnung erreicht. Laube ſpielt in Allem ſeine bewegliche, luftſegelnde und nachläſſige Perſönlichkeit aus, auch in ſeiner „Deutſchen Literaturgeſchichte" (4 Bände 1839), in welcher er ohnedies mehr mit fremden als eigenen Ochſen pflügt. Unter ſeinen Romanarbeiten mögen wohl die „Bandomire" das gehaltenſte ſeyn. Der Roman „Die Gräfin Chateaubriant" leidet an unpoetiſcher Langweiligkeit und Mangel an gründlicher Charakteriſtik. — Daß Laube auch mit dramatiſchen Verſuchen (z. B. den Trauerſpielen „Struenſee" und „Monaldeſchi" ſowie mit dem Luſtſpiele „Gottſched und Gellert") ohne ſonderliches Glück in die Schranken getreten, gehört der Tagesgeſchichte an. Mehr Erfolg wurde dem Drama „Die Karlsſchüler" zu Theil. Wie viel ſich auch gegen dieſe Arbeit aus dem Geſichtspunkte echter dramatiſcher Kunſtausführung einwenden laſſen mag, jedenfalls iſt die Wahl des Gegenſtandes (Schiller's frühere Lebensſchickſale in Stuttgart) ſchon wegen des ſtofflichen Intereſſes, ebenſo die Geſchicklichkeit, womit demſelben eine, wennauch nur flüchtige, dramatiſche Belebung gegeben worden, anzuerkennen. — Gründlicher an Wiſſenſchaft, kräftiger an Geiſt und ernſter an Geſinnung zeigt ſich Ludolph Wienbarg. Ihm war daher auch der Kampf mit den Vorurtheilen und Schranken der Freiheit eine höhere Aufgabe, die Parteinahme an den Zuſtänden des Volks eine tiefere, herzlichere. Er kann nicht ſpielen mit den Spielen, welche die Willkür mit den Rechten der Menſchheit treibt, er muß trauernd zürnen und zürnend trauern, wie z. B. in der Novellzeichnung „Das goldne Kalb" (die in ſeinen „Wanderungen durch den Thierkreis" enthalten iſt). Wienbarg's Kritik iſt halbe Poeſie. Sein Blick iſt frei, ſein Urtheil ſcharf, ſein Ausdruck klar und wohlgebildet, das Ziel der Wahrheit unverkennbar. Viel Schönes bietet in dieſer Hinſicht ſeine Schrift „Zur neueſten Literatur". Seine „Äſtheti-

ſchen Feldzüge" (Vorleſungen, an der Univerſität Kiel gehalten) gehen von dem Gedanken aus (den ſchon Göthe einmal angedeutet)[1]), daß das Schöne und die Kunſt auf eigenthümlichen nationalen Bezügen beruhe und in dieſer Hinſicht keine abſolute Theorie möglich ſey, daß vielmehr die Äſthetik überall eine nationale ſeyn müſſe. Die Schrift enthält bei vielen Halbwahrheiten, bei manchem Schieleuden doch auch des Beherzigenswerthen genug, worauf unſere Schuldoktrin wohl achten könnte. Daß er (gegenüber von Menzel, Heine und Gutzkow) Göthe's nationalliterariſche Bedeutung vollſtändig anerkannte, beweiſt, daß es ihm nicht bloß um Verneinung zu thun war. „Die Wanderungen durch den Thierkreis" bieten eine Sammlung vermiſchter Aufſätze. Anderes, wie z. B. „Die Dramatiker der Jetztzeit" (ein mitunter ſcharfes Wort zu ſeiner Zeit) und Sonſtiges laſſen wir unbeſprochen. Wienbarg's Standpunkt iſt, wie wir vorhin ſagten, ein offener, geiſtesfreier. Er hält ſich an die Idee und möchte zu ihr die Wirklichkeit hinaufziehen, nicht bloß in politiſcher, ſondern auch in literariſcher und jeder menſchlichen Hinſicht. Doch fehlt ihm die produktive Macht. Styl und Sprache iſt im Ganzen gehalten und männlich, nicht immer frei von geſuchter Phraſe. So wenig wir uns Wienbarg's Anſichten überallhin aneignen möchten; ſo ſehr bedauern wir, daß ihn das Schickſal die Macht reaktiver Politik, welche ihm lange Zeit keinen ſichern Platz im Vaterlande gönnen mochte, auf ſo ſchmerzliche Weiſe fühlen ließ. „Es ſchien," ſagt er, „als wenn nicht bloß meine Schriften, ſondern auch meine Perſon in Deutſchland verboten werden ſollte." Als er mit Gutzkow eine Zeitſchrift „Die deutſche Revue" herausgeben wollte, ſorgte W. Menzel mit ſeiner denunciatoriſchen Anklage im Cotta'ſchen Literaturblatte dafür, daß die Staatspolizei dem Unternehmen zuvorkam, ehe es ſeine Schuld oder Unſchuld bethätigen konnte. — In mehr als einer Hinſicht tritt Theodor Mundt neben Wienbarg hin. Beide behandeln weſentlich dieſelben Grundfragen der Geſellſchaft, Beide halten ſich auf der Höhe freier Gedankenbewegung, Beide haben auch in ihren kritiſchen Grundſätzen ungefähr gleiche Ziele. Doch iſt Wienbarg einſchreitender, beſtimmter und meiſtens auch gründlicher, Mundt dagegen eleganter, feiner, aber auch geſuchter, man möchte

1) Werke, Bd. 35. S. 430.

ſagen, patenter. Man merkt ihm den Berliner an (er iſt in Potsdam geboren). Mundt erinnert überall an die Doktrin, während Wienbarg mehr auf dem freien Plane des unmittelbaren Lebens ſich bewegt. Ohne die Gabe lebendiger Phantaſie ſteigert er ſich oft zu dem Scheine derſelben, der ſich aber alsbald ſelbſt verräth. Dabei möchte er gern den franzöſiſchen Eſprit in's Deutſche überſetzen, allein man fühlt dabei zu ſehr die Abſicht, um nicht verſtimmt zu ſeyn. Daſſelbe gilt von ſeinen humoriſtiſchen Anwandelungen, in denen neben der Abſicht ein vollſtändiger Mangel an origineller Laune zu Tage kommt. Mundt befleißiget ſich einer klaſſiſchen Proſa, er will die Proſa ſelbſt zur Poeſie erheben; wie er denn darüber eine eigene Theorie zu bilden ſuchte, die er in der Schrift „Die Kunſt der deutſchen Proſa" (1837) dargelegt. In dieſer Schrift ſind die vielen treffenden literarhiſtoriſchen Bemerkungen nicht das Geringſte, was uns intereſſiren mag. Sehen wir von dem verkehrten Grundgedanken ab und laſſen wir uns namentlich auch hier nicht durch die gezwungene ſelbſtbewußte Haltung ſtören, ſo können wir viele ſtyliſtiſche und andere Bemerkungen und Anſichten wohl zu den unſrigen machen. Daß Mundt hauptſächlich wegen der Schrift „Madonna" (Unterhaltungen mit einer Heiligen 1835), in die bundestägliche Vernehmung eingeſchloſſen wurde, iſt bekannt genug. Mundt hat ſich in Vielem verſucht. Seine novelliſtiſchen Produktionen entbehren des poetiſchen Lebenspunktes; daſſelbe gilt von dem hiſtoriſchen Romane „Thomas Münzer". Beſſer gelingt ihm die kritiſche Charakteriſtik und Reiſeſchilderung. Dort iſt er durch rege journaliſtiſche Thätigkeit wie literarhiſtoriſches Schriftthum bemerkenswerth. „Die kritiſchen Wälder", mit denen er 1835 auftrat, die Zeitſchrift „Der Zodiakus", ebenſo „Die Dioskuren für Kunſt und Wiſſenſchaft", auch „Der Freihafen" ſind Zeugen ſeiner literariſchen Rührigkeit, wie die Vorleſungen über „die Geſchichte der Literatur der Gegenwart" (1842)[1]) eine anerkennungs-

1) Mundt giebt dieſe Vorleſungen als eine Fortſetzung der „Geſchichte der alten und neuen Literatur" von Fr. v. Schlegel. 1845 hat er eine „allgemeine Literaturgeſchichte" herausgegeben, welche jedoch zu ſehr an Oberflächlichkeit und, man möchte ſagen, an Blaſirtheit leidet, um für ein bedeutſames Werk im Gebiete der Literaturgeſchichte gelten zu können. Daß Mundt auch das Verdienſt hat, „die Lebensnachrichten über B. Barth. Niebuhr" herausgegeben zu haben, mag nur beiläufig bemerkt werden.

werthe Geſchicklichkeit in der Behandlung der literargeſchichtlichen Aufgaben erweiſen. Freilich tritt hier der oben gerügte Mangel an entſchiedener Färbung, desgleichen an genetiſcher Entwickelung und gründlicher Kritik mitunter doch etwas ſtark hervor. In den „modernen Lebenswirren", mehr noch in den „Charakteren und Situationen", in den „Spaziergängen und Weltfahrten", ebenſo in der „Völkerſchau auf Reiſen" bewährt Mundt dagegen vielfach ein ſchönes Talent der Auffaſſung und Schilderung [1]). Sein Verſuch der „Äſthetik" trägt zu ſehr die Prätenſion einer hinaufgeſchraubten doktrinellen Abſtraktion, als daß wir für unſere Perſon damit hinlänglich ſympathiſiren könnten. — Obwohl dem verurtheilten Jungdeutſchland nicht beigezählt, ſteht doch dem Geiſte und der Richtung nach F. Guſt. Kühne aus Magdeburg auf dieſer Seite. Er behandelt dieſelben Fragen und ſtellt ſich dabei auf denſelben Standpunkt der Auffaſſung wie des Ziels. Was ihn jedoch eigenthümlich charakteriſirt und von den Andern unterſcheidet, iſt die größere Milde des Urtheils, die geringere Schärfe und Dreiſtigkeit in der Bezeichnung der ſchwachen Punkte, die höhere Mäßigung in der oppoſitionellen Ausſprache. Kühne erweiſet in ſeinen Zeitanſichten einen idealeren Sinn, als die eigentlichen Heinejünger es thun. Zugleich bemerkt man an ihm eine innigere Betheiligung an den philoſophiſchen Problemen und Strebungen der Gegenwart; verſchmähete er es doch nicht, ſich auf Hegel'ſche Begriffsdialektik und auf Strauß'ſche theologiſche Neologien einzulaſſen. Was wir an ihm vornehmlich zu rühmen finden, iſt das Streben, die Sprache der freien Literatur auf die Wiſſenſchaft anzuwenden, was ihm namentlich in ſpäteren Darſtellungen mehrfach gelingt. Seinen Novellen fehlt indeß wie denen Mundt's die poetiſche Ader; weshalb ſie denn auch mehr durch ihre reflexive Geiſtigkeit als durch echte Erfindung, Friſche der Belebung anſprechen. Gleich ſeine früheren Dichtungen auf dieſem Felde, wie z. B. „Eine Quarantäne im Irrenhauſe" zeigen ſofort jene Unmacht der poetiſchen Anlage; doch giebt dieſe letztere ein rühmlich Bemühen kund, Philoſophie und

1) Mundt iſt mit der als Schriftſtellerin bekannten Louiſe Mühlbach verheirathet, von deren Romanen er ſelbſt ſagt, „daß darin für die ſocialen Konflikte der Zeit Verſöhnung erſtrebt werde." Über Einiges von dieſer im Fache der Novelliſtik überaus fruchtbaren Dichterin ſoll weiter unten Nachricht gegeben werden.

Leben nach ihrem Wechselbezuge zu vermitteln; wobei freilich Unsicherheit und Verwirrung der Begriffe noch in allzuhohem Grade bemerkbar wird. Die „Klosternovellen" lassen einen Fortschritt zu höherer Klarheit sehen und verdienen in der Art, wie historische Verhältnisse vom Standpunkte poetischer Auffassung des Lebens besprochen werden, Aufmerksamkeit; auch empfehlen sie sich durch eine reine, durchgebildete und lebendige Sprache, wenngleich auch ihnen das eigentlich poetische Interesse abgeht. Die „Sospiri. Blätter aus Venedig" erweisen eine gemüthliche Auffassung der angeschauten Gegenstände und Verhältnisse. Außer diesem möchten wir besonders noch an Kühne's „Männliche und weibliche Charaktere" erinnern, worin die lebendigsten und reinsten Porträts aus der Literaturwelt dargestellt werden (z. B. Rahel und Bettina). Mehr noch ziehen die „Porträts und Silhouetten" an (1843), in denen literarische, publicistische und andere Interessen der menschlichen Gesellschaft auf eine Weise besprochen werden, die ebensosehr durch Freimüthigkeit als Wahrheit und verständlich-schöne Darstellung Beifall gewinnen muß.

Wenn wir Karl Gutzkow (aus Berlin gebürtig) unter denen, welchen Ruhm und Tadel, Gunst und Strafe für ihre jungdeutsche Stellung zu Theil werden sollte, zuletzt erwähnen, so geschieht es, weil wir in ihm die bedeutsamste und vielseitigste Vertretung und Ausführung jenes Standpunkts anzuerkennen haben[1]). Wir hätten deshalb wohl Vieles über ihn zu sagen, wenn eine umfassende Charakteristik hier gestattet wäre. Gutzkow spielt alle Töne durch, welche seit der Julirevolution der deutsche Liberalismus angeschlagen. Wir vernehmen von ihm die Stimme Rousseau'scher Naturfreiheit und kritischer Kampflust, womit er in „den Briefen eines Narren an eine Närrin" (1832) rüstig stürmend und sprunghaft verworren, jedoch nicht ohne interessante und geistvolle Streifzüge in das Gebiet der damaligen Zeitverhältnisse, die Bahn der jungen Dränger beschritt; wir fühlen die feine Schärfe in seinem Romane „Maha-Guru" (1833), der Tibet und China in vergleichende Beziehung zu unserer Gegenwart stellen soll; wir lesen die empörerischen Zweifel, mit denen er in der „Wally" (1835) (auch in

1) Gutzkow's „gesammelte Schriften" sind mit Ausnahme der dramatischen in Frankfurt a. M. 1845 ff. in 12 Bänden erschienen.

der Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über Schlegel's Lucinde) das Chriſtenthum verwirft, den Kultus des Fleiſches predigt, in der keckſten, aber auch zugleich poeſieloſeſten Weiſe die Gelüſte eines emancipativen Abſolutismus vor Augen ſtellt. In ſeinen „Öffentlichen Charakteren" webt die Luft der friſchen Ironie bei lebendig-ſcharfer Zeichnung, wie ſie bei Heine uns entgegenkommt, während in der Tragödie „Nero" (1835) zum Theil wohl die tiefen Wehen des Weltſchmerzes veranſchaulichet werden ſollen in dem Parallelismus der zerriſſenen Gegenwart und des zerfallenden mächtigen Roms. Schon in dieſem Stücke begegnen uns (was mehr oder weniger alle folgenden dramatiſchen Produktionen Gutzkow's eigenthümlich charakteriſirt) einzelne gelungene Partien ohne konſequente Haltung und Durchführung einer dramatiſchen Idee durch das Ganze. Begleiten wir Gutzkow weiter auf ſeinem Wege; ſo finden wir ihn, nachdem ihn der olympiſche Blitzſtrahl getroffen, die Pfade der Mäßigung ſuchen, ohne jedoch den alten Sympathien ſich zu entfremden. Längſt von Menzel getrennt, mit dem er einige Zeit gemeinſchaftlich gearbeitet, und der ihm wegen ſeines „Maha-Guru" (1833) das Zeugniß eines Dichters ausgeſtellt, in welchem Tieck's und Steffen's Kunſt ſich einen ſollen, mit jedem Schritte vorwärts an Selbſtſtändigkeit gewinnend, wendete er ſich fortwährend, wenngleich beſonnener, den einzelnen Tendenzen des neuen Geiſtes zu, ſtraft vor Allem jenen Kritiker ſelbſt wegen ſeiner anmaßlichen reaktionären Sittlichkeitsprincipien und ſeines literariſchen Pabſtthums, vertheidigt in der ſehr anziehenden Schrift „Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" (1836) dieſen König unſerer Dichtkunſt, den Menzel hatte abſetzen wollen und an welchem er ſelbſt einſt jugendlich unreif ſich verſündigt, ſpricht in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte der neueſten Literatur" (1836) mit flüchtiger, oft ſchlagender, ebenſo oft aber unmotivirter Kritik über mancherlei Schriftſteller und Sachen nicht ohne zufälliges Durcheinander, ſpielt in dem an geiſtvollen Einzelheiten nicht armen, im Ganzen aber verfehlten und an langweiligen Ausführungen reichen humoriſtiſchen Romane „Blaſedow und ſeine Söhne" (1838) mit J. Paul'ſcher Muſe in die Lebensfragen über, verſucht mit Kunſt und Erfolg im „Leben Börne's" dieſes Ehrenmannes Rettung gegen Heine, will durch ſeine dramatiſchen Arbeiten der Bühne aufhelfen, in-

dem er die Zeitbeziehungen im Sinne des Zeitgeistes treffend pointirt, und bewegt sich sonst kritisch vielgewandt auf den Spitzen der literarischen und anderer Erscheinungen der Gegenwart. In seinen wissenschaftlichen Schriften, z. B. „Zur Philosophie der Geschichte", waltet der Mangel an Gründlichkeit zu sehr vor, als daß auch das Geistreiche, welches er uns bietet, nachdrücklich genug wirken möchte. In seinen Reiseberichten finden wir ihn (einige wohl gelungene Porträts und Schilderungen abgerechnet) zu oberflächlich, zu wenig eindringend in die Zustände und Verhältnisse; so z. B. in den „Briefen aus Paris", worin die Beschreibung der Deputirtenkammer vortrefflich, die Charakteristik Louis Philipp's dagegen ohne hinlängliche Einsicht und historischen Ernst ist. In den „Zeitgenossen" dagegen (die er unter dem Namen Bulwer zuerst herausgab, die aber später unter dem Titel „Säkularbilder" theilweise umgearbeitet erschienen) bekundet sich eine nicht geringe Kunst in Auffassung und Zeichnung. Gutzkow ist durchaus ein Mann des Talents, das sich indeß bei ihm gern die Miene des Genies geben möchte. Der Verstand führt die Herrschaft und gestattet der Phantasie keine selbstständige Bewegung. Er besitzt die Gabe eines scharfen Anatomen, nicht aber die eines philosophischen Physiologen, der es versteht, aus dem anatomischen Detail das lebenvolle Ganze zu gestalten. Er ist ein subtiler Dialektiker, aber kein genialer Schöpfer, der die Dinge in ihrer Tiefe auffaßt und auf die Höhe der Idee zu reiner Anschauung erhebt. Gutzkow ist kein Poet, nicht einmal in dem Sinne wie solches Lessing war, mit dem ihn Einige vergleichen möchten, dem er aber weder in der Gründlichkeit und Schärfe des Denkens noch viel weniger in der Gediegenheit und Vielseitigkeit des Wissens, weder in dem großartigen Betriebe der Kritik noch in dem Ernste der Wahrheit und in der klassischen Bedeutsamkeit des sprachlichen Ausdrucks vergleichbar ist. Lessing dichtete freilich keine Novellen, wohl aber dichtete er wie Gutzkow Dramen und hier begegnen sich Beide. Doch übertrifft Lessing den Genossen des jungen Deutschlands an der Kunst des dramatischen Plans, der dramatischen Entwickelung und Haltung der Handlung, an Wahrheit, Geist und Bestimmtheit in der Charakteristik, an Frische und drastischer Triebsamkeit des Dialogs, endlich selbst an Bühnenmäßigkeit und nachhaltiger theatralischer Wirk-

ſamkeit. Gutzkow leidet zu ſehr an einem ſpecifiſchen Tick in der Behandlung ſeiner dramatiſchen Conceptionen. Er gefällt ſich darin, die Wirklichkeit gewiſſermaßen auf den Kopf zu ſtellen und das Geſuchte an den Platz der natürlichen Wahrheit zu ſetzen. Er will ungewöhnlich ſeyn und wird gezwungen, er ſtrebt nach dem Scheine pſychologiſchen Scharfſinns und wird unpſychologiſch geſchraubt, er ſucht den Effekt und verliert ihn über dem Suchen. So entflieht ihm denn meiſtens (auch in den Novellen) die Unmittelbarkeit des Lebens, indem er es nach ſeiner künſtlichen Auffaſſung umzuarbeiten bemühet iſt. Wie Gutzkow nirgends recht zu Ruhe kommt, ſondern überall mehr oder minder nur Verſuche macht und im Verſuche gleichſam ſchmachtet nach Verſuch; ſo treibt es ihn auch auf dramatiſchem Gebiete aus einem Standpunkte in den andern, aus Tendenz zu Tendenz. Gutzkow ſteht in ſeinen Dramen faſt ausſchließlich unter dem Principe der Gegenwart, ohne daß es ihm gelingt, die Intereſſen der Gegenwart in ihrem allgemein menſchlichen Bezuge darzuſtellen. So kommt es, daß er mit ſeinen Produktionen über die Tragweite des Tags nicht hinausreicht. Er jagt nach Pointen, die ganze Handlung wird darauf angelegt; daher ſind ſeine Dramen meiſt ohne organiſche Innerlichkeit, eben nur für den augenblicklichen Effekt berechnet, dem ſie ſelbſt kaum genügen, weil die Pointenblüten zu weit aus einander ſtehn. Die Charakteriſtik iſt mehr ſcharf liniirt als nach dem Leben durchgezeichnet, die ganze Ausführung mehr eine abſtrakt-dialektiſche Kunſtübung als Dialektik der lebendigen Handlung ſelbſt. Schwerlich wird daher Gutzkow auf ſeinem Wege unſerer dramatiſchen Dichtung aufhelfen, ſo ſehr auch ſeine Stellung ſich über die gewerbſame Mittelmäßigkeit der meiſten Mitarbeiter auf dieſem Felde unſerer Literatur erhebt, und ſo ehrenwerth ſein Bemühen iſt, der Bühne durch Geiſt und Styl eine höhere Richtung zu vermitteln. Aus der angedeuteten Stellung Gutzkow's zur dramatiſchen Dichtung erklärt ſich, wie die Zeitkomödie ſeiner poetiſchen Befähigung näher liegt, als das ernſte Schauſpiel oder gar die Tragödie, obwohl er nach dieſen Richtungen hin ſich mehrfach verſucht hat, wie z. B. im „Richard Savage", im „Patkul", im „Wullenweber" und zumal im „Uriel Acoſta"[1]).

1) Gutzkow, dramatiſche Werke 1842 ff.

Es wird sich indeß Gelegenheit bieten, auf Einiges aus diesem Gebiete weiter unten zurückzukommen, ebenso wie auf die novellistischen Leistungen unseres Autors, in denen er meistens nach gleichen Grundsätzen und mit gleichen Tendenzen verfährt. Auch hier vertritt die Absichtlichkeit die frische Ursprünglichkeit, auch hier muß die künstliche Motivirung die natürliche vielfach ersetzen, auch hier endlich verdrängt die kritische Reflexion, die dialektische Subtilität und räsonnirende Weisheit das warme Leben und die anschauliche Individualisirung der Idee mittels Handlung und eigenthümlicher Färbung. Die Phantasie übergiebt ihre kunstbildende Rolle dem Verstande, welcher, oft geschickt genug, den Schein der Dichtung sich anzueignen weiß. Auch die jüngste umfassende Arbeit Gutzkow's in diesem Fache, deren wir später ausführlicher gedenken wollen, wir meinen den Roman „Die Ritter vom Geist", trägt ganz jenen Charakter. Daß übrigens eine unbefangene Würdigung, wenn sie von dem Mangel an eigentlich durchgreifender poetischer Produktivität absehen will, auch in diesen Werken des Verfassers eine reiche Ader von Geist und eine nicht geringe Zahl dichterischer Schönheiten zu finden hat, glauben wir kaum besonders bemerken zu müssen; wie denn wohl zu sagen ist, daß Gutzkow überhaupt sich durch eine Art poetischen Aphorismus eigenthümlich charakterisirt. Als auffallend dürfte bei ihm noch der Umstand bezeichnet werden, daß er der lyrischen Dichtung wenig oder gar nicht mächtig ist, wenn sich die Erscheinung nicht eben aus den hervorgehobenen Eigenschaften seines literarischen Gesammtcharakters erklären ließe. Gutzkow ist, wir wiederholen es, ein Mann des Talents, und zwar eines ausgezeichneten Talents, dessen Vielseitigkeit sich in nicht gewöhnlicher Weise bethätiget. Jedenfalls dürfen wir ihn, so wie er ist, ohne Bedenken unter den Literaten der Gegenwart mit in die erste Reihe stellen. Besonders darf die Kritik seinen Namen den Besten unter ihren gegenwärtigen Trägern zugesellen; nur bleibt zu wünschen, daß er es über sich hätte gewinnen können, die persönliche Bitterkeit und Laune in der Wahrheit der Sache mehr, als der Fall ist, aufgehen zu lassen.

Viertes Kapitel.

Die neueste Dichtung und ihre Vertreter [1]).

Blickt man über die weite Ebene unserer Tagesliteratur, wie sie sich seit 1840 und etwas weiter zurück vor uns ausbreitet, so fühlt man sich von der Masse der Erzeugnisse und dem Gewühle der Dichtermenge fast erdrückt und einer Überschau kaum gewachsen. Nach allen Seiten hin greift die Produktion aus, alle Wege werden versucht und alle Motive erschöpft. Die Standpunkte, Ziele und Formen laufen in buntem Wechsel durch einander, darin sich begegnend, daß sie meistens dem Zeitgeiste in seiner unmittelbaren Erscheinung dienstbar sind. Ein unruhiges Umthun nach Stoffen, ein drängendes Haschen nach augenblicklichen Effekten, ein unsicheres Hinüber- und Herüberbewegen zwischen den Tendenzen, ein Durchprobiren aller gegebenen stylistischen Mittel, ein forcirtes Streben nach Neuem, Auffallendem, nach Geistreichem und Absonderlichem kann dabei bemerkt werden. Die Musen fahren mit der Eile und dem Eifer der Geschäftsleute. Es liegt ihnen Alles daran, hier und dort so schnell als möglich anzukommen; was die Fahrt an sich Schönes oder Anziehendes zu bieten haben mag, darum kümmern sie sich nicht allzuviel. Sie machen eben Geschäfte, und wer Geschäfte macht, denkt wenig an die Blumen, die am Wege blühen, an die Landschaften, die seine Bahn umgeben. Übrigens bringen sie uns doch manche liebe Gabe, manches klassische Erzeugniß, und selbst die Vielseitigkeit, die eilfertige Betriebsamkeit, die Spitzen der Zeitinter-

1) Wir können nicht alle Schriften, welche die Literatur der Gegenwart behandeln, hier namhaft machen. Es genügt, an Einiges zu erinnern. So z. B. an Prutz, „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" 1847; an Hense's und Scherr's Schriften über die neueste Literatur; an Gödeke's „Deutschlands Dichter von 1813—43"; ebenso an Ruge's „Über die gegenwärtige Poesie, Kunst und Literatur", im 3ten Bande seiner sämmtlichen Werke. „Die deutsche Dichterhalle des neunzehnten Jahrhunderts" von J. Schenckel, Mainz 1850 ff. empfiehlt sich dadurch, daß sie mit ziemlich ausführlichen biographisch-literarischen Notizen eine meistens geschmackvolle Auswahl von Beispielen verbindet, obwohl sie in Absicht auf die Zahl der Namen andern (z. B. auch Gödeke's) Werken der Art nachsteht.

essen zu berühren, veranlaßt oft ein unvermuthetes Hervortreten schöner Talente, ein kräftiges Aufblühen bedeutsamer Zweige hier und dort und einen seltenen Verkehr in Ansichten, Kenntnissen und Gedanken.

Neben die Menge ursprünglich nationaler Literaturerzeugnisse in den beiden letzten Jahrzehnten tritt noch ein fast ungemessener Ertrag in Übersetzungen aus allen Ländern, die sich der Pflege der Muse erfreuen. Unter dem vielen Mittelmäßigen, selbst Schlechten, was hier geboten wird, findet sich doch manche Arbeit, welche durch die Kunst ihrer Ausführung als eine werthvolle Bereicherung unserer Nationalliteratur zu bezeichnen ist, so daß sie in einer vollständigen Geschichte der letzteren nicht unberührt bleiben darf.

Wollen wir nun einige Übersicht über diesen literarischen Markt gewinnen; so ist wohl am zweckmäßigsten, wenn wir hier, wo keine persönlichen Vertretungen sich in vorherrschendem Maße geltend machen, die Dichtarten selbst zu Kategorien unserer Darstellung nehmen und Dichtungen wie Dichter darunter zu gruppiren suchen.

Wir beginnen mit der rhythmischen Kategorie und wählen diesen umfassenderen Ausdruck statt des engeren lyrischen, um darunter auch die episirenden Versuche aufzuführen, welche mehreren Theils nach Richtung und Ton nahe am eigentlich lyrischen Gebiete vorüberstreifen. Hier haben wir nun sofort zu bemerken, daß seit den Zeiten der Minnesänger wohl keine Epoche in unserer Nationalliteratur existirt, in welcher die Sang-Dichter sich so gedrängt haben, als in den zwei letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Man sollte meinen, Uhland's bekannter „Aufruf zum Gesange" habe erst die Juli-Sonne von 1830 erwartet, um die Sängerlust in allen deutschen Gauen zu wecken und zu beleben. Ohne bestimmte sachliche Ordnung und Folge zu beobachten (was deswegen sein Mißliches hat, weil hier dieselben Dichter oft verschiedene Richtungen lyrischer Poesie vertreten), wollen wir nur die hauptsächlicheren Namen zu flüchtiger Anschau heranführen, dabei die Geographie als Wegweiserin wählend. Und so beginnen wir, um von Osten nach Westen vorzuschreiten, mit Österreich, woher uns mancher Gesang herübertönt. Wer hätte nicht Lenau's (Niembsch von Strehlenau) melancholisch-dumpfe Stimme vernommen? Aus Ungarn gebürtig, verwebt er in seine Lieder die cha-

rakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Landes und Volks, nicht ohne Kunst lebendiger Schilderung und frischer Anschaulichkeit. Von nationalem Freiheitssinne getragen, fühlte er Polens Geschick und sang es in seinen „Polenliedern". Im Ganzen aber ist er weniger politischer als ganz eigentlich elegischer Dichter. Lenau's poetischer Ruhm ruhet überhaupt wesentlich auf seinen lyrischen Gedichten, womit er zuerst 1832 aufzutreten begann und die später in öfteren Auflagen erschienen sind. 1838 kam noch eine Sammlung „Neuerer Gedichte" hinzu, und die spätere Ausgabe (1844) enthält weitere Vermehrung. Für das epische Fach, worin Lenau sich mit den „Albigensern" und mit dem „Savonarola" versucht hat, fehlt ihm die objektive Weltanschauung und plastische Phantasie. Nicht mit Unrecht hat Prutz diese zwei epischen Versuche nebst dem „episch-dramatischen Faust" als ebensoviele Stadien des Fortschritts in dem Bewußtseyn des Dichters selbst dargestellt, indem er im Faust das Ringen desselben zwischen Glauben und Erkennen, im Savonarola die philosophische Skepsis und Krisis seiner Weltanschauung und in den Albigensern den Siegesgesang der Freiheit, als Zeugniß seines Eintritts in die moderne Bildung, erkennen will. Sehen wir indeß von dieser subjektiven Bedeutung der drei Dichtwerke ab und fassen dagegen den Dichtwerth an und für sich in's Auge; so können wir keinem nachrühmen, daß es den poetischen Foderungen entspricht. Der Savonarola schleppt sich in monotoner Bewegung unlebendig fort, nur hier und da in einigen lyrischen Ergüssen zu höherer Stimmung aufsteigend. Frischer lautet der poetische Ton in den Albigensern, welche in Gedanken und Darstellung viel Gelungenes enthalten. Übrigens mangelt auch ihnen Alles, was zu einer eigentlich epischen Dichtung gehört. Wir finden eine Reihe meistens ansprechender Situationen, eine Anthologie oft treffender Reflexionen, aber keine Entfaltung einer Idee im Fortschritte der Handlung. Am wenigsten genügt der „Faust". Er ist ein unerquickliches Zeugniß eines in sich verödeten Bewußtseyns, ein mehr gesuchter, als natürlich sich ergebender Kampf zwischen Theismus und Pantheismus, wobei sich uns ein Bilderschwall entgegendrängt, der, wenn auch einiges Originelle bietend, doch meist in's Abenteuerliche und Geschmacklose hinübertreibt. Wenige schöne lyrische Einzelheiten

abgerechnet, hat dieſe Dichtung weder rechten Sinn noch Verſtand. Verweilen wir noch einen Augenblick bei Lenau's Lyrik; ſo hat auch ſie vielfach mehr poetiſchen Schein als Realität. Zunächſt leidet ſie eben zu ſehr an dem Drucke des Weltſchmerzes, als daß ſie die nöthige Kunſtfreiheit offenbarte. Die Natur, welche bei Lenau den Angelpunkt ſeines Liedes bildet, erſcheint ſo dunkel als das Leben, das er auf ihrem Grunde leben will. Charakteriſtiſch genug ſingt er von ihr:

„Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den ſie mir als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz."

Dieſer weltſchmerzliche Drang treibt ihn dann auch zu den gewaltigſten Bildern, zu allerlei Phraſen-Symbolik, worin er das ungeheuere Weh der Selbſtzerriſſenheit, des unſeligen Zweifels darſprechen will. Überhaupt ermangelt er der Kunſt des einfachen ungezwungenen Ausdrucks, wie ihn die muſikaliſche Lyrik fodert. Lenau hat mehr Empfindungsgedanken als reine Empfindung; es fehlt ihm bei unverkennbarer Poeſie des Naturgefühls im Ganzen die Gabe unbefangener Individualiſirung des Gemüths. Außerdem leidet ſeine Lyrik nicht wenig an Monotonie, indem dieſelben Stimmungen in nicht ſehr bedeutſamen Variationen immer wieder zum Vortrage kommen. Am glücklichſten iſt Lenau in den lyriſchen Schilderungen heimatlich-nationaler Beziehungen; wie denn z. B. die „Heideſchenke" und die „Werbung" trefflich gelungene Bilder aus dieſem Kreiſe bieten. Sonſt weiſen wir noch insbeſondere auf den Romanzenkranz „Klara Hebert" hin, in welchem ſchöne poetiſche Züge, welche noch anſprechender ſeyn würden, wenn der Dichter ſie mit geringerer Redſeligkeit umſchleiert hätte. Daß Lenau in unglücklichen Wahnſinn verfallen [1]), iſt bekannt, bei dem Hinblicke auf ſeine Natur und ſein Streben aber kaum verwunderlich. — Anaſtaſius Grün (mit ſeinem wahren Namen Ant. Al. Graf v. Auersperg) aus Laibach in der Krain mag nächſt Lenau

1) Lenau hatte ſchon früher mehrfache Anwandelungen tiefſinniger Schwermuth. In den eigentlichen Wahnſinn gerieth er erſt 1844 und blieb darin bis an ſeinen Tod, welcher 1850 erfolgte. Die letzte Ausg. ſeiner Gedichte (Taſchenausg.) erſchien in dieſem ſelben Jahre.

zumeist unsere Aufmerksamkeit verdienen. Er gehört ganz eigentlich der politischen Tendenzdichtung an, und vielleicht trugen die Erinnerungen an die Kongreßbeschlüsse, welche von seiner Vaterstadt aus der strebenden Generation entgegentraten, mit dazu bei, den geborenen Grafen zu seinen bürgerlichen Freiheitsgesängen aufzuregen. Wir haben schon bei mehreren Gelegenheiten in dieser Geschichte unsere Ansicht über die politische Poesie ausgesprochen. Die Politik hat ihr Recht zu poetischer Darstellung wie alles Menschliche, es kommt nur darauf an, daß sie sich aus der rein specifischen Tendenz auf die Höhe des idealen Kunstausdrucks erhebe. Auch der Patriotismus, der kriegerische wie friedsame, darf sich im Liede seine Stimme nehmen, nur muß er den Parteigeist zum Fluge freier Phantasie emporsteigen lassen. Unsere deutsche Literatur ist vor andern reich an politischer Poesie. Wie der Gesang unserem Volke gleichsam nationales Bedürfniß ist, wie es ihm all sein Fühlen, Denken, Streben von Anbeginn vertrauet hat; so pflegte es auch das politische Lied und nicht bloß das specifisch-nationale, sondern auch das kosmopolitische. Wir haben Polenlieder und Griechenlieder, Tscherkessen- und Türkenlieder. Unsere Dichter haben die französische Revolution besungen, wie sie des eigenen Volks Erhebung gefeiert. Die specifisch-nationale politische Lyrik nahm bei uns seit dem ersten Ankämpfen gegen Frankreich in Tyrol und Österreich einen neuen Schwung, der durch die Siege seit 1813 sich zu mächtigen Flügelschlägen treiben ließ. Wir haben schon in der Geschichte der Romantik die patriotische Lyrik dieser Zeit erwähnt. Nachdem mit der Beschwichtigung der Nationalbegeisterung unsere Poesie sich der Nationalpolitik einige Zeit hindurch weniger angenommen, war es der Druck der Reaktion, welcher gegen Ende der zwanziger Jahre, wie wir z. B. bei Heine gesehn, den Ton der politischen Muse wieder weckte, der durch die Julirevolution an Höhe, Kraft und Vielseitigkeit mehr und mehr gewann, so daß er seitdem in unserer Lyrik fast über Wunsch und Recht vorlautet. Parteieifer, individuelle Laune und Mißstimmung, einseitiger Jugenddrang und Egoismus haben hier öfter das Wort geführt als die Poesie selbst; allein dennoch ward manches Lied geboren, das Göthe's Wort „Ein garstig Lied, pfui! ein politisch Lied" zu Schanden macht. Im Ganzen aber bietet sich allerdings mehr Spreu

als echtes Korn in der großen Menge unſerer neupolitiſchen Lieder, die öfter der Ärger als die freie Muſe diktirt hat [1]). Nachdem Grün mit den „Blättern der Liebe" (1830) ſeine Dichterbahn begonnen und im „letzten Ritter" friſchen Muthes darauf fortgewandelt war, ſtellte er ſich mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" (1831) in die vorderſte Reihe der neueſten politiſchen Dichter, welche die Julirevolution bei uns erweckte. Dieſe Dichtungen, die in der literariſchen Herberge des jungen Deutſchlands (Hamburg bei Campe) erſchienen, ſingen das Lied der revolutionären Julitage mit zwar etwas vielen, doch oft auch kräftigen Worten. Man könnte ſie im Ganzen eher verſificirte Betrachtungen und Strafpredigten als poetiſche Geſänge nennen. Ihre Tendenz iſt vornehmlich öſterreichiſch-patriotiſch.

„Freiheit iſt die große Looſung, deren Klang durchjauchzt die Welt."

Wer hätte ein ſolches Wort von einem Wiener Poeten, der noch dazu ein Graf, erwarten mögen? Wir finden in Grün die öſterreichiſchen Dichterfarben, welche ſich vornehmlich in der großen Bilderpracht kundgeben. Phraſe drängt auch bei ihm die Phraſe, Blumen überwuchern ſich einander und die ſinnliche Symbolik verſteigt ſich nur zu oft in das Überſchwengliche und in die gezwungenſte Unnatur. Die rechte Empfindung erliegt unter der Maſſe des Materials, welches ihr zum Ausbau dienen ſoll. Rechnet man noch dazu die Sucht nach Gegenſätzen, die oft in der ſonderbarſten Stellung zu einander auftreten müſſen, das fade Hineinſpielen von tändelhafter Laune in den Ernſt der Gedanken oder Gefühle, die ganze ſtyliſtiſche und rhythmiſche Schwerfälligkeit und Härte; ſo kann der reine Geſchmack mit den poetiſchen Gaben dieſes Wiener Poeten ſich keineswegs überall befriedigen, ſo gern man auch anerkennt, daß ihm die Muſe wohl zugelächelt und die Mittel zu ihrem Dienſte nicht verſagt hat. Daß man an Grün eine Art unſichere Miſchung von Heine'ſcher Leichtfertigkeit und Schiller'ſcher Kothurnerhabenheit bemerken muß, trägt nicht dazu bei, ſeinen

1) Unſere frühere politiſche Lyrik hat Hoffmann v. F. in der (freilich ziemlich unvollſtändigen) Sammlung „Politiſcher Gedichte aus Deutſchlands Vorzeit" (1842) zu vergegenwärtigen geſucht, während H. Marggraff „Politiſche Gedichte aus Deutſchlands Neuzeit" von Klopſtock bis auf die Gegenwart (1843) herausgegeben hat.

tendenziösen Produktionen höhere Farbe zu geben. Die Spaziergänge enthalten viele pathetische Großreden, aber keine poetischen Anschauungen; wir hören zu oft das Echo des Schiller'schen Don Karlos, um nicht über der Reminiscenz zu ermüden. Wo das Posapathos aufhört, da beginnt leider zu oft Blumauer's Witzkochkunst und Trivialität. Grün's „Gedichte", ebenso „Schutt" (Dichtungen) zeigen, daß er für lyrische Produktion wohl Stimmung und Organ besitzt; allein sein forttreibendes Jagen nach Effekten, nach Bilderreichthum, das Sichgefallen in absonderlichen Beziehungen, die schon angedeutete Mischung von kindischem Getändel mit ernster Phrase läßt die Einfachheit und Lebensinnerlichkeit nicht walten, welche nun einmal echter Lyrik erste und höchste Bedingungen sind. Selten weiß sich Grün auch hier in dem Worte zu mäßigen, und die etwaigen gesunden Gedanken und Situationen werden meistens von der unendlichen Redeströmung fortgeschwemmt. In solcher Strömung verliert der Dichter oft alle Besinnung und drängt dasselbe Bild in zehnfacher Wiederholung auf. Besonders scheint ihn der Rosenduft zu umnebeln; denn die Rosen müssen in allen ihren naturgeschichtlichen Arten der Malerei dienen. In dem Gedichte „Die Sünderin", welches sonst einige gute Anklänge enthält, erscheint die Rosenfarbe wohl ein halb Dutzend mal. Wie gesucht Grün in Beziehungen und symbolischen Anschauungen ist, beweist er unter Anderm in der oft gerühmten Beschreibung des Untergangs von Pompeji (Schutt, im 3ten Ges.), wo auch die Rose wieder einige Male aufwarten muß. Wenn unser Dichter sich in „Dem letzten Ritter" (ein Feiergedicht auf Kaiser Maximilian I.) auch episch versucht, so giebt es nur ein Beispiel mehr, daß ihm die höhere Dichtungsmacht versagt geblieben. Diesem Romanzenkranze fehlen fast all die Zauberfarben, womit die Romanze ihren Gegenstand umdämmern muß; es fehlt vornehmlich die Auffassung des Helden im vollen Geiste seiner Zeit, die epische Einheit und Objektivität. Manch schönes Wort der Freiheit wird indeß auch hier vernommen. In dem Gedichte „Nibelungen im Frack" (1843) schlägt Grün die Saiten seiner humoristischen Laune an. Wir können uns an manchem Zuge, der hier geboten wird, wohl erfreuen, ohne darum das Lahme und Gesuchte, was mit auftritt, zu übersehen. In seinem jüngsten Werke „der Pfaff vom Kahlenberg" läßt Grün noch

immer die Stimme der Freiheit hören, jedoch gedämpfter als früherhin. Die humoriſtrende Ländlichkeit ſpricht mäßigend in die ſtürmiſche Bewegung, welche den Dichter einſt in ſeinen „Spaziergängen" erfüllte. — Von Grün, bei dem wir uns abſichtlich etwas länger verweilt, weil er den Grundton der neueſten Lyrik, beſonders der politiſchen, gewiſſermaßen anſchlägt, wenden wir uns zu einem jüngeren Dichter, der mit ihm die nächſte Verwandtſchaft hat in Abſicht auf politiſche Tendenz und Darſtellungsweiſe. Karl Beck, wie Lenau aus Ungarn gebürtig, läßt gleich dieſem die Phantaſien des Heimatlandes bedeutend in ſeinen Dichtungen ſpielen. Hat er doch in der verſificirten Romandichtung „Janko, der ungar'ſche Roßhirt" (1841) der Schilderung des Nationallebens in Ungarn ein eigenes Werk gewidmet, worin bei großer Lebendigkeit überſchwengliche Phraſenmacht ſich breitet. Beck erſcheint im Ganzen als ein unreifes poetiſches Talent, welches in falſcher Begeiſterung mit einem Schwalle mächtiger Tiraden und Bilderſpiele den Mangel an geſunder und gebildeter Phantaſie erſetzen muß. Seine „Nächte, gepanzerte Lieder" bieten in dieſer Hinſicht das Äußerſte. „Der fahrende Poet" geht etwas bedachtſamer, aber immer noch großſchrittlich genug, um unpoetiſch zu ſeyn. Wo darin das ungar'ſche Vaterland beſungen wird, klingt wieder am meiſten die Dichtung durch. Beck iſt ein abſichtlicher Zeitdichter, er kommt ſelten aus dem Banne der Tendenz heraus; wie denn z. B. „die Lieder vom armen Manne" ungeachtet mancher anſprechenden Dichterworte ganz in ihrem Dienſte ſtehen. In ſeinen „neu umgearbeiteten Gedichten" (1845) findet ſich Mehreres, was vom Geiſte wirklicher Dichtung belebt iſt. — Viel ſinniger und poetiſch geweiheter ſtellt ſich dagegen Karl Egon Ebert vor uns hin. In Prag geboren, vergegenwärtiget er Böhmen's Bild und Welt, was namentlich in dem nationalen Epos „Wlaſta" (1828) geſchieht. Göthe ſchreibt ihm „ein ſchönes Talent" zu und wir haben das Wort beſtätiget gefunden. Mit ſeinen Dichtungen noch nahe an der Grenze der Romantik, theilt Ebert auch manchen Zug mit ihr. Wir haben, beſonders im Kontraſt mit den bisher genannten Dichtern Öſterreichs, die Mäßigung im Ausdrucke an ihm zu rühmen ſowie die größere Wahrheit und Innigkeit der Empfindung. Meiſtens einfach in der Darſtellung und voll warmer Gemüthlichkeit empfehlen ſich zumal ſeine lyri-

schen Poesien, welche jüngst (1845) in neuer Ausgabe erschienen sind, nachdem sie zuerst im geringeren Umfange bereits 1824 in's Publikum getreten. Auch in der idyllischen Dichtung „das Kloster" waltet, wenn gleich nicht durchweg, doch vielfach der Ton echter lyrischer Stimmung. — Ebert's Landsmann, Frankl, erreicht ihn nicht, obwohl sein „Habsburglied" manche gute Stelle hat. Sein episches Gedicht „Don Juan d'Austria" gleicht einer feinen englischen Stahlarbeit, ist aber in seiner meisterhaften Polirtheit ohne rechte Auffassung der Handlung und schwach in der Charakteristik. Einige Schilderungen, z. B. von Hoffesten und Seeschlachten, interessiren durch Anschaulichkeit der Darstellung. — Ebensowenig darf sich Seidl aus Wien jenem an die Seite stellen, wie freundlich auch seine „Dichtungen" von den Österreichern behandelt werden mögen. An Ed. Duller, einem unermüdlichen Arbeiter auf dem Felde unserer Literatur, der gleichfalls in Wien seine Vaterstadt, seine eigentliche Lebensführung aber außer Österreich hat, merkt man den Ton des Vaterlandes, die Lust an Bilderglanz und Redekunst. „Der Fürst der Liebe", eine Sammlung von Gedichten, bietet neben einigen stilleren Blüten meistens oratorische Prachtblumen dar, die allerdings durch ihre Farbenfrische den Sinn oft angenehm berühren. Duller will das Menschliche in der Religion der Liebe verherrlichen, wie sein Freund v. Sallet Gleiches in der philosophischen Weltanschauung, die er in dem „Laienevangelium" dargelegt, bezweckt. Duller's novellistische, dramatische und sonstige literarische Betriebsamkeit gehört nicht hierher. Noch mehrere Andere reihen sich an, von denen wir Einige flüchtig erwähnen wollen. So der überfruchtbare J. N. Vogl aus Wien, der mit seiner eigenthümlichen humoristischen Naivetät im Genre des Gesellschaftslieds (z. B. in der Sammlung „Blätter und Trauben") viel Anziehendes bietet. So die neuesten Freiheitssänger aus Österreich Moritz Hartmann und Hermann Rollet, von denen jener durch seine Gedichtsammlung „Kelch und Schwert" sowie durch einige humoristisch-satirische Zeitgedichte, z. B. „der Pfaff Mauritius", dieser durch sein „lyrisches Wanderbuch", durch seine „frischen Lieder" u. s. w. ihre Namen in dem Sturme der letzten Jahre vernehmen ließen. Beiden darf politischer Freimuth und patriotische Begeisterung nachgerühmt werden, auch ist dem ersten außerdem

eine gewisse satirische Ader nicht abzusprechen — bei Beiden aber muß in ihren lyrischen Ergüssen die Wortpracht die echte Dichtung meistens ersetzen; besonders ist dies bei Rollet der Fall, dessen aufgedunsenes Pathos nur allzuoft über die Grenzen des reinen Geschmacks hinaustreibt. — Dräxler-Manfred aus Lemberg, von Feuchtersleben (Verf. der „Diätetik der Seele") aus Wien, Uffo Horn aus Böhmen und Andere lassen wir hier unbesprochen. Näher stellt sich unserer Aufmerksamkeit v. Zedlitz. Obgleich Österreicher von Geburt, hat er doch in seinen Produktionen den Erbfehler seiner poetischen Landesgenossen glücklich vermieden. In seinen Gedichten, unter denen die „Todtenkränze" mit Recht besondere Gunst erlangt, begegnet man vielfach echt dichterischer Stimmung, reiner Phantasie (z. B. in der „nächtlichen Heerschau"), einer wohlgehaltenen Sprache und rhythmischer Geschicklichkeit. Nur hin und wieder tritt er aus der gemüthlichen Unmittelbarkeit auf den Weg der Künstelei. Die Todtenkränze wie seine „Gedichte" geben hiervon Beispiele. Die Dramen spielen mehrfach in romantische Formen über, z. B. das Trauerspiel „Turturell" in die fatalistische, „Zwei Nächte zu Valladolid" in die Calderon'sche. Die Tragödie „Kerker und Krone" ist eine Behandlung der Schicksale Tasso's, wohl in ansprechender Darstellung, aber ohne tragische Concentrirung. Sein „Waldfräulein", ein Märchen, spricht durch Einzelheiten an, sowie überhaupt durch gefällige, leichte Phantasie, ohne jedoch im Ganzen eine bestimmte gleichmäßige Anschauung zu gewähren. — Neben Zedlitz darf J. Ladislaus Pyrker Platz nehmen. Er hat seinen literarischen Ruf zunächst durch epische Dichtungen erworben („Tunisias" und „Rudolph von Habsburg"), denen bei großer Wortausstattung die anschauliche Gegenständlichkeit und homerische Belebung abgeht. Bei dem Streben des Verfassers nach antiker Haltung erinnern jene Epen in ihrer rhetorischen Breite öfter an Virgil als an den alten griechischen Urvater aller Epik. Abgesehen hiervon, können sie auch schon wegen der Beschaffenheit des Stoffes, dessen historische Bestimmtheit der Phantasie nur wenig freien Flug erlaubt, der poetischen Idealisirung nicht leicht zugänglich werden. Jedenfalls gehört dazu ein genialeres Talent als unserem Dichter eignet. Gewissenhafte Behandlung des hexametrischen Rhythmus unter Voſſen's Principien,

ebenso Reinheit des Ausdrucks nebst der Kunst der Schilderungen sind bei Pyrker anzuerkennen, obgleich diese letzteren oft nur wie kalte blasse Statuen in den Alleen einer französischen Gartenanlage aus dem wohlgearbeiteten, aber steifgehaltenen Ganzen hervortreten. Freundlicher spricht Pyrker zu uns in seinen lyrischen Gedichten „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen" (1845 zuerst), denen frische Unmittelbarkeit den Hauch der Dichtung giebt. Auch die „Perlen der heiligen Vorzeit" enthalten mehrfach herzlich-innigen Anspruch. — Neben Pyrker erscheint aus dem Gesichtspunkte rein menschlicher Interessen den politischen Tendenzen gegenüber ein anderer österreichischer Dichter, Friedr. Bach, der uns in seinen Gedichten (1847 2te Aufl.) auf die Blumenwege romantischer Gemüthlichkeit führt, freilich nicht immer ohne die Schwäche spielender Blümelei. Im Ganzen aber redet seine Muse die wohlthuende Sprache des Herzens. — Nicht ohne Ruf hat sich Alfred Meißner (aus Böhmen) unter die Zahl der neuesten Poeten vorgeschoben. Er traf mit seinen „Gedichten" so recht die Stimmung der Zeit, die ihn dafür höher, als es die Poesie an sich gestattet, erhob. Bei unverkennbaren Vorzügen herrscht darin doch viel äußerlicher Schein und flitterhafte Phrase. Sein episches Gedicht „Ziska", welches die Hussitenerhebung zum Gegenstande hat, offenbart einen edlen patriotischen Drang und enthält einzelne gelungene Romanzen, leidet aber im Ganzen an aufgetriebener Rhetorik und kann selbst in der Charakteristik des Helden weder historisch noch poetisch ganz befriedigen. — Als ein wenig bemerkter, aber nennenswerther Dichter begegnet uns noch J. Em. Hilscher, gleichfalls Böhme von Geburt, dem das Schicksal in seinem kurzen Leben geringe Gunst erzeugte. Unter militärischer Zucht und in der dumpfen Kaserne erhob sich sein Geist zu dichterischer Begeisterung, wie seine Dichtungen mehrfach bekunden. Auch in Übersetzungen hat er sich literarisch thätig erwiesen.

Von Österreich aus folgen wir dem Gange der lyrischen Muse zunächst durch Süddeutschland hin, wo Baiern und Schwaben, die Schweiz und das Elsaß uns manch einen Sänger entgegenführen. In Baiern, das übrigens für Poesie kein günstiger Boden scheint, könnten wir das a Jove principium in Anwendung bringen, indem hier König Ludwig I. den lyrischen Reigen führt, der vor Andern unse-

ren größten Dichter zu ehren wußte und hierin sich selbst poetisch ehrte. Sonst schweigt die Kritik billig, wo ein Königsname in Frage kommt, der ja überall nicht in die Tagsdebatte zu ziehen ist. Vielleicht paßt indeß hier die versificirte Selbstkritik des gekrönten Dichters, überschrieben „An sich“:

„Daß dich nicht täusche das reichliche Lob — denn, was du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, säßest du nicht auf dem Thron.“ —

Rückert und Platen würden als die glänzendsten lyrischen Gestirne am Baier'schen Dichterhimmel zu nennen seyn, gehörten sie dem alten Baierlande an und wäre ihrer nicht schon im vorigen Kapitel Erwähnung geschehn. Näher kann uns hier ein junger Dichter stehen, der mit ihnen das Vaterland (Franken) theilt und in den Tagen der unmittelbaren Gegenwart wie ein rasch aufblitzender Funken vor unsern Augen hingefahren ist, wir meinen Oskar v. Redwitz. Nicht leicht hat eine Dichtung so schnell ihren Weg in's Publikum gefunden, als seine „Amaranth“, nicht leicht hat aber auch eine andere einem gewissen Publikum so schmeichlerisch zum Herzen gesprochen als diese. Amaranth ist wesentlich ein frommes Gedicht, das, 1849 in Mainz erschienen, die gläubigen Seelen an den empfindlichsten Stellen zu rühren geeignet ist [1]). Redwitz hält sich für einen Dichter von Gottes Gnaden, der nur „eine christliche Poesie“ für die „einzig mögliche“ erachtet. All sein Lied, „das ihm Gottes Gnade“ schenken wird, will er dieser Poesie hingeben und zwar mit Hilfe jener Gnade selbst. Er meint, „es sey der Fluch unserer Zeit, daß die Anhänger des Göttlichen stumm und träg ihre Schwerter an der Wand der Feigheit hängen lassen, indeß das diabolische Princip unablässig den Stahl wetzt.“ Wir hören, für wen der gefeierte Musenjünger singt und singen will. Amaranth ist eine Art romantisirendes episches Minnelied, in welchem die Handlung null ist, die Liebe dagegen um so reichlicher in frommen Tönen spricht, die, einige kleinere, allerdings schöne Liedchen abgerechnet, durch ihre Monotonie ermüden trotz der eleganten Form, womit sie sich bieten. Da Redwitz seinem Gedichte zuletzt den Auftrag giebt, zu grüßen

„Zumeist die frommen deutschen Frauen,“

1) Das Gedicht erfuhr bereits 1851 die 6. Auflage.

so wollen wir diesen aus Galanterie das weitere Urtheil überlassen und von unserem Standpunkte nur bemerken, daß wir in dem Werke mehr schöne Worte als wahrhafte Dichtung gefunden haben. Redwitz hat noch ein anderes Poem herausgegeben, „ein Märchen" betitelt, das sich ebenfalls vornehmlich in schwärmerischer Romantik ergeht. — Unter den Baier'schen Lyrikern wollen wir noch Franz v. Kobell erwähnen, der sich mit den Gedichten, welche er in oberbaier'schem und pfälzer'schem Volksdialekte verfaßt hat, Hebel's allemannischen Poesien sehr nahe stellt und diese, wenn auch nicht an Naivetät, doch an humoristischer Kernhaftigkeit meistens übertrifft.

Reicher als in Baiern blühet die lyrische Saat in Schwaben auf; doch ist hier, was die Gegenwart bietet, meistens nur Nachwuchs aus der romantischen Zeit. Gustav Pfizer könnte wohl zunächst genannt werden; doch ist seiner schon im Zusammenhange mit der s. g. schwäbischen Schule gedacht worden. Seinen Dichtungen (z. B. Gedichte 1831 und 1835) fehlt es nicht an guter Gesinnung und gutem Wollen, wohl aber an gutem poetischen Geiste. Die poetische Unmacht und Phantasielosigkeit versteckt sich hinter Bilderkram und Prunkrhetorik, wobei die Klarheit ebenso oft als die Wahrheit fehlt. Wir halten Pfizer's sonstiges literarisches Bemühen (z. B. auf dem Felde der Literarhistorie) in Ehren, aber Dichter ist er wider Minerven's Willen. Dasselbe gilt von seinem Bruder Paul Pfizer, der seinerseits in Gedichten sich versucht hat, während sein eigentliches literarisches Gebiet die prosaische Politik ist. Der „Briefwechsel zweier Deutschen" hat ihn, wie wir oben berichtet, am meisten bekannt gemacht. — Echter und reiner leuchtet Eduard Mörike's Name unter Schwabens Lyrikern hervor, über den außer Andern Vischer, der gleichfalls in den Garten der Poesie hin und wieder eine Blume pflanzt (z. B. „Faust'sche Stimmen"), jüngst in seinen „Kritischen Gängen" mit Recht ein eindringlich Wort gesprochen hat. In Mörike (aus Ludwigsburg gebürtig) sehen wir das Hinüberschweben der Romantik in die Helle der Tagesgegenwart auf's gefälligste dargestellt, und hierin hat er zunächst sein charakteristisches Gepräge. Mörike singt schwäbisch, aber er singt leichter als die meisten aus der schwäbischen Schule. In ihm wohnt eine still-freundliche Herzensmelodie, welche er rein und einfach aus-

zusprechen versteht. Er fühlt den Schmerz der Zeit, aber er giebt sich demselben nicht zur Beute; sein Lied singt ihn, aber ohne bitteren Ton. In Mörike's Gesängen ist Unmittelbarkeit, und sie spiegeln in Leid und Freud eine Seele, die mit sich selbst in Frieden lebt. Dieser Seelenfriede zeigt seine schöne Kraft besonders in dem leichten Humor, womit der Dichter die Zeit berührt, deren Tendenzen er nicht fremd bleibt, ohne jedoch seine Muse ihnen als Magd zu verdingen. Er ist ein wahrer Volksdichter, der in verständlichen Worten und mit freundlicher Herzlichkeit zum Volke spricht. Im Übrigen gleicht er in Absicht auf die lyrische Naturfeier seinen schwäbischen Sanggenossen, besonders dem gemüthreichen Just. Kerner. Was in Mörike's Gedichten (1838) vornehmlich anspricht, ist das Maß, welches er in der Bildersprache bewahrt, die Flucht vor der Phrase, wodurch er sich vor so vielen andern Dichtern der Gegenwart auszeichnet. Sein größeres Gedicht „Idylle vom Bodensee" trägt namentlich alle diese Vorzüge in schönem Vereine. Wir werden bei der Lektüre desselben unwillkürlich an Göthe's Hermann und Dorothea erinnert, dem es jedoch an poetischer Auffassung und innerer Bedeutsamkeit nicht vergleichbar ist, vielmehr könnte man ihm gerade den Mangel an Tiefe und ideellem Gehalte zum Vorwurfe machen. Daß Mörike in dem Romane „Maler Nolten" (1832) sich auch als trefflichen Novellisten erwiesen, wollen wir an dieser Stelle nur nebenher bemerken. — Einen entschiedenen Gegensatz mit Mörike bildet W. Fr. Waiblinger aus Heilbronn (gestorben zu Rom 1830), dessen Gedichte Mörike (1844) neu herausgegeben hat. Nicht ohne vorzügliche Begabung, versäumte er die Zucht der Bildung. Mit skeptischer Zerrissenheit verband er ein wildes, sinnlich vordringendes Treiben, das ihm nicht gestattete, die Eingebungen seines schönen Talents überall in angemessener ästhetischer Gestaltung darzustellen. Seine Gedichte verrathen daher viel poetische Anlage, ohne durchweg poetisch zu seyn; wobei freilich zu bemerken, daß sein früher Tod ihn an höherer Vollendung gehindert haben mag. Einzelnes ist höchst gelungen zu nennen, namentlich in der Landschafterei, worin er eine seltene Meisterschaft bekundet. Auch in der Novelle hat Waiblinger sich versucht, besonders aber in Reise- und andern Schilderungen sich

vortheilhaft ausgezeichnet [1]). Aber auch auf diesem Gebiete streiten bei ihm Poesie und Unpoesie vielfach miteinander und „der Drang und Ungestüm seiner heftigen Natur," wie Waiblinger von sich selbst sagt, paralysirt hier gleichfalls die Ausführung wirklich dichterischer Ansätze. — An anderen Namen aus dem schwäbischen Lande wollen wir vorübergehen. Dahin gehören Karl Mayer mit seinen kleinen epigrammatisirenden, aber kernlosen Liederspielen, H. Kurz (der uns durch den Roman „Schiller's Heimatjahre" 1843 näher gerückt wird), W. Zimmermann, dessen Gedichte nicht ohne Frische und Leben sind, K. Grüneisen, der in der Romanze und Legende nicht ohne Glück erscheint, doch sein besseres Verdienst in kunstgeschichtlicher Hinsicht besitzt, Alb. Knapp, dessen geistliche Lieder, z. B. „christliche Gedichte", mehr fromm-mystischen Eifer als reine religiöse Begeisterung aussprechen, dabei den etwa poetischen Gedanken in breitem Wortflusse untergehen lassen. Sein Gedicht an Göthe ist für Knapp's Standpunkt und Ansicht charakteristisch — eine muckerhafte poetische Predigt, in welcher dem großen Dichter mit frömmelnder Milde sein Nichtglaube an Christus und die Ignorirung desselben in seinen Dichtungen vorgehalten wird [2]). Wir übergehen weiter noch L. Seeger, dessen „Sohn der Zeit" oft in übertrunkener Begeisterung singt, den Buchdrucker Niklas Müller, welcher, durch G. Schwab eingeführt, eine Art Naturdichtung bietet, auch den Grafen Alexander v. Würtemberg, in dessen „Gesammelten Gedichten" (1841) mitunter volltönige, aber im Ganzen zu hochgehende lyrische Anklänge wiederhallen. — Nur eines Schwabendichters müssen wir noch etwas näher gedenken, dem sich Gunst und Sympathie der Gegenwart besonders zugewandt, wir meinen Georg Herwegh, der, aus Stuttgart stammend, aus seinem Vaterlande sich entfernen mußte, weil er der Subordination gemeinen

1) Gesammelte Werke, herausg. v. Canitz. Hamb. 1840 ff. 9 Bde. Mörike hat Waiblinger's Gedichte herausgegeben. Hamb. 1844.

2) Knapp's „Christoterpe", ein Taschenbuch für christliche Leser, hält sich ebenfalls auf dem Standpunkte frommer Dichtung und behauptet sich schon in's vierzehnte Jahr. Ein in mehrerer Hinsicht verdienstliches Werk ist sein „evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus" (eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten). 1837, nebst Nachtrage von 1841.

Militärdienstes sich nicht wohl fügen konnte. Hierdurch der Härte des Schicksals, das ihn längst verfolgt, noch hoffnungsloser ausgesetzt, mochte er wohl zum Theil den Ton des Unmuths greifen, der seinen Gedichten oft jene Freiheit raubt, welche echte Dichtkunst fodert. Herwegh ist im Ganzen vollständiger politischer Tendenzdichter im Sinne s. g. radikaler Partei.

„Ich hab' gewählt — ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei[1])!"

Diese Worte bezeichnen unsers Dichters Dichten, das sich in dem beschränkten Kreise, den es sich gewählt, keck und dreist genug bewegt. Wir sind nicht gewillet, Herwegh's poetisches Talent zu verkennen, oder zu übersehen, daß aus dem Drange seiner phrasengewappneten Lieder mitunter ein echtes, selbst herzinniges Dichterwort erklingt, auch wollen wir nicht darüber rechten, daß er der Politik seine Begeisterung zugewandt (hat ja, wie wir zugestehen und mehrfach zugestanden, die Politik ihr Recht auf Poesie wie jedes Andere, was in den Kreis der Menschheit fällt), nur die poetische Erhebung in das Allgemeine fehlt, das Gegebene hält den Dichter zu sehr gefangen, als daß er es im Lichte schöner freier Verklärung zeigen möchte. Seine Muse ist meistens mehr der Grimm als die ideale Begeisterung. Das Wort erscheint tapferer als das Herz geneigt ist, und die Einbildung des Dichters ist größer als sein dichterisches Verdienst. Vers und formelle Sprachbildung täuschen über den Mangel an Gedanken und Gehalt. Die „Gedichte eines Lebendigen", wie Herwegh seine Poesien nennt, erschienen 1844 in der siebenten Auflage und in 6000 Exemplaren, was die Theilnahme des Publikum's beweist und den Dichter trösten mag über manches scharfe Urtheil, so die Kritik gegen ihn gesprochen und fortwährend sprechen muß. Kurz, uns scheint Herwegh als Poet mit der Partei zu stehen und zu fallen. Des unsterblichen Theiles ist wenig bei ihm.

1) „An Ferdinand Freiligrath". Dieser hatte in seinem Gedichte „Aus Spanien" gesagt:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Hierauf erwiederte Herwegh in dem obigen Gedichte.

Herwegh hat auch Lamartine's sämmtliche Werke übersetzt (6 Bde.).

Schwaben führt uns von selbst der Schweiz und dem Elsaß zu. Wenn wir in beiden Landschaften auch keinen sonderlichen Reichthum an schönen Dichterblüten finden, so verdienen sie doch schon deswegen unsere literarische Aufmerksamkeit, weil sie mit ernstem Willen deutsches Wesen und deutschen Sinn in deutscher Sprache wiederspiegeln wollen. Unter den Schweizerdichtern scheint uns Abr. Em. Fröhlich (der in Aarau lebt) vor Andern der Erwähnung werth [1]). Weniger tief als idyllisch-lieblich hat er manche ansprechende Schilderung, wennauch nicht immer mit plastischer Sprachgewandtheit gegeben. Bei naturfreundlichen Sympathien liebt er die religiöse Seite der Dichtung, z. B. in den „Elegien an Wieg und Sarg". Schade, daß die Reflexion vielfach zu hart eintritt, als daß Empfindung und Anschauung ungestört erscheinen möchten. Besonders haben ihm seine „Fabeln" (1825) Ruf erworben, in denen er Zeitbilder zu vergegenwärtigen nicht ohne Glück versucht. Neben ihm verdient K. Rud. Tanner eine Stelle, der, sein Landsmann, auch gleich ihm die fromme Neigung mit der Naturfreude verbindet und in seinen Gedichten durchklingen läßt, besonders in landschaftlicher Miniaturpoesie nicht ohne Kunst. Näher in der Tagesgegenwart hat sich Gottfried Keller aus Zürich durch Herausgabe von „Gedichten" bekannt gemacht, in denen man ein gewisses Talent bemerken kann, das übrigens noch der Mäßigung bedarf, um auf entschiedenere Anerkennung Anspruch machen zu können. Neben schauerlichen Seltsamkeiten blühet darin hin und wieder ein freundlich-sinniges Lied, das man gern hören mag. — Vielseitiger regt sich das deutsche Lied im Elsaß. Obgleich der Elsässer mit Herz und Wort französisch ist, sobald es der Politik gilt; so webt doch in seinem Gemüthe noch der deutsche Sinn, wie in seinem Leben noch oft genug die deutsche Sitte uns verräth, daß dieses schöne Land einst das unsere war, nur durch unsere Schuld der Fremde zugestoßen. Es würde zu weit abwärts führen, wollten wir die frühern, schon in die älteren Zeiten unserer Nationalliteratur fallenden literarischen Leistungen des Elsasses umständlicher erwähnen. Es genügt, im Vorbeigehen daran zu erinnern, daß ein Gottfried von Straßburg (im dreizehnten

1) In den „Alpenrosen", seit 1811 — 1833, finden sich viele Namen von Schweizerdichtern beisammen.

Jahrhundert) die ſüßeſten Melodien deutſcher Seele in deutſchem Liede geſungen, daß der fromme Tauler dort (im vierzehnten Jahrhundert) ſalbungsreiche Predigten hielt, die als Erſtlinge in unſerer Proſaliteratur erglänzen, daß um den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts der freie deutſche Humor in Proſa und in Verſen in einem Geiler von Kaiſersberg und Sebaſtian Brandt wie mehreren Andern dort ſeine kühnſten Schwingen regte. Daß aus dem Elſaß Einer unſerer namhafteſten Fabeldichter Gottl. Konr. Pfeffel (aus Colmar) hervorgegangen, iſt unſerer deutſchen Jugend überall bekannt. Unter den neueſten Dichtern dieſes ſchönen Landes nennen wir nun zunächſt die Familie Stöber, da wir Arnold's ſchon früher Erwähnung gethan, und Lamey nach Standpunkt und Ton an eine vergangene Zeit erinnert. Ehrenfried Stöber († 1835), der Vater zweier dichtenden Söhne, gehört ſeinerſeits nicht mehr in die Gegenwart, indem ſeine poetiſchen Leiſtungen („Lieder in Straßburger Mundart"), die ſich durch heitere Laune und naive Volksthümlichkeit auszeichnen, ſchon zum Theil in den Anfang dieſes Jahrhunderts fallen [1]). Seine Söhne dagegen, Auguſt und Adolph, Beide in Straßburg geboren, haben ſich in der neueſten deutſchen Lyrik einen nicht unrühmlichen Platz erworben. Beſonders gebührt dem erſteren (dem älteren) das Lob reger Wirkſamkeit für deutſches Schriftthum [2]). Wenn Adolph mehr der frommen Myſtik zuneigt, ſo bewegt Auguſt ſich mit Erfolg im Bereiche volksthümlicher Anſchauungen. Was Beide im Beſondern geleiſtet, kann hier nicht in nähere Betrachtung kommen. Neben ihnen wären noch Viele zu nennen, z. B. Otte (eigentlich G. Zetter in Mühlhauſen), der Dichter der „Schweizerſagen" (in Romanzen und Balladen), welcher mit Aug. Stöber die „Elſäſſiſchen Neujahrsblätter" herausgiebt; Hackenſchmidt, Jäger, Klein, Mühl, Kandidus, die insgeſammt ſich durch lyriſche Kleinigkeiten bemerklich gemacht, welche ungefähr auf gleicher Mittelſtufe poetiſcher Bedeutſamkeit ſtehen. Auch des Naturdichters G. Daniel Hirtz, des Drechslermeiſters in Straß-

1) Ehrenfried Stöber hat auch eine „Kurze Geſchichte und Charakteriſtik der ſchönen Liter. der Deutſchen" geſchrieben. 1826.

2) Auch Auguſt Stöber hat gleich ſeinem Vater eine „Geſchichte der ſchönen Liter. d. Deutſchen" herausgegeben. 1843.

burg, konnte mit Ehren gedacht werden, dessen Gedichte Ed. Reuß bevorwortend empfohlen hat. Gelegentlich darf hier auch wohl der Dichterin, Elisabeth Kulmann, gedacht werden, die von russificirten Elsässer Eltern in Moskau herstammend, mit echt deutscher Gemüthlichkeit in ihren bescheidenen Liedern manch liebliches Naturbild gezeichnet hat. Ihre Gedichte hat Friedr. v. Großheinrich (1846) nach ihrem Tode (sie starb 1825 in ihrem 17ten Jahr zu Petersburg) neu herausgegeben. — Baden würde uns nun am nächsten liegen, wenn es Bedeutendes zu bieten hätte. Allein die wenigen Namen, denen man hier begegnet, haben sich auf keine so hohe Stufe erhoben, daß sie vor andern mit besonderm Nachdrucke zu erwähnen wären. B. Auffenberg aus Freiburg hat seine eigentliche Stelle unter den Dramatikern einzunehmen. Andere, wie z. B. Schnezler, ebenfalls aus Freiburg, der die Sagen „Vom Mummelsee" nicht ohne Glück lyrisch behandelt hat, übergehen wir.

Wie Schwaben uns der Schweiz und dem Elsaß zugeführt, so leiten uns wiederum diese Gegenden auf natürlichem Wege, zum Theil über Baden, dem muntern, stadtumkränzten Rheine und dem ernsthaften Westphalen zu. In diesem Länderbezirke finden wir Dichter von jeder Weise und in jeder Gattung. Von Heine, der in Düsseldorf geboren, bis zu Freiligrath, welchen Detmold erzeugt, spricht hier die Sängerlust aus allen Tönen, bald in epischen und dramatischen Gedichten bald in lyrischen Melodien. Von letzteren haben wir hier nun zunächst flüchtigen Bericht zu geben, wobei wir wohl von Frankfurt ausgehen dürfen, das zu dem rheinischen Kreise am nächsten überleitet. Hier können wir nun z. B. Hessemer nennen, dessen Dichtung „Jussuf und Nasisse" bei seinem Erscheinen (1847) von einigen Seiten mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Sie ist eine Art romantisches Epos, das nach Inhalt und Form an Wieland's romantische Erzählungen erinnert. Ohne eigentliche Handlung treten uns hier einige Situationen und Schilderungen entgegen, die nicht ohne anschauliche Belebung sind; im Allgemeinen aber ist die Erfindung dürftig und die Ausführung ohne künstlerische Bedeutung sowohl in Absicht auf Mittel als selbst auf sprachlich-rhythmische Darstellung, der weder Reinheit noch sonst ästhetische Haltung eignet. — Nicht ohne poetischen Werth

dagegen sind die lyrischen Dichtungen von Theod. Creizenach, welche sich, wennauch nicht durchgängig, doch großen Theils durch sinnige Lebensauffassung und klare Gefühlsanschauungen empfehlen. — Gehen wir nun an den Rhein selbst, so würden wir mit Simrock (aus Bonn gebürtig) die Reihe der rheinischen Lyriker beginnen, wenn er mit seinen Bearbeitungen altdeutscher Sagen und Gedichte nicht der epischen Seite näher angehörte. Doch hat er sich auch durch manches Lied, welches er in Tagesblättern ausgesandt, als sangeskundigen Dichter dargethan; wie denn auch die Romanzen und Balladen, die poetisch behandelten Rheinsagen, ihm unter den Lyrikern einen Platz gestatten. Wollen wir den zufälligen Geburtsort nicht allzusehr festhalten, so können wir Wilh. Smets hier anführen, welcher freilich mit seinen früheren lyrischen Versuchen noch zum Theil weit in die vorige Epoche hinabreicht, mit seinen späteren jedoch in die Gegenwart eintritt. Bedeutsamer erscheint Ed. v. Schenk aus Düsseldorf († 1841), der, von der protestantischen Religion zur katholischen übergetreten, auch als Baier'scher Minister bekannt geworden ist. Obgleich mehr wegen dramatischer (z. B. „Belisar") als lyrischer Produktionen genannt, läßt er doch den lyrischen Grundton überall vorherrschen. Überhaupt aber theilt er mit Vielen der neuesten Dichter die Phrasensucht, hinter der sich der Mangel an substanzieller Tiefe verbirgt. Nicht ohne eigenthümliches Talent erweist sich G. Kinkel in seinen Gedichten, die des Dichters rheinische Abkunft (er ist aus Oberkassel bei Bonn gebürtig) mehrfach abspiegeln, so z. B. die Sammlung „die Ahr", worin manches schöne Seelen- und Landschaftsbild aufgestellt ist. (Wir machen vor Anderm auf das tiefempfundene Gedicht „an die Auswanderer" aufmerksam.) Eine anziehende lyrische Situation enthält das Lied „Abendstille". Daß Kinkel sich in seinen Dichtungen zuweilen der Tendenz mehr als mit reiner Poesie verträglich, hingiebt, wollen wir nicht leugnen. Ganz frei hiervon ist sein lyrisches Epos „Otto der Schütz". Dasselbe zeichnet sich weniger durch originelle Erfindung, als durch seinen lyrischen Gehalt aus, als es durch die Einfachheit der Ausführung und die Reinheit der Form sich empfiehlt. Mit wenigen sinnlichen Mitteln werden die anschaulichsten Bilder vor unsern Augen hingestellt. Was Kinkel sonst, z. B. in kunstgeschichtlicher Hinsicht geleistet,

wird weiter unten seine Erwähnung finden. — Mit Kinkel theilt Wolfgang Müller Vaterland und Standpunkt der Dichtung. Aus Königsweiler nahe bei Bonn gebürtig, wandelt auch er gern mit den Wellen des Rheins durch die heitern Landschaften des schönen Stroms; wie denn sein bekanntes Lied „Mein Herz ist am Rheine" (dem Englischen des schottischen Dichters Burns nachgebildet) diese vaterländische Vorliebe in ansprechender Weise ausdrückt. In seinen Gedichten herrscht überhaupt frische Anschauung bei lebendiger Schilderung, so in seinen „Jungen Liedern", wie in seinen „Gedichten", in den „Balladen und Romanzen". Das epische Gedicht „die Rheinfahrt" (in 30 Gesängen) bietet viel Interessantes aus dem Gebiete der Natur, der Kunst wie des Lebens und der Geschichte, und erfreuet durch manches schöne Gemälde sowie durch reine gebildete Form, kann sich aber im Ganzen nicht auf der Höhe der Dichtung halten und ermüdet nicht selten durch die Breite, zu der sich der Dichter durch überflüssige Reflexionen verleiten läßt. — Nikolaus Becker hat durch sein bekanntes, poetisch-schwaches Rheinlied (dem viele schönere der Art in unserer Lyrik gegenüberstehn) unvermutheten, fast unschuldigen und sehr vergänglichen Ruf erlangt. Verdienter ist der Ruhm der Adelheid von Stolterfoth (aus Geisenheim), welche durch ihre poetischen Rheinsagen den schönen deutschen Strom vielfach verherrlicht hat. Ihr „Rheinischer Sagenkreis" (1835), ihre „Rheinischen Lieder und Sagen" (1839) und Mehreres bezeugen, wennauch wenig echt dichtende Phantasie, doch ein gemüthlich-inniges Anschauen der Natur und ihrer Schönheit, der Sage und ihrer Beziehung. Wie die Stolterfoth den Rhein, so hat J. Pfarrius (in Köln) das Nahethal in Liedern besungen, aus denen mehrfach die Stimme der Dichtung klingt. Mit dem epischen Gedichte „Karlmann" hat er sich jedoch nicht über seinen lyrischen Dichterruf erhoben. Dem Rheine gehört ursprünglich auch Rosa Maria Assing (geb. Varnhagen von Ense) an, aus deren „Poetischem Nachlasse" (1841) ein echt frauenhaftes Gemüth hervorspricht. — In vollen Tönen singt Westphalens lyrische Muse. Wollen wir Viele übergehen, nicht Junkmann's, nicht Wihl's noch Matzerath's und Arentschildt's weitläufiger gedenken; so müssen wir doch bei einigen Andern einen Augenblick verweilen. Wir nennen zunächst Heinrich

Stieglitz, der, obgleich anderwärts lebend und dichtend, der Geburt nach Westphalen angehört, da Arolsen seine Vaterstadt ist[1]). Weniger durch Gehalt und ästhetischen Werth als durch lebendige Veranschaulichung haben seine poetischen Leistungen einige Zeit Aufmerksamkeit gewonnen. Wie der Mann selbst ohne persönliche Energie erscheint, so flattern auch seine Gedichte großentheils mit breitflügeliger Zerfahrenheit umher, wie z. B. seine „Bilder des Orients", die ihm besonders jene Aufmerksamkeit zugewandt und auch manche treffende Zeichnung bieten. Mit den „Stimmen der Zeit" hat er dem Geiste der Gegenwart Rechnung getragen, und in den „Gedichten" (1823) wehet mitunter poetischer Hauch. Die lyrische Tragödie „Dionysosfest" ist bei wenigen, nicht übel gelungenen Einzelheiten doch im Ganzen ein gesuchtes, hinter seiner Idee weit zurückbleibendes Produkt. Der tragische Opfertod seiner Frau Charlotte hat ihn fast berühmter gemacht als seine Leier. Bedeutender ward Ferd. Freiligrath von der Stimme des Publikum's emporgetragen. Aus Detmold gebürtig, theilte er die Vaterstadt mit Grabbe, dem er auch ein Todeslied nachsang, das mehr durch die Macht der Schilderung, als durch das Gewicht der Poesie anspricht[2]). Über Freiligrath haben sich vielseitig Stimmen ausgesprochen, unberufene und berufene, unter welchen letztern wir besonders die von Fr. Dingelstedt hervorheben. Gern wollen wir mit einstimmen, wenn man an dem Dichter die Kunst der Schilderung rühmt, wenn man die Phantasie betont, womit ihm gelungen, ferne Zonen und ihre Wunder vorzuführen; gern mögen wir anerkennen, daß er namentlich in seinen Wüstenbildern einer nicht gewöhnlichen Farbengebung mächtig ist — allein den Preis echt lyrischer Kunst können wir ihm darum noch nicht unbedingt ertheilen. Wir wollen es nicht zu hoch nehmen, daß er, vom Vaterland und von Europa sich abwendend, den wunderreichen Orient oder die wilden Völkerstämme des Westens sucht, die Naturpracht des heißen Südens den Herzenslauten und Gedankenzügen der nordischen Menschenwelt vorzieht, gern wollen

1) Stieglitz lebte sonst in Berlin, weilte dann längere Zeit in Venedig, von wo er manche anziehende Lokalschilderungen in's Vaterland sandte und wo er 1850 gestorben ist.

2) „Bei Grabbe's Tode". In den Gedichten.

wir vielmehr mit Dingelstedt sagen, „daß dieser Drang dieselbe Sehnsucht sey, welche die Hohenstaufen nach Italien, die Kreuzritter zum heiligen Grabe zog," auch wollen wir übersehen, daß sich die Poesie bei ihm oft bis zu botanischen und zoologischen Curiositäten verirrt — was wir vermissen, ist der Grundton idealer Durchgeistigung, welcher jeder Dichtung Seele bilden muß, ist die reine Sprache inniger Empfindung, die bei ihm nur selten recht erklingt[1]), ist die freie frische Unmittelbarkeit des poetischen Gesangs, die Kunst der reinen plastisch-lebendigen Gestaltung; was wir tadeln, ist die Monotonie der Schilderungen ohne Gemüthsbelebung, die Sucht des Effekts durch den Stoff und die Seltsamkeit des Ausdrucks, die oft nahe genug an Manier streift, das Excentrische, mitunter ganz Verstiegene und Hinaufgetriebene in der Malerei, die breite Schwerfälligkeit im Rhythmus, die schwülstige Dunkelheit der Darstellung überhaupt. Nur hier und da macht sein unbehilflicher Alexandriner, mit dem er unsere Lyrik neu auffrischen möchte, die Wirkung[2]), welche er davon erwartet. Aus mancher Probe sieht man indeß, daß Freiligrath, strebte er nicht allzusehr nach Absonderlichem und wollte er seine individuellen Liebhabereien überwinden, sich der poetischen Priesterweihe in der von ihm gewählten Sphäre wohl würdig machen könnte, deren echtes Symbol indeß selbst der berühmte „Löwenritt" nicht trägt. Wenn Freiligrath später als Konvertit des Liberalismus in seinem „Glaubensbekenntniß" den Zeittendenzen seine Dichtung schlechthin in Dienste giebt; so fällt er damit nur um so tiefer von der Höhe des Parnaß herab, auf dem er

1) Eine Ausnahme in dieser Beziehung macht z. B. das Gedicht „die Auswanderer", ebenso das schöne Lied „Ruhe in der Geliebten" („So laß mich sitzen ohne Ende" u. s. w.), desgleichen „der Liebe Dauer", die Dichtung „Der ausgewanderte Dichter", in welchem eine gründliche Elegie bedeutsam spricht. Auch das Gedicht auf den unglücklichen, nach Espartero's Befehl erschossenen spanischen Ritter, Don Diego Leon, enthält tiefempfundene Motive.

2) Es kann wenig fruchten, wenn Freiligrath auf den Alexandriner eine panegyrische Ode singt, in welcher die Gesuchtheit der Bilder ebensosehr als die Unklarheit beleidigt. Wir können dem Dichter sein Selbstlob nicht unterschreiben, wenn er zum Alexandriner spricht:

„Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren."

ſich ſelber ſo heimiſch zu finden glaubt. Wir ehren des Dichters Stimme, die ſich der Freiheit leihet; allein wir leugnen, daß die Stimme dichteriſch ſey, welche ſich ſo zufällig, wie hier geſchehn, in fremde Weiſen und Töne drängen läßt. Das Freiligrath'ſche Glaubensbekenntniß iſt ein Bekenntniß des Abfalls von dem reinen Glauben an die heilige Kraft der Muſe, die ihn hier faſt ganz verleugnet. Seine neuen politiſchen und ſocialen Gedichte (1849) ſind forttönende Stimmen der Freiheit. Im Allgemeinen ſcheint uns Freiligrath von zu beſchränkter Auffaſſung und zugleich von zu engem Umblicke, um auf den Namen eines bedeutenden Dichters Anſpruch zu haben. Daß er Vikt. Hugo's lyriſche Gedichte theilweiſe übertragen, kann ihm als Verdienſt wohl angerechnet werden, welches er durch ſeine ſpätere Arbeit „Engliſche Gedichte aus der neueren Zeit" bedeutend vermehrt hat. Mit geſchickter Hand führt er in freien, aber doch zugleich treuen Nachbildungen mehrere neuere engliſche Dichter, wie z. B. die Felicia Hemans, die L. Landon, den Lyriker Tennyſon, Southay, Thom. Moore und Andere bei uns ein. — Wir könnten Levin Schücking nennen, der, in Weſtphalen geboren, mit ſeinen lyriſchen Dichtungen hier wohl hergehörte, wenn er nicht mehr Kritiker und Novelliſt als lyriſcher Dichter wäre. Wie in der Kritik (z. B. in ſeinem „kritiſchen Rückblicke auf die ſchöne Literatur ſeit 1830"), ſo iſt er auch in ſeinen Gedichten verſöhnlich, mild, freundlich-geiſtvoll und von finniger Gemüthlichkeit. — Mit eigenthümlicherem und entſchiednerem Charakter bieten ſich dagegen die Gedichte ſeiner Landsmännin der Freiin Annette von Droſte-Hülshof, die nach Sinn und Darſtellung eine männlich ausgeſprochene Haltung zeigt. Bei einem oft zu vordringlichen Streben nach abſonderlichen Bildern und Wendungen, bei manchen ſtyliſtiſchen Härten und ſonſtigen formellen Mängeln intereſſiren die Produktionen dieſer Dichterin durch originelle Auffaſſung und mitunter ſelbſt durch geniale Anſchauungen, wobei ſie als Frauenzimmer darin charakteriſtiſch iſt, daß ſie in ihren Dichtungen die ſubjektive Sentimentalität nicht auf Koſten der Sache herrſchen läßt[1]). — Eine ausgeprägte perſönliche Signatur finden wir auch in Franz Dingelſtedt, mit dem wir aus Weſtphalen in's Heſſenland hinübertreten, wo er zu Halsdorf in

1) Sie iſt 1850 geſtorben.

Oberheſſen ſeine Geburtsſtätte hat. In ihm begegnet uns eine individuelle Schroffheit, welche die Verſöhnung von innen heraus ſtörriſch abweiſen möchte und auf ihre eigene Vertrotzung und Zerriſſenheit ſich gleichſam etwas zu Gute thut. Seine Poeſie fußt weſentlich auf jenem ſubjektiven Eigenſinne und erhält dadurch den Grundzug kalter, verdroſſener Lebens- und Weltanſchauung, welche, wie es ſcheint, durch ſeine frühere geſellſchaftliche und berufliche Stellung (als Gymnaſiallehrer) mitunter zu einem gezwungenen und ſelbſtgefälligen Sarkasmus hingedrängt wurde, der zerſtörender für die reine Dichtung iſt, als Heine's leichtfertige Frivolität, die, weniger erſtrebt, auch weniger prätendirt. Daß auch die politiſche Tendenz oft zu unvermittelt und barſch das Wort nimmt, kann ſeiner Muſenkunſt keine höhere Stufe erwirken. Wollen wir nach genialer Urſprünglichkeit fragen oder friſche Unmittelbarkeit ſuchen, ſo finden wir uns faſt überall getäuſcht und auf die glatte Dürre der Verſtändigkeit zurückgewieſen, die unſerm Dichter weſentlich eignet und die in ſeinen formell ſchönen Terzinen „Sechs Jahrhundert aus Guttenberg's Leben" beſonders zu Tage tritt. Seine bekannten „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters" ſcheinen im Ganzen mehr auf plebejiſchen Effekt angelegt als poetiſch erſonnen. Der Witz iſt, wennauch mitunter recht treffend, doch meiſtens nur ſpaßhaft und ſelbſt vielfach ohne rechtes Ziel und Mittel. In Dingelſtedt's „Gedichten" würden wir öfter den Dichter hören, wollte er eben ſich nicht faſt abſichtlich ſelbſt erkälten. Was er in dem „Sonett" ſagt:

„Und nur zuweilen haucht es wie von oben
In ſtiller Stunde durch die loſen Saiten"

iſt leider allzuwahr. Im Allgemeinen ſcheint uns, daß Dingelſtedt in der Sphäre der Proſa heimiſcher ſey, als in der des eigentlich lyriſchen Gedichts. Sein Roman „Unter der Erde", ſeine ſonſtigen Novellen, ſowie ſeine kritiſchen Charakteriſtiken geben deſſen unzweifelhaftes Zeugniß. — Auch aus Darmſtadt klingen Dichterſtimmen herüber, unter denen wir einen Augenblick auf die der Louiſe v. Ploennies horchen wollen, die freilich nicht immer muſikaliſch-rein und metallreich tönt. Wir hören dieſe Dichterin lieber, wenn ſie die fremden Zungen in deutſchem Worte reden läßt[1]). Ihre neueſten Gedichte, unter denen

1) Wir nehmen hier Gelegenheit, an einige andere, ähnliche Dichterinnen zu

ſich auch der Sonettenkranz „Abälard und Heloiſe" befindet, tragen vielfach die Farbe frommer Überſchwenglichkeit, während ſich Einiges allerdings durch reineren Klang empfiehlt. — Andere, wie z. B. Moritz Carriere („die Girondiſten"), wollen wir hier nicht näher beſprechen. — Mit Hoffmann von Fallersleben thut ſich uns Niederſachſen auf. Durch ſeinen Geburtsort Fallersleben gehört Hoffmann dem Braunſchweig'ſchen an, während er ſeine literariſche Thätigkeit vorzugsweiſe an der preußiſchen Univerſität Breslau entwickelte, wo ihn wegen ſeiner „Unpolitiſchen Lieder" (1840) die Strafe der Abſetzung traf (1843). Obgleich er ſein Hauptverdienſt durch Forſchungen und Arbeiten im Gebiete unſerer altdeutſchen Literatur und volksthümlichen Liederpoeſie erworben hat; ſo iſt er doch bei dem großen Publikum vornehmlich als Dichter angeſehn und dies zwar hauptſächlich wiederum wegen ſeiner politiſchen Gedichte. Hoffmann geht als Dichter nicht eben tief, aber um ſo anſprechender iſt ſeine harmlos-freundliche Laune und die liebenswürdige Unbefangenheit, womit er ſich meiſtens in ſeinen Dichtungen bewegt. Sein eigenthümlicher poetiſcher Kreis iſt deshalb auch das humoriſtiſche Lied, wie es in ſorgloſer Heiterkeit leichtfüßig dahinſtreift, mehr neckiſch berührend als verletzend. Der Ernſt des Erhabenen gelingt unſerm Dichter ebenſowenig als in der Regel auch das rein Sentimentale; doch miſcht ſich Letzteres oft höchſt anziehend in den Ton des Scherzes, der eben Hoffmann's eigenſtes Dichten iſt und ſich mit epigrammatiſcher Anſchaulichkeit gefälligzuthunlich ausſpricht. Wir haben in dieſer Art Liedchen von ihm, die den ſchönſten beizuzählen ſind. Auch finden wir bei ihm manches Gedicht, in dem die ungemiſchte Herzensſprache redet; wie denn außer Anderm ſeine „Kindeslieder" deſſen mehr als eins enthalten. Ein namhafter Fehler des Dichters darf wohl darin gefunden werden, daß er dem Gewöhnlichen nicht fremd genug bleibt und den Ton mitunter ſelbſt zu dem Trivialen herabſtimmt. Ein eifriger Freund des Va-

---

erinnern; ſo an Betty Paoli (eigentlich Eliſabeth Glück aus Ungarn), Henriette Ottenheimer, an Wilhelmine Mylius, an Emma von Nienborf, Johanna Neumann (pſeudon. Satori), beſonders im Fache der Erzählung bekannt, u. ſ. w. Überhaupt verweiſen wir in dieſer Hinſicht auf das Buch von Abrah. Voß „die deutſchen Dichterinnen" 1848.

terlandes[1]), ließ Hoffmann sich verführen, bei der politischen Tendenz mit kecker Oppositionslust in Dienst zu treten. Seine oben genannten „Unpolitischen Lieder" sind verwegene Kinder dieser Laune, gehen aber oft über die Bahn reiner Dichteranschauung hinaus. Die vielfach treffenden poetischen Spitzen, sowie die oft geniale Schalkhaftigkeit, womit der Humor aus ihnen spricht, werden mitunter zu sehr von dem individuellen Ärger, der sich an Alltägliches oder Kleinliches hängt und die Fratze der Gemeinheit in den edlen Unmuth mischt, um ihre rechte Wirkung gebracht. Hoffmann's anderweite nach allen Seiten hin (auch nach der der Gelegenheitsdichtung) hinauslaufenden Gedichte übergehen wir; sie bieten meistens Gutes und Gewöhnliches durcheinander[2]). Nur seiner Volksdichtungen, wie z. B. „Lieder der deutschen Landsknechte", wollen wir noch insbesondere gedenken. In diesem Fache wird er schwerlich von einem neueren Dichter übertroffen. Vornehmlich ist er in der Art, wie er das alte Volkslied uns wiederzugeben versteht, sehr glücklich. Eine besondere Anerkennung verdienen seine Leistungen auf dem Gebiete unserer älteren Literaturgeschichte, welche dem Fleiße und ernsten Meinen des Mannes manchen schätzbaren Beitrag verdankt. Wir erinnern nur an seine Sammlung „der deutschen Gesellschaftslieder des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts", ebenso an seine „politischen Gedichte aus der deutschen Vorzeit", an die „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur". Die vielen sonstigen Leistungen Hoffmann's auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur gehören weniger hierher. — In den Gedichten von Langrehr aus Celle sowie in denen Spitta's aus Hannover spricht mancher liebe und reine Ton, bei jenem in weltlicher, bei diesem vorzugsweise in religiöser Gemüthlichkeit (in „Psalter und Harfe"), wäh-

1) „Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich Dein vergessen!
Ich weiß, was Du mir bist."

Aus dem Liede „Mein Lieben". — Auch sonst singt er bei jeder Gelegenheit das Lob des Vaterlandes, welches trotz aller Unbilden, die er in ihm erleben mußte, stets seine Sehnsucht blieb.

2) Sein „deutsches Liederbuch" 1850 (2. Aufl.) enthält eine Sammlung vieler Gedichte dieser Art.

rend in Rogge's (aus Lüneburg) Poesien Uhland's Weise tönt[1]). Neben ihnen hat auch Karl Gödeke aus Celle sich in Gedichten versucht. Seine oben schon angeführte Sammlung neuester Dichter ist mit Fleiß und Kenntniß ausgeführt. — Weiter in hohem Norden haben sich mehrere Namen in die Geschichte unserer neuesten lyrischen Dichtung eingeschrieben, die wohl des Erwähnens werth sind. Wir würden sofort an Fr. Hebbel näher erinnern, der, aus dem Dithmar'schen stammend, den kräftigen, freilich auch oft an Kälte streifenden Geist seines Landes in seinen Produktionen zeigt, hätte er nicht vielmehr unter den Dramatikern als hier seine Stelle, wo ihm allerdings auch wegen seiner „Gedichte" (1842) und „neuen Gedichte" (1848) ein Platz gebührt. Wenn Hebbeln für die Lyrik meistens der ungezwungene Ausdruck reiner Empfindung fehlt; so spricht dagegen seine ursprünglich-eigene Anschauungsweise oft erfreulich an. Übrigens greift er auch mitunter nicht ohne Glück die Töne echter Gemüthsinnerlichkeit, wie z. B. in dem Gedichte „Meeresleuchten" und mehreren andern. — Lebrecht Dreves aus Hamburg ist zu wenig selbstständig, um auf höhere Bedeutung Anspruch zu haben. L. Giesebrecht aus Mecklenburg-Strelitz, der auch im Fache der Geschichtschreibung (z. B. „Wendische Geschichten") nicht unbekannt geblieben, hat ein größeres Recht auf unsere Beachtung, die ihm schon wegen der gediegenern Darstellung gebührt. Auch die Gräfin Ida von Hahn-Hahn aus dem Mecklenburg'schen steht uns mit ihren Gedichten nahe genug, obgleich sie ihren Dichterruf mehr auf dem Felde des Romans erworben. Unter diesen Allen haben wir indeß einen Dichter zu bemerken, dem sich die nationale Aufmerksamkeit besonders zugewandt, wir meinen Emmanuel Geibel aus Lübeck, welcher durch Studien wie Reisen (z. B. nach Griechenland) und den Umgang mit den gebildetsten Männern eine ebenso gründliche als vielseitige Ausbildung gewonnen hat, die sich auch in seinen Dichtungen vortheilhaft bewährt. In diesen steht er auf dem Standpunkte freier Menschlichkeit gegenüber den politischen Tendenzstandpunkten der Zeit, ohne darum die Rechte des Fortschrittes zu ver-

1) Rogge's dramatische Produktionen (z. B. „Heinrich IV.", „Krone und Liebe", zwei Tragödien) haben bei nur wenigen gelungenen Einzelheiten keinen dramatischen Geist und leiden an unpoetischen Seltsamkeiten.

kennen [1]). Geibel will ſeinerſeits kämpfen für das Neue, allein, wie er ſagt, nicht gleich Herwegh mit „heroſtratiſcher Wuth," denn

„Aus alter Zeit blieb ihm die Treue [2])."

Doch mag er wohl auf ſeiner Hut ſeyn, um in der Bewegung der Gegenwart ſeinem wohlgeſinnten Liberalismus nicht untreu zu werden und ſich den altchriſtlich-germaniſchen Sympathien nicht allzu willfährig oder einſeitig anzuſchließen. Er hat hier und da ſchon nahe genug die gefährliche Grenze beſtreift. In ſeinen „Gedichten", die ſeit 1840—1850 die zwanzigſte Auflage erfahren haben, ebenſo in ſeinen „Zeitſtimmen" und in den „Juniusliedern", welche auch die „Sonette für Schleswig-Holſtein" enthalten, offenbart ſich ein ſchönes Talent der Darſtellung bei kräftig-lebendiger Auffaſſungsgabe, ein durchgebildetes Gemüth, Klarheit des Ausdrucks ohne den Prunk der Phraſe. Doch darf man mitunter die geniale Unmittelbarkeit, wir möchten ſagen, die inſpirative Urſprünglichkeit und die leichte, unbefangene Bewegung des lyriſchen Tons vermiſſen. Man muß hier und da die horaziſchen Übungen, die Schule der Alten in etwas zu aufdringlicher Weiſe bemerken. Anderes von Geibel übergehen wir, z. B. ſeine „Spaniſchen Volkslieder", auch ſeine Tragödie „König Roderich" (1843), der bei lobenswerther Sprache die rechte dramatiſche Organiſation abgeht. — Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf Sachſen, ſo würde uns wohl Wilhelm Müller zunächſt in die Augen fallen, wären wir ihm nicht ſchon in der vorigen Epoche begegnet. Würdig ſtellt ſich Jul. Moſen neben ihn, der, im Voigtlande geboren, hier eine Stelle mit Ehren einnehmen darf, obwohl er im dramatiſchen Fache ſeine hö-

1) So ſingt er unter Andern in dem Gedichte „Auf dem Rhein":

„Ihr Fürſten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O, dämmert nicht am Strom der Zeit, die Zeit iſt mächtiger als ihr;
Nein, weiſ' und mäßig ſteuernd nutzt, indem ihr ſie beherrſcht, die Flut,
Gebt frei das Wort, vertraut dem Volk! Fürwahr, das Volk iſt treu!"

2) In dem Gedichte „An Herwegh". — Daß ihm der König von Preußen einen Jahrgehalt verliehn, darf ihn in unſeren Augen nicht verdächtigen, und wir können ihm wohl glauben, wenn er ſagt:

„Ich habe nie nach Gunſt gerungen,
Ich ſang allein, was ich gewußt."
An den König von Preußen.

here Bedeutung hat. Es herrscht in seinen Poesien eine erfreuliche Kraft und musenfreie Haltung, oft nicht ohne volksthümlichen Anklang. Mehrere seiner Lieder können den zartesten zugesellt werden, deren sich eine Literatur rühmen mag. Überhaupt ist Mosen wesentlich ein lyrisches Talent. Auch seine Novellen sind in ihrer Kürze, ihrer einfachen Motivirung und Ausdrucksweise nur ungebundene lyrische Dichtungen. Daß Einiges von ihm gleichsam zum Volksliede geworden, wie „der Trompeter an der Katzbach" oder das Polenlied „die letzten Zehn vom vierten Regiment", ist bekannt. Der Tendenz hat er sich niemals unterthänig hingegeben, wie sehr auch der politische Sinn aus manchem seiner Lieder spricht[1]). Außer seinen eigentlichen „Gedichten" weisen wir noch ganz besonders hin auf das „Lied vom Ritter Wahn" und auf den „Ahasver", worin diese beiden mittelalterlichen Sagen in bedeutsamer Beziehung frei umgedichtet erscheinen. Mosen's Novellen und dramatische Produktionen finden ihre nähere Erwähnung besser an einer andern Stelle. — Noch ist zu erinnern an L. Bechstein (aus dem Meiningen'schen), der sich durch große Gesangesrührigkeit und schriftstellerische Betriebsamkeit überhaupt vor Andern auszeichnet, an Öttinger („Buch der Lieder"), an Phil. H. Welcker aus Gotha (z. B. „Thüringer Lieder"), an Ad. Bube, ebendaher, vornehmlich aber an J. G. Deeg, der, im Voigtlande 1814 geboren, in Heidelberg 1846 leider für die Hoffnungen, die er erregt, eines zu frühen Todes starb. In hartem Kampfe mit den Drängnissen des Lebens rang er zu höherer wissenschaftlicher Haltung empor, um sich in Literatur und Dichtung das Recht des Wortes zu erwerben. Seine Gedichte zeugen von gründlicher Charakterkraft und sind voll ehrenhaften nationalen Sinnes. Bei

1) So z. B. in dem Gedichte „Die Schlacht bei Leipzig", wo er anspielend genug die Verse schreibt:

„Was fraget ihr, Todesgenossen,
Die ihr dort unten ruht,
Was half es, daß geflossen
Soviel vom rothen Blut!"

„Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid!
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seyd!"

naturfreundlicher Gemüthstiefe und ernstem Streben nach plastischer Getragenheit auf dem Grunde antiker Ausbildung fehlt Deeg doch zum echten Lyriker die freie musikalische Bewegung und der reine leichte Fluß der Empfindung wie der Sprache, welche letztere bei ihm mehr kräftig gerundet, als schlank entwickelt erscheint. — Wollen wir das Land, nicht die Regierung berücksichtigen, so würde auch Karl Förster hier zu nennen seyn, der, aus Naumburg stammend, in Dresden wirkte, wo er 1841 starb. Seine „Gedichte", welche L. Tieck (1843) herausgegeben, zeigen weniger poetische Begeisterung als stille Gemüthlichkeit, und im „Rafaël" schildert er Kunst und Künstlerleben in lyrischer Frische und Anschaulichkeit. Seine Übersetzungen des Petrarka und der lyrischen Gedichte Tasso's sind dankenswerthe Gaben. Auch Friedrich Förster mag hier mit seinen „Gedichten" gelegentliche Erwähnung finden. — Eine nicht unrühmliche Stelle unter den sächsischen Dichtern darf Viktor Strauß aus Bückeburg ansprechen. Seine „Gedichte" verrathen bei wahrer Empfindung eine nicht geringe Kunst des lyrischen Ausdrucks. Das epische Gedicht „Richard" in 12 Gesängen hat gelungene Stellen. Sein neuestes Werk ist das Schauspiel „Gudrun". — R. Morning tritt mit seinen „Zeitgedichten" in die Reihe. Wer diesen Schriftsteller auf dem Felde der Kritik kennen gelernt hat, wird sich wundern, so wenig von der besonnenen Haltung zu finden, die er dort beweist. Die wohlklingenden Verse enthalten einen so überschwenglichen Unmuth, daß die Poesie davor meistens zurückweicht. — Reicher als Sachsen erscheint Preußen an lyrischem Gesange ausgestattet. Gehen wir von Berlin aus, so wurde hier Wilh. Wackernagel geboren, den sich später Basel als Lehrer und Bürger angeeignet. Kraft, Frische, individuelles Gepräge charakterisiren seine Gedichte, unter denen den „Weinliedern" der Preis gebührt. Schade, daß sich Wackernagel der Parteisucht hingegeben, um mitunter sogar in zelotischer Erbitterung die Sache des orthodoxen Supranaturalismus zu führen, wobei die poetische Stimme sich mehr als einmal zum Pöbelworte erniedrigt. Bedeutendes Verdienst hat er sich sonst durch seine vielseitigen literarhistorischen Arbeiten (z. B. auch durch Herausgabe des Schwabenspiegels) um unsere Nationalliteratur erworben. Immermann aus Magdeburg gehört mehr dem Dra-

ma und der Novelle zu, obgleich er auch Lyrisches gedichtet. Franz v. Gaudy aus Frankfurt a. d. Oder (geb. 1800, gest. 1840) darf als ein bedeutsames, vielseitiges Talent und als ein Schriftsteller von selbstständiger Gesinnung und tüchtiger Bildung begrüßt werden. In der Lyrik hat er der formellen Kälte, welche man bei ihm verspürt, ungeachtet, doch manch ein treffliches Lied gedichtet, wobei wir zuweilen an Heine, öfter an Chamisso erinnert werden, mit welchem Letztern er auch poetische Gemeinschaft hielt (z. B. in der „Übersetzung von Beranger's Liedern" u. s. w.). Seine „Erato" bietet viel Gelungenes dar, wobei das sinnige Ineinanderweben der Vergangenheit und Gegenwart angenehm anspricht. In den „Elegien" waltet neben der Empfindung etwas stark die Reflexion und verdrängt die Frische der ursprünglichen Schöpfung. In seinen berühmt gewordenen „Kaiserbildern", in denen der deutsche Patriotismus hinter der Bewunderung des Helden (Napoleon) allzusehr zurücktritt, herrscht vielfach eine unverkennbare echt poetische Begeisterung. Als Novellisten nennen wir ihn hier nur gelegentlich. — Die Gedichte Eduard Ferrand's, der, aus Landsberg a. d. W. gebürtig, 1842 zu Berlin gestorben ist, entbehren der poetischen Bestimmtheit und spielen weichmüthig mit den Farben der Gefühlsseligkeit und den Tönen Heine'scher Sentimentalität. Ähnlich klingt's bei Hagendorff, Jäger und einigen Andern, die um Ferrand gesellt und mit A. Rebenstein, Brunold gleichsam zum Dichterbunde vereint erscheinen. Wir gehen an Nathusius (aus Althaldensleben) vorüber, dessen lyrische Produktionen die Kunst sorgloser Bewegung mit dem einfachen Ausdrucke gemüthlicher Innigkeit oft glücklich vereinigen, ebenso an Gruppe (aus Danzig), der nicht bloß im Liede, sondern auch in der Epik („Alboin", „Königin Bertha", ein Balladen-Cyklus) und in der aristophanischen Komödie („Die Winde" gegen Hegel's Schule) sich versucht hat. Gruppe's Produktionen charakterisiren sich, wennauch weniger durch originelle poetische Auffassung, doch meistens durch Geist und eine gewandte metrische Technik. — Auch Prutz (aus Stettin) mag uns hier vom lyrischen Gesichtspunkte aus nicht näher beschäftigen, da wir ihm auf andern Gebieten (dem novellistischen, dramatischen und literarhistorischen)[1]) mehrfach begegnen

1) Als Geschichtschreiber ist Prutz mit der „Geschichte der zehn Jahre, 1840

werden. Seine lyrischen Dichtungen sind ihrem Grundtone nach mehr Gedankendichtungen als Gesänge und leiden vielfach an zu großer Breite. Doch finden sich einige darunter, die uns mit reiner Herzensstimme entgegenlauten (so z. B. „Abends", so die „Nachtstille" und das kleine Gedicht „um Mitternacht"). Durch das Gedicht „die erste Saat", welches sich auf deutsche Auswanderer in Amerika bezieht, wehet ein eigenthümlich tragisches Gefühl und es möchte zu den besten dieser Art gehören. Prutz steht seiner Tendenz nach unter den politischen Dichtern. Was seine Dichtungen, abgesehen von dem eigentlich poetischen Werthe, vortheilhaft auszeichnet, ist die freie Geistesbildung, die Eleganz der Sprache und die Reinheit des rhythmischen Tones. — Hermann K. Neumann aus Marienwerder hat außer „Gedichten" ein epistrendes Werk „Jürgen Wullenweber" herausgegeben. In beiderlei Hinsicht Einiges von Werth, obwohl nichts Ausgezeichnetes. — Mit Vorliebe möchten wir an Rob. Reinick (aus Danzig) erinnern, der die Sinnigkeit seiner Malerlust mit der gemüthlich-schönen Sprache der Poesie zu verbinden weiß, und dessen Gedichte durch ihre Einfachheit und Herzlichkeit ebensosehr als durch den kindlich-heitern Humor, der uns aus ihnen schalkhaft entgegenlacht, den liebenswürdigsten Liedern unserer Literatur sich zugesellen. Sein „Liederbuch für deutsche Künstler", das er mit dem Kunstgeschichtschreiber Fr. Th. Kugler herausgab, noch mehr die „Lieder eines Malers" bieten des Zartempfundenen und Schöngedachten so Vieles, daß Zeichenkunst und Musik ihnen gleichmäßig ihre Gunst zugewandt haben. Reinick hat jüngst auch Hebel's allemannische Gedichte in's Hochdeutsche übersetzt. Daß seine Lieder so vielseitige Kompositionen von den namhaftesten Tonkünstlern erfahren haben, spricht für ihre Gesangbarkeit. — Fortschreitend gen Schlesien zu finden wir auch auf diesem Wege mehr als ein Talent, das sich im Liede zeigen will. Wir hätten hier vor Andern des schwärmerisch-wehmüthigen Eichendorff's zu denken, wäre nicht seine Stelle bei den Romantikern zu suchen, wohin wir deshalb zurückverweisen. Gleicherweise verhält es sich mit Wolfg. Menzel, der, ebenfalls ein Schlesier von Geburt, in einer andern Verbindung von uns

— 1850" aufgetreten, welche sich durch lebendige Auffassung, gebildete Darstellung, überhaupt durch gewandte Behandlung des Gegenstands empfiehlt.

zu nennen war. Näher in der Gegenwart steht mit seinen lyrischen Versuchen Kahlert aus Breslau, der in „Ewald und Bertha" auch als idyllischer Epiker sich erwiesen; desgleichen Kletke, ebendaher, mehr durch Sammlungen deutscher Lieder als durch seine eigenen Gedichte bemerkenswerth; Kopisch, ein Landsmann Beider, der Freund Platen's, den er in einem wohlgelungenen Todtenliede feiert. Ihm, der Maler und Dichter zugleich, dem wir auch eine Übersetzung von Dante's göttlicher Komödie verdanken, ist die Gabe humoristischer Heiterkeit und Volksfreundlichkeit bei sprachfertiger Darstellungskunst vor Andern verliehen. — Am nachdrücklichsten hat sich Friedr. von Sallet (aus Neiße) unter seinen poetischen Landsleuten in die Tagesdichtung vorgedrängt. Sein „Laienevangelium" (1842), das in mehr als einer Hinsicht ein Gegenstück zu Schefer's „Laienbrevier" bildet, hat ihn besonders berühmt gemacht. Mit Schefer's Werke theilt es namentlich den Standpunkt des pantheisirenden Christianismus.

„Nichts ist als Gott und außer ihm ist nichts,
Er ist allein und Alles kommt aus ihm."

Diese Worte Scheser's lassen sich ganz auf Sallet's Gedicht anwenden, welches nur darin von jenem sich unterscheidet, daß es den bezeichneten Standpunkt einerseits auf dem Grunde von Hegel's Philosophie ausführt, andererseits die politischen Zeitfragen in die religiöse Betrachtung hineinbrechen läßt. Können wir bei Sallet tiefsinnige Auffassung und Schärfe der Satire keineswegs verkennen; so trägt sein Werk doch zu sehr das Siegel der Absichtlichkeit und didaktischen Zudringlichkeit, dabei zu wenig das Gepräge poetischer Ursprünglichkeit und freier ästhetischer Gestaltung, als daß ihm das Prädikat Poesie mit Recht beizulegen wäre. Sallet's „Gedichte" sind im Wesentlichen von gleicher Farbe und Haltung. Die Gedankenmacht kämpft mit den Stimmen der Empfindung und diese können nur selten aus dem Gedränge der Reflexionen und dem Schwalle der Rede hervorlauten. Nicht leicht hat sich die hinaufgepumpte Begeisterung wohl seltsamer ausgesprochen, als in der Dithyrambe „die Fernsicht" geschehn. Übrigens ehren wir an Sallet seinen offenen vaterländischen Sinn, mit dem er die ernste Weltansicht seiner Hugenotten-Abkunft verband. Er freuet sich, „deutschen Geistes Kind geworden zu seyn," nachdem die Schrecken der Bartholo-

mäusnacht seine Vorfahren aus Frankreich in die Fremde getrieben hatten. — Mit Sallet theilte Wilhelm Normann das Loos eines frühzeitigen Todes. Seinen poetischen Nachlaß hat Alfr. Reumont besorgt. Wir erwähnen ihn hier, weil seine Dichtungen das Gepräge einer bestimmten persönlichen Eigenthümlichkeit tragen.

Noch mancher Name, wie z. B. der des Grafen von Strachwitz, dessen Gedichte sich insbesondere durch die Kunst der Darstellung empfehlen, könnte im Gebiete der neuesten Lyrik wohl mit Ehren genannt werden, mahnte uns nicht der Raum, die Übersicht zu schließen, um noch mit wenigen Worten auch der andern Zweige unserer gegenwärtigen Dichtung zu gedenken.

Es wurde schon oben darauf hingedeutet, daß die novellistische Literatur wie in England und Frankreich so auch bei uns während der letzten zwei Jahrzehnte einen solchen Umfang gewonnen, daß sie mehr einer Überschwemmung als einer regelmäßigen Strömung vergleichbar ist. Selbst die lyrische Poesie muß in Absicht auf Masse und Zudrang hinter ihr zurückstehn. Das Publikum sucht Unterhaltung, die bei bequemer Ansprache zugleich den Augenblick ausfüllt und auf Neues hintreibt; die Schriftsteller suchen Erwerb und werden zu Lieferanten, bei denen es nicht sowohl auf Güte der Waare als auf das Gelingen der Spekulation ankommt. Was helfen hier Grundsätze und Regeln, wie sie, wir wollen nicht sagen die strenge Schule, sondern selbst Dichter, z. B. Göthe, über Roman und Novelle aussprechen wollen? Die einzige Regel, welche herrscht, ist die des möglichst schnellen Fertigmachens, die Regel der Tagesindustrie. Könnte man Maschinen anwenden, man würde nach ihnen greifen, um das Fabrikat mit geringstem Zeitverluste darzustellen. — Wie nun die Lebenspraxis überhaupt in der Jetztzeit vorwaltet; so hat sie sich auch mit all ihren Richtungen in die novellistische Dichtung eingedrängt. Von den Salons der Höfe bis zum Schmutzwinkel des Proletariats hinab reicht die Domäne des neuesten Romans. Die Extreme sammt allen Zwischenpunkten wurden und werden benutzt, dem drangvollen, produktionslustigen Treiben Stoff und Motive zu gewähren. Auch die Geschichte muß ihren Schooß eröffnen, um theils an und für sich theils in Beziehung auf die Gegenwart der poetischen Darbildung Inhalt und Anlehnung zu bieten. Hier

iſt es beſonders die Walter-Scott'ſche Muſe geweſen, welche unſere nachahmungsſüchtigen Deutſchen zunächſt an ihrer Hand herumgeführt. Daneben ſpielt denn noch die Märchenluſt ihre Phantaſien in die Alltagswelt hinüber, während die Sage mit ernſten und heitern Geſtalten durch den Wirrwarr des Marktes ſchreitet. Die Romantik in dem Streben nach univerſeller Lebenspoeſie, die Gegenwart mit ihren Sympathien für den ſocialiſtiſchen Stoffgehalt und für die kommuniſtiſche Weltauffaſſung treffen ſich in der wunderlichſten Begegnung. Wollte man den poetiſchen Maßſtab anlegen, wollte man nach Idee, Plan und künſtleriſcher Entwickelung fragen, oder gar um Wahrheit und Tiefe der Charakteriſtik ſehr bekümmert ſeyn und die Kunſt des Styls und Ausdrucks ſuchen; ſo würde im Allgemeinen nur Täuſchung Reſultat und Antwort ſeyn. Die Poeſie iſt freilich auch hier keineswegs überall zurückgeblieben, ſie hat vielmehr mit geſchickter Hand auch hier manche ſchöne Pflanze treulich aufgezogen; aber dieſe ſprießt meiſtens in beſcheidener Stille und auf Wegen, welche von der Hauptſtraße ab ſich den geräuſchloſen Lebensſtätten zuwenden. In ſolchem Dranggewirre nun Überſicht gewinnen und Überſicht vermitteln, das edlere Gewächs aus dem Unkraute hervorheben, die zerfahrene Mannichfaltigkeit in engem Rahmen zu einem Bilde zuſammenfaſſen, um es der Beſchauung gemächlich zu bieten, iſt ein ſo ſchweres Geſchäft, daß wir auf deſſen vollſtändiges Gelingen gleich im Voraus verzichten. Wir glauben, unſerm Ziele noch am nächſten zu kommen, wenn wir aus der Maſſe des Gegebenen beſondere Kategorien herauszufinden ſuchen, unter die dann das Verwandte zuſammentreten mag, und beginnen ſofort mit derjenigen, in welcher Geſchichte und Dichtung ſich begegnen, alſo mit der Kategorie der

Hiſtoriſchen Novelliſtik.

Hier haben wir einen Namen an die Spitze zu ſtellen, der gewiſſermaßen die Vermittelung der Romantik mit der Gegenwart in ſeiner novelliſtiſchen Produktionsfülle vertritt und ſchon deswegen jenen Platz einnehmen darf. Karl Spindler (aus Breslau), deſſen ſämmtliche Werke in faſt unabſehbarer Reihe (an 30 Bände) ſeit längerer Zeit in Stuttgart bei Hallberger erſcheinen, bietet ſich uns in dieſer Hinſicht

gleich an der Schwelle der gegenwärtigen Epoche dar. Er hat so ziemlich alle Richtungen und Wandelungen der modernsten Novellistik durchprobirt. Von seinem „Bastard" (1826) an bis zu „Fridolin Schwertberger" (1844) herab, welche Saat von Romanen und Erzählungen in einem ununterbrochenen langen Athemzuge hingedichtet! Es könnte schwer scheinen, bei solcher Fruchtbarkeit, die sich fast auf Alles erstreckt, womit die Welt sich jetzt belustiget und beschäftiget, Geschichte und St. Simonismus, Märchen und Lebensversicherungsanstalten, Nonnen- und Hexengeschichten, Romantik und gewöhnliche Genrebilder, Helden (z. B. Napoleon im Invaliden) und Juden, den schlichten Bürger und den Jesuiten mit gleicher Schreibfertigkeit umfassend, wir sagen, es könnte bei solcher vielseitigen Produktionsbetriebsamkeit wohl schwer scheinen, einen allgemeinen Standpunkt des Urtheils zu gewinnen und dem Dichter seine rechte Stelle anzuweisen. Allein glücklicher Weise hat uns Spindler die Sache ziemlich leicht gemacht, indem in Allem, was seine geläufige Feder hinzeichnet, eine und dieselbe Methode der Auffassung und Behandlung ersichtlich ist. Spindler übersetzt die Geschichte in das Leben und das Leben in die Geschichte, wobei ihn sein früherer Schauspielerberuf gelehrt zu haben scheint, sich über die Schwierigkeiten nicht allzulange zu bedenken. Wir haben in Absicht auf die eigentliche historische Novelle an ihm mehr als an einem Andern, selbst Wilibald Alexis nicht ausgenommen, den deutschen Walter Scott, wofern man der Vergleichung nicht zu tief auf den Grund sehen will. Was Hauff nicht ohne Glück versucht, worin van der Velde verunglückt, was Tieck (zuletzt noch in der Vittoria Accorombona) nicht abgelehnt und Andere in verschiedener Weise aufgenommen, das hat Spindler zuerst mit einigem Erfolge in den zwei Jahrzehnten seiner Schriftstellerei ausgeführt. Der Mann besitzt gerade Talent der Auffassung und Erfindung, dabei imaginative Belebungsgabe genug, um den Reproduktionen der Geschichte das Interesse der Gegenwart zu geben und über diese wiederum den anziehenden Dämmerschein vergangener Zeiten zu werfen. Er versteht die Kunst, in seinen leicht hingeworfenen oberflächlichen Zeichnungen den Schein der Wahrheit zu gewinnen und durch die Anschaulichkeit, womit Situationen und Personen vorgeführt werden, die Theilnahme zu erwecken. Es ist nun leicht zu begreifen, wie

bei ſolcher Unruhe des Talents und der Produktivität an eine getragene Durchbildung der Produktionen kaum gedacht werden darf. Da wechſeln in der Kompoſition Eile und Weile, Überſtürzung und Dehnung meiſt ohne Verhältniß und Maß, ſowie in der Darſtellung das Wort nicht gewogen, Licht und Schatten nicht ebenmäßig vertheilt, die gründliche Führung der Sprache nicht beachtet wird. Es würde unmöglich ſeyn, Spindler's produktive Betriebſamkeit hier auch nur dem größeren Theile nach im Einzelnen zu berühren. Er verhält ſich in ſeiner novelliſtiſchen Univerſalität gewiſſermaßen encyklopädiſch zu der ganzen Epoche. Wir mögen aber hier hauptſächlich nur an das erinnern, womit er eben die eigentliche hiſtoriſche Novelliſtik vertritt. Schon haben wir an ſeinen „Baſtard" erinnert, mit dem er die Galerie ſeiner hiſtoriſchen Romandichtung eröffnet. Obgleich hier noch die imaginative Ausſchweifung die geſchichtliche Färbung überwaltet, ſo treten doch ſchon die Spuren des bezeichneten Talents für dieſes Fach unverkennbar hervor. Nicht lange nachher erſchien „Der Jude", ein Roman, der des Verfaſſers Namen am berühmteſten gemacht hat. In der That kann man denſelben als das novelliſtiſche Hauptwerk Spindler's betrachten, inſofern er in demſelben nicht nur ſein literariſches Talent am entſchiedenſten bewährt, ſondern auch die Eigenſchaften eines hiſtoriſchen Romans in der Scott'ſchen Weiſe mehr als in ſeinen andern Werken der Art erreicht hat. Sein Buch ſteht mit Hauff's „Lichtenſtein" am anſchaulichſten in der Umgebung mittelalterlicher Verhältniſſe, übertrifft jedoch dieſen Roman an Reichthum der Erfindung, an fortſchreitender Steigerung des Intereſſes, an Vielſeitigkeit der Situationen und Schilderungen, an realer Wahrheit und lebendiger Vergegenwärtigung jener geſchichtlichen Bezüge. Männer- und Frauenwelt, Ritter- und Bürgerthum, Pfaffentreiben und Handelsweſen, finſtere Judengaſſen und hohe Burgen, Freiheit und Knechtſchaft, der Glanz der Feſte und die Trübſal der Bedrückung erſcheinen mit nicht gewöhnlicher Gewandtheit und mit großer Kunſt in der Kontraſtirung zu einer überſchaulichen Geſammtheit glücklich verarbeitet, und man darf namentlich mit Rückſicht auf einzelne Seiten der Charakteriſtik den Roman, wenn man nicht den ſtrengen Maßſtab wahrer Poeſie an Organiſation und Darſtellung legen und überhaupt von der Gründlichkeit der Behandlung abſehen will,

unter die besten der neuen Moderomane des In- und Auslandes setzen. Wo Spindler auf dem Boden der Vorzeit bleibt, gelingt ihm überhaupt meistens sein Werk. So in der „Nonne von Gnadenzell" oder im „König von Zion", der in drei Abtheilungen die münsterländische Wiedertäuferei des sechszehnten Jahrhunderts zur Anschauung bringt. Weniger glücklich, obgleich noch immer in einzelnen Partien anziehend, sind diejenigen Romane, mit welchen er uns in die gegenwärtige Zeitgeschichte führt. So „Der Invalide", worin die große Bewegung und Entwickelung der Revolution seit 1789 nicht ohne treffende Schilderungen (z. B. mancher Scenen aus Napoleon's Thaten und Leben) vor Augen gestellt wird, oder der „Jesuit", und Anderes. In der neuesten Zeit hat sich Spindler in dem „Vogelhändler von Imst" wieder dem Volksleben zugewandt. Er schildert hier nicht ohne charakteristische Wahrheit Tyroler Landschaft und Volkssitten; man merkt, daß er eigenen Anschauungen folgt. Dennoch fehlt die frische Unmittelbarkeit, wie sie im Juden vortritt und den Leser in die Wirklichkeit unwiderstehlich hinzieht; es fehlt die innerliche Einheit und die Lebendigkeit in der Entwickelung. Nur einzelne Bilder interessiren mit dem landschaftlichen Hintergrunde, auf welchen sie hingestellt erscheinen. Der Roman „Fridolin Schwertberger" (1844) führt in eine süddeutsche Stadt (Konstanz), um hier ein Gemälde deutschen Bürgerlebens zu entfalten. Wir finden wohl noch immer die Kunst vergegenwärtigender Darstellung, aber die Breite der Ausführung läßt es nicht zu rechter individueller Anschaulichkeit kommen. Anderes, wie z. B. „Boa Constriktor", worin er die Zeitbewegungen etwas in der Art neufranzösischer Romantiker behandelt, oder die Menge seiner kleineren Erzählungen bleiben billig unberührt. Spindler's dramatische Versuche sind ohne Kern und rechtes Leben. Seine Herausgabe des „belletristischen Auslandes" ist dem Plane und der Tendenz nach lobenswerth, in Absicht auf die Ausführung aber läßt sie manches zu wünschen übrig, sowohl was Auswahl als auch Übersetzung angeht. Die Erwerbsucht überbietet die ästhetische Schätzung. — Ihm zunächst erwähnen wir Wilibald Alexis (Häring), den man wohl den Preußischen Walt. Scott genannt hat, weil er in einigen Romanen, z. B. in „Cabanis" und im „Roland von Berlin", preußisch-historische Verhältnisse darstellt, auch wohl mit Rück-

sicht darauf, daß er namentlich im „Waladmor" jenen britischen Dichter ziemlich genau kopirt. Im Ganzen aber dürfte die Vergleichung nicht eben treffend zu nennen seyn. Denn W. Al. hat seinem Berlinismus die Frische der Farben nicht geben können, womit W. Scott uns seine Bilder malt. So ziemlich überall (auch in dem Romane aus der Gegenwart „Das Haus Düsterweg") fühlt man sich genöthiget, mehr als erfreulich durch Brandenburg'schen Sand zu fahren und zwar meist in einer schwerfälligen Berline. Wir sind es unserer Überzeugung schuldig, dem Urtheile Vieler gegenüber das unsrige dahin abzugeben, daß wir in den Produktionen von W. Alexis wenig reine und echte Poesie finden können. Die Prätension überwiegt im Allgemeinen die Bedeutsamkeit der Erfindung, übermäßige Breite verdrängt die Lebendigkeit der Anschauung, rhetorische Putzsucht vertritt die Klarheit epischer Entwickelung, und der Schleichgang der Periode ermüdet nicht selten den geduldigsten Leser. Daß übrigens die geschilderten Preußischen Zustände nicht ohne Wahrheit sind und auf gründliche Studien hinweisen, mögen wir den Kennern derselben recht wohl glauben, sowie wir auch gern zugeben wollen, daß überhaupt das Talent der Schilderung unserm Dichter eignet; nur soll man uns nicht zumuthen, mit Th. Mundt Bücher, wie den „Cabanis" und den „Roland von Berlin", für Meisterwerke im Genre des W. Scott zu halten. Wir möchten viel eher noch dem Romane „Die Hosen des Herrn v. Bredow" in dieser Hinsicht vor jenen genannten Werken den Vorzug geben, indem er uns auf lebendige und bequeme Weise in die reformatorischen Bewegungen und monarchischen Gewaltversuche gegen den ritterlichen Feudalismus während des sechszehnten Jahrhunderts hineinführt. Auch hier ist es übrigens zunächst das specifisch preußische Geschichtselement, an das sich die Entwickelung knüpft. Brandenburg bietet den Schauplatz und sein erster Kurfürst, Joachim I., den Hauptträger der historischen Dichtung [1]). An die Versuche von W. Alexis in der eigentlichen Novelle wollen wir nur gelegentlich erinnern. Es fehlt auch ihnen meistens gefällige Beleuchtung und leichter Gang. Beides müssen wir selbst an der bekannten Novelle „Acerbi" vermissen, die sich sonst durch eine gewisse tra-

1) Dieser Roman hat das Schicksal gehabt, daß er im ersten Manuscripte verbrannte und so neu geschaffen werden mußte.

gische Haltung bedeutsam hervorhebt. — Rellstab steht wohl am füglichsten neben W. Alexis, indem er, wie dieser Preuße von Geburt (aus Berlin), auch gleich ihm den historischen Roman kultiviren wollte, aber auch meistentheils in ähnlicher poesieloser Breite verkümmert. Oder sollte man in dem Romane „Das Jahr 1812", der in vier Theilen die Ereignisse dieses welthistorischen Katastrophenjahrs bedichtet, Athem und Leben der Poesie finden? Daß die Geschichte jener Tage in ihren reichen Situationen oft mit voller gegenständlicher Wahrheit vorgeführt wird, kann noch nicht für Dichtung gelten. Rellstab's vielseitige und fruchtbare literarische Thätigkeit, worin ein gewandtes Talent nicht zu verkennen, hat sich außer zahlreichen Erzählungen und Novellen[1]), besonders in Reisebildern und Genreskizzen bewährt. Seine kritischen Federzeichnungen, wie wir es nennen möchten, sind lebendig und meistens treffend. Als Dramatiker (er schrieb mehrere historische Dramen, wie z. B. „Karl den Kühnen" u. s. w.) ist er hier nicht zu besprechen, um so weniger als seine derartigen Produktionen im Ganzen zu den verfehlten gezählt werden müssen. Auch seine „Gedichte" weisen ihm keinen hohen Platz in der Literatur an. — An Farbe übertreffen Zschokke's neuere historische Romane (die freilich zum Theil noch in die Romantik hinüberreichen, wo wir deshalb bereits darauf Rücksicht genommen) die Rellstab'schen Versuche. „Der Freihof von Aarau", „Adderich im Moos", „Der Flüchtling im Jura" nebst vielen Novellen und Erzählungen spielen in die historische Welt hinüber und sind bei oberflächlicher Zeichnung und Sprachdarstellung fast insgesammt nicht ohne lokales Interesse. Über den ästhetischen Werth von Zschokke's novellistischer Betriebsamkeit überhaupt haben wir am andern Orte unsere Ansicht abgegeben. — J. Mosen hat sich mit seinem „Congreß von Verona" auch in die Reihe der historischen Novellisten gestellt. Das Werk enthält indeß mehr Wahrheit als Dichtung und ist jedenfalls nicht dasjenige, welchem der Verfasser seinen literarischen Ruf zu verdanken hat. — Wir könnten in diesem Fache noch an manchen Namen erinnern, wie an Belani's (Häberlin) historisch-roman-

1) Von diesen sind auch einige in der Brockhaus'schen „Urania" erschienen, auf welche wir, als den vornehmsten Sammelplatz der neueren und neuesten Novellen, hier gelegentlich ein für allemal hinweisen.

tische Novellen, in denen wenig Geist und gar keine Poesie herrscht, an L. Storch's ähnliche Versuche, welche mehr Anläufe als wahre Ausführung enthalten, an Starklof's breites Streben, an Bronikowsky's polnische Novellen, an G. Döring's wohlgemeinte Geschichtsromane (unter denen z. B. „Sonnenberg" eine aufdringliche Reminiscenz an Spindler's Juden darstellt), an Bechstein's „historisch-romantische Gemälde aus dem sechszehnten Jahrhunderte", mehr noch an seine sächsischen und thüringischen Gemälde, in denen jedenfalls ein frischer Hauch aus heimatlichen Bergen weht und treue Wahrheit (wie auch in anderen Dichtungen des Verfassers) durch die ungesuchte einfache Ausdrucksprache über den Mangel an Erfindung tröstet; wir könnten wiederholt an Duller denken, der auch „historische Novellen" geschrieben hat, die er selbst wohl nicht für poetisch hält, sowie er in dem Werke „Kronen und Ketten" die Geschichte mehr mit Worten umkleidet als auf den Standpunkt der Dichtung zurückführt. An dieser fehlt es auch Carl Reinhold's „Deutschen historischen Romanen". Ernst Willkomm hat sich in seinem „Wallenstein" in einem Fache versucht, das seinem Talente der Darstellung weniger zuzusagen scheint, als die Kunst moderner Lebensskizzen. Gleicher Weise verhält es sich mit Th. Mundt, der, wie wir bereits bemerkt, in seinem „Thomas Münzer" ebenfalls nicht auf dem rechten Felde ist, während er für die Socialnovelle und für Reiseschilderungen größere Befähigung hat. Herloßsohn kann mit seinem „Montenegrinerhäuptling", den „Hussiten", dem „Ungar" und andern Versuchen der Art wohl genannt werden, so wenig er auch auf Geist und poetische Gestaltung Anspruch machen darf. Ihn übertrifft an Farbenfrische A. v. Tromlitz (Witzleben), der in seiner novellistischen Fruchtbarkeit (seine gesammelten Schriften umfassen 108 Bändchen) größere wie kleinere historische Partien, meistens aber persönliche Charakteristiken entgegenbringt. Wir können unter der Kategorie der historischen Novellistik auch Theodor Mügge erwähnen, der, obwohl in der freien Novellendichtung seinen eigentlichen Ruf behauptend, doch mit seinem Romane „Toussaint L'ouvertüre" sich auf dieses Gebiet begeben hat. Das Talent lebendiger, leichter Darstellung, was diesem Schriftsteller zu Gebote steht, macht sich auch hier geltend, ohne daß es ihm jedoch sonst gelungen wäre, den Stoff, nämlich die Negerrevo-

lution auf St. Domingo (Haiti), mit idealer Bemeisterung durchzubilden und künstlerisch zu organisiren. — O. L. B. Wolff, in den Schulen durch seinen wohlangelegten „Poetischen Hausschatz des deutschen Volks" als Anthолog bekannt, hat sich durch einen historischen Roman „Mirabeau und Sophie", sowie durch historische Novellen und Anderes (z. B. „Reisebriefe") eine Stelle unter unseren Literaten zu bereiten gesucht. Doch erscheint er mehr in literarischer Vielthätigkeit als von irgend welcher poetischer Bedeutsamkeit, wofür es ihm besonders an Phantasie und an plastischer Gründlichkeit, überhaupt an rechtem Berufe fehlt. W. Blumenhagen aus Hannover reihet sich an. Überfruchtbar an novellistischer Produktion, hat er auch die historische Seite derselben mehrfach berührt, aber hier wie überall ohne originelle Eigenthümlichkeit. Er spricht mehr als er dichtet und überschüttet die Dürftigkeit des Gehalts mit der Flut des Worts, dem noch dazu alle geistige Durchathmung abgeht. Seine dramatischen Versuche leiden an gleicher ästhetischer Gebrechlichkeit. Trotz dieser Mängel steht er jedoch noch höher als der nicht minder vielschreibende C. v. Wachsmann mit seinen Novellenhistorien, in denen bei seichter Ausführung eine noch seichtere Darstellung herrscht. Heribert Rau hat in dem Romane „Kaiser und Narr" es unternommen, die mächtige Zeit der Hohenstaufen in poetische Form zu bringen, und sich mit kühner Hand den bedeutsamsten, schwierigsten Punkt, Friedrich II., und seinen Kampf mit der römischen Hierarchie, herausgewählt. Wäre es bei solch einem Gegenstande mit etwas romantisirendem Firniß abgethan, genügte es für so hohe Zeiten, wo eine welthistorische Idee zur Katastrophe drängt, an einiger Breite der Besprechung und Beschreibung, wäre Friedrich II. ein Werther gewesen und nichts als solches; so ließe sich Rau's Roman im Vergleich mit manchem andern wohl rechtfertigen, während er, wie die Sachen in Wahrheit liegen, ein meist nur müssiges Gerede bildet. Der Hohenstaufen-Poet muß ein delischer Schwimmer seyn, wofür wir Herib. Rau nicht halten können. Doch wir unterlassen, mehrere Namen zu nennen, wie z. B. K. Gust. v. Berneck (pseudon. Bernd v. Guseck), der mit seinen Romanen „Die Stedinger" und „Das Erbe von Landshut" hier wohl erwähnt werden könnte, ebenso Uffo Horn, der unter dem Titel „Aus drei Jahrhunderten" drei historisch-politische Novellen giebt,

Fanny Tarnow, die ſich mit ihrem Romane „Heinrich von England und ſeine Söhne" anreihet, u. ſ. w., um nur noch auf einen beſondere Betonung zu legen. v. Rehfues (ehmaliger Regierungs-Commiſſär bei der Univerſität Bonn † 1842) glänzt unter allen unſern hiſtoriſchen Novelliſten mit vorzüglichem Verdienſte hervor. Gebildet, von feiner Sitte und vielſeitiger in Geſellſchaft und auf Reiſen erworbener Lebenserfahrung trug er auf ſeine Werke nebſt eigenthümlichem Geiſte auch die Eigenſchaften kunſtgehaltener Darſtellung und gediegenen Gehaltes über. Fern von literariſcher Erwerbſamkeit, nicht fortgeriſſen durch die Eilfertigkeit des Tages, blieb ſein Abſehn auf die Vollendung der Sache, nicht auf die Zwecke der unmittelbaren Zeitſtrebungen oder der bloßen Unterhaltung gerichtet. Seine Produktionen ſind ausgetragene Werke eines ruhig bildenden Geiſtes und darum mit dem Siegel höherer Geſtalt verſehen. Rehfues war keineswegs Dichter im Sinne der Genialität, wohl aber in der Weiſe idealer Reflexion. Was dieſe der echten Poeſie Verwandtes zu leiſten vermag, hat er in ſeinen Romanen geleiſtet, die insgeſammt, wennauch nicht auf einer beſtimmten Geſchichte, doch auf weſentlich geſchichtlicher Grundlage ruhen. Die früheren Reiſeſchriften, in welchen Rehfues Zeichnungen aus Neapel, Spanien und Paris vorführt, gehören chronologiſch noch ganz der romantiſchen Zeit an und ſind, obgleich an und für ſich ſchon von hinlänglichem Intereſſe, doch gleichſam nur Vorſtudien und Vorboten ſeiner Romane, mit denen er in die gegenwärtige Literatur eintritt[1]). In ſeinem berühmt gewordenen „Scipio Cicala" erſcheint er nicht ohne wirklich poetiſches Geſchick in der Behandlung des hiſtoriſchen Stoffs. Wir kennen die Quellen nicht, aus denen er die Elemente dieſer Dichtung entnommen haben mag, ſehen ihr aber auf jedem Schritte an, daß ſie auf Quellenanſchauung ruhet. Mag über den Mangel an innerem poetiſchen Organismus mit Recht geklagt werden können, mögen die einzelnen Partien nicht in dem erfoderlichen Gleichgewichte ſtehen, mag der Verfaſſer zuletzt, vielleicht ſich erinnernd, in welchen Dienſten er ſtand, etwas zu abſichtlich antirevolutionäre Anſichten ausſprechen (was um ſo weniger nöthig, da ja das ſechszehnte Jahrhundert und Neapel Zeit und Schauplatz bilden), mag überhaupt das Ende, auch in der

1) Rehfues' „Spanien und Paris" (1808) hat Guizot in's Franzöſiſche überſetzt.

Charakteriſtik des Helden Scipio, an Haltung nachlaſſen — das Ganze bleibt ein bedeutſames Denkmal auf dem Gebiete des hiſtoriſchen Romans, ſowohl wegen der gründlichen Charakterzeichnung und der kunſtvollen Schilderungen aus dem Reiche der Geſchichte und Natur, als auch wegen der gediegenen, gebildeten Sprachdarſtellung und reifen Lebenserfahrung. Rehfues erhebt ſich durch alle dieſe Eigenſchaften oft ſelbſt über W. Scott hinaus, den er namentlich darin übertrifft, daß er ſeine vollen Naturgemälde immer mit der Stimmung und der Leidenſchaft der handelnden Perſonen in das rechte Verhältniß bringt und die Beſchreibung niemals zu ſelbſtſtändiger Herrſchaft gelangen läßt. Die Scenerien bilden bei ihm nur den Hintergrund für die Erſcheinung des menſchlichen Gemüths, das in ihnen mit ſeiner ganzen Tiefe emportritt. An weichem Farbentone mag Scott vor ihm den Vorzug haben, allein dieſer Ton paßt auch nicht zu den großen Gegenſtänden, welche hier vor uns entfaltet werden. Der Roman „Der Sturm des Caſtells Gozzo" iſt ärmer an Erfindung und mehr nur ein Gemälde als fortſchreitende Handlung, obgleich an Kraft der Darſtellung nicht minder ſchön. „Die neue Medea" dagegen tritt in ebenbürtiger Haltung neben Scipio Cicala auf. Was dieſen Roman von poetiſcher Seite her zunächſt auszeichnet, iſt die Tiefe der Auffaſſung, womit die Leidenſchaft des Gemüths und die Politik in einer Grundidee zuſammengedacht und in der Ausführung zu einander in Beziehung geſetzt werden. Daneben erſcheint die Charakteriſtik in großartigem Style entworfen, die Darſtellung in lebendig-wirkſamer Weiſe gehalten. Die Kunſt der landſchaftlichen Schilderung ſchlingt ſich um Perſonen, Situationen und Handlung, Alles gleichmäßig beleuchtend und erhebend. Möchte ein Schriftſteller wie Rehfues mit ſeinen hohen Geiſteswerken nicht vergeſſen werden über ſo vielen Eintagsſchriften, welche der Augenblick gebiert und zugleich verſchlingt! — Wollten wir auf Namen zurückgehen, welche wir bereits in der vorhergehenden Epoche aufzeichnen mußten, ſo würden wir hier außer Anderm wiederholt an Tieck's „Vittoria Accorombona" und den „Aufruhr in den Cevennen", an Leop. Schefer's „Göttliche Komödie in Rom", ſowie an Kühne's „Rebellen in Irland" erinnern, Dichtungen, welche, weſentlich von hiſtoriſcher Grundlage, auch der Zeit ihres Erſcheinens nach hierher gehören können. —

Eine der anziehendsten Produktionen dieser Art bilden Heinr. König's „Clubisten in Mainz" sowohl nach Stoff als theilweise auch nach Behandlung und Ausführung. Wir erhalten in denselben das Gemälde der revolutionären Umtriebe und Strebungen, von denen Mainz in den ersten Jahren der französischen Revolution der Schauplatz war, in lebendiger Anschaulichkeit dargestellt. Auch ist die Charakteristik meistens mit individueller Bestimmtheit ausgeprägt, obwohl Forster zu sentimental und zu wenig entschieden gezeichnet erscheint. So schätzenswerth nun von dieser Seite her die Arbeit ist, so genügt sie, von politischem Standpunkte betrachtet, weniger, als man wohl auf den ersten Blick glauben möchte. Es fehlt an durchgehender Einheit des Plans, an organischer Ausgleichung der einzelnen Partien (wie denn namentlich das historische und das eigentlich dichterische Moment ohne innere Vermittelung geblieben sind), endlich an allseitig hinlänglicher Motivirung, in welcher Beziehung z. B. besonders das mit großem Aufwande betriebene Vortreten des jesuitischen Garzweiler in keinem Verhältnisse der Mittel zum Zwecke und Resultate stehen dürfte. Überhaupt hat König seinen Vorzug wesentlich in der Darstellung, weniger in der poetischen Produktivität, wie sich dieses auch an seinen Gefühlsromanen gewahren läßt. Ohne sonderliche Originalität in der Auffassung und Erfindung besitzt er das Talent verständiger Anordnung und sauberer Behandlung, was seinen Arbeiten immerhin einen gewissen Rang sichern wird. Seinen Roman „Die Waldenser", welcher gleichfalls der historischen Novelle angehört, wollen wir nur im Vorübergehen erwähnen. — Auch Frauen können wir in diesem Fache erwähnen. So vor Andern Karoline Pichler, deren sämmtliche Werke in 60 Bänden vor uns liegen. Sie tritt freilich mit ihrem „Agathokles" schon etwas weiter zurück, stellt sich aber mit andern Versuchen näher in die Gegenwart herein. Wie die meisten Frauenschriften tragen auch die ihrigen den Erbfehler farbloser Breite und zerfließender Beschreiblichkeit bei großer Vorliebe für sentimentalisirende Reflexion. Dazu kommt, daß dieser Dichterin meistens auch der Geist mangelt, den man sonst oft bei ihren Genossinnen bemerkt. Sonst ist ihre Sprache nicht ohne schimmernden Schein, wodurch sie theilweise besticht; auch darf die Gesinnungstüchtigkeit hervorgehoben werden, die sich überall bewährt. In ihren 1844

erschienenen „Denkwürdigkeiten" bietet sie viel Interessantes aus ihrer österreichischen Heimat und persönlichen Umgebung; doch muß man ein bestimmtes Eingehen und scharfe Zeichnung meistens vermissen. — An die Pichler reihet sich wohl die wenig mehr beachtete Fanny Tarnow am nächsten an, welche zum Theil in ihren „Gesammelten Erzählungen", zum Theil in größeren Produktionen, z. B. in dem Romane „Heinrich von England und seine Söhne" den Charakter historischer Novellistik anstrebt, der Vorgängerin an Erfindung und Reichthum immerhin nachstehend. Ihre Bearbeitungen ausländischer Werke schlagen gleichfalls meist in dieses Fach. — Wollen wir der Frau von Paalzow ihre rechte Stelle geben, so wird auch sie vornehmlich hier zu nennen seyn. Denn wenngleich ihre Romane nicht geradezu geschichtliche Begebenheiten zum Inhalte haben, so bewegen sie sich doch ganz in geschichtlichen Verhältnissen. Während unsere Dichterin nämlich in den beiden früheren Dichtungen „Godwie-Castle" und „St. Roche" mehr die romantisch-historische Färbung versucht, tritt sie in den zwei letzten „Thomas Thyrnau" und „Jacob van der Nees" dem Gesellschaftskreise näher, jedoch gleichfalls stets an historische Elemente sich wendend. Frau von Paalzow besitzt die Geschicklichkeit, womit Frauenhände die Oberflächen zu malen verstehen, in bedeutendem Grade, theilt aber auch den gewöhnlichen Mangel weiblicher Schriftstellerinnen, nämlich den Mangel an gründlicher Erfindung, Tiefe der Auffassung und Gediegenheit der Charakteristik; obgleich, im Ganzen genommen, die Charaktere Thyrnau's und Jacob's van der Nees sich durch ihre Haltung über das Niveau der gewöhnlichen Frauenarbeit erheben. Sonst bleibt sich diese Schriftstellerin überall ziemlich gleich an Bildung des Styls, an der Kunst, höhere Gesellschaftlichkeit zu zeichnen und einzelne Partien lebendig darzustellen. Doch grenzt sie bei allem gutgemeinten sittlichen Ernste nicht selten an vornehme Blasirtheit, welche dem Geschichtlichen die aristokratische Farbe der gegenwärtigen Salons aufdringt; auch kann sie sich von der den Frauen ebenfalls eigenen Umständlichkeit und Redseligkeit keineswegs frei erhalten. „St. Roche", fast noch mehr „Godwie Castle" gefallen sich hierin vorzugsweise, indem die Handlung in der Breite architektonischer, persönlicher und gesellschaftlicher Schilderungen beinahe ganz verloren geht. Die Geschichte ist überhaupt für Frauen-

phantaſie ein zu ſchwerer Stoff; und ſo mögen wir uns nicht allzuſehr verwundern, wenn auch Frau von Paalzow ungeachtet ihrer Darſtellungsfertigkeit deſſelben nicht recht mächtig werden kann. — Ida v. Düringsfeld, die in andern Zweigen der Novelliſtik vornehmlich fruchtbar iſt, darf mit ihrem Romane „Margaretha von Valois und ihre Zeit" hier herantreten. Wenig Dichtung, viel überflüſſiges Gerede. Daß dieſe Schriftſtellerin jüngſt in einer unter dem Titel „Für Dich" herausgegebenen Sammlung lyriſcher Gedichte auch von dieſer Seite her und zwar keineswegs ohne Glück eine Stelle in unſerer neueſten Literatur einzunehmen ſucht, ſoll hier nur im Vorbeigehen aufgezeichnet werden, wobei ſofort die Bemerkung Platz finden möge, daß ſie auch in ihren novelliſtiſchen Dichtungen für die romantiſch-ſentimentalen Partien mehr Beruf zu haben ſcheint, als für die ernſteren Probleme, z. B. eben für das Geſchichtliche und die ſocialen Zeitfragen. — In die Kategorie des hiſtoriſchen Romans ſind am füglichſten noch von Rumohr's ſchon weiter oben erwähnte „Deutſche Denkwürdigkeiten" zu ſtellen, die mit weltmänniſcher Eleganz eine Art Memoirenroman liefern. Wie überall (auch in den Novellen und ſonſtigen poetiſchen Verſuchen) dem Manne die Kunſt friſcher Belebung abgeht, welche er durch ſelbſtgefällig-geiſtreichen Anſtrich zu erſetzen ſucht, ſo auch hier.

Recht eigentlich im Bereiche der hiſtoriſchen Novelliſtik liegen die Sagengeſchichten, welche ſich in unſerer neueſten Literatur einer beſondern Pflege erfreuen, die wohl mit den durch die Romantik hauptſächlich geweckten mittelalterlichen Forſchungen mehr oder weniger zuſammenhängen mag. Auch hat die romantiſche Epoche ſelbſt (um von früheren, noch in das achtzehnte Jahrhundert fallenden Leiſtungen der Art abzuſehen) dieſe Seite vielfach begünſtiget; wie denn namentlich die Grimm'ſchen Leiſtungen dort ausgezeichnet werden mußten. Was in dem gegenwärtigen Zeitabſchnitte im Fache der Sage geliefert wird, beſchränkt ſich meiſtens entweder auf einfache Wiederdarſtellung des Alten oder auf freie Umbildung deſſelben. An die Spitze dieſer literariſchen Arbeiten wollen wir die „Volksbücher" ſtellen, denen die Romantiker ebenfalls bereits ihre Aufmerkſamkeit zuwandten. Reichhaltig ausgeſtattet liegt die Sammlung vor uns, welche O. Marbach ſeit 1838 veranſtaltet. Noch umfaſſender bemühet ſich Simrock auf dieſem Gebiete.

Durch gründliche Studien der altdeutschen Literatur mit den Anschauungen und Weisen derselben innigst vertrauet, dazu von Natur nicht ohne poetische Anlage, konnte er vor vielen Andern in Übersetzungen und Umarbeitungen Gelungenes bieten. Wir nennen nur seine „Deutschen Volksbücher" nach den ältesten Ausgaben dargestellt (seit 1839 ff.), und sein „Heldenbuch", worin namentlich das alt-epische Gedicht „Gudrun" und das „Nibelungenlied" in leicht lesbarer Übersetzung wiedergegeben werden. Die mit Echtermeyer und Henschel besorgte „Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen" enthält meist Ausländisches, z. B. Quellen des Shakspeare und Novellenschatz der Italiener. Ein „großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volks" giebt J. Günther heraus und A. Nodnagel hat „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden" bekannt gemacht. An G. Schwab's „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" (1836) haben wir schon früher erinnert. Auch Kletke's „Almanach deutscher Volksmärchen" bietet viel Interessantes. Unter den Sammlungen von Provinzialsagen, weisen wir vorab auf Bechstein's „Sagenschatz der Frankenlandes" hin, sowie auf Alfr. Reumont's wohlgearbeitete „Rheinlandssagen", denen sich „Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes" von Karl Geib (Göppinger) verdienstlich anschließen. Müllenhoff's „Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg" sind eine nicht minder willkommene Gabe. Noch Manches der Art könnte genannt werden, was wir übergehen, weil das Angeführte genügen dürfte, die reiche Ausstattung auch dieser Seite unserer Literatur aufzuweisen. Nur auf Adelb. Keller's Bearbeitung altfranzösischer Sagen wollen wir noch aufmerksam machen, um so mehr als sich derselbe auch um die Literaturgeschichte der mittelalterlichen Sagenbücher, „Der sieben weisen Meister" und der „Gesta Romanorum", achtungswerthe Verdienste erworben hat.

An das Gebiet des historischen Romans grenzen sehr nahe die poetisirenden Reiseskizzen und Charakteristiken aus dem wirklichen Leben, unter denen sich in jüngster Zeit manche treffliche Gabe geboten hat. Hier wollen wir sofort den bekannten fürstlich-gräflichen Dichter, Pückler-Muskau, heranführen. Mit den „Briefen eines Verstorbenen" sich zuerst der Literatenwelt zugesellend, leistet er bereits

in dieſem Werke oft genug an die Grenzen der freien Reiſezeichnungen, während er mit den folgenden Schriften ähnlicher Art dem Kreiſe, welchen wir hier behandeln, noch viel näher kommt; ſo z. B. mit „Semilaſſo in Afrika", desgleichen mit „Semilaſſo's vorletztem Weltgange". Auch ſeine „Tutti Frutti" reichen zum Theil in dieſes Fach herüber. Die Mittheilungen über Mehmed Ali machen dagegen mehr Anſpruch auf eigentlich geſchichtliche Bedeutung. Mit Pückler trat ein unverkennbares Talent in unſere Literatur ein, dem jedoch, um ſich hier eine ſichere Stelle zu erwerben, die Ruhe der Bildung und die Gründlichkeit der echten Kunſt fehlt. Daß ſeine hohe ariſtokratiſche Firma ihm vorab die Aufmerkſamkeit zuwenden mochte, iſt um ſo weniger zu verwundern, als bei uns in dieſer Region ſelten literariſche Früchte wachſen. Jedoch bedurfte der Fürſt ſolcher Empfehlung nicht, da ihn die Natur hinlänglich ausgeſtattet hatte, um auch ohne das Wappen der Fürſtlichkeit Aufmerkſamkeit und Beifall zu gewinnen. Der Mann iſt nun ſpäter ebenſo ſehr verkannt worden, als er früher anerkannt geweſen. Man witterte alsbald von gewiſſen Seiten ariſtokratiſche Neigungen, und das genügte, um ihn auch literariſch zu verdächtigen. Allerdings können ſich dieſe Neigungen nicht verleugnen, ſelbſt da nicht, wo ſie ſich abſichtlich verleugnen wollen; indeß würde ihm das als Schriftſteller an und für ſich nicht anzurechnen ſeyn, wenn er ſich nicht durch die ariſtokratiſche Gewöhnung hätte abhalten laſſen, Menſchen und Dinge mit tieferem Ernſte zu betrachten oder überhaupt auf ihr Thun und Laſſen mit höherer Theilnahme einzugehen. So aber iſt es allerdings im Ganzen nur der ſeiner Unabhängigkeit und Vornehmigkeit ſich bewußte Fürſt, welcher in ſeinem Reiſewagen an der Menſchheit vorübergaukelt, die Welt bloß anſehend als für ſeine Reiſeluſt geſchaffen. Wir können ihm Ironie und Humor nicht abſprechen; allein er faßt nichts gründlich genug, um Beidem einen angemeſſenen Gehalt zu geben. Wie ein taumelnder Schmetterling iſt er überall und nirgends. Keine Blume des Lebens kann ihn dauernd feſſeln; kaum daß er dieſe berührt hat, wünſcht er ſchon wieder zu jener hinüber zu flattern. Nicht ſelten erinnert er an Thümmel's Reiſen, nur daß dieſer bei aller ſcheinbaren Loſigkeit in Auffaſſung und Behandlung ſowie bei allerdings geringerer Raſchheit in der Darſtellung doch bei Weitem mehr Kern und Idee in ſein Werk

verpflanzt. Unser Fürstdichter meint es mit nichts recht ernstlich als mit seinem Amusement. Wie sein Reisen so ist auch sein Schreiben nur die Lust, sich zu unterhalten; wie er denn dieses selbst naiv genug gesteht, wenn er sagt, „er habe sich das (Lese-) Publikum wie das Tabackschnupfen angewöhnt." Wir merken in diesem Witze den fürstlich-gräflichen Herrn, den auch der Styl verräth, welcher sich wenig um die strengeren Foderungen kümmert, vielmehr mit hochgehender Nonchalance sich entfaltet, die französische Gesellschaftsphrase überall, wo es der konversativen Bequemlichkeit gefällt, in die deutsche Rede mischend. Daß der Verfasser sonst ein Mann von feiner Weltbildung, höherer Grazie, geistvoller Ansprache ist, der die Kunst leichter und flüchtiger Schilderungen und Zeichnungen in nicht gewöhnlichem Maße besitzt, dabei ebenso gefällig zu unterhalten als vielseitig zu belehren versteht, kann wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Auch das mag nicht geleugnet werden, daß er mitunter richtige und selbst unbefangene Blicke in die neuen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft thut, daß er die Bedeutsamkeit des Bürgerstandes anerkennt und den Adel keineswegs noch als den eigentlichen Träger des Staates betrachten will. Allein es fehlt der unbefangene Sinn und der Ernst der Wahrheit, mit beiden die Eigenschaften echt künstlerischer Vollendung. — Sehen wir uns weiter um, so erblicken wir noch manchen andern Namen, dem die novellistische Reiseliteratur Bereicherung verdankt. Zunächst steht Theod. v. Kobbe (über den Stahr ein freundlich Wort geredet) mit seinen „Humoristischen Reisebildern", in denen indeß mehr ironisch-humoristischer Anlauf als Ausführung, mehr unschuldiger Witz als originale Weltauffassung. Seine „Briefe über Helgoland" geben anschauliche Ansichten dieses Inselandes und seiner Verhältnisse. Höher hebt sich Eduard Boas mit den „Nordlichtern" in dem Reisewerke „Skandinavien" (1845), durch welches ein frischer gesunder Geist weht, der Land und Menschen verstehen kann und will. Anderes von diesem Schriftsteller, z. B. „Leben und Weben auf Helgoland", worin einige durch Lokalfärbung besonders anziehende Bilder aufgestellt sind, auch „Die Reiseblüten", aus denen uns ein gewisser Humor oft angenehm zuspricht, übergehen wir, um seine „Italienerinnen" kurz zu erwähnen, die in diesen Kreis herüberspielen, indem sie uns eine Art Reisean-

ſchauungen bieten. Sie ſind metriſch verfaßt und empfehlen ſich, wenn auch nicht gerade durch eine tiefgehende poetiſche Auffaſſung, doch durch die leichte, lebendige Zeichnung, ſowie durch die Gefälligkeit der Darſtellung überhaupt; wie denn namentlich „Petita" ein ſehr gelungenes Genreſtück iſt, worin die Situation mit der Eigenthümlichkeit des Lokalen und Nationalen in innerſter Wechſelwirkung erſcheint. — Meinhold's (Verfaſſers „der Bernſteinhexe") „Humoriſtiſche Reiſebilder von Uſedom" ziehen durch örtliche Zeichnung an, allein der prätendirte Humor fehlt. Ed. v. Bülow's „Frühlingswanderung durch das Harzgebirge" empfiehlt ſich wegen des klaren gebildeten Ausdrucks, der dieſem Schriftſteller überhaupt eignet. — An Boas ſchließt ſich in dieſer Richtung Grieſinger an, der, wennauch mit weniger Geiſt, doch nicht ohne Laune in ſeinen „Humoriſtiſchen Bildern aus Schwaben", in ſeinem „Skizzenbuche" und ähnlichen Schriften erſcheint. Theodor Mügge bewegt ſich theilweiſe in Novellen und Erzählungen (z. B. „Streifzüge in Belgien"), beſtimmter in den „Skizzen aus dem Norden", oder „Reiſe durch Skandinavien" auf dieſem Felde, die Kunſt lebendig-gefälliger Darſtellung, welcher man in ſeinen zahlreichen ſonſtigen Novellen meiſtens begegnet, auch hier auf angenehme Weiſe bewährend. Recht eigentlich in dieſe Kategorie gehören Gaudy's „Venetianiſche Novellen", in denen geiſtreiche Eigenthümlichkeit waltet, wie in ſeinem „Berliniſchen Bilderbuche" anſprechende Laune. Letztere findet man auch in den „Genre-Bildern und Humoresken" und in ſeinem bekannten „Tagebuche eines wandernden Schneidergeſellen" theils keck ergötzlich, theils mit ſentimentaler Färbung ausgeführt. Das Werk „Mein Römerzug" enthält Federzeichnungen ähnlichen Styls [1]). Auch Franz Dingelſtedt, der im Bereiche des Romans und der Novelle mehrſeitig ſeine Kunſt der Darſtellung bewährt, tritt mit ſeinem „Wanderbuche" in die Mitte der poetiſirenden Reiſeliteratur, friſch und ſcharf zugleich die Bilder ſeiner Anſchauung dem Leſer vor das Auge ſtellend. Nicht ohne Intereſſe ſind Huber's „Skizzen aus Spanien", in welchen das Moment der Dichtung mehrfach vorzutreten ſucht. Wäre die Darſtellung weniger breit, und wehete bei dem Ernſte des Zweckes durch das Ganze mehr Geiſt; ſo würde das Publikum wohl dieſen

1) Gaudy's ſämmtliche Werke in 24 Bden. Berlin, 1844.

Skizzen die Anerkennung in höherem Maße erwiesen haben, welche sie an und für sich verdienen. Besondere Theilnahme dürfen Mundt's „Spaziergänge und Weltfahrten", noch mehr seine „Völkerschau auf Reisen" ansprechen, an die bereits weiter oben erinnert worden ist. Auch seine „Charaktere und Situationen", die sich als Novellen bieten, enthalten Gestalten und Skizzen, womit sie in diese Sphäre einschlagen. — Neben Mundt stellt sich am nächsten Aug. Lewald, ein Schriftsteller, welchem es vor Andern gelingt, den unmittelbaren Lebensanschauungen den Anstrich der freien Gestaltung zu ertheilen, bei dem man deßhalb auch leicht vergißt, daß die reine Kunst nicht überall ihre Foderungen hat durchsetzen können. Wir sehen ab von den mannichfaltigen Spendungen dieser Art, welche er in seiner vielgelesenen „Europa" theils selbst giebt, theils vermittelt, auch berühren wir seinen romantisch-historischen Dichtversuch „Gorgona" nicht, worin er uns ein etwas zu hochgetriebenes Gemälde des französischen Mittelalters geben möchte, das zugleich mit mehr als einem Zuge (obwohl ohne Absicht) an Spindler's Juden gemahnt; wir wollen hier nur die „Aquarelle aus dem Leben" berühren, in denen die verschiedensten Bilder von Landschaften, Städten, Personen und sonstigen Lebenserscheinungen vorgeführt werden. Auch seine „Häuslichkeit" spielt herüber; Nürnberg und Hamburg werden uns darin mit manchen verwandten Beziehungen in lebendiger Gegenwart vor den Blick gestellt. Sein „Divan" enthält außer eigentlichen Novellen wohlgetroffene Genrebilder und unterhaltende Memoiren. Das „Panorama von München" ist in seiner Art ein Kabinetstück. Wahrheit und lebendige Charakteristik des Gegebenen gehen hier bei musterhafter Leichtigkeit in der Wanderung von Einem zum Andern Hand in Hand und verfehlen ihre Wirkung nicht. Mannichmal mischt sich die Dichtung gleichsam verstohlener Weise in die historische Wirklichkeit ein, in welcher Hinsicht die Schilderung des Franziskanerklosters ein Musterstück der poetischen Genredarstellung zu nennen ist. Das Talent einer saubern und doch anschaulichen Zeichnung bei sorgloser Sicherheit in der Ausführung macht sich überall bemerklich. Schade, daß man es nicht immer übersehen kann, wie die eilfertige Betriebsamkeit mehr den flüchtigen Augenblick als die Dauer auf Ewigkeit im Auge hat. Was Lewald als dramaturgischer Kritiker geleistet und noch

leiſtet (z. B. in ſeinen „Dramaturgiſchen Streifereien") fällt nicht in den Geſichtspunkt, von welchem aus wir ihn hier zu erwähnen hatten. — In die Reihe der novelliſirenden Reiſebilder- und Völkerſchaudichter darf neben Andern der Verfaſſer der „Transatlantiſchen Skizzen", des „Cajütenbuchs", der „Lebensbilder aus den beiden Hemiſphären" u. ſ. w. eintreten. Wir laſſen es dahingeſtellt, ob der Nordamerikaner Sealsfield der urſprüngliche Verfaſſer derſelben iſt, oder vielleicht nur, wie wohl behauptet wird, die Materialien dazu geliefert haben mag. Jedenfalls erſcheinen ſie in urſprünglich deutſcher Farbe und Geſtalt [1]). Sie bilden ein entſchiedenes Widerſpiel gegen unſere vornehmen, blaſirten Salonsromane, indem ſie mit einer urkräftigen Friſche das Bild eines naturwüchſigen Lebens darſtellen. Die Landſchaften der neuen Welt, nordamerikaniſche und mexikaniſche, werden in der ganzen Fülle ihrer wilden Urſtändigkeit vor uns hingemalt mit einem derben Pinſel, dem es nicht ſowohl um die Feinheit der Form als um den vollen Ausdruck der naturpoetiſchen Anſchauungen ſelbſt zu thun iſt. Mit gleich kräftiger, aber keineswegs überall gebildeter Hand zeichnet Sealsfield Charaktere und Sitten, auch hier die Urtiefen und Kontraſte des Gemüths vornehmlich ſuchend. Beſonders weiß er die Nationalitäten in ihrer eigenthümlichen Wirklichkeit zu faſſen und ſich einander gegenüber zu ſtellen. Auch die politiſchen Parteien und geſellſchaftlichen Extreme, wie ſie in den vereinten Staaten frei und offen hervortreten, verſteht er mit ihren eigenthümlichen Nationalfarben wiederzugeben. Seinen Landsleuten, Cooper und Waſhington Irving, gegenüber erſcheint er wie ein literariſcher Naturmenſch. Er übertrifft beide an Energie der Schilderung, ohne ſie an der Kunſt der Darſtellung zu erreichen. Nicht ſelten aber treibt ihn jene Energie über die Grenzen der Beſonnenheit hinaus in unklare Schwerfälligkeit und ungebührliche Breite. Faſt alle

1) Scherr verſichert in der Schrift „Poeten der Jetztzeit", daß derſelbe allerdings ein deutſcher Dichter von berühmtem Namen ſey, der aus ernſten Gründen unbekannt zu bleiben wünſche, und dem der Nordamerikaner Sealsfield nur die Rohſtoffe geliefert habe. Nach andern Mittheilungen ſoll Sealsfield, der ſich ſchon vor Jahren am Bodenſee niedergelaſſen, der wirkliche echte Verfaſſer ſeyn. — In dem Vorworte zur neueſten Sammlung ſeiner Werke (Stuttgart, 1845 ff.) erklärt er, daß alle ſeine Schriften mit geringer Ausnahme urſprünglich deutſch geſchrieben worden.

diese seine Schriften sind mehr geographische und ethnographische Phantasien, als planmäßige Ausführungen. Auf der Höhe reiner Dichtung steht eigentlich keins seiner Werke, auch seine Romane nicht. Diese zeigen die offene Tendenz, den Republikanismus auf Kosten des Monarchismus zu empfehlen, so namentlich der „Virey", sowie „Der Legitime und die Republikaner". In ihnen tritt die bezeichnete Manier und Haltung des Verfassers mit ganzer Entschiedenheit hervor; beide bleiben daher bei aller ansprechenden Unmittelbarkeit in der Darstellung vom Standpunkte kunstmäßiger Organisation und des reinen ästhetischen Effekts mangelhaft. Die späteren Skizzen „Süden und Norden" leiden vollends zu stark an stylistischer Willkür und Unkultur, um den rechten Kunstgenuß bieten zu können. — Schauen wir flüchtigen Blicks noch etwas weiter in dem Kreise der reisenovellistischen Produktion umher, so bemerken wir auch hier wieder einige Frauen, die zum Theil mit Fug und Recht den genannten Männern sich zugesellen können. So Emma von Niendorf (auch durch „Gedichte" und die historisch-romantische Erzählung „Maria von Brabant" wohlbekannt). Ihre „Reisescenen in Baiern, Tyrol und Schwaben" zeichnen sich durch sinnige Auffassung und anziehende Schilderung vortheilhaft aus. Auch die vielschreibende, im Fache des Romans unerschöpfliche Gräfin Ida von Hahn-Hahn darf hier genannt werden, in deren „Reisebriefen" und „Orientalischen Briefen" sowie in Anderm der Art die stylistische Gewandtheit und vornehme Empfindsamkeit der Verfasserin oft viel mehr als die Wahrheit der Sache in Frage kommt. Ebenso hat Therese (von Bacheracht), abgesehn von ihren Romanen, mit den „Briefen aus dem Süden", wie mit der Schrift „Menschen und Gegenden" wohl ein Recht auf unsere Aufmerksamkeit erworben. Obgleich im Ganzen gefällig in der Darstellung, kann sie doch den Fehler der Gesuchtheit nicht überall vermeiden.

In die historische Novellistik reihen sich ferner die biographischen Romane ein, welche hauptsächlich durch Tieck hervorgerufen worden sind, dessen „Dichterleben" wohl als der erste eigentliche Ausgangspunkt für die neueren Produktionen dieser Gattung zu betrachten ist. Sein „Tod des Dichters" lieferte einen späteren Beitrag. Aus der Reihe der neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete heben wir her-

vor Eduard Boas mit ſeinen Novellen „Deutſche Dichter", worin außer Andern auch „Göthe und Fauſt" als anſprechende Charakteriſtik erſcheint. Auch ſein „literariſcher Salon" gehört zum Theil hierher. E. Willkomm ſchließt ſich an, deſſen „Lord Byron" (1839) auf Tieck's Dichterleben zurückweiſt, ohne jedoch daſſelbe in der Art und Kunſt genetiſcher Darlegung, ſowie in individueller Charakteriſtik zu erreichen. Dem Gegenſtande, wennauch nicht der Auffaſſung und Behandlung nach, tritt noch näher an jenes Tieck'ſche Vorbild Heinrich König mit ſeinem Romane „William's Dichten und Trachten", worin Shakſpeare's poetiſches Verhältniß zur Wirklichkeit, beſonders zur damaligen Zeit und Umgebung, allſeitiger und voller auseinander gelegt werden ſoll, während Tieck den großen Dichter beſonders in ſeinem ſtillen perſönlichen Behaben und dichteriſchen Werden den überſchreitenden Dichterzeitgenoſſen, namentlich dem gewaltigen Marlow, gegenüber hinzuſtellen ſucht. Wir haben bereits vorhin Gelegenheit gehabt, König's Dichtſtreben im Allgemeinen zu charakteriſiren. Sowie ſeine Romandichtungen überhaupt an lebendiger Innerlichkeit, naturgetragener Wahrheit und ſchöpferiſcher Phantaſie Mangel leiden, ſo auch der Roman, von welchem hier zunächſt zu reden. Gewandtheit der Sprache und äußerliches Kolorit muß anerkannt werden. — Weiter gehören hierher A. v. Sternberg's „Moliere" und „Leſſing". Sternberg's eigentliche Sphäre iſt der Konverſationsroman, und wir wollen ihm unter dieſer Kategorie einige weitere Worte widmen. Hier haben wir nur zu bemerken, daß er mit ſeiner ariſtokratiſchen Abſtraktion nicht berufen ſeyn kann, in den Kern und die innere Bedeutung eines Lebens einzudringen, welches, gleich dem Leſſing's, den ganzen menſchlichen Ernſt in ſich trägt und dem Menſchlichen, wie es weit über alle Salonsceremonie hinausreicht, gewidmet iſt. Gedrehetes Umherreden iſt keine poetiſche Idealiſirung eines ſolchen perſönlichen Daſeyns, worin mit der Perſon die Idee ſelbſt ſo tief verwachſen war. — Auch „Hölty" von Fr. Voigt mag erwähnt werden, worin der Verfaſſer ſeine eigenen Schickſale und perſönlichen Empfindungen dargeſtellt zu haben ſcheint. — Höher ſteht ein ähnlicher Roman „Bürger", mit dem Otto Müller die Bahn der Novelle betreten hat. Hier finden wir konkretere Auffaſſung, lebendigere Individualiſirung, phantaſiereichere Be-

handlung (wozu freilich auch der Stoff sich williger bot). Doch hat der Verfasser sich des Gegenstandes ebenfalls nicht so bemächtiget, als es die Dichtung fodert. Er tritt nicht gründlich genug in den inneren Entwickelungsgang seines Gegenstandes ein, sondern bleibt zu sehr äußerlicher Beobachter eines fertigen Lebens, dessen Resultate er beschreibt, statt daß er dessen Werden uns vergegenwärtigen sollte. Das Talent frischer Darstellung haben wir anzuerkennen, obgleich der Verfasser sich davon auch oft mehr als billig verleiten läßt, um mit zu großer Redefülle die Einfachheit der Sache zu überschütten. Müller hat sich seitdem in mehrern historischen Romanen versucht, wie z. B. im „Petrus a Vinea" und in dem „Volker", welcher letztere, obwohl mehr von politischer Tendenz, sich doch auf gegebene Verhältnisse und Ereignisse (im Odenwalde) bezieht und ein Bild aus dem Leben und Treiben der Gegenwart darstellen soll. Beide Werke erheben sich nicht zur Bedeutung eigentlich poetischer Produktion, auch sie sind (besonders das letztere) vielmehr nur poetisirende Beschreibungen und Zusammenstellungen von Situationen, wobei der Fehler zu großer Umständlichkeit keineswegs hinlänglich vermieden worden. — „Schiller's Heimatsjahre" von H. Kurz gehören nicht ganz in diese Kategorie. Viel eigenthümlicher dagegen läßt sich der Roman „Spinoza" von Berthold Auerbach unter dieselbe ordnen, worin jedoch der Dichtung ebensowenig ihr Recht geschieht wie in Sternberg's Lessing. Die Breite und reflexive Schwerfälligkeit der Prosa überlagert die Flur der Phantasie, welche daher ihre Blüten wenig frei und frisch ersprießen lassen kann. Auch Ernst Ortlepp's phantastische Charakteristik „Beethoven's" darf hier ihre Stelle finden, sowie noch manches andere der Art sich nennen ließe.

Eine eigenthümliche Kategorie der neuesten Novellistik bildet

Die Volks-Genrenovellistik.

Diese Gattung hat darin die Bedeutung der Gegenwart vor andern in sich aufgenommen, daß sie der Richtung auf die gegebene Wirklichkeit bestimmten Ausdruck gewährt. Sie ist die Poesie des Volkslebens, besonders seiner demokratisch-socialen Richtung, und tritt hiermit der Poesie der Salons-Aristokratie gewissermaßen gegenüber. Sie

mochte ſich deswegen auch wohl die Gunſt des Publikum's vorzugsweiſe erwerben, obgleich man ſchon früher Verſuchen ſolcher Art begegnet. Wir können mit einigem Fug die pfälzer Idyllen von Maler Müller (z. B. „Die Schafſchur" oder „Das Nußkernen") als den entfernten Anfangspunkt ſetzen, denen ſich dann bald darauf Voſſen's plattdeutſche Idyllen zugeſellten. Auch Hebel's Darſtellungen zählen zum Theil hierher. Als nächſtes Vorbild aber in dieſem Genre neuer Novelliſtik muß der Hofſchulze in Immermann's Münchhauſen betrachtet werden, der auch von Seiten poetiſcher Ausführung als Muſter gelten darf.

Es giebt nun in dieſer Genredichtung mehrfache Richtungen. Weſentlich zu unterſcheiden ſind hier zwei Arten, die reinpoetiſche und die tendenziös-praktiſche, jenachdem die Idee des Volkslebens ihrer ſelbſtwegen aus der Mitte der gegebenen Zuſtände zur Anſchauung hervorgehoben wird (wie z. B. eben in Immermann's „Hofſchulzen" geſchieht), oder die Abſicht vorherrſcht, dem Volke zu ſeinem praktiſchen Nutzen und Frommen beſtimmte Zeitintereſſen und Wahrheiten zu vergegenwärtigen. An der Berechtigung dieſer Seite der Wirklichkeit zu poetiſcher Behandlung läßt ſich nicht zweifeln, es handelt ſich lediglich um das Wie in Auffaſſung und Ausführung. Gehen wir zu Einzelnem über, ſo mögen zunächſt die eigentlichen Dorfgeſchichten berückſichtiget werden. Hier erwähnen wir ſofort Berthold Auerbach wegen ſeiner „Schwarzwälder Dorfgeſchichten", welche mit Recht unter den Dichtungen dieſer Art vornehmlichen Ruhm erlangt haben. An des Verfaſſers „Spinoza" haben wir kurz vorher erinnert. Auch hatte er durch das Lebensgemälde „Dichter und Kaufmann" bereits, ehe er zu den Dorfgeſchichten griff, ſeinen novelliſtiſchen Beruf bekundet. Was nun dieſe Dorfgeſchichten ſelbſt angeht, ſo ſtreifen ſie meiſtens an die Proletariatsſphäre der Gegenwart, indem ſie uns weniger rein idylliſche Lebensverhältniſſe als vielmehr wirkliche Scenen der niederen Volkskreiſe vergegenwärtigen. Obwohl es nun dem Verfaſſer keineswegs überall gelungen iſt, die poetiſche Auffaſſung in ſeinen Gemälden zur vollen Geltung zu bringen und das Gegebene auf die Höhe ideeller Allgemeinheit zu erheben oder, wie Göthe ſagt, „die Idee in der Wirklichkeit anzuſchauen," vielmehr dieſe letztere oft zu ſehr in ihrer unmit-

telbaren Thatsächlichkeit aufweist; so herrscht doch darin fast durchgängig eine tiefe Gemüthlichkeit, welche über den etwaigen Mangel an poetischer Bedeutung hinwegzuführen wohl geeignet ist. Weiter giebt ihnen die unbefangene Weise, womit sie ohne anmaßliche Einbildung vor uns hintreten, sowie die einfache Anschaulichkeit, mit welcher sie die Personen und Zustände zeichnen, endlich die gefällige sprachliche Bewegung einen eigenthümlichen ästhetischen Werth. Es sind eben frische Genrebilder, denen man die erlebte Wahrheit auf den ersten Blick ansieht. Die Novelle „Die Frau Professorin" ist nicht bloß nach Inhalt, sondern auch nach Auffassung und Ausführung die bedeutsamste in diesem Kreise. Sie steht, zumal mit ihrer ersten Hälfte, auf der Stufe wirklich poetischer Gestaltung. Später tritt der Kontrast zwischen Dorf und Stadt etwas zu absichtlich und schroff hinein, wodurch die reine ästhetische Wirkung gelähmt wird. Die Charaktere sind gut gehalten, die Situationen ansprechend. Nur wäre etwas weniger Tagebuchsbetrachtung zu wünschen. — Mitten in die dorfgeschichtliche Novellenliteratur stellt sich der Schweizer Jeremias Gotthelf. Schon seine „Bilder und Sagen aus der Schweiz" streifen zum Theil in dies Gebiet hinüber; besonders sind es aber die Erzählungen „Uli der Knecht" und „Der Geldtag oder die Wirthschaft nach der Mode", welche nicht ohne Glück sich an die Auerbach'sche Weise anschließen. — Auch Ant. Weil's „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben" dürfen hier genannt werden. Einzelnes, z. B. „Die Komödie in der Tragödie", trägt den Charakter echter Genremalerei[1]). — Auf dem Felde der Dorfgeschichte begegnen wir weiterhin der pseudonymen Dichterin Franz. Berthold (Adelheid Reinbold), deren Vermittelung mit dem Publikum Tieck durch Herausgabe ihrer Dichtungen übernommen hat. Die Novelle „Irrwisch Fritze" hat ihren Namen vornehmlich in diese Kategorie eingetragen. Anziehend im Einzelnen, entbehrt sie die unbefangene Gemüthlichkeit, welche man gerade bei dieser Art Dichtungen besonders erwarten muß. Sonst haben wir von der Verfasserin noch „Novellen und Erzählungen", auch einen historischen Roman „König Sebastian". Talent darf man ihr nicht absprechen, etwas weniger sentimentale Spannung wäre zu wün-

1) Weil's „Bauernkrieg" ist gleichfalls beinahe mehr novellistisch als rein historisch gehalten und vorzüglich zum Zwecke populärer Veranschaulichung geschrieben.

ſchen. — Wahrer trifft Martell (v. Pochhammer) in dem „lahmen Hans" den Ton des dorfgeſchichtlichen Genre. Die eigentlichen Romane dieſes Schriftſtellers gehören einer andern Sphäre an. — Wollen wir hier bei der Proletariats-Novelliſtik noch etwas länger verweilen; ſo haben wir vornehmlich an Willkomm's Roman „Weiße Sklaven" zu erinnern, worin mit mehr ſachlichem Nachdrucke als poetiſcher Bildung die Leiden des Volks veranſchaulicht werden. Auch in ſeinen „Grenzern, Narren und Lootſen" werden die Beziehungen des gemeineren Lebens vorgeführt. Nahe an dieſem ſelben Kreiſe liegt der Roman „Vier Brüder aus dem Volke" von Joſ. Rank, in welchem Scenen aus Öſterreich's Gegenwart dargebildet werden. Auch die „Bilder aus dem Böhmer Walde" deſſelben Verfaſſers gehören hierher. R. Heller, der ſonſt im hiſtoriſchen Romane ſich verſucht, könnte ebenfalls wohl genannt werden, indem außer Früherem (z. B. „Die Schleichhändler") ſeine jüngſte Novelle „Unter Bauern" (in den Perlen) dieſes Genre beſtimmter berührt und nicht ohne Intereſſe behandelt. Auch Sternberg ſucht mit ſeinem „Paul" in dieſe Sphäre einzudringen, die jedoch ſeinem ariſtokratiſchen Weſen nicht recht zugänglich iſt. Es fehlt an entſchiedenem Eingehen, an tüchtiger Auffaſſung und kräftiger Darſtellung. Levin Schücking hat in dem Romane „Der Sohn des Bauern" das volkspoetiſche Thema verſucht, ebenſo Thereſe (Bacheracht) in ihrem Romane „Heinrich Burkart" nicht ohne zu große Umſtändlichkeit bei manchen gelungenen Situationszeichnungen. Höher ſtellt ſich der Volksroman „Friedel" von W. O. von Horn (eigentlich Oertel). Einfach, unbefangen und mit herzlicher Zutraulichkeit bringt er uns Leiden und Freuden aus dem Leben des Volks entgegen, in natürlichem Gange Handlung, Perſonen und Lagen entwickelnd. — Ungefähr in gleichem Tone ſind ſeine „Rheiniſchen Dorfgeſchichten" abgefaßt, die, wennauch ohne weſentliche poetiſche Bedeutung, doch durch ihre Wahrheit und örtliche Anſchaulichkeit ebenmäßig anſprechen. Wie weit übrigens dieſe dorfgeſchichtliche Genremalerei ſich in's Gemeine verirren könne, beweiſt außer Anderm „Die rothe Grete" von Fried. Saß (in Pröle's Jahrb. für Poeſie und Proſa, 1847). — Daß auch das Ausland dieſem Zweige der Literatur ſich zugewendet, iſt ſchon im Allgemeinen angedeutet worden. Dickens in England und Frau

G. Sand in Frankreich mögen hier nur wegen ihrer berühmten Firma überhaupt genannt werden. Von letzterer gehört die bekannte (auch als Drama von derselben Verfasserin bearbeitete) Novelle „François de Champi“ (übersetzt unter dem Titel „Franz der Findling“) genau hierher, eine förmliche Dorfgeschichte in Auerbach'scher Weise. Ebenso nahe stehen nach Charakter und Tendenz die „humoristischen Genrebilder“ von Dickens (Boz), sowie desselben „Oliver Twist“.

Theilweise fällt mit dieser Volks-Genredichtung die

Social-Novellistik

zusammen, welche sich vornehmlich seit der Juli-Revolution vorgedrängt hat. Mit den Fortschritten der Aufklärung, mit der Erweiterung des Verkehrs, mit der mehr und mehr zunehmenden Wechselwirkung der Stände und Verhältnisse mußte wohl das Bewußtseyn der Mangelhaftigkeit und der vielseitigen Hemmungen in der bürgerlichen Gesellschaft erwachen und das Streben nach Ausgleichung der Mißstände entstehen. Schon haben wir erinnert, daß bereits in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dieses Streben sich Bahn zu brechen suchte und daß schon die erste französische Revolution wesentlich Abhilfe bezielte. Auch ist darauf hingedeutet worden, wie gleichzeitig in unserer Nationalliteratur bezügliche Erscheinungen hervortraten und z. B. namentlich Göthe's „Wilhelm Meister“, ebenso seine kleineren Erzählungen, späterhin zumal seine „Wanderjahre“ dahin ausliefen, wie endlich dieser Richtung sich außer Andern Fr. Schlegel mit seiner „Lucinde“, dann besonders L. Tieck mit seinen neueren Novellen anschlossen. Die Juli-Revolution gab diesem Drange nur freiere Bewegung und die seitdem eingetretene Steigerung der socialen Betriebsamkeit vergrößerte das Bedürfniß der Änderung und Abhülfe und zugleich das Gefühl unbehaglicher Stimmung unter dem Drucke der bisherigen Beschränkungen. Sowie sich nun auf solche Weise die Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft mit vermehrter Kraft zu einer Neugestaltung hinzudrängen begannen, strebten sie, auch in der Literatur eine lautere und vielseitigere Aussprache zu erhalten. Schon ist mehrfach von uns hervorgehoben worden, wie als das allgemeinste Symptom der socialen Wiedergeburt die emancipative Bewegung überhaupt erscheint. Diese Grunder-

ſcheinung wurde daher auch zunächſt von der Literatur und zwar vornehmlich von der novelliſtiſchen aufgenommen, die ihrer Natur nach die zweckmäßigſte Ausdrucksweiſe für dieſelbe bietet. Es entſtand ſo faſt gleichzeitig in Frankreich, England und Deutſchland eine Klaſſe von Romanen und Erzählungen, welche man eben als emancipative bezeichnen mag. Bereits haben wir Gelegenheit gehabt, an Einiges dieſer Art in unſerer Literatur zu erinnern, wie z. B. an Gutzkow's „Wally" und an Mundt's „Madonna". Wenn dieſe Werke direkt gegen die Inſtitutionen der Sitte und andere Social-Einrichtungen ankämpfen, ſo nehmen die „Europamüden" von Ernſt Willkomm und Gaudy's „Lebensüberdrüſſige" indirekt dieſelbe Richtung. — Beſtimmter gehen mehrere der ſo eben erwähnten novelliſtiſchen Darſtellungen aus dem Volksleben auf die ſocialen Fragen ein, wie z. B. Willkomm's „Weiße Sklaven" und Sternberg's „Paul", „Heinrich Burkart" von Thereſe. Unter den neueſten Produktionen dieſer Art tritt der Roman „Aus dem Junkerthume" von Spiller von Hauenſchild (pſeudonym Max Waldau) bemerkbar hervor. Geiſt, vielſeitige Beleſenheit, Gedankenreichthum ſind anzuerkennen, aber die eigentlich poetiſchen Eigenſchaften ſowie die Kunſt der Darſtellung muß man indeß faſt ganz vermiſſen. Es kann wegen der beſtändig eintretenden Reflexionen und fremdartigen Einſchiebſel zu keiner lebendigen Organiſation der Handlung kommen, weshalb das Werk eher eine Sammlung geiſtvoller Abhandlungen über allerlei ſociale und ſonſtige Themen, als ein eigentlicher Roman zu nennen iſt. Die ganze Weiſe erinnert etwas ſtark an die Manier J. Paul's, der jedoch durch echt poetiſche Züge dafür entſchädiget, was bei unſerm Verfaſſer nicht in gleichem Grade der Fall iſt. — Auch Gutzkow's „Ritter vom Geiſt" gehören in mehr als einem Betracht dieſer Kategorie an, indem die Zeitfragen unſerer Geſellſchaft darin nach allen Seiten hin ihre Beſprechung finden. Da das umfaſſende Buch bis jetzt noch unvollendet iſt, ſo mag eine nähere Würdigung deſſelben hier unverſucht bleiben. Soviel darf indeß ſchon nach dem Vorliegenden geſagt werden, daß uns hier viele geiſtreiche Punkte begegnen, bei denen man gern verweilt, daß manche ſchöne Einzelheiten unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen, daß die Kunſt des Ausdrucks auch hier, wie faſt überall bei Gutzkow, ihr Recht behauptet, daß aber

bei alledem die Poesie darin zu keinem wahren Leben gelangt ist. Die Auffassung erscheint ohne Tiefe, die Erfindung oberflächlich, die Ausführung matt und nicht selten langweilig, das Ganze mehr gemacht als geschaffen, mehr ein zusammengetriebenes Allerlei als eine organische Produktion. — Außer diesen und einigen andern Werken der Art fallen auch die neueren Romane von Lev. Schücking auf diese Seite. Schon haben wir seinen „Sohn des Bauern" erwähnt. Bestimmter noch treten seine „Ritterbürtigen" hier ein und selbst der Roman „Eine dunkle That" spielt in das Social-Gebiet hinüber. Der Verfasser besitzt das Talent, die Fragen der Gegenwart mit Interesse zu behandeln und den menschlichen Bezügen ihre Farbe und ihr Recht zu ertheilen, weniger aber versteht er die Kunst, in lebendig gehaltenem Zusammenhange seine Idee zu entfalten. Es herrscht bei ihm die aphoristische Unruhe, die Tendenz des Geistreichen oft mehr, als zu wünschen, vor. — Auch die rein politischen Romane, wie wir sie in neuester Zeit wieder erhalten, wie z. B. von Hesekiel, Sternberg, Lor. Dieffenbach, Stahr, O. Müller und Andern, gehören hierher, sind aber im Ganzen des poetischen Interesses so bar, daß wir sie füglich unbesprochen lassen können.

Reicher noch als diese Seite ist die

Gefühls- und Konversationsnovellistik.

Wir fassen hier zwei Kategorien zu einer zusammen, weil sie in ihrem Tone oft ineinander überspielen und auch mit ihren Gegenständen sich vielfach berühren. Am wenigsten will es der Sentimentalität gelingen, sich nach dem schönen Muster, welches Göthe insbesondere in seinen Wahlverwandtschaften aufgestellt, in poetischer Selbstständigkeit darzubilden. Das Leben treibt mehr und mehr aus der Stille des Herzens, aus der Einsamkeit der Familie und des Hauses hinaus in die äußerliche Gesellschaft, das Individuum mit seinen heimlichen Freuden und Leiden, mit seinem Wünschen und Hoffen, seinem Lieben und Hassen kann sich selten mehr recht sammeln, und die Leidenschaft des Gemüths, das Schicksal der Seele wird an die Tagesfoderungen, an die Öffentlichkeit des Allgemeinen mehr, als der Poesie genehm, verrathen. Daher wuchert auch die s. g. Gesellschaft über die Herzensangelegenheit und

der Geſellſchaftsroman beherrſcht den des Gefühls. Es iſt kaum möglich, für dieſen letzten beſtimmte Vertreter anzuführen, während jener ſich Vieler rühmen kann. Wollen wir namhafte Talente anführen, ſo erſcheint uns J. Moſen im Fache der ſentimentalen Novelle noch am reinſten in Ton und Haltung. Überall hören wir den Lyriker heraus. Ein romantiſch-tiefer Zug geht durch ſeine poetiſchen Erzählungen hin, in welchen ſich des Herzens Stimme innig auszuſprechen weiß. Mit dem „Gang nach dem Brunnen" (1825) eröffnete Moſen dieſe Seite ſeiner Dichtung, die er im „Georg Venlot" wieder aufnahm, in den Novellen von 1837 fortſetzte (wo z. B. „Helena Vallisneria" als ſchönes poetiſches Bild erſcheint) und in den jüngſten Verſuchen, z. B. in der „blauen Blume" (Urania 1840) ſowie in „dem Heimweh" (ebend. 1844) weiter pflegte. Muß man nun, wie geſchehn, die lyriſche Bedeutung anerkennen, ſo kann doch nicht geſagt werden, daß den eigenthümlichen Foderungen novelliſtiſcher Dichtung hinlänglich entſprochen ſey. Vor Allem mangelt der rechte Traggrund der Handlung. Dieſe ruhet auf ſo beſchränkter Erfindung, daß ſie kaum über die eine oder die andere Situation hinausgeht. Dazu kommt, daß die Einleitungen meiſtens zu unverhältnißmäßig breit, zugleich geſucht und voll überflüſſigen Räſonnements ſind. Die Darſtellung iſt untadelhaft; wie denn Moſen hierin überall ſeinen Vorzug behauptet. — Weder in der Wahrheit der Empfindung, noch in der Kunſt des Ausdrucks erreicht ihn Emerentius Scävola (von der Heyden), der gleichfalls dem Gefühlsromane zuneigt und für kurze Zeit an der Tagesordnung war. Dem Manne fehlt alle Urſprünglichkeit des Schaffens. Seine Produktionen ſind pſychologiſche Scheinarbeiten, durch künſtliche Maſchinen hervorgebracht. So erſcheint z. B. die Leidenſchaft, welche er in der „Leonide" ſchildert, ohne alle naturgemäße Haltung und Bewegung. Die weitſchweifige Langſamkeit läßt ohnedies die Gefühle nicht zu intenſiver Lebendigkeit gedeihen. Ein anderer Roman deſſelben Verfaſſers „Andronika" fällt gleichfalls mehr oder weniger in dieſes Gebiet, auf welchem ſich auch H. König (deſſen wir ſchon erwähnt) theilweiſe bewegt. In der „hohen Braut" dieſes Schriftſtellers, noch mehr in ſeinen Novellen „Deutſches Leben" herrſcht die ſentimentale Seite vor; wie ſich denn in dem letztgenannten Cyklus „Regina" gleich ſelbſt als Herzens-

geschichte ankündigt. Freilich spielt das Herz darin eine sehr hochgetriebene Rolle; es ist fast immer im Brechen begriffen, und Regina verblaßt und verzehrt sich gemach zu einer wahren Scheingestalt. Überhaupt gelingt unserm Verfasser die rechte Kunst der Charakteristik nicht. Der Roman „Veronika" soll eine Zeitgeschichte seyn, die eben erwähnte „hohe Braut" aber hat zugleich eine bestimmte politisch-sociale Tendenz. Sie ist eine Stimme des begeisterten Liberalismus, welche indeß noch andere Töne menschlicher Gefühle eintreten läßt. Die Darstellung ist rein gehalten, jedoch zu wenig vom Hauche eines frischen poetischen Lebens durchdrungen, dessen Stelle ideale Abstraktionen ohne konkrete Wahrheit einzunehmen haben. König's jüngster Roman „Spiel und Liebe" ist ebenso arm an Erfindung als überhaupt mager an Gehalt. Den Roman „die Clubisten" haben wir bereits oben unter der Kategorie der historischen Novellistik erwähnt und charakterisirt. — Auch Gutzkow wollte sich durch seine „Seraphine" in dieser Sphäre versuchen, konnte es aber zu keiner frischen Unmittelbarkeit und natürlichen Entwickelung bringen. Statt dessen fühlt man die Maschine, womit Handlung und Leidenschaft hinaufgespannt werden. Viel gesuchte Psychologie und seltsame Spannungen, wobei man sich vergebens nach entsprechenden Motiven umsieht. Die Novellen „die Selbsttaufe" und „die Wellenbraut" enthalten poetische Züge, sind aber keine poetischen Totalitäten. „Imagina" ist ein unnatürliches Produkt, in welchem der romanhafte Effekt mehr als die poetische Idee bezielt wird. — Mit eigenthümlicher Haltung hat sich Adalb. Stifter im Fache der sentimentalen Novellistik hervorgethan. Österreicher von Geburt und Charakter, trägt er in seinen Dichtungen das Wahrzeichen seiner Abkunft, auf welches wir bereits oben bei den österreichischen Lyrikern aufmerksam gemacht haben, wir meinen die Lust an üppiger Schilderung und sinnlich-wirksamer Farbenpracht. Seine „Studien" bieten uns eine Reihe novellistischer Versuche, worin das Gemüth in der Vermählung mit der Natur ebenso warm als treuwahr und lebendig waltet. Freilich drängt eben die Malerei meistens zu bedeutend vor, als daß eine eigentliche Entwickelung der Handlung entstehen könnte, und der Bilderreichthum treibt mitunter einen Luxus, der sich mit der wahren Schönheit nicht recht verträgt. Inzwischen entschädigt die eigenthüm-

der Muſen, ſelbſt auf Koſten der Galanterie, ein entſchiedenes Wort zu reden wagen. Daß Frau Gräfin Hahn gebildet iſt, daß ſie einen feinen ſocialen Hautgout hat, daß ſie gute Beobachtungen machen kann, der Sprache mächtig iſt, daß ſie überhaupt nicht geiſtverlaſſen iſt, dies und Anderes geben wir gern zu, wenn man uns nur erlaubt, ſie mit ihrem geſellſchaftlichen Abſolutismus für keine Dichterin zu halten. Freilich zeigt ſich hin und wieder, daß ſie wohl eines höheren Tones fähig iſt, z. B. in dem „Sigismund Forſter", allein ſie weiß ihn nicht zu halten und in ſeiner eigenthümlichen Bewegung durchzuführen. Auf Einzelnes weiter einzugehen, würde bei der äſthetiſchen Stellung der Schriften der Frau Gräfin (die ſich jüngſt vom Schauplatze der Schriftſtellerei zurückgezogen hat und nach ihrem Übertritte zum Katholicismus in klöſterlicher Züchtigkeit leben ſoll) überflüſſig ſeyn. Wir bemerken nur, daß ihr Roman „Sibylle" darin ein beſonderes Intereſſe haben dürfte, daß er eine Art autobiographiſche Charakteriſtik der Dichterin ſelbſt iſt und ſich in einzelnen Partien auf die Höhe künſtleriſcher Ausführung erhebt. Daß Frau von Hahn-Hahn auch Gedichte geſchrieben, iſt weiter oben erwähnt worden. Der kurz vorhin angeführte ſatiriſch-kritiſche Roman „Diogena" (von Fanny Lewald) ſcheint viel mit dazu beigetragen zu haben, daß ſie dem Schriftthume entſagt hat. — Wenn nicht die Romane der Frau v. Paalzow mit ihren Elementen dem hiſtoriſchen Bereiche näher lägen, würden ſie nach Einkleidung und ganzer Phyſiognomie gleichfalls unter die Salonsſtandpunkte zu ſtellen ſeyn, denen dagegen die Produktionen der Ida von Düringsfeld weſentlich angehören, die zuerſt als Verfaſſerin des „Schloſſes Goczyn" einen nicht unbedeutenden Ruf erlangte. Wenn die Formen und die ſpecifiſche Moral der höheren Geſellſchaft ſchon in dieſem Romane ſtark genug herantreten, ſo drängen ſie ſich in den „Skizzen aus der vornehmen Welt" und in dem jüngſten Romane „Graf Chala", welcher in unpoetiſcher Dehnung ſich fortbewegt, über Gebühr in die Dichtung ein und ſetzen dieſe ſo ziemlich auf die Linie der Frau Gräfin Hahn-Hahn herab. Faſt gleicher ariſtokratiſcher Hochgeſchmack, gleiche ſelbſtgefällige Spiegelei vornehmer Ausſchließlichkeit dort und hier. — An Thereſe (v. Bacheracht) haben wir ſchon anderwärts erinnern müſſen. Hierher gehört ſie mit ihrem Romane „Falkenberg", in welchem das

sentimentale und gesellschaftliche Moment zusammenfallen. Man kann der Arbeit wohl eine gewisse Frische und Lebendigkeit in den Schilderungen zugestehen, allein die Kunst der Beschränkung versteht in dieser Hinsicht die Verfasserin ebensowenig als ihre literarischen Genossinnen überhaupt sie zu verstehen pflegen. — Auch Adele Schopenhauer (Tochter der Johanna Schopenhauer) hat mit ihrem Romane „Anna" sich unter die neuesten Vertreterinnen der Gesellschaftsnovellistik gestellt. Ihre Mutter, deren wir bei Gelegenheit des Göthe-Weimar'schen Literatenkreises gedacht, hat diese Gattung novellistischer Dichtung in jener Umgebung vornehmlich zuerst gepflegt; wie denn z. B. ihr Roman „die Tante" namentlich den Gesellschaftston führt, und auch ihre einst so berühmte und von Göthe mit großer Theilnahme beehrte „Gabriele" ungeachtet des sentimental-tragischen Charakters und der tragischen Motive doch die Höhenpunkte der Gesellschaft und die Haltung der vornehmen Welt behauptet. In dem eben genannten Romane der Tochter herrscht viel Blässe bei wenig gesunder Konstitution. Spuren geistreicher Behandlung finden sich wohl, doch können sie dem Buche den Mangel an poetischem Interesse nicht ersetzen. — In der Reihe dieser Konversationsdichterinnen steht ihrer Hauptrichtung nach ebenfalls die novellenfruchtbare Henriette Hanke (geb. Arndt), ohne jedoch die exklusive Sphäre der Gesellschaft vorzugsweise zu bezielen. Sie hält sich vielmehr innerhalb der Grenzen der gebildeten bürgerlichen Welt, vielfach mit der Schwedin Frederike Bremer zusammentreffend. Nicht selten streift sie auch auf das sentimentale Feld hinüber. Ihre reiche Novellensaat (die sich in 88 Bänden auseinanderbreitet) ist meist ohne Lebensfülle, mehr Stubengewächs, als unter freiem Himmel aufgesprossen. Doch ist ihr die Darbildung des Kleinlebens mitunter gelungen. — Diesen konversatorischen Frauennovellisten gesellen wir einen männlichen Dichter bei, der als der Normalnovellist des vornehmen Tons gelten kann. A. v. Sternberg, dessen wir schon bei Gelegenheit des Proletariatsromans und der biographischen Novellistik erwähnt, ist der Mann, welchem diese Ehre gebührt. In seinen Romanen, z. B. „Alfred", „Diana", in dem Memoirenromane „St. Sylvan", im „Kallenfells", noch mehr in seinen „Gesammelten Erzählungen und Novellen" (z. B. in der „Galathee", im „Fortunat", in

len's „Prima Donna", womit der einst durch seine „Lebensansichten" (1814) bekannt gewordene Mann plötzlich (1844) wie ein Neuerstandener in unserer Mitte erscheint (nachdem er sich freilich schon 1836 mit seinem „Flüchtlinge", einem Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit, wieder angemeldet hatte), macht gleichen Anspruch. Die Dichtung war nie des Verfassers Eigenthum. Sein Produkt verliert ohnedies, wenn man es mit Lewald's „Geheimnissen des Theaters" (1841 und 1845) zusammenstellt, welche, ebenfalls einen Theaterroman bildend, durch feine und treffende Ausführungen, worin man den tüchtigen Dramaturgen bemerken kann, in nicht geringem Grade anzuziehen geeignet sind.

Wir schließen diese gesammte Übersicht unserer neuesten Novellistik mit einer kurzen Betrachtung der Romane Immermann's, insofern denselben bei ihrer eigenthümlichen Stellung zur Gegenwart eine besondere Aufmerksamkeit gebührt. Immermann (dessen wir schon beiläufig in der Lyrik gedacht) gehört zu denjenigen neueren Schriftstellern, deren sich Kritik und Partei gleichmäßig bemächtiget haben, um ihn einerseits weit über seine Bedeutung hinaus in den literarischen Vordergrund zu stellen, andererseits weit unter seinem wirklichen Verdienste dem Hintergrunde zuzuschieben [1]). Man muß, um ihn richtig zu beurtheilen, seine ganze schriftstellerische Laufbahn, welche ungefähr zwei Jahrzehnte hindurchläuft (von 1820 bis 1840), zusammenfassen und vergleichend überschauen. Wenn er von sich selber sagt: „So hab' ich immerdar gesucht," so möchten wir wohl im Ernste dies sein Wort auf ihn im Allgemeinen anwenden. Denn von seinem „Requiem" an (1820) bis zu seinem „Tristan" hinab (womit er sein Leben schloß) finden wir ihn auf der Bahn des Sichselbstsuchens im Suchen nach der Versöhnung mit seiner Zeit. Immermann stand von Natur (wir möchten sagen, auch durch seine ersten Erziehverhältnisse) ganz eigentlich von Haus aus unter dem Principe der Disciplin. Dies ist nicht zu übersehn, indem sein ganzes Dichterwesen und Dichterleben ein Kampf

1) Wir erinnern hier bloß an Ad. Stahr's Charakteristik Immermann's in „Unserer Zeit". Auch besonders abgedruckt. An Freiligrath's Blätter der Erinnerung an Immermann (1842), mit welchen beiden Schriften vor andern noch zu vergleichen Gutzkow's „Götter, Helden, Don Quixote" (1828). Was Schnaase, v. Uechtritz und sonst Mehrere über Immermann geschrieben, mag im Besondern unerwähnt bleiben.

iſt der Phantaſie mit der Disciplin des Verſtandes, der Neigung für den Geiſt der Zeit mit der alten Wurzel preußiſcher Beamtenhärte. Durch faſt alle ſeine Werke kann man dieſen Dualismus verfolgen. Voll Begeiſterung hinſtrebend auf die Wege poetiſcher Idee, konnte Immermann ſich doch nicht losmachen von dem Schwergewichte, welches die verſtändige Macht ſeinem idealen Fluge anheftete. Daher kam es denn auch, daß er einerſeits mit ſtolzer Selbſtbewußtheit der Zeitrichtung gegenüber ſich wohl überſchätzte, andererſeits ihren Inhalt, auf den er ſich doch richtete, zu keiner rechten poetiſch-freien Darbildung verarbeiten, überhaupt der Stoffe nicht künſtleriſch Meiſter werden konnte. Er blieb im Widerſpruche trotz allem Streben, ihn zu löſen, und dieſen Widerſpruch dichtete er ſo ganz recht im Merlin aus, der ja nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe „die Tragödie des Widerſpruchs" werden ſollte. Der Widerſpruch der Welt, den er hier bezielt, iſt aber ſein eigener Widerſpruch in ihm ſelber, der ihn hinderte, ſich mit der Welt und Gegenwart in Ausgleichung zu ſetzen. Immermann konnte die reine Tiefe des Gemüths im Ganzen ebenſowenig finden, als er ſich zur freien lichten Höhe der Idee nachhaltig zu erheben vermochte. Darum drang er auch nicht in die inneren Verhältniſſe der Merlinsſage und wurde ihrer ideellen Bedeutung nicht in dem Grade mächtig, als Göthe es in Abſicht auf die Fauſtſage geworden. Was Immermann fehlt, iſt die wahre Lyrik. Es war in ihm keine Muſik voller Seeleninnigkeit, eben keine Harmonie des Gedankens und Gemüths. Immermann's Leier tönt nur in der zweiten Partie des Münchhauſen's und in ſeinem Schwanenliede „Triſtan und Iſolde" in reinerer Melodie. Dieſen Mangel mochte auch Göthe fühlen, der ſich ihm wohl deshalb nicht eben befreunden konnte; und es waren gewiß nicht, wie Immermann (im Reiſejournale) meint, die funfzig Jahre voraus ſammt dem Bewußtſeyn des Vorrechts des Altmeiſterthums dem jüngeren Talente gegenüber, was den großen Dichter von ihm entfernte, ſondern vielleicht gerade das Gefühl der ausgebliebenen idealen Herzensgrazie [1]). Wie im Widerſpruche überhaupt befangen, ſo blieb Immermann auch

1) Immermann war und blieb indeß im Allgemeinen ſtets ein warmer Verehrer Göthe's, wovon namentlich Freiligrath's „Blätter der Erinnerung" mehrfache und ſchöne Beweiſe liefern.

mehr oder weniger ohne Sicherheit ſeines literariſchen Standpunkts. Von Göthe und der Romantik hier von Shakſpeare dort, von altklaſſiſcher Haltung ebenſoſehr wie von mittelalterlichen Sympathien angezogen, ſchwankte er zwiſchen Formen und Zielen hin und her, und nur ſeine derb-kräftige, jedoch in ihrer Tiefe mildgeſtimmte Perſönlichkeit bildet den Punkt der Einheit in dem Gepräge ſeiner Werke. Bei all dieſen Hinderniſſen echt poetiſcher Stimmung und Begeiſterung, freier Schöpfung und reiner Kunſtausführung erhebt ſich Immermann dennoch weit über Viele der ſpäteren Dichtergenoſſen hinweg. Beſonders iſt dieſes der Fall in der Romandichtung; wie er denn überhaupt in der Epik ſeine Grundſtellung hat. Wir könnten mit den „Papierfenſtern eines Eremiten" beginnen, rückte der Roman nicht zu fern in die vorige Epoche zurück (1822). Doch iſt die Produktion darin bemerkenswerth, daß ſie ebenſo auf dem Göthe-Werther'ſchen Grunde ſteht, wie die mit ihr zugleich begonnenen, aber erſt 1835 vollendeten „Epigonen" auf dem des Göthe-Meiſter'ſchen Weltverhältniſſes. Dieſer von Einigen überſchätzte, von Andern zu wenig geſchätzte Roman gehört bei ſeiner unverkennbaren Anſchließung an Göthe's Werk ganz der modernen Tendenz an. Immermann tritt mit ihm in den Kreis der Gegenwart ein, freilich, nicht um ſie in ihrem wahren Geiſte dichteriſch zu erklären, ſondern um ihr nur den Spiegel ihrer Verirrungen und zerriſſenen Zuſtände vorzuhalten. Es iſt nun aber dieſe Gegenwart nicht bloß Irrthum oder Zerriſſenheit, und der Dichter zeigt auch hier, daß er ſeinen Stoff weder gründlich genug erfaſſen, noch mit freier Kunſt bewältigen konnte. Er bietet uns nur ſchroffe, grelle Spiegelung ohne lichtfreundliche poetiſche Vermittelung. Die Zeit ſieht ihr Geſicht nur in Verzerrung, nicht in dem beſſeren Geiſte, der ſelbſt ihre ſchlimmen Züge bedeutſam genug durchzieht. Sonſt empfiehlt ſich das Buch durch objektive Ruhe und Entwickelung, weniger durch bedeutſame Charakteriſtik und originelle Behandlung. In dieſer Hinſicht wird es weit übertroffen von dem „Münchhauſen" (1838), in welchem der Dichter ſich über die ſchroffe Verneinung, die noch in den Epigonen herrſcht, hinausgehoben und auf den Standpunkt höherer Dichtauffaſſung geſtellt hat. Die Verneinung erſcheint freilich auch hier noch, aber in der Form eines kunſtfreien Humors, der mit großer Geſchicklich-

krit an die Lügenfigur des weiland Münchhausen geknüpft wird. Weiter erhält die verneinende Richtung durch die Geschichte des Dorfschulzen und der Liebe zwischen Oswald und Lisbeth ein bejahendes Gegengewicht, welches um so mächtiger wirkt, als diese Erzählung sich zu echt poetischer Schönheit steigert. Wir meinen, es sey nicht bloß das Beste von Immermann's Produktionen, sondern auch fast das Einzige, in welchem er frei vom Herzen weg die Stimme der Muse vernehmen läßt. Auf die Wirkung, die diese Partie für die dorfgeschichtliche Literatur gehabt, ist von uns schon hingewiesen worden. Wollen wir jedoch den Roman Münchhausen in seiner Gesammtheit fassen; so fehlt freilich das substanzielle, ursprünglich innerliche Band, welches beide Seiten der Dichtung, die humoristisch-satirische und die lyrisch-sentimentale, zu einem idealen Organismus einen könnte. Es sind eigentlich zwei Romane, die, wie es scheint, durch eine plötzliche Veränderung in der Welt- und Gemüthslage des Verfassers selbst in zufällige Verbindung gekommen sind, wofern man nicht die Ansicht vorziehen will, daß die zweite, die Gemüthspartie, eben die absichtliche poetische Verneinung des ironischen Weltstandpunkts des Dichters bilden soll, den die erste Hälfte zur Darstellung bringt.

Weniger fruchtbar als im Gebiete der Novellistik erweiset sich die Gegenwart in dem der Dramatik, obgleich es auch hier nicht an vielseitigen Versuchen fehlt, die Nationalliteratur nach Möglichkeit zu bereichern. Bereits wurde von uns in der Einleitung zu diesem Buche der allgemeine Charakter der neuesten dramatischen Poesie gezeichnet, und wir mögen deshalb, auf das Gesagte zurückweisend, hier sofort aus der Fülle des Besondern Einiges hervorheben, was etwa näherer Bekanntschaft werth ist. Die meisten der genannten lyrischen und novellistischen Dichter haben sich, wie wir mehrfach bemerken konnten, auch im Drama produktiv bethätiget, sowie zugleich noch mancher dramatische Dichtername aus der romantischen Epoche in die gegenwärtige herüberreicht. Wenn nun unter der ansehnlichen Zahl derjenigen, welche dem Drama, selbst aus dem Gesichtspunkte der Sache, ihre guten Dienste widmen wollten, nicht eben allzu Viele sich finden, denen das Werk gelungen, der Dichtung und dem Theater zugleich zu genügen oder gar das letztere auf die Höhe zu bringen, wo es Schiller

für bedeutsam genug hielt, um aus den Deutschen eine Nation zu machen; so können wir doch nicht in die Klage einstimmen, die gewissermaßen stereotyp geworden, daß nämlich unsere neue dramatische Dichtkunst seit Göthe und Schiller so ganz und gar im Argen liege. Vielmehr sind wir der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß Manches zu Tage tritt, welches beweist, daß bei uns wohl berufene Talente leben, und daß ihnen nur die rechten Zeitverhältnisse fehlen, um sich freier Bewegung zu überlassen; wie wir denn auch auf diesen Punkt schon in der allgemeinen Betrachtung hinlänglich hingedeutet haben. Wenn ein deutscher Dichter, dem ohnedies der Weltgesichtskreis durch so manche Breterwand verengt und verkümmert wird, bei seinem Werke noch die ganze Windrose der achtunddreißig deutschen Staaten beachten muß, um nicht von da- oder dorther den Sturm zu wecken; wenn ihm die Hand der Censur mit Nachdruck vorgehalten wird, oder neuerdings das Damokles-Schwert unserer Preßgesetze so dicht und drohend wie möglich über dem Haupte schwebt, wo er irgendwie einen lebhaft frischen Tritt versuchen oder eine kecke That in ihrem Drange zeichnen will — wie kann er mit dramatischer Energie Tugend und Verbrechen schildern, wie seiner Dichtung den Hauch des freien Lebens und die objektive Gehaltbeziehung geben, deren sie bedarf, wofern sie „die Welt bedeuten" und, wie Shakspeare will, der Zeit den Spiegel vorhalten und ihre wahre Gestalt ihr zeigen soll [1])?

1) Über die dramatische Poesie der neueren und neuesten Zeit hat sich bereits eine kleine Literatur gebildet. Wir erinnern nur an C. Reinhold's (eigentlich Köstlin) „Dramatische Literatur und Theater der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert" im Taschenbuche dramatischer Originalien, Jahrg. 5. Sonstiges, wie z. B. Wienbarg's „Dramatiker der Jetztzeit", die in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreueten Abhandlungen von Immermann, Rud. und Hermann Marggraff, E. Willkomm (von den drei Letzteren besonders in den „Jahrbüchern für Drama" und zum Theil in den Mundt'schen „Dioskuren"), A. Stahr, Mosen, Rötscher und mehreren Andern mögen ohne nähere Anführung bleiben. — Die dramatischen Produktionen selbst angehend, so sind auch sie vielfach in Zeitschriften (Taschen- und Jahrbüchern, Bibliotheken u. s. w.) erschienen. Wir weisen nur auf Einiges hin, z. B. auf die „Jahrbücher deutscher Bühnenspiele" von Gubitz, auf die schon genannten „Jahrbücher für Drama" von Willkomm und Fischer, auf das „Taschenbuch dramatischer Originalien" von Franck u. s. w.

Fragen wir nun nach den Trägern dieser Dichtungsseite, so finden wir meistens, daß diejenigen, denen die Muse an der Wiege zugelächelt, und die daher in der dramatischen Poesie eben die Poesie zu ihrem Rechte bringen wollten, mehr für die Lektüre als die Bühne dichteten, während die Unpoesie vorzugsweise das Theater zu versorgen berufen ward. Oder sollte nicht ein Raupach in diesem Punkte glücklicher zu nennen seyn, als ein Mosen oder ein Friedr. Hebbel? Wenn wir von Manchem, was auf der Grenze dieser Epoche liegt und dessen wir schon erwähnt, nicht weiter reden, wenn wir z. B. an Laube's Versuche hier nicht wiederholt erinnern, dessen „Karlsschüler" bei aller Dürftigkeit der Erfindung immerhin durch das Interesse des Stoffs wirken, auf Gutzkow's Bemühungen nicht zurückkommen, dessen „Nero" verfehlte Tendenzanspielungen bei mangelhafter dramatischer Organisation und großer Gesuchtheit enthält, dessen „König Saul" neben mehreren gelungenen Einzelheiten an mißlungener Auffassung und Charakteristik wie an Phrasensucht leidet, dessen neuere Produktionen aber, von „Richard Savage" an bis auf das „Urbild des Tartüffe" herab, bei unverkennbaren dramatischen Eigenschaften (wie z. B. in „Zopf und Schwert") doch im Ganzen mehr durch Pointirung augenblicklicher Beziehungen als durch echt dramatisch-objektive Dialektik (die Gutzkow selber für das Drama wesentlich in Anspruch nimmt) zu wirken suchen; wenn wir ebenso Rückert's undramatische Rhetoriken unbesprochen lassen, auch Platen's nicht weiter erwähnen, dem, wie Göthe bemerkt, für dieses Fach „die Liebe zu sich, seinen Lesern und Mitpoeten fehlt," — wenn wir also diese und andere früherhin bei gegebener Gelegenheit berührte Versuche wiederholter Besprechung nicht unterziehen, vielmehr nur jener Namen gedenken wollen, an die wir entweder in diesem Gebiete noch nicht erinnert haben, oder deren eigentlicher Ruf sich in ihm erst später gebildet hat; so scheint uns sofort wieder Karl Immermann derjenige zu seyn, dem wir selbst aus chronologischer Rücksicht hier unsere Aufmerksamkeit zunächst zu widmen haben[1]). Über seinen schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen zu reden, hat bereits die Novellistik Gelegenheit geboten. Dort wurde von uns darauf besonders hingedeutet, wie Immermann's eigentliches

1) Immermann's Schriften sind in Düsseldorf in 14 Bänden erschienen.

nigen Wochen vollendet, trägt es in seiner Physiognomie die Züge der zufälligen Behandlung mehr als wohl Manche zugestehen wollen. Was Immermann sonst noch im Drama geliefert, z. B. seinen „Kaiser Friedrich II.", in welchen er auf Kosten der Größe des Gegenstandes die moderne Gedankenrichtung gewaltsam eingeschoben, ebenso seine andern Trauerspiele, z. B. „Petrarca", eine Art Tassospiel, das nicht ohne dramatisches Interesse, desgleichen die Lustspiele wollen wir keiner besondern Erwähnung unterziehn. Die letzteren, in welchen er alle Weisen versucht, sind namentlich ohne hinlängliche Schärfe der Charakteristik, ohne Originalität der Erfindung und ohne freie unmittelbare Laune. Was Immermann in literarhistorischer Hinsicht geleistet, wie er in Kritik und Polemik zu seiner Zeit gestanden (in welcher Hinsicht sein „Reisejournal" bedeutsam ist), wie er mit rühmlichstem Eifer in Düsseldorf das Theater heben wollte[1]), dies und manches Andere, so des Mannes wohlgemeintes Streben für nationales Schriftthum bewährt, muß um so mehr unerörtert bleiben, als überhaupt ein Eingehen in das Einzelne solcher Vielthätigkeit uns weit über den Kreis, der unsere Darstellung umschließt, hinausführen müßte. Daß Immermann in der Mitte seines rüstigen Wirkens, im kräftigen Mannesalter vom Tode überrascht wurde, daß sein in einzelnen Partien höchst anmuthiges Gedicht „Tristan und Isolde" das Schwanenlied seiner Muse war, haben wir schon bemerkt, als wir seiner unter den Lyrikern erwähnt.

Weniger der Sache als persönlichen Beziehungen nach können wir Grabbe (Dietrich Christian, aus Detmold gebürtig, 1801—1836) auf Immermann's Wege finden. Das Schicksal führte Beide in Düsseldorf zusammen, ohne sie persönlich innerlich verbinden zu können. Immermann hat dem Unglücklichen, der sich in seiner Verzweifelung an ihn wandte, ohne sich durch ihn heilen zu lassen, in seinen „Memorabilien" ein charakterisirendes Denkmal gesetzt[2]). Diesem Dichter

1) Immermann's „Maskengespräche" oder „Düsseldorfer Anfänge" (in der Zeitschrift „Pandora" Bd. 3.) bieten höchst interessante Gedanken und Mittheilungen über seine dramatischen Bestrebungen, wie über Kunst, Wissenschaft und Literatur überhaupt.

2) Damit ist die Charakteristik im Taschenbuch dramatischer Originalien zu vergleichen, ebenfalls von Immermann.

ſchien die Natur nur deswegen die Gabe der Poeſie verliehen zu haben, damit an ihm offenbar würde, daß der Genius, wenn ihm nicht die Freiheit des Geiſtes maßgebend zugeſellt worden, die Gefäße nur zerſchlägt, in denen die Muſe die Geſchenke der Idee zu reichen hat. Einem dämoniſchen Titanen gleich thürmt er Berge auf Berge in wildem Drange, nicht um im Ätherhimmel des Olymp's mit den ewigen Göttern zu verkehren, ſondern um ihn zu ſtürmen und dann dieſe ſelbſt aus ihrem Lichtbereiche herabzuſtürzen. Aber auch Grabbe begräbt ſich unter der Laſt ſeiner eignen aufgehäuften Berge, wie einſt der Titanen Übermuth von Jupiter in die Tiefe der Bergesklüfte gebannt wurde. In ſeinen Werken erſcheint der ſubjektive Verzweifelungsdrang eines Byron mit dem karikirten Formenweſen eines Viktor Hugo zu einem Bunde geeint, aus welchem nur das Ungeheuer entſtehen kann, wie es Horaz in ſeiner Dichtkunſt ſchildert. Wir ſpüren hin und wieder Shakſpeare's Athem, aber noch mehr die Gewalt des Naturtriebes, die den Dichter aus der Macht des Willens fortreißt in die Wildheit ſinnlichen Genuſſes, wie ſie dicht neben der Thierheit liegt. Grabbe's Leben war von Kindheit an, wo ihn eine unbändige Mutter ſchon im vierten Jahre oft bei Tage und Nacht mit geiſtigen Getränken berauſchte, bis zu ſeinem Tode gleichſam nur ein langer ununterbrochener Tag krampfhafter Auf- und Abſpannung, eine beſtändige Kriſis, in welcher der Geiſt mit der Natur, die Freiheit mit dem blinden Dämon um das Daſeyn ringen mußte. Die dramatiſche Dichtung riß ihn fort, weil ſie der ungeſtümen Drängniß ſeines perſönlichen Weſens den möglichſten Ausdruck gab. In Grabbe trieb ein genialer Grund, dem keine Kunſt der Plaſtik, kein Talent der Harmonie zu Hilfe kam. Daher ſieht man denn, wie er mitten im Drange unmittelbarer Schöpfungsmacht als ein im Laufe aufgehaltenes Roß feſtgebannt erſcheint, wie er arbeitet, von der Stelle zu kommen und bei dem Reichthume der Sprache oft genug um gezwungene Phraſen bettelt, wie die wühleriſche Skepſis die Ideenbegeiſterung tödtet und mehr zu wüſten Traumgebilden als zu Werken des ſelbſtbewußten Geiſtes treibt. Wir können unmöglich wegen einiger hochgelungener Züge von echter Dichtung ſprechen, wenn die Willkür alles Maß vergißt. Was Grabbe Gutes bietet, ſind meiſt kecke Pinſelſtriche, womit Gefühle und Thaten,

Charaktere und ihre Leidenschaften mehr nur freskoartig hingeworfen, als in gestaltiger Bedeutung zur Anschauung vermittelt werden. Mit dem „Herzog Theodor von Gothland" tritt er zunächst vor uns hin, aber gleich mit solcher abschreckenden Unpoesie in der Umgebung einzelner poetischer Elemente, daß man unwillkürlich das Stück als eine schlimme Vorbedeutung für des Dichters dramatische Zukunft ansehen muß. Auch Schiller debutirte in seinen Räubern übel genug, aber doch menschlich. Grabbe's Werk indeß ist ein reines Nachtstück, in welchem nur hin und wieder ein Stern aus den schwarzen Gewitterwolken hervorschimmert. Die Naturgewalt des blinden gräuelvollen Barbarismus paart sich mit der Sophistik der Niederträchtigkeit, und es bleibt fast nichts übrig, was einigermaßen ansprechen möchte, als die Energie in der Dramatik des Grauenvollen selbst. „Marius und Sulla" blieb Fragment, ein Torso, der gleichsam auf den „Hannibal" deutet, welcher ihn ausgeführt geben soll. In diesem mehrere Jahre später vollendeten Dichterwerke dramatisirt Grabbe die welthistorische Katastrophe von Carthago's Untergange durch die Macht Roms. Man hat dieses Stück wohl als ein Meisterwerk in seiner Art preisen wollen, und es ist nicht zu leugnen, daß sich darin so viele Züge dramatischer Kunst und Wirkung finden, daß man bedauern muß, wie an des Dichters wüstem Lebenssinne so viele schöne Begabung scheitern sollte. Allein zum Meisterwerke seiner Art fehlt dem Stücke doch allzuviel. Es fehlt der Hauch des innern Lebens, es fehlen die Farben echt menschlicher Verhältnisse, es fehlt die Einheit der Anschauung selbst. Es sind aufgetrocknete Sehnen, nicht lebendig Fleisch, welche den Leib der Handlung bilden, es sind starre lapidarische Striche, womit jenes große Ereigniß und die theilnehmenden Personen vor uns hingezeichnet werden; wir hören die Römer, wie sie bald römisch bald in modernen Phrasen reden, und merken hierin abermals den Shakspeare, ohne jedoch seinen hohen Geist zu spüren, dem es gelingen mochte, die Römer englisch sprechen zu lassen, ohne sie als Römer zu kompromittiren. An schlagenden Punkten ist kein Mangel, an dramatischer Straffheit fehlt es ebensowenig als an historischer Wahrheit der Handlung; aber das Mark der Dichtung erstarrt eben in dem Eise der reflexiven Kälte, und die antiken Anschauungen wollen zu keinem rechten Lebens-

bilde für die Gegenwart zusammengehn. In den Hohenstaufentragödien („Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI.") waltet im Allgemeinen historische Grundauffassung, jedoch keine frei hinschreitende Entwickelung der Begebenheit. Das geschichtliche Kompendium überherrscht die poetische Gestaltung. Die Charakteristik ist kühn, aber ohne feine Kunst und naturgemäße Wahrheit. Höher stellen sich „Die hundert Tage", worin die Tragödie von Napoleon's zweitem Sturze geschrieben werden sollte. Das Stück ist ein riesenhafter Carton jener denkwürdigen Episode der neuen Geschichte. Alles darin tritt massenhaft und großartig auf, nicht immer ohne Gemeinheit. Mit Recht rühmt Immermann an diesem Stücke die ungemeine Kunst der Schlachtenmalerei, welche nicht leicht irgendwo übertroffen seyn möchte. Im „Don Juan und Faust" will Grabbe Mozart und Göthe zu einem Dichter machen, allein es gelingt der kalten Bildhauerhand nicht, die warmen Gestalten Beider in einem frischen Lebenszuge hinzubilden. Himmel und Hölle, Geist und Materie wollen hier durch keine Vermittelung zu einander kommen. Mächtige Schläge und Blitze hinüber und herüber, aber keine rechte Beleuchtung. Zu viel hervorgepumpter Witz und geschraubte Metaphysik treten ohnedies die frischen Sprossen nieder, wo sie sich etwa zeigen wollen. Mit der „Hermannsschlacht" schloß Grabbe den Gang seines wirren, wilden Lebens. Heidenthum und Christenthum, Bildung und Barbarismus, deutsche Urwaldlichkeit und Gegenwart werden hier wie lauter Endpunkte aneinandergeknüpft voll Gesuchtheit und Verschrobenheit. In seinen kleineren Spielen kann der Humor und die Ironie nicht zu der leichten ungezwungenen Bewegung kommen, die doch erfoderlich ist, wenn sie komisch wirken sollen. — Es ist nun erfreulich, solch verworrenem, wildem Dämonismus gegenüber ein Talent zu gewahren, welches, gediegen von Natur, sich ernstlich bemühet, durch das Maß der Bildung und das Gesetz der Freiheit der Kunst die Ehre zu geben. Julius Mosen, dem wir schon auf dem Felde der Lyrik und Novellistik begegnet sind, darf auch im Drama seinen Namen unter die berühmteren der Gegenwart mischen. Genährt als Kind an schönen heimatlichen Naturgestalten (er war aus dem Voigtlande gebürtig), erfüllt von den Erinnerungen an die Schmach und Erhebung des Vaterlandes, geprüft durch die rauhe

Hand des Schickſals, das ihn jedoch nicht hindern konnte, im Vertrauen auf eigene Kraft Italiens reiche Natur- und Kunſtwelt zu beſuchen, mochte er ſich geſtählt finden für den Ernſt der tragiſchen Muſe, in deren Dienſte er wohl gern wie ein Geweiheter ſtreben will. Moſen's eigenthümliches dramatiſches Anſehn geht auf den Schiller'ſchen Standpunkt zurück, den er mit der Richtung der Gegenwart in näheren Bezug ſetzen möchte, ohne jedoch der Tendenz als ſolcher beſtimmt zu huldigen. Es ſoll, wie er ſagt, der jetzigen Tragödie angelegen ſeyn, „die Geſchichte zu ihrem freien Bewußtſeyn zu vermitteln," um ſie in ähnlicher Weiſe, wie die antike Kunſt die Natur zum Ideale erhob, zu idealiſiren [1]). Wir wollen dieſe Anſicht nicht ganz verwerfen, ohne ſie ganz zu billigen. Gewiß hat ſie inſofern ihre Begründung, als die Geſchichte mit dem weltlich-gegenſtändlichen Realismus unſerer Zeit eng genug zuſammenfällt. Nur wird es ſchwer ſeyn, in der Stoffzudringlichkeit der Gegenwart jene freie Idealiſirung zu erreichen; dazu gehören ungewöhnliche Kräfte, die nicht ſo leicht bei der Hand ſind. Schon Göthe hat auf das Verführeriſche und Mißliche zugleich hingewieſen, was in der Wahl hiſtoriſcher Stoffe für die mittelmäßigen Talente liegt. Schiller und Shakſpeare ſtehen als Vorbilder da, jeder ſchwer in ſeiner Art nachzuahmen. Dort iſt die Gefahr des leeren rhetoriſchen Pathos, hier die der bloßen hiſtoriſchen Proſa. Was bei jenen beiden Dichtern in der Geſchichte Dichtung iſt, gehört ſo weſentlich ihrer eigenthümlichen Genialität an, daß ſchon deswegen die Verſuche der Nachbildung gefährlich ſind. Schiller's tiefernſte Begeiſterung und Geſinnungsenergie gab ſeiner hiſtoriſchen Abſtraktion den Gehalt des Gedankens und Gemüths zugleich, während Shakſpeare's originale Weltanſchauung in dem Stoffe der Geſchichte die Idee des ewigen Geiſtes ſelber ſah und ausſprach. Und in der That hat ſich denn in unſerer neueſten hiſtoriſchen Dramatik jene Doppelgefahr nur zu ſehr verwirklicht. Weder Immermann und Grabbe, noch Raupach, Auffenberg oder Rückert haben das Ziel erreicht, welches die echte hiſtoriſche Dichtung ſtellt. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß, von den dramatiſchen Schwächen, welche wir an ge-

1) Vorrede zu A. Stahr's Oldenburgiſcher Theaterſchau, 1845, und ſonſt mehrfach, z. B. in dem erſten Bande der Jahrbücher für Drama.

eigneter Stelle bezeichnet haben, abgesehn, Uhland in seinem „Herzog Ernst" und „Ludwig von Baiern" mehr als die meisten neuesten Dichter in diesem Fache den rechten Ton getroffen hat. Außerdem, meinen wir, biete das Leben sonst noch wesentliche Momente genug, welche auch ohne eigentliche geschichtliche Unterlage den idealen Ernst zu tragen geeignet sind. Wie dem aber auch sey, so dürfen wir wohl anerkennen, daß, wenn von der dramatischen Idealisirung der Geschichte seit Schiller die Rede ist, Mosen hierin nicht ohne einen gewissen Erfolg gestrebt habe. Schon in seinem „Heinrich den Finkler" (1836)[1]) finden wir ihn auf dem bezeichneten Wege, mehr noch in „Kaiser Otto III." Wenn dort die lyrische Begeisterung und Innigkeit den gemessenen Gang der dramatischen Objektivität oft über Gebühr behindert, so hat er hier sich mit ziemlichem Glücke auf der Höhe der Handlung selbst zu halten gesucht. Sein „Cola Rienzi", ein Gegenstand, den außer Andern jüngst wiederum Kirner nicht ohne Geschick dramatisirt hat, spricht uns weniger mit nationalem Tone an, beweist aber immer dramatische Einsicht bei poetischer Auffassung und Darstellung. „Die Bräute von Florenz" (eine Tragödie) scheinen etwas mehr als nöthig auf Effekt berechnet, sind aber sonst voll trefflicher, in schönem Pathos gehaltener Einzelheiten. „Wendelin und Helena" ebenso das Trauerspiel „Katte und der Sohn des Fürsten", weiter den „Herzog Bernhard von Weimar" und den „Don Juan von Österreich" wollen wir nur eben nennen, die Versuche im Komischen, z. B. „Die Wette" aber ganz übergehen. Was uns an Mosen's Leistungen Tadelnswerthes auffällt, ist die Sucht, nach abstrakter Theorie zu arbeiten, wodurch seine Werke oft an produktiver Unmittelbarkeit verlieren. Auch verdirbt er sich nicht selten die sonst tüchtige dramatische Ökonomie und Charakteristik durch die Breite der Situationen. Lobenswerth ist die Bühnenmäßigkeit, die vornehmlich seinem Otto eignet. Nur bleibt zu wünschen, daß er sich bemühen möchte, resoluter auf den Standpunkt der Sache zu treten, dabei den Organismus der Handlung mehr und mehr in sich abzurun-

1) Der bekannte lyrische Dichter Krug von Nidda hatte früher (1818) denselben Gegenstand dramatisch behandelt, aber ohne alles dramatische Interesse. Ebenso Klingemann, dem nicht viel Besseres nachzusagen. Auch Willkomm hat den Stoff bearbeitet (vergl. „Jahrb. für Drama" Bd. I.).

Endphraſen das erſtaunte Publikum zu dem nunc plaudite! aufzufodern, das Schauſpiel bewegt ſich auf gewöhnlicher Lebensbahn oder ſucht einen anziehenderen Weg in das Gebiet der Geſchichte einzuſchlagen. Hier namentlich hat Raupach einen beſondern Preis gewinnen wollen. Wenn wir von Anderm dieſer Art abſehn, z. B. von „den Fürſten Chawansky", in welchem Stücke noch am meiſten dramatiſches Leben herrſcht; ſo ſind es vornehmlich die Hohenſtaufen, die uns hier entgegenkommen. Sie ſchienen unſerm Manne ein dankbarer Gegenſtand, an den er ſich um ſo leichter machte, je zugänglicher derſelbe durch Fr. v. Raumer's Geſchichte der Hohenſtaufen geworden war. In dieſer Geſchichtsdarſtellung, welche nicht allzutief in den Ideenſchacht hinabſteigt, aus welchem die große Staufenherrſchaft ſich emporwindet, liegt überhaupt viel Verführeriſches für die dramagegürtete Jugend. Ein allgemeines Mißverſtändniß, was bei unſern Dichteern in dieſem Kreiſe waltet, gründet darin, daß ſie die große Hohenſtaufenzeit zu ſehr als eine Geſchichte von perſönlichen Beziehungen nehmen, wie die des Kampfes der rothen und der weißen Roſe in England, da ſie doch weſentlich eine Geſchichte eben des Kampfes von Ideen iſt. Raupach hat nun einen vollen Cyklus von Hohenſtaufen-Dramen geſchrieben, in denen ſich aber recht anſchaulich bewährt, wie kleine Geiſter dem Großen ihr Gepräge zu geben ſuchen. Das oben herangezogene Wort Börne's findet hier ſeine beſondere Anwendung. Wir ſehen jene gewaltigen Zeiten gleichſam zu einem hölzernen Schachbrete gezimmert, worauf die mächtigen Perſonen wie hölzerne Figuren herumgeſchoben werden. Kein Verſtändniß der waltenden Ideen, keine Kenntniß des Volks und der Sitten, keine Einſicht in die Tiefe der großen Charaktere und ihres Verhältniſſes zu der Zeit. Wie Geſpenſter treten Gräuel und Gewaltthaten hier und dort in die Handlung ein, um den Effekt zu ſichern, worauf es ankommt. Ein abgetragener Phraſenmantel ſchlingt ſich um die Armuth des Gerüſtes. Aus Allem wehet es wie Herbſtkälte, die den Stolz der Wälder entlaubt und ſtatt der vollen Gipfel uns nur den dürren Hochſtamm zeigen will. Andere hiſtoriſche Stücke Raupach's, wie z. B. die Trilogie „Cromwell", ſind ebenſo wenig gelungen und mögen ohne weitere Erwähnung bleiben. Etwas glücklicher iſt er im Luſtſpiele, wo er nicht ſelten durch

Witz und gute Einfälle, auch durch charakteristische Situationen überrascht und jedenfalls der Wirkung des Lachens mächtig ist, wie z. B. in dem Stücke „vor hundert Jahren". — Die Hohenstaufen erinnern uns an einen schon in der Novelle genannten Dichter, an Friedrich von Heyden, der bereits 1818 im „Conradin" und später (1828) besonders in seinem „Kampfe der Hohenstaufen" diesen Stoff dramatischer Behandlung unterzog. Bei etwas zu großer novellenartiger Breite (welche diesem Dichter, wie wir bereits oben gelegentlich angeführt, in seinen dramatischen Produktionen überhaupt eignet) trägt doch dieses letzte Stück einen höheren und edleren Charakter als wir bei Raupach gefunden. Eine verdiente Theilnahme erwarb er sich durch das Trauerspiel „der Spiegel des Akbar". Auch im Lustspiele hat Heyden sich versucht, und das Stück „die Modernen", welches Zeitfragen behandelt, ist nicht ohne komische Punkte. — Wir lassen nun noch einige andere Dichter ohne bestimmte Zeitordnung folgen. Vorab wollen wir an J. v. Auffenberg erinnern, dessen Werke uns jüngst (1843 ff.) in 21 Bänden neu vorgelegt sind. Wir finden fast durchgängig viel Worte, aber wenig Gehalt, viel blasse Abstraktion, aber wenig individuelles Leben. An Schiller'schen Reminiscenzen kein Mangel. — Mehr Beifall bei'm Publikum gewann Friedr. Halm (Freiherr v. Münch-Bellinghausen), der durch seine „Griseldis" zunächst einen gewissen Ruf erlangte, ein Werk, in welchem vielmehr ein anatomischer Prosektor uns alle Gemüthsqualen und peinlichen Herzenslagen mit scharfem Messer auseinanderlegt, als daß ein Dichter das ideale Mitleid durch freie Kunstbehandlung in unsrer Seele weckt. Das absichtliche, kaltberechnete Steigern des tiefsten Schmerzes, für den eine zu späte Vergeltung keinen Ersatz geben kann, hat wohl sonst kaum seinesgleichen. Daß eine gebildete, in rhythmischer Wohlbewegung hinschreitende Sprache, die aber mehr rhetorisch-elegant als dramatisch-unmittelbar ist, Manchen über die innerste Nichtigkeit des tragischen Kerns täuschen mag, glauben wir wohl. Ähnliche Hohlheit der Phrase und Angespanntheit der Gefühlssaiten findet sich auch in dem „Sohne der Wildniß", welches Drama seinerseits nicht ohne Beifall bleiben sollte. Anderes des Verfassers übergehen wir, wie z. B. das Trauerspiel „der Adept" und die Versuche in der Nachbildung spanischer Dra-

men, die nicht ohne Geist sind (z. B. „König und Bauer", ebenso „Donna Maria de Molina" u. s. w.). — Ein gewisses dramatisches Talent schien sich in J. L. Klein bewähren zu wollen, als er mit den zwei ersten Stücken („Concini" und „Luines") einer trilogischen Darstellung der Geschichte der Maria v. Medicis hervortrat. Freilich stolpert man darin fast bei jedem Schritte über eine Shakspeare'sche Reminiscenz; allein aus dem Ganzen spricht doch ein frischer Sinn und in mancher Stelle ein nicht gewöhnlicher Ton. Nicht ohne dramatische Innerlichkeit ist Hermann Marggraff's Trauerspiel „Das Täubchen von Amsterdam", worin das Liebesverhältniß zwischen König Christian II. von Dänemark und der schönen Dyveke den Gegenstand bildet. Weniger genügt des Verfassers „Heinrich IV". Auch das Trauerspiel „Elfride" spricht nicht allzu gefällig an [1]). Sigismund Wiese zeigt in seinen früheren Trauerspielen („Drei Trauerspiele" 1835, worin er religiöse Beziehungen zum Vorwurfe nimmt und in oft höchst wirksamen Kontrasten vorführt), daß ihm dramatische Organisation und lebendiger dialogischer Gang sowie eine geschickte Benutzung tragischer Motive nicht fremd sind. Das Trauerspiel „Don Juan" ist ohne besondern Werth. In dem späteren Drama „Moses" geht er in eine größere Breite auseinander, als mit dem rechten dramatischen Effekte verträglich ist. Überhaupt aber würde Wiese bedeutenderen Erfolg haben, wenn er seine Kompositionen von der Einmischung störender, oft gesuchter Reminiscenzen frei erhalten und ihnen eine größere Klarheit geben wollte. Sein „Beethoven" bildet eine Art Gegenstück zu Göthe's Tasso, dem er jedoch, obgleich nicht ohne frische Zeichnung, in Absicht auf ideale Individualisirung und sonstige poetische Bedeutung in keinerlei Weise vergleichbar ist. — Auch Prutz hat sich im dramatischen Fache bekannt gemacht. Wir haben ihm von Seiten der eigentlich poetischen Begabung bereits oben in der Lyrik eine kurze Charakteristik gewidmet und bemerkt, wie ihm mehr eine Art poetisirende

1) Hermann Marggraff verdient als literarhistorischer und kritischer Schriftsteller besondere Aufmerksamkeit. Wir dürfen in dieser Hinsicht wohl auf seine Charakteristiken in „Deutschlands jüngster Literatur- und Kulturepoche" (1839) hinweisen, worunter sich viel Treffendes findet. Auch seine Schrift „Bücher und Menschen" enthält anziehende Bemerkungen.

Reflexion und die Kunst poetischer Form, als Originalität der Auffassung und Erfindung eignet. Was seine dramatischen Arbeiten angeht, so bewährt sich auch in ihnen das Gesagte. Einen Theil von dem Mangel an dramatischer Haltung, glauben wir, darauf zurückführen zu dürfen, daß er wie Mosen noch zu sehr auf bestimmte philosophisch-ästhetische Abstraktionen fußt. In seinem „Moritz von Sachsen", den schon früher (1831) G. Hermann dramatisirt hatte und dem in Preußen aus der schon erwähnten deutschen Delikatesse die Aufführung versagt wurde, ebenso in dem „Karl von Bourbon" (der auch von Zahlhas ohne besonderes Glück dramatisch behandelt worden) bringt Prutz zu sehr Tendenz und Absicht an die Geschichte, als daß eine freie Auffassung möglich bleiben könnte. Handlung und Charaktere erscheinen zum Theil bloß gemacht, um den Interessen der gegenwärtigen Zeit zu dienen. Außerdem fehlt das organische Zusammengreifen der einzelnen Partien, die mehr aneinandergeschoben als auseinander entwickelt werden. Übrigens besitzt Prutz eine Art kompositives Talent, womit es ihm bei größerer poetischer Unbefangenheit vielleicht gelingen kann, der Bühne anschaubare Stücke zu liefern. Seine „Politische Wochenstube" würde in der Komödie überhaupt eine hervorragende Stelle einnehmen, wenn sie, leichteren und lebendigeren Ganges, sich der theatralischen Aufführung bieten könnte. Sie enthält durchschlagende Pointen, echt aristophanische Züge; allein die schwerfällige Bewegung, der Mangel an Entwickelung, die gleichsam aus sich selber nicht recht herauskann, behindert wesentlich das eigentlich dramatische Interesse. Bei alledem weist das Stück auf die Wege hin, welche unsere komische Muse zu gehen hat, wenn sie nationale Bedeutung gewinnen will. — Nicht höher an dramatischem Werthe, wohl aber niedriger in Absicht auf formelle Behandlung stellen sich die Stücke von E. Willkomm, unter denen hier nur der „Bernhard von Weimar" genannt werden mag, welcher in der historischen Charakteristik vor vielen andern Produktionen der Art Manches voraus hat. — Auch Boas hat sich im Lust- und Trauerspiele versucht, doch kann er mehr nur das Verdienst des Ausdrucks als der Dichtung ansprechen. — Mit größerem dramatischen Berufe betrat in der neuesten Zeit Freytag diese Bahn, welche er mit der „Valentine" eröffnete, nicht ohne die Erwartung zu erregen, daß unsere Li-

teratur und Bühne an ihm einen talentvollen Dramatiker gewinnen dürfte. Ausgeprägte Charakteristik, Wärme der Empfindung und belebte Bewegung der Handlung sind Eigenschaften, die seine Arbeiten vornehmlich auszeichnen. Sein einaktiges Trauerspiel „der junge Gelehrte" in Ruge's „poetischen Bildern aus der Zeit" bietet ansprechende Situationen. Das Lustspiel „die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" interessirt durch humoristische Einzelheiten. — Es möge indeß für unsern Zweck an diesen flüchtigen Zeichnungen genügen. Wollten wir weiter eingehen und etwa noch Deinhardstein, v. Elsholtz, v. Holtei und Apollon. v. Maltitz, Mand, Benedix, Albini, v. Holbein, die Wiener Volksdramatiker (Bauernfeld, Nestroy und den talentvollen Märchen- und Zauberspieler Ferdin. Raimund), die Prinzessin Amalie v. Sachsen (im Schauspiele und eigentlichen Konversationsstücke gleichsam die dramatische Freder. Bremer) [1]), Eduard Devrient, Mosenthal nebst noch so vielen Andern im Besondern erwähnen, wollten wir uns gar auf die Töpferei und Birch-Pfeifferei oder Ähnliches einlassen; so würden wir die Grenzen unserer Geschichte, welche ja keine literärhistorische Detailirung geben soll, allzuweit überschreiten. Wir ziehen vor, auf die gleich anfangs angezogenen Jahr- und Taschenbücher dramatischer Literatur zu verweisen, in denen sich die meisten dramatischen Dichter der Jetztzeit zu einem Chore versammeln.

Indem wir nun im Begriffe stehen, diese Skizze der poetischen Nationalliteratur der Gegenwart zu schließen, deuten wir mit einem Worte auf die neuesten Übersetzungen hin, welche uns in vielseitigstem Umfange, freilich mit sehr ungleichem Werthe, die neuere Literatur des Auslandes zugänglich machen wollen. Die Gegenwart steht auch in diesem Punkte wesentlich auf dem Grunde, den die Romantiker gelegt, nur dient sie dabei mehr dem Gewinne und der augenblicklichen Unterhaltungslust des Publikum's, sowie sie mit größerer Unruhe ohne Umsicht und Auswahl vorschreitet, die Eile der Zeit zum Triebrade auch dieser ihrer Strebsamkeit machend. Von den Grenzen Rußlands an bis zu denen Spaniens hin, von Italien nach Schweden, Asien und

1) Man findet die Stücke der fürstlichen Dichterin in den von ihr herausgegebenen „Original-Beiträgen zur deutschen Schaubühne" 1836 — 1844.

Amerika umspannend, dehnt die weltliterarische Eroberungssucht der Deutschen ihre Feldzüge aus. So finden wir z. B. in der „Ausgewählten Bibliothek der Klassiker des Auslandes" (1841 ff.) Schweden und Italien, Frankreich, Spanien und Indien in bunter Reihe zusammengestellt, während Spindler's „Belletristisches Ausland" sich auf engere geographische Grenzen beschränkt und namentlich bei Schweden verweilt. Dazu kommen die Sammlungen aus besondern Literaturen, z. B. die „Classische Bibliothek der ältern Romandichter Englands", von Diezmann besorgt, die der „neuesten und besten Romane der englischen Literatur", welche in mehr denn 60 Bänden vor uns liegen und sich freilich fast nur auf Marryat's und Boz's Werke erstrecken. Es würde eine eigene Schrift erfodern, wollten wir die Übertragungen einzelner Schriftsteller hier weiter anführen. Zu wünschen bleibt, daß mehrere unserer namhafteren Schriftsteller in der Art, wie z. B. Freiligrath, Gandy und Herwegh aus dem Französischen, Eichendorff und Geibel aus dem Spanischen (jener im Gebiete des Calderon'schen Drama, dieser in dem der spanischen Volkslieder und Romanzen), Frau v. Ploennies aus dem Niederländischen es versucht, die vorzüglichsten neuen Werke des Auslandes zu den unsrigen machen möchten. Haben es Schlegel und Tieck nicht verschmähet, in dieser Hinsicht nationalliterarisch zu wirken, haben selbst Göthe und Schiller früher sich theilweise in dem Fache der Übertragung bemühet, warum wollten die Besseren der jüngeren Generation, denen die Sprache noch viel mehr zu Hilfe kommt, sich jenem Geschäfte weigern, welches leider zu sehr in unberufenen Händen ist; wie denn z. B. Byron auch nach Ad. Böttiger's Übertragung noch immer den rechten Mann erwarten muß, dem es gelingen möchte, ihn (wie es dem Shakspeare widerfahren) in die deutsche Nationalliteratur auf würdige Weise einzuführen.

Fünftes Kapitel.

Standpunkt der Wissenschaft in der Gegenwart.

Wie die ästhetische Literatur sich mit dem ererbten Kapitale der Romantik in der Gegenwart und für deren Zwecke in fruchtbarster Betriebsamkeit anbauete; so erwuchs auch die Wissenschaft aus den Wurzeln der vorhergehenden Epoche zu einem mächtigen Baume empor, der seine Äste und Zweige mehr und mehr über die Schranken der Schule hinaustreibt und in die verschiedenen Lebenskreise auszudehnen sucht. Nach diesem Punkte hin bildet die Wissenschaft der Gegenwart ihrerseits in der That nur eine allseitige Fortsetzung der wissenschaftlichen Strebungen während der Romantik, deren Ergebnisse sie entweder zu entschiedenern Resultaten hinführt oder auf die Zwecke der Gesellschaft und deren Motive bestimmter anwendet. In dieser Beziehung ist auch in sie das im Eingange des vorhergehenden Kapitels näher aufgewiesene Princip der Jetztzeit nachhaltig eingetreten, wir meinen das Princip der socialen Volksinteressen und der objektiven Gemeinschaft. Wir finden daher in ihrem Gebiete seit dem Anfange der dreißiger Jahre ein vielseitiges Aufnehmen der Gesichtspunkte und Absichten des Volkslebens, ein wirksames Hinübergreifen ihrer Doktrinen in die Gegenständlichkeit der Volksgemeinde, sowie die Bereitwilligkeit, sich in Ton und Bewegung dieser anzunähern; dabei bethätiget sie in ihrem Betriebe das Streben, durch sociale Vereinsmittel ein umfassenderes Gedeihen und eine bedeutsamere Stellung in der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Wie die Poesie sich von den einzelnen Personen mehr an die Gruppen hingiebt und damit die social-kommunistische Form zu ihrer Vermittelung nimmt; ebenso sucht auch die Wissenschaft vielfach den Weg gemeinschaftlicher Vertretung. Diese Erscheinung ist aber keine bloß einheimische, sondern eine allgemeine, die sich über fast alle Länder, wo Wissenschaftlichkeit waltet, zu verbreiten strebt. Was unsere nationale Wissenschaft insbesondere betrifft; so hat sie das Merkmal, welches sie überhaupt eigenthümlich charakterisirt, nämlich die ideale Geistesfreiheit oder, was dasselbe ist,

die Philoſophie im weiteren Sinne, in den Proceß ihrer Entwickelung und Fortbildung zu verweben, auch in dieſe Epoche der Gegenwart hinübergenommen, wenngleich minder in doktrineller Form als in natürlich unmittelbarer Verbindung. Denn, wie wenig auch die Vertreter der einzelnen poſitiv-wiſſenſchaftlichen Zweige oft geneigt ſind, dieſen inneren Lebenstrieb der freien philoſophiſchen Ideen anzuerkennen; er webt und wirkt dennoch im gemeinſamen Organismus unſeres geſammten wiſſenſchaftlichen Denkens und befruchtet deſſen beſondere Glieder ſelbſt wider ihr Wiſſen und Wollen, wie geſunde Luft des Leibes Wohlſeyn fördert, ohne daß dieſer darum weiß. Durch jenen philoſophiſchen Lebenstrieb bleibt die deutſche Wiſſenſchaft davor geſichert, ſich in den baren Realismus des Tages zu verlieren und in den gemeinen Dienſt reiner und ausſchließlicher Brauchbarkeit hinzugeben, worin der Keim ihres Todes liegt.

Wenn wir uns deshalb ſofort an der Schwelle dieſer unſerer überſichtlichen Betrachtung an die Philoſophie gewieſen finden; ſo iſt ſie hier hauptſächlich aus dem bezeichneten allgemeinen Beziehungspunkte aufzufaſſen. Vorab haben wir darauf hinzudeuten, wie dieſelbe ſeit dem Anfange dieſer Epoche, dem mehr bezeichneten Principe der Zeit gemäß, ſich von dem Partikularismus ihrer Vertretung allmälig losgemacht hat und in die ſociale Gemeinbetriebſamkeit übergegangen iſt. Der Bann der Schule ward gelöſt und dieſe hat die Arbeit des freien Gedankens an die Allgemeinheit überliefert. Es herrſcht ebenſowenig ein philoſophiſcher Autoritätsname als eine philoſophiſche Schule. Hegel's Wirkſamkeit bildete den Wendepunkt ſowie der Zeit ſo auch der Sache nach. Denn ſo ſehr er ſelbſt noch die Schulherrſchaft bezielte und anſprach; ſo mußte er doch durch ſeine eigene Lehre von der Einheit der Vernunft und des Seyns (welche auch Schelling, freilich weſentlich romantiſirend, anſtrebte) den neuen Geiſt ſocialer Gemeinſamkeit des Denkens und Forſchens befördern. Es hat ſich auf dieſem Wege die ſ. g. freie Wiſſenſchaft geſtalten wollen, deren Recht und Macht wir anzuerkennen haben, ſofern ſie ſich ſelbſt innerhalb ihres wahren Begriffes zu halten weiß und nicht ihrerſeits eine ausſchließliche Stellung gegen anderweite berechtigte Richtungen des menſchlichen Intereſſ einzunehmen gemuthet iſt. Sie kann ihre rechte Bedeutung nur d

haben, daß ſie eben im Elemente freier vernünftiger Denkbewegung, alſo auf dem Grunde philoſophiſcher Idee, alle Probleme des Erkennens und Wiſſens auffaßt und behandelt, daß ſie ſelbſtſtändig und unabhängig von jeder fremden Autorität ihren Weg verfolgt und ihre Ergebniſſe der Öffentlichkeit überantwortet, daß ſie endlich gerade auf dieſe Weiſe allmälig alle weſentlichen Geiſtesintereſſen vertritt, das Denken und das Seyn, das Dieſſeits und das Jenſeits, die Idee und die praktiſche Geltung derſelben ausgleicht und dadurch eben überall die freie Vernunft in dem Wirklichen zur Geltung und Herrſchaft bringt. Hierin erfüllt die freie Wiſſenſchaft den Beruf der Zeit, der Gegenwart, hiermit arbeitet ſie an der rechten Befreiung der Menſchheit, welche uns eine neue Zukunft verbürgt. Zunächſt iſt es nun die ſich auflöſende Schule Hegel's ſelbſt, auf welche der Blick ſich richtet. In verſchiedenen Strahlen zieht die Hegel'ſche Grundidee durch die Gegenwart hin, theils ſich ſelbſt modificirend und berichtigend, theils in die Felder der poſitiven und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften eindringend, beſonders in den theologiſchen, ſtaatswiſſenſchaftlichen und kritiſchen wie literargeſchichtlichen Kreiſen ihren Einfluß bethätigend. Wollten wir Namen nennen, ſo würden wir z. B. Roſenkranz in Königsberg als denjenigen anführen, welcher dieſe auflöſende Vielgeſchäftigkeit der Schule vornehmlich vertritt, indem er, Hegel's Centralſtandpunkt gleichſam populariſirend, die weſentlichen Grundanſchauungen deſſelben in geiſtesgewandter Behandlung über die verſchiedenen genannten wiſſenſchaftlichen Gebiete vor Andern mit eigenthümlichem Geſchick zu verbreiten weiß. Weniger vielſeitig, aber mit kräftiger Gedankenentwickelung haben Viſcher und Zeller den Geiſt der Hegel'ſchen Lehre in dem Bereiche ihrer Wiſſenſchaftlichkeit walten laſſen. Ausſchließlicher hielten Hinrichs, Göſchel, Michelet, Gabler und Andere an dem Syſteme ſelber feſt. — Neben den Hegel'ſchen Wegen ſucht die Herbart'ſche Genoſſenſchaft die ihrigen zu verfolgen; wie wir denn z. B. Drobiſch und Hartenſtein in Leipzig hier in eifriger Betriebſamkeit begriffen ſehen. Doch ſcheint trotz der entſchiedenern Richtung auf die Erfahrung und ungeachtet der unverkennbaren Tüchtigkeit mehrerer Anhänger dieſer Nachwuchs der Kant'ſchen Philoſophie weniger Boden gewinnen zu können, weil er eben mit ſeiner eigentlichen Wurzel zu ſehr außerhalb der gegenwär-

tigen philoſophiſchen Denkſtrebung ſteht. Zwiſchen jenen beiden Seiten gehen auf mehrfachen Nebenpfaden andere Denker hin[1]), unter denen wir nur an Trendelenburg erinnern wollen, weil er in ſeinen „Logiſchen Unterſuchungen" ein Werk geliefert hat, welches mehr als die der andern Mittengänger dem Geiſte der Gegenwart angehört und durch ſeine wiſſenſchaftliche Haltung Lob verdient, ſo wenig auch ſeine philoſophiſchen Fundamente überall ſicher und haltbar erſcheinen mögen. Dieſes Werk iſt auch deswegen nicht zu überſehen, weil es zu einer lebhaften kritiſch-polemiſchen Debatte über die Grundſätze und die Methode der Hegel'ſchen Philoſophie Veranlaſſung geworden, gegen welche ſich auch Ulrici in Halle, den wir ſonſt als tüchtigen Kenner Shakſpeare'ſcher Literatur zu beachten haben, in einer beſondern Schrift gewendet hat[2]), mit welcher „die ſpekulative Charakteriſtik und Kritik des Hegel'ſchen Syſtems" von K. Philipp Fiſcher zu vergleichen iſt. Der jüngere Fichte in Tübingen hält ſich auf dem Standpunkte von einer Art Juſtemilieu. Was E. Reinhold und Bachmann in Jena leiſten, ſpielt vielfach in ältere Formen hinüber, bei jenem in Kantiſche, bei dieſem in gewiſſe Schelling'ſche. Unter den jüngſten Strebungen mögen die Reiff's in Tübingen und Lotze's in Göttingen hervorgehoben werden; jene ſtreifen in ihrer Haltung näher an die Hegel'ſche, dieſe an die Herbart'ſche Weiſe hin. J. U. Wirth's ſpekulative Verſuche (z. B. „Die Idee Gottes" ſowie „Die ſpekulative Ethik") bewegen ſich zwiſchen Plato, Schelling und Hegel hin und her, ohne darum alle Eigenthümlichkeit zu verleugnen. In ähnlicher Weiſe verhält es ſich mit den Anſichten von Sengler („Idee Gottes" und Anderes), wobei der Einfluß einer beſtimmten kirchlichen Dogmatik bemerkt werden kann. — Am fruchtbarſten aber wurde die Geſchichte der Philoſophie in der neueſten Zeit bearbeitet; wie denn dieſe Zeit der Geſchichte

1) Wir würden hier vor allen Andern Arth. Schopenhauer nennen, der mit der zweiten Ausgabe ſeines ſchon wiederholt angeführten Hauptbuchs ſowie mit ſeinen ethiſchen Preisſchriften in die Gegenwart fällt, hätten wir ihn nicht bereits in näherem Zuſammenhange mit der Romantik zu erwähnen gehabt.

2) „Über Princip und Methode der Hegel'ſchen Philoſophie". Halle, 1841. — Die Schrift Ulrici's „Über Shakſpeare, Göthe und Calderon", welche in ihrer neuen Ausgabe einen neuen höheren Werth erhalten hat, haben wir ſchon gelegentlich angeführt.

überhaupt, als dem gegenständlich gewordenen Geiſte, zuſtrebt. Dort iſt nun ſowohl die allgemeine als die beſondere Seite eifriger Rückſicht unterzogen worden. Die allgemeine Geſchichte der Philoſophie von Heinrich Ritter, deren wir ſchon bei der wiſſenſchaftlichen Literatur der vorhergehenden Epoche erwähnt, wird mit großem Fleiße und großer Gelehrſamkeit fortgeſetzt. Neben ihr behauptet ſich die von Ernſt Reinhold, welche bei mäßigem Umfange durch klare, mehr populariſirende Darſtellung Beifall findet. In ähnlichem Tone hat jüngſt Sigwart († 1844) die Univerſalgeſchichte der Philoſophie geſchrieben. Während dieſe Ausführungen die Geſchichte der Philoſophie mehr nur erzählend und reflektirend darſtellen, gehen die Vorleſungen Hegel's, welche Michelet herausgegeben, vornehmlich darauf hin, in konſtruktiver Weiſe Geiſt und Zuſammenhang der Spekulationen aufzuweiſen [1]). Die Specialgeſchichte der Philoſophie hat von mehreren Seiten treffliche literariſche Bereicherung gefunden. In vorderſter Reihe ſteht die Fortſetzung „der Geſchichte der alten (griechiſch-römiſchen) Philoſophie" von Brandis in Bonn (1844), welche ſich an Gründlichkeit der Forſchung und an Gediegenheit des Urtheils gleich bleibt. Hermann in Göttingen hat einen lobenswerthen Beitrag zur Geſchichte der platoniſchen Philoſophie geliefert, wie Bieſe durch ſeine gründlich gehaltene Schrift über „Die Philoſophie des Ariſtoteles" zur ariſtoteliſchen, in welcher Beziehung außer Andern auch Ad. Stahr wegen ſeiner „Ariſtotelia" und „ariſtoteliſchen Politik" beſondere Anerkennung verdient. Trendelenburg hat durch „Hiſtoriſche Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie" (1846 ff.) über manche Punkte, namentlich auch über das logiſch-philoſophiſche Sprachverhältniß bei Ariſtoteles aufklärendes Licht verbreitet. Zeller bearbeitet die griechiſche Philoſophie, Chalybäus hat die neueſte ſeit Kant in verſtändlichen und gebildeten Vorleſungen dargeſtellt. Gleiches verſuchten mehrere Andere, wie z. B. Biedermann, Braniß in ſeiner „Geſchichte der neueſten Philoſophie ſeit Kant", Fichte (in Tübingen) in den „Beiträgen zur

1) Wir ſelbſt haben in der Schrift „Organismus der philoſophiſchen Idee", Dresden und Leipzig 1842, eine überſichtlich gehaltene Entwickelungsgeſchichte des ſpekulativen Denkens vom Anfange der Philoſophie bis in die Gegenwart herab zu geben verſucht.

Charakteristik der neueren Philosophie", ebenso Michelet in der „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel". Ludw. Feuerbach und Erdmann behandelten dagegen die Geschichte der neueren Philosophie seit Baco und Cartesius in umfassenden Werken. Moritz Carriere wollte durch seine „Philosophische Weltanschauung im Zeitalter der Reformation" besonders die wichtige Epoche der philosophischen Strebungen des sechszehnten Jahrhunderts in beredten Schilderungen darstellen, während der fleißige Guhrauer durch gründliche Monographien und eine gelehrte Biographie die philosophische sowie überhaupt die literarische Wirksamkeit und Bedeutung Leibnitzen's erörterte und vergegenwärtigte. — In den Kreis der Philosophie fallen auch die neuesten theoretisch-ästhetischen Leistungen. Sie ruhen meistens auf den Grundlagen der Hegel'schen Ästhetik, wie z. B. die bezüglichen Schriften von Hotho (der Hegel's ästhetische Vorlesungen nach dessen Tode herausgegeben hat), Rötscher's „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst", sowie desselben „Kunst der dramatischen Darstellung", Vischer's „Ästhetik", welche zumal im ersten Bande, der die ästhetische Metaphysik enthält, ganz philosophisch, man möchte sagen, zu philosophisch-abstrakt gehalten ist. Auch Ruge's „Neue Vorschule zur Ästhetik" weist gleichfalls ihrem Kerne nach auf den Hegel'schen Standpunkt hin. — Neben diesen Werken haben sich andere der Art gestellt, welche indeß weniger Anspruch auf philosophische Haltung machen, auch dem Hegel'schen Ideenkreise ferner liegen, wie die schon erwähnte Ästhetik von Mundt, oder die von Thiersch, die das Verdienst hat, die Resultate altklassischer Studien mit Klarheit vorzuführen.

Die Theologie ist seit dem Beginne dieses gegenwärtigen Zeitabschnitts immer tiefer in die Erscheinungen der Philosophie verflochten worden. Wir gewahren hier einerseits das bestimmt ausgesprochene Streben der letztern, sich der theologischen Positivität ganz zu bemächtigen, um an ihre Stelle die spekulative Glaubensansicht oder auch das spekulative Wissen selbst zu setzen, andererseits den theologischen Widerstreit, der theils von der supranaturalistischen Orthodoxie, theils von der rationalistisch-historischen Partei erhoben wird. Der spekulative Feldzug gegen den theologischen Dogmatismus ging wesentlich aus dem

Lager der Hegel'schen Schule hervor, deren Grundprincip, „daß Alles, was ist, die Vernunft ist, daß Alles nur in dem dialektischen Processe des Denkens zu seinem absolut wahren Begriffe vermittelt wird, daß endlich diesem gemäß die Philosophie selbst die allein angemessene mit dem Inhalte identische Form des Göttlichen ausmacht" (Lehren des Meisters der Schule selbst), die Epigonen in seiner rechten und vollen Konsequenz auf die Theologie anwendeten. Die Kritik, welche freilich nicht immer ihres Berufs eingedenk blieb und oft in hyperkritische Willkür ausartete, wollte hierbei die Vermittelung übernehmen. Wie in diesem Punkte David Strauß mit seinem „Leben Jesu" die entschiedene Initiative ergriff, wie dann alsbald die Halle'schen Jahrbücher sammt Bruno Bauer diesen Anfang überboten, der sich zuletzt in seinem wahren Ende, in der Selbstvergötterung des Menschen, in dem Übergange der Theologie in die Anthropologie, durch Ludw. Feuerbach und sein berühmt gewordenes Buch „Das Wesen des Christenthums" zum Abschlusse brachte, sind zu bekannte Thatsachen, um einer weiteren Erörterung zu bedürfen [1]). Auch das ist hinlänglich offenkundig, wie sich der orthodoxe Eifer der Hengstenbergisch-Evangelischen Kirchenzeitung und ihrer Anhänger dagegen erhob, wie die Berliner literarische Zeitung wider das Unternehmen (mehr oder minder mit der neuen Farbe Schelling'scher Philosophie) Partei ergriff, wie sonst Männer der supranaturalistischen Weltauffassung mit größerer oder geringerer Entschiedenheit dagegen auftraten, wie sich das theologische Justemilieu eines Neander in einem neuen „Leben Jesu" feindlich aussprach [2]), und endlich auch die historischen

1) Feuerbach sucht in der angezogenen Schrift gewissermaßen den Ausspruch Lichtenberg's wahr zu machen, der bereits in den neunziger Jahren meinte, die Theologie könnte füglich mit dem Jahre 1800 wohl ihr seliges Ende erreichen. „Wär' es nicht gut," schreibt er, „die Theologie etwa mit dem Jahre 1800 für geschlossen anzunehmen und den Theologen zu verbieten, fernere Entdeckungen zu machen?"

2) Auch von katholischer Seite her ward an dem Kampfe Theil genommen. Wir wollen hier nur an „Das Leben Jesu" von Kuhn in Tübingen erinnern. Vielleicht ist es nicht uninteressant, darauf hinzudeuten, wie die antichristliche Lehre eines Feuerbach und der Halle'schen Jahrbücher auch im Auslande ihres Gleichen hat. So heißt es in der Encyclopédie nouvelle des bekannten französischen Philo-

Theologen ihre Burg durch gelehrte Waffen, hiſtoriſche und exegetiſche, zu vertheidigen ſuchten. Als eine beſondere Erſcheinung in dieſem theologiſchen Kriege charakteriſirt ſich der Streit über die Geltung der kirchlichen Symbole, welcher vornehmlich um den Anfang der vierziger Jahre entbrannte und einerſeits von Bretſchneider („Unzuläſſigkeit des Symbolzwangs"), ſowie von Rupp („Die Symbole"), andererſeits von Bickel („Über die Verpflichtung der evangeliſchen Geiſtlichen auf die ſymboliſchen Schriften"), von Sartorius („Kirchliche Glaubensbekenntniſſe") und Andern geführt wurde. — — Im Allgemeinen bewegt ſich alſo die eigentliche Theologie der Gegenwart auf proteſtantiſcher Seite um drei Punkte, um den reinphiloſophiſchen, den ſupranaturaliſtiſchen und den rationaliſtiſch-hiſtoriſchen. Alle literariſchen Erſcheinungen in ihrem Gebiete laufen in dem einen oder dem andern dieſer Geſichtspunkte zuſammen. Sie ſchließen ſich zugleich insgeſammt an beſtimmte Richtungen der vorhergehenden Epoche an, ſowie auch die Vertreter vielfach noch dieſelben Perſonen ſind, denen wir dort gegen Ablauf der zwanziger Jahre begegnen; wobei nur zu bemerken, daß die hiſtoriſche und kritiſche Seite vorzugsweiſe Berückſichtigung gefunden. Was zunächſt die Dogmatik im Beſondern angeht; ſo darf wohl die „Glaubenslehre" von Strauß der früheren Schleiermacher'ſchen an die Seite treten. Sie übernahm in gewiſſem Sinne die Rolle, welche dieſe in der vorigen Epoche vertrat, ohne jedoch zu gleichem Anſehn und gleicher Wirkſamkeit zu gelangen. Die ſonſtigen rationaliſtiſchen Schattirungen bieten ſich vornehmlich theils in der Tweſten'ſchen Umbildung der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre, theils in Wegſcheider's und Bretſchneider's Bearbeitungen, theils auch in den Schriften der ſ. g. proteſtantiſchen Freunde (Anhänger der freien Gemeinden), unter denen vor Allem Uhlich, Rupp und Wislicenus zu nennen, ſowie in den literariſchen Erſcheinungen aus der Mitte des Deutſch-Katholicismus. Dagegen hat die ſupranaturaliſtiſche Richtung ſich entweder mit der Schelling'ſchen Offenbarungsphiloſophie befreundet,

ſophen Pierre Leroux: „Le christianisme est une forme passée de l'humanité et ne peut plus être la forme de l'humanité vivante; le christianisme est désormais de l'histoire." Sollte der Mann, dem die deutſche Philoſophie nicht unbekannt geblieben, vielleicht bei dieſer geborgt haben?

oder die letzten Phasen der Schleiermacher'schen Ansicht in ihr System verwebt (wie dies z. B. von Baumgarten-Crusius in seinen dogmatischen und dogmengeschichtlichen Darstellungen geschieht), oder endlich, wie bei Tholuck, eigene spekulativ-mystische Wege verfolgt. Es bildete sich so im Allgemeinen eine Art altlutherische philosophirende Orthodoxie, welche sich nicht bloß in der Dogmatik neu ausgebildet (wo wir außer Anderm nur auf Jul. Müller's „Lehre von der Sünde" insbesondere hinweisen wollen), sondern sich auch in die praktische Theologie vorgeschoben hat. Mit Übergehung sonstiger Beweise mag es in letztem Bezuge genügen, einerseits an „Die christliche Ethik" von Harleß zu erinnern (worin Erbsünde und Teufel eine bedeutende Rolle spielen), andererseits an Tholuck's dunkelhafte „Stunden der Andacht" sowie an desselben Verfassers „Predigten", in denen übrigens meistens ein geistvoller Ausdruck herrscht. Auch Klaus Harms kann mit seinen oft etwas sehr an das Apokalyptische streifenden Predigten hier eintreten, ebenso zum Theil J. P. Lange in Zürich (z. B. mit seiner Schrift „Das Land der Herrlichkeit") und Andere. — Als eine eigenthümliche Gruppe auf dem Gebiete der dogmatischen Theologie erscheint die Tübinger Schule, an deren Spitze Baur in Tübingen steht, dessen dogmengeschichtliche Schriften (wie z. B. „Die christliche Gnosis" und „Die christliche Versöhnungs- und Trinitäts-Lehre") neben seinen eigentlich dogmatischen Arbeiten besondere Berücksichtigung verdienen [1]). In diesem Kreise (zu welchem Strauß, Zeller und mehrere jüngere theologische Schriftsteller zählen) bildet die Hegel'sche Weltanschauung den Mittelpunkt, jedoch ohne strenge Maßgabe. — Die historische Seite der Theologie bietet in dieser gegenwärtigen Epoche fast nur Fortsetzungen dessen, was schon in der vorigen begonnen, und wir haben bereits früher im Zusammenhange angeführt, was chronologisch jetzt erst anzuführen wäre. Nur Ein oder Anderes holen wir nach. So die Kirchengeschichte von Hase, die mehr durch anschauliche Lebendigkeit der Darstellung als Tiefe der Forschung eigenthümlich ist. Sie wird in letztem Bezuge weit übertroffen von Gieseler's kirchengeschichtlichem Werke, in welchem Gründlichkeit und Reichthum des

1) Baur's Schrift „Das Christliche im Platonismus, oder Sokrates und Christus" enthält viel Anziehendes und mag deshalb hier beiläufige Erwähnung finden.

Stoffs mit gediegener Kritik und der Kunst der Bewältigung des Materials auf das wirksamste verbunden erscheint. Mit seltenem Takte weiß der Verfasser die treffendsten Punkte aus der Masse des Thatsächlichen hervorzuheben und zu einer bestimmten Übersicht vorzuführen. Daß das Werk auch den Beifall eines so einsichtsvollen Kenners der Geschichte, wie Guizot ist, gewinnen mochte, kann als ein besonderes Zeugniß seiner Tüchtigkeit genommen werden. Obgleich es mit seinem Anfange noch in die romantische Zeit zurückreicht, so gehört es doch seiner Hauptausführung nach der neuesten Epoche an. Daneben tritt Riedner's „Geschichte der christlichen Kirche" (1847) mit dem Schwergewichte historischer Gelehrsamkeit, welche mitunter den leichteren Schritt der Entwickelung behindert und aufhält. — Rettberg's „Kirchengeschichte Deutschlands" ist eine werthvolle Bereicherung unserer vaterländischen Geschichte. — Besondere Aufmerksamkeit hat man seit der Romantik der Mystik zugewandt. Schon haben wir früher an die Monographie Neander's über den h. Bernhard erinnert. Diese Schrift ist gewissermaßen der Anfangspunkt der neueren bezüglichen Leistungen. Am bedeutendsten stellen sich daneben die Schriften von Ullmann „Die Reformatoren vor der Reformation" und besonders die Arbeit über „Johann Wessel". Auch Engelhardt's Schrift über „Ruysbroek", sowie die Liebener's über „Hugo von St. Viktor" verdienen Erwähnung. Auf diesen Zweig gewann abermals Hegel's Philosophie besondern Einfluß, indem dieser Philosoph in den Mystikern des Mittelalters verwandtschaftliche Bezüge zu seinem eigenen Standpunkte finden wollte und damit den Blick seiner Anhänger dorthin lenkte. So erschienen in der neuesten Zeit (1842) zwei Werke (von A. Helfferich „Die christliche Mystik" u. s. w. und von Martensen in Kopenhagen „Meister Eckart"), welche sich wesentlich im Elemente Hegel'scher Auffassung bewegen. Das gleichzeitige Werk von C. Schmidt in Straßburg über „Tauler" verfährt kritischer und ist in Absicht auf Quellenforschung gründlicher. Eine schätzbare Arbeit in dieser Richtung sind „Die deutschen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts" von F. Pfeiffer, sowohl in literar-historischer, als sprachlicher Hinsicht (in welcher letztern Beziehung namentlich die darin mitgetheilten ersten deutschen Predigten von David und Berchtold bedeutsam erscheinen kön-

nen). Tholuck's Schriften über die orientalische Mystik gehören noch in die romantische Zeit. — — Die theologische Kritik sammt der Exegetik haben gleichfalls in dem gegenwärtigen Zeitraume manche nicht unbedeutende Bereicherung erhalten. Wir haben bereits die theologisch-kritischen Arbeiten, welche aus der Hegel'schen Schule hervorgingen (von Strauß, Bruno Bauer u. s. w.) erwähnt. Vorzugsweise historisch gehalten sind dagegen die kritisch-exegetischen Leistungen von Lücke, Fritzsche, die Einleitung in die Evangelien von Credner, die mehrseitigen Schriften Umbreit's über das alte Testament u. s. w. — Das Gebiet der geistlichen Beredsamkeit hat neuerdings weniger Bedeutsames aufzuweisen. Doch verdienen die schon erwähnten aus dem mystisch-orthodoxen Standpunkte verfaßten Predigten von Tholuck wegen ihrer vielfach geistvollen und sprachlich-lebendigen Haltung Auszeichnung, sowie ihnen gegenüber die Uhlich's wegen der freien vernünftigen Auffassung und klaren einfachen Darstellung. Die Predigten von Jul. Müller stehen in ähnlicher Weise neben denen von Nöhr. Sonst darf wohl noch auf das „Predigtbuch" von Hofacker insbesondere hingewiesen werden. — Auch die katholische Theologie blieb in der neuen Bewegung, welche hauptsächlich durch den Einfluß der Philosophie bewirkt wurde, nicht zurück. Zunächst waren es polemische Bezüge, die auf dieser Seite Anregung fanden. So sehen wir z. B. in Tübingen Möhler, welcher im Fache der komparativen Symbolik seine Verdienste hat, im Streite mit Baur über Symbolik begriffen. So schrieb Kuhn, wie wir gesehen, sein „Leben Jesu" gegenüber von Strauß. Der Krieg der Hermesianer wider die römisch-katholische Orthodoxie wurde hauptsächlich von Braun und Achterfeld fortgesetzt, während Ellendorf sich entschieden gegen die Anmaßungen des Pabstthums selbst wendete. Am umfassendsten arbeitete im Fache der spekulativ-dogmatischen Theologie Staudenmaier, der auch durch seine „Geschichte der Bischofswahlen" in der historischen Richtung den Katholicismus vertreten wollte. L. Schmidt erweist sich ebenfalls nach der spekulativ-dogmatischen Seite thätig, doch mit freierem Geiste als Staudenmaier, der ihm dagegen an Schärfe und Gelehrsamkeit überlegen ist. Was Hirscher in der theologischen Moral, Hefele, Welte und Kuhn durch ihre „theologische Quartalschrift", Scharpff durch

seine Bearbeitung „des Lebens des Kardinals Nicolaus Cusanus" geleistet, soll hier wie mehreres Andere unausgeführt bleiben.

Folgen wir der hergebrachten Ordnung, welche die positiven Wissenschaften in ihrer Fakultätsstellung angenommen, so haben wir uns nun der Jurisprudenz und den Staatswissenschaften zuzuwenden. Beide sind nach ihren Hauptausläufen in die Gegenwart oben schon berücksichtiget worden. Was die Erstere angeht, so hat das deutsche Privatrecht auch in der neuesten Zeit fortwährend vorzugsweise erfreulichen Anbau gefunden. Theils geschah dieses durch diejenigen Männer, welche bereits im vorhergehenden Zeitraume hier an der Spitze gestanden, z. B. Ortloff, Wilda, Mittermaier, Gaupp und Andere, theils durch eine neue Generation, die mit rüstiger Kraft das Begonnene fortsetzte. Beseler, Thöl, Homeyer, Reyscher gehen hier als die älteren voran, mit denen mehrere jüngere Talente in rühmlichem Streben wetteifern. — Das römische Recht wurde in dieser Epoche vornehmlich durch monographische Leistungen bereichert. Doch haben sich Puchta's Institutionen und v. Vangerow's Pandektenwerk neben v. Savigny's System des heutigen römischen Rechts bemerkbar hervorgestellt. — Auf dem Felde des Strafrechts war es die Frage über Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Strafverfahrens und die damit zusammenhängende über das Geschwornengericht, welche hauptsächlich Berücksichtigung gefunden. Auch hier bemerken wir einige ältere Namen im Vordergrunde, wie z. B. abermals Mittermaier, Maurer u. s. w. — Die geschichtliche Seite der Rechtswissenschaft zeigt fleißige Betriebsamkeit, und wiederum ist es das deutsche Recht, welchem sich die Aufmerksamkeit vornehmlich zuwendet. Daß und wie diese Erscheinung mit dem nationalliterarischen Streben der Romantik in der Wurzel zusammenhängt, ist bereits weiter oben von uns angedeutet worden. Im Gebiete der römischen Rechtsgeschichte steht hart an der Grenze dieser neuesten Epoche unserer Literatur ein großartiges Werk, das, bereits 1815 begonnen, im Jahre 1834 vollendet erschien, wir meinen Savigny's „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter", dessen nationalklassischer Werth sich allgemeiner Anerkennung erfreuen darf. — Die deutschrechtsgeschichtlichen Arbeiten beziehen sich zunächst auf die altdeutschen Rechtsbücher, in welcher Hinsicht gleichfalls be-

reits die vorhergehende Epoche die ersten Anfänge zeigt; wie denn außer Anderm Homeyer durch die Herausgabe des „Sachsenspiegels" sich sehr verdient gemacht hat. Neuerdings haben sich v. Laßberg und Wackernagel um den „Schwabenspiegel" in ähnlicher Weise bemühet. Überhaupt sind die Gesetze der einzelnen germanischen Völkerschaften seit dem Anfange dieses Jahrhunderts vielseitig bearbeitet worden. Wiarda, Gaupp und Andere haben sich auf diesem Felde thätig erwiesen. „Die Weisthümer" von J. Grimm (1840), dessen „Deutsche Rechtsalterthümer" schon im vorigen Zeitabschnitte erwähnt worden sind, schlagen ebenfalls dahin ein. Besondere Theilnahme widmete man der Geschichte des deutschen Gerichts- und Städtewesens, auch hier fortsetzend, was in der romantischen Epoche begonnen worden. In die gegenwärtige fällt z. B. die Schrift von Wilda „Geschichte des deutschen Strafrechts", ebenso die von Unger „Die altdeutsche Gerichtsverfassung", von Wächter „Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts". Hinsichtlich des Städtewesens wollen wir nur an v. Bethmann-Hollweg's „Ursprung der lombardischen Städtefreiheit" erinnern, worin wir derselben gründlichen und ernsten Haltung begegnen, welche dieser ausgezeichnete Rechtsgelehrte im Fache des römischen Rechts bewährt. „Die Entwickelungsgeschichte der lombardischen Städte" von Leo tritt diesem Werke rühmlich zur Seite; neben beiden aber darf wieder „Die deutsche Verfassungsgeschichte" sammt dem dazu gehörenden Nachtrage „Geschichte des salischen Gesetzes" von Waitz ihre Stelle finden. — Verhältnißmäßig reich hat sich unsere staatswissenschaftliche Literatur in der Epoche der Gegenwart hervorgebildet, wofür der Grund wohl hauptsächlich in der politischen und socialen Zeitbewegung, welche seit der Juli-Revolution eingetreten, zu suchen ist. Wie dabei namentlich die französischen Schriftsteller eingewirkt, bedarf eines weiteren Nachweises nicht. Auf Früheres, wie Dahlmann's „Politik", Zachariä's „Vierzig Bücher vom Staate", kommen wir hier nicht nochmal zurück, sowie wir auch nicht für nöthig halten, die oberflächliche und farblose Vielschreiberei von Pölitz in diesem Fache näher zu berühren. Unter dem, was uns die Gegenwart in der politischen Literatur gebracht, können wir wohl [illegible]st auf das hinweisen, was E. Platner über „den Unterschied

der modernen und antiken Staatskunst" geschrieben. Weiter begegnen wir dann Weitzel's „Geschichte der Staatswissenschaft" (1832), C. Perthes' Schrift „Deutsches Staatsleben vor der Revolution" und dem Werke von Bülow-Cummerow „Die europäischen Staaten nach ihren inneren und äußeren politischen Verhältnissen". Was die politische Doktrin angeht, so dürften wohl Murhard's monographische Schriften wegen ihrer lebendigen und meist geistvollen Behandlung der bezüglichen Fragen vorab Erwähnung verdienen. Wir würden auch v. Gagern's (des älteren) politische Schriften heranziehen, wenn in ihnen eine bestimmte Auffassung und sichere Ausführung vorhanden wäre. Dasselbe kann von den einschlagenden Leistungen Fr. Raumer's gelten. Von den eigentlich systematischen Werken über die Politik heben wir Schmitthenner's „Zwölf Bücher vom Staate" und Zöpfl's „Grundsätze des allgemeinen und konstitutionell-monarchischen Staatsrechts" hervor; sowie wir auch an C. H. Hagen's „Staatslehre" flüchtig erinnern möchten. Einen eigenthümlichen nationallitterarischen Werth können diese Bücher indeß kaum ansprechen, am meisten noch Schmitthenner's Werk. — Im Bereiche der besondern Zweige der Staatswissenschaft haben wir R. Mohl (z. B. in der Polizeiwissenschaft), List (wegen seiner jedenfalls geist- und gehaltvollen nationalökonomischen Schriften), Baumstark (z. B. über Staatskredit), Hansen (in nationalökonomischer Beziehung), Hildebrand (wegen seiner trefflichen Schrift „Die National-Ökonomie der Zukunft"), Hefftter wegen seines „Europäischen Völkerrechts der Gegenwart" und Friedr. Kölle (auch in gesandtschaftlicher Praxis bewährt) wegen seiner „Betrachtungen über Diplomatie" vor Andern zu nennen. Bülau's vielseitige Betriebsamkeit im Gebiete der staatswirthschaftlichen Probleme hat zu wenig Gründlichkeit und Gehalt, als daß darauf aus dem nationallitterarischen Gesichtspunkte besondere Betonung zu legen wäre. Bülau scheint in die Fußtapfen von Pölitz zu treten, dem er jedenfalls in Absicht auf Schreibfertigkeit gleichkommt. — — Was die neue socialistische Frage angeht, so wollen wir bloß auf L. Stein's Werk „Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs" hinweisen, mit dem sich allenfalls die Schrift von Th. Mundt „Ges[illegible] der Gesellschaft in ihren neueren Entwickelungen" vergleichen m[illegible]

Im Übrigen liegt es dem Zwecke unſerer Schrift fern, auf das einzutreten, was gerade der Augenblick für den Augenblick gebiert. — Nur ein ſtaatswiſſenſchaftliches Werk glauben wir noch insbeſondere um ſo mehr hervorheben zu müſſen, als es im Ganzen Geiſt und Ziel der modernen Politik darſtellt, wir meinen das „Staatslexikon" von Rotteck und Welcker. Wenn wir auf Umfang, Vielſeitigkeit des Inhalts und auf die literariſch bekannten Namen ſehen, welche ſich daran betheiligen; ſo können wir das Werk, obgleich es keineswegs überall den Bedingungen klaſſiſcher Ausführung entſpricht, doch als ein echtes deutſches Nationalwerk betrachten. Das Buch iſt ſo recht ein Erzeugniß der Gegenwart, eine Ausführung der Principien, welche die Julirevolution in die Mitte der Geſchichte mit Entſchiedenheit vorgerückt hat; es enthält die politiſche Literatur des Fortſchrittes. So auf dem Grunde des ſ. g. Liberalismus ruhend, trägt es die Tendenz, den Schulſtandpunkt der Wiſſenſchaft in die freiere Ausſicht des gebildeten Volks zu erweitern, wobei es ſelbſt im Weſentlichen auf dem doktrinell-konſtitutionellen Standpunkte ſteht, weshalb es denn für unſere konſtitutionelle Doktrinäre gewiſſermaßen als Bibel gelten mag.

Dem Gange unſerer Darſtellung nach könnten wir nun von der Medicin ſprechen. Allein im Weſentlichen würden wir nur die Namen zu wiederholen haben, welche wir ſchon in der vorhergehenden Epoche nennen mußten. Die meiſten der neueſten mediciniſchen Schriften ſind monographiſcher Art und behandeln beſondere Krankheiten. Was in der Homöopathie geleiſtet worden, iſt ohne erhebliche literariſche Bedeutung. Henle's „Pathologie", Dieffenbach's „Operative Chirurgie", Vogel's „Pathologiſche Anatomie", Volkmann's bezügliche Arbeiten ſind wohl als weſentliche Bereicherungen der mediciniſchen Literatur anzuſehn. In Abſicht auf die Geſchichte der Arzneikunde kann außer Häſer's Schrift an die neueſte Ausgabe des Sprengel'ſchen Werks erinnert werden, welche 1844 von Roſenbaum beſorgt worden iſt. In der Phyſiologie ſchloß man ſich fortwährend dem Fortſchritte der übrigen Naturwiſſenſchaften auf's Engſte an; wie ſich denn dieſe letztern ſelbſt in der Gegenwart eines ungehemmten Vorgehens erfreuen. Beſonders iſt es außer der Geologie und Botanik auch heute noch die Chemie, welche ihre Eroberun-

gen fortsetzt und namentlich in das Gebiet der Physiologie und Pathologie vorzudringen sucht. Hat doch Liebig geradezu die Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie behandelt, in der letzteren Beziehung nicht ohne Widerspruch, z. B. von Seiten Henle's (in der Einleit. zu seiner Pathologie). Daß vorzugsweise die organische Chemie Fortschritte macht, ist als bekannt vorauszusetzen. Was wir von der Heilkunde gesagt, daß nämlich die Hauptleistungen der neuesten Zeit auf ihrem Gebiete bereits in der vorhergehenden Epoche gelegentlich angeführt worden, gilt übrigens auch von den Naturwissenschaften. Sowohl die eigentlichen naturwissenschaftlichen Doktrinen wie die naturgeschichtlichen Zweige, diese z. B. von Link's „Propyläen der Naturkunde" an bis zu den höchst anziehenden Entdeckungen und vielfachen Mittheilungen Ehrenberg's über „die Infusorienwelt" herab, haben dort schon ihre, wenn auch nur flüchtige, Berücksichtigung gefunden, weil der enge Zusammenhang des Früheren mit dem Neuesten, besonders hinsichtlich der wissenschaftlichen Vertreter, jene Vorabnahme zu fodern schien [1]).

Mit großem Eifer und vielseitiger Bethätigung wurde in dem gegenwärtigen Zeitabschnitte die Geschichtschreibung gepflegt. Auch hier reichen indeß die berühmteren Werke mit ihren Anfängen und den Namen ihrer Verfasser meistens in die Romantik zurück, weshalb wir auch in dieser Beziehung dort bereits Manches aus der Gegenwart hinübernehmen mußten, wie z. B. die Schriften Schlosser's, dessen Weltgeschichte unter seiner Leitung von Kriegk als „Weltgeschichte für das deutsche Volk" umgearbeitet wird und wegen seiner ernst-verständlichen Haltung und seiner klaren gefälligen Darstellung bei gründlicher Auffassung mit Recht die Gunst der Nation erworben hat. Einen reichen Zuwachs gewann die Specialgeschichte und namentlich die

1) Eine nachträgliche besondere Erwähnung verdienen hier Vogt's ebenso geistreiche als belehrende „Zoologische Briefe", welche sich an seine „Briefe vom Meer", die vielfach ähnlichen Inhalts sind, gewissermaßen anschließen. Gleiches gilt von Schleiden's geistvollen Auffassungen der Botanik, z. B. von seinen Vorlesungen über die Botanik aus dem ästhetischen Gesichtspunkte, desgleichen von seinen „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik". Braun's, Kunth's und Anderer Arbeiten im Fache der Botanik könnten gleichfalls genannt werden.

deutſche. Hier treffen wir manche werthvolle Arbeit. Wir könnten auf dieſer Seite ſofort J. G. A. Wirth's „Deutſche Geſchichte" heranführen, wenn das Werk nicht allzuſehr von der augenblicklichen politiſchen Tendenz beherrſcht würde und in Abſicht auf Benutzung der Quellen unbefangener und gründlicher wäre. Mit größerer Umſicht und tiefer gehender Forſchung bethätiget ſich F. W. Barthold auf dem Gebiete vaterländiſcher Geſchichte. Auch er betrat die ſchriftſtelleriſche Bahn bereits in der vorhergehenden Epoche mit der biographiſchen Monographie „Johann von Werth" (1826), reicht aber in ſeinem Fortſchritte in die volle Gegenwart herüber. So ſtellte er (1833) jenem Verſuche einen ähnlichen in der Schrift „Georg von Frundsberg" rühmlich zur Seite, nachdem er mit dem „Römerzuge Heinrich's von Lützelburg" (1830) ſeinen Eintritt in die Literatur der Gegenwart bezeichnet hatte. Seitdem fuhr er fort, ſich durch vielſeitige Arbeiten um die deutſche Specialgeſchichte anerkennungswerthe Verdienſte zu erwerben. Wir erwähnen nur die „Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs" und die ſeit 1837 erſcheinende „Geſchichte Pommerns und Rügens". Schon haben wir an Barthold's Schriften Gründlichkeit der Forſchung gerühmt, auch iſt die Darſtellung nicht ohne eine gewiſſe eigenthümliche Friſche; allein die Kunſt der organiſchen Ausführung und Abrundung muß vielfach vermißt werden. Ebenſo bleibt ein unbefangeneres Eingehen auf Verhältniſſe und hiſtoriſche Bedeutſamkeit der Perſonen (wie z. B. in dem dreißigjährigen Kriege auf Richelieu) oft zu wünſchen. — Die umfangreiche monographiſche Schrift über Friedrich den Großen von Preuß darf aus dem vaterländiſchen Geſichtspunkte empfohlen werden. — Strobel in Straßburg, der auch durch die Herausgabe des „Narrenſchiffs von Seb. Brant" Anſpruch auf unſere nationale Dankbarkeit hat, gab die Geſchichte des Elſaß, während der Schweizer J. E. Kopp ſich rühmlichſt bemühete, in ſeiner „Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde" ein wahrheitgemäßes, urkundlich-objektives hiſtoriſches Gemälde ſeines Vaterlandes und Volks zu entwerfen und den oft in das Romanhafte überſtreifenden Darſtellungen Tſchudi's ſowie J. v. Müller's eine wirkliche Geſchichte gegenüber zu ſetzen. Doch überwiegt das urkundliche Material die ſtoffbeherrſchende Behandlung und freie Anſchauung des Allgemeinen in dem Beſondern. — Mit glück-

lichem Erfolge hat Tittmann die „Geschichte Heinrich's des Erlauchten" bearbeitet, indem er die politischen und Rechtsverhältnisse der Zeit auf fruchtbare Weise in den Kreis seiner biographischen Aufgabe hinüberzieht. „Die Geschichte des deutschen Reichs unter Conrad III.", ebenso „Die Geschichte Lothar's des Sachsen" von Jaffe empfehlen sich durch faßliche Darstellung der Thatsachen. — Gfrörer's „Gustav Adolph" geht nicht tief genug, um als ein bedeutendes Geschichtswerk zu gelten; abgesehen davon, daß die Einseitigkeit der Auffassung in antiprotestantischem Interesse die historische Wahrheit vielfach beeinträchtiget. — Auch Aschbach steht mit seinen vielen historischen Schriften, z. B. auch mit der „Geschichte Kaiser Sigmund's", weder auf hinlänglich festem Boden der Quellenforschung, noch auf dem Standpunkte völlig geschichtlicher Unbefangenheit. Mit mehr Geist und historischem Sinne bewegt sich v. Sybel in der Schrift „Entstehung des deutschen Königthums" auf dem Gebiete vaterländischer Geschichtschreibung. Daneben darf auch F. Müller's Arbeit „Die deutschen Stämme und ihre Fürsten" erwähnt werden, womit Hüllmann's „Ursprung der deutschen Fürstenwürde" (1842) zu vergleichen ist. — Einen wichtigen Beitrag zu der Literatur unserer Volksgeschichte hat W. Zimmermann in seiner „Geschichte des Bauernkrieges" geliefert. Ihm gebührt das Verdienst, dieses bedeutsame historische Nationaldrama zuerst in seiner thatsächlichen und persönlichen Beziehung aus den Quellen gründlich dargestellt und es so auf seinen wahren Standpunkt zurückgeführt zu haben, wobei freilich die urkundliche Schwere den freien Gang der Ausführung nicht immer gestattet. — An dasselbe Gebiet streift K. Hagen mit seiner werthvollen Schrift über „die literarischen und religiösen Verhältnisse im Zeitalter der Reformation." — Was die neueste vaterländische Geschichte angeht, so glauben wir an Droysen's Werk „die Befreiungskriege" wohl erinnern zu können, obgleich es aus dem Gesichtspunkte echt historischer Kunst keineswegs genügend erscheint. Auf das Buch von Prutz „Zehn Jahre" haben wir oben schon gelegentlich hingewiesen [1]). — Die Geschichte anderer Staaten und Völ-

1) Ein bedeutsames Förderniß deutscher Geschichtskunde vermittelt das Unternehmen von Pertz, J. Grimm, L. Ranke, K. Lachmann und K. Ritter „die Geschichtschreibung der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung". Die

ker wird besonders in dem Werke „Die Geschichte der europäischen Staaten“ (von Ukert und Heeren) behandelt, welches mit seinem ersten Erscheinen noch in die vorige Epoche zurückgreift, weshalb wir dasselbe dort auch berücksichtiget haben. Als eine werthvolle historische Gabe darf Schaumann's „Geschichte des zweiten Pariser Friedens“ betrachtet werden. Dasselbe gilt von Apelt's „Epochen der Geschichte der Menschheit“ (1845). — Im Bereiche der Geschichte des Alterthums glauben wir, außer den schon oben besprochenen Schriften von Ottfr. Müller über Griechenland und die griechischen Stämme, an Höck's „Kreta“, an „die Geschichte der Bildung des hellenistischen Staatensystems“ von Droysen, sowie an desselben „Geschichte Alexander des Großen“, an Drumann's und Göttling's Werke über die römische Staatsverfassung erinnern zu können. Eine gehaltvolle Schrift ist die Hermann's „Über griechische Staatsalterthümer“, sowie Bunsen's „Ägypten's Stelle in der Weltgeschichte“. — In allgemeingeschichtlicher Hinsicht darf wohl die neue, aus dem welthistorischen Standpunkte umgearbeitete „Sittengeschichte“ von Wachsmuth besondere Aufmerksamkeit ansprechen, welche, obgleich, wie alle Schriften des Verfassers, etwas stark an zu großer Breite leidend, doch sehr belehrenden Inhalts ist. So recht der Gegenwart gehören die neuesten Darstellungen der französischen Revolution an. Schon nahmen wir Gelegenheit, Dahlmann's bezügliche Schrift zu erwähnen, welche sammt jener über „Die englische Revolution“ eine Art Tendenzschrift bildet, indem in beiden die revolutionäre Vergangenheit und ihre Beziehungen mit den politischen Fragen der Gegenwart in Verbindung gesetzt werden, und zwar wohl etwas mehr, als es der selbstständig genetischen Geschichtsdarstellung angemessen ist. Neben diesen Schriften verdient das Werk von Wachsmuth „Das Zeitalter der Revolution“ vor Andern genannt zu werden, weil in demselben die Vielseitigkeit jenes mächtigen Ereignisses nach Ursprung und Verlauf mit nicht gewöhnlicher Sachkunde und Klarheit dargelegt wird, obwohl es sonst den so eben an dem Verfasser bemerkten Zug überflüssiger Umständlichkeit an sich trägt. — Schlosser's

ältesten und älteren Quellen unserer Geschichte werden dadurch einem weiteren Kreise zugänglich gemacht und zu unmittelbarer Anschauung vergegenwärtigt.

Geschichte der französischen Revolution (welche in seiner Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts enthalten ist) stellt sich jenen Darstellungen von Dahlmann und Wachsmuth eigenthümlich zur Seite, indem hier das mächtige Weltereigniß in der ganzen charakteristischen Weise dieses berühmten Historikers aufgefaßt und mit gründlichem Ernste behandelt wird, wobei freilich nicht zu verkennen, daß der moralische Standpunkt oft den reinhistorischen überwiegt, und der Geschichtschreiber Manches nicht nach seiner eigenthümlichen Bedeutung und Wichtigkeit zu würdigen versteht. An Niebuhr's jüngst erschienene einschlagende Vorlesungen ist schon erinnert worden. Sie sind mehr Denkwürdigkeiten als eigentliche Geschichte. Die subjektiv-einseitige Auffassung und persönliche Stimmung waltet durchweg vor und läßt die geschichtliche Unbefangenheit nicht zu ihrem Rechte kommen. Einzelnes ist indeß immerhin ebenso anziehend als belehrend. — Wollen wir Reisebeschreibungen neben die Geschichte stellen, so erwähnen wir außer Venedey's Werken über Irland, England und Belgien, besonders das Buch von A. Stahr „Ein Jahr in Italien", welches sich ebensosehr durch seinen reichen Inhalt als durch geistvolle, klassische Darstellung auszeichnet. Fallmerayer's „Fragmente aus dem Oriente" bieten einzelne lebendige Anschauungen, enthalten aber im Ganzen mehr dreiste Phantasiebilder als gründliche Auffassungen, welche zumal da vermißt werden, wo es auf historische Ansichten ankommt. Anderes, wie z. B. Koch's „Wanderungen im Oriente", oder Kohl's reiseberichtliche Vielschreiberei mag unberührt bleiben. — Eine ungewöhnliche Thätigkeit hat sich im Zweige der Literargeschichte entwickelt. Es würde schwer seyn, von den Einzelschriften dieser Art selbst nur alles Wichtigere hervorzuheben. Daß im Bereiche unserer nationalen Literaturgeschichte Gervinus mit seinem Werke „Geschichte der deutschen Dichtung" den Reigen eröffnet, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Es bezeichnet dasselbe eine neue Epoche in der Behandlung der Geschichte unserer nationalen Literatur. Die Methode der genetischen Darstellung tritt hier zuerst an die Stelle bloßer ästhetischer Besprechung oder biographischer Ausführung. Aus der Mitte der Zeitverhältnisse läßt Gervinus die Denkmale der Literatur vor uns hintreten und sich gleichsam selbst erklären. Wieviel man auch hier und

da gegen die Klarheit und Übersichtlichkeit eingewandt haben mag, wie wahr es in mancher Beziehung ist, daß das sich zudrängende Material nicht überall hinlänglich bemeistert worden, wie oft der Verfasser sich auf die Abwege historischer Analogien allzuweit verirren, seine persönlichen Sympathien und Antipathien sowie seinen politischen Standpunkt auf das Urtheil einwirken lassen mag — wir besitzen jedenfalls in dem Buche ein ruhmwürdiges Denkmal des Fleißes, eines ungewöhnlichen Reichthums von Kenntnissen und einer kräftigen, frischen Darstellung bei tüchtiger Gesinnung. Eine weitere schätzbare Gabe hat uns Gervinus in seiner Arbeit „Über Shakspeare" geboten, indem er des großen Dichters Werke einer gründlichen historischen und zum Theil auch ästhetischen Untersuchung unterzieht. Wir finden übrigens an dem Buche bei allen Vorzügen, welche es besitzt, doch eine gewisse Gezwungenheit in der Behandlung sowie eine gewisse moralisch-tendenziöse Sucht, die nicht nöthig war, um den Dichter von Seiten der Sittlichkeit seiner Dichtungen zu rechtfertigen. — Neben Gervinus hat zunächst Vilmar mit seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" Ruf gewonnen. Der Verfasser giebt in einem beschränkten Raume mehr nur ein zusammengefaßtes Gemälde als eine entwickelnde Geschichte. Die Hauptpunkte der mittelalterlichen Literatur werden mit Vorliebe und Geschick veranschaulicht, während die neue und neueste Zeit nur eine sparsame und sehr getheilte Berücksichtigung findet. Die Schrift empfiehlt sich sonst im Ganzen durch Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung. Daß der etwas stark orthodoxe religiöse Standpunkt hin und wieder mehr als billig das Urtheil bedingt, darf die unbefangene Würdigung nicht verhehlen [1]). — Besondere Partien unserer Nationalliteratur sind von Mehreren bearbeitet worden. Wir nennen

1) Die vielen Lehr- und Handbücher über unsere Nationalliteratur aus dem Gesichtspunkte für die Schule, wie z. B. Helbig's wohlangelegten „Grundriß der poetischen Literatur der Deutschen", Koberstein's vielgebrauchtes Buch derselben Art, Biese's umfassenderes, gut ausgeführtes „Handbuch der Geschichte der deutschen Nat.-Lit. für Gymnasien und Bildungsanstalten", Schäfer's (in Bremen) fleißige Arbeit, Rinne's Handbuch, desgleichen was Kunisch, Kletke, Pischon, Götzinger, L. O. B. Wolf, Wackernagel, Ettmüller, Zimmermann, Schenckel und Andere durch mehr oder minder gelungene Beispielsammlungen geleistet, kann hier keine nähere Erwähnung finden.

außer Andern Gelzer mit ſeiner Darſtellung „der neuen Literatur ſeit Klopſtock und Leſſing". Er hält ſich weſentlich auf dem Standpunkte der religiös-chriſtlichen Ethik, wobei ihm die Kunſt des Ausdrucks meiſt günſtig zur Seite ſteht. Prutz fährt fort, ſich durch die Herausgabe ſeines „Literarhiſtoriſchen Taſchenbuchs" um die Literaturgeſchichte verdient zu machen. Sein „Göttinger Dichterbund" behandelt dieſen Ausſchnitt aus unſerer neueren Nationalliteratur mit zweckmäßiger Überſichtlichkeit. Seine „Vorleſungen über die deutſche Literatur der Gegenwart" bieten mehr allgemeine, aus dem politiſchen Geſichtspunkte entworfene Anſichten als geſchichtliche Entwickelung. — Roſenkranz hat ſich außer ſeinen ſonſtigen literarhiſtoriſchen Arbeiten z. B. außer der Schrift „Zur Geſchichte der deutſchen Literatur" und „Der Geſchichte der deutſchen Literatur im Mittelalter" jüngſt durch eine (oben ſchon angeführte) Monographie über Göthe und ſeine Werke anerkennungswerthe Verdienſte erworben [1]). — Arnold Ruge's kritiſche Darſtellungen aus der Geſchichte unſerer Nationalliteratur ſeit Leſſing, die in ſeinen geſammelten Werken (Bd. 1 und 3) enthalten ſind, geben zwar geiſtreiche, aber vielfach zu flüchtige und oberflächliche Zeichnungen, nicht ohne parteifarbige Züge. — Die Beiträge, welche Gutzkow, Wienbarg, Kühne, ſowie Fortlage („Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie"), O. Marbach („Über moderne Literatur"), Köſtlin, der unter dem Namen C. Reinhold als Dichter nicht unbekannt iſt („die ſchwäbiſche Dichterſchule"), Schwenk (über Göthe's und Schiller's dramatiſche Werke), Düntzer, Scherr, Hoffmeiſter (über Schiller), Viehoff, Henſe, Boas, Viſcher, Rötſcher, L. Schücking, Stahr und viele Andere zu unſerer literarhiſtoriſchen Kritik geliefert, ſind zum Theil ſchon erwähnt und mögen hier nicht weiter beſprochen werden. Ein tüchtiges nationales Unternehmen in dieſem Zweige bildet die „Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur von der älteſten bis auf die neuere Zeit", worin vorzüglich literarhiſtoriſche Arbeiten geſammelt ſind. In die Reihe der letzteren gehören beſonders die Leiſtungen im Fache der altdeutſchen Sprache

1) Das „Handbuch der allgem. Geſchichte der Literatur" von Roſenkranz iſt weniger eigene Arbeit, als eine geſchickte kompilatoriſche Zuſammenſtellung aus den vorzüglicheren Schriften über den Gegenſtand.

und Literatur, welche, in der Zeit der Romantik allseitig begonnen und eifrig gepflegt, in der Gegenwart ununterbrochene Fortsetzung gefunden haben, indem nicht nur die Männer, die dort bereits als Hauptvertreter dieser Bemühungen genannt worden sind, meistens noch jetzt in rüstiger Thätigkeit fortwirken (wie z. B. die Gebrüder Grimm und K. Lachmann), sondern sich auch viele neue strebsame Kräfte hinzugesellt haben. So finden wir gleich in der eben erwähnten Bibliothek der deutschen Nationalliteratur manche werthvolle Arbeit dieser Art und mehrere Namen, an die sich das Verdienst ernster Forschung knüpft. Wir könnten eine lange Reihe machen, wollten wir Alle anführen, welche sich an dem schweren Werke rühmlich betheiligen. Mone, San Marte (Schulze), Schmeller, Graff, Maßmann, G. Waitz, Moritz Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Müllenhof, Wackernagel, Simrock, Ziemann, K. A. Hahn, C. Haltaus, A. J. Vollmer, Frz. Pfeiffer, G. K. Frommann, Adb. Keller, Ettmüller, Karajan, Schönhut, Hartmann und mehrere Andere dürfen Anspruch auf geschichtliche Anerkennung machen. — Unter der Männerschaar, welche wir auf dem literarhistorischen Felde begegnen, bemerken wir auch eine Frau, die, wennauch nicht gerade durch tiefgehende wissenschaftliche Leistungen, doch durch eine anziehende und fleißig geordnete Sammlung nationaler Literaturdenkmale nicht geringes Verdienst erworben hat. Talvj (geb. Therese v. Jacob, verheirathet an den Amerikaner Robinson), längst rühmlichst bekannt durch die Übersetzung der serbischen Volkslieder (1826), hat in ihrem „Versuche einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen" (1840), womit sie eine Übersicht ähnlicher Dichtungen von außereuropäischen Völkerschaften verbunden, das Unternehmen mit großem Erfolge fortgesetzt, welches Herder zuerst in seinen „Völkerstimmen" begonnen. Daß sich die Verfasserin auch durch ihre Geschichte der Kritik der Ossian'schen Gesänge weiterhin im literarhistorischen Fache bemühet hat, wollen wir nur kurz erwähnen. — Sonst haben wir hinsichts der ausländischen Literatur schon an die Werke von Ulrici und Gervinus über Shakspeare erinnert. Eine tüchtige Arbeit auf dieser Seite ist v. Schack's „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", worin gründliche Kenntnisse neben freier

Beurtheilung ansprechen, obgleich der Standpunkt der s. g. National-Ästhetik, welchem nach nicht sowohl das Schöne an sich als der Ausdruck des Nationalgeistes das Princip des Urtheils bilden soll, auf Kosten der echten Kunstansicht über Gebühr darin vorwaltet. — Bezüglich der alten Literatur ist hier wohl, um von Schöll's Werken abzusehn, vornehmlich Bähr's in Heidelberg „Geschichte der römischen Literatur" wegen ihrer Reichhaltigkeit und zweckmäßigen Anordnung zu erwähnen. Daneben steht, mit manchen Vorzügen ausgestattet, Ottfr. Müller's „Geschichte der griechischen Literatur". Auch Bode's „Geschichte der hellenischen Dichtkunst" darf erwähnt werden. Als Monographie hat Welcker's (des Philologen) Schrift über „die griechische Tragödie" ihre gerechten Ansprüche auf geschichtlich-kritische Bedeutsamkeit. — Im Fache der „allgemeinen Literärgeschichte" liefert Gräße in Dresden seit 1837 ein Werk, das durch Umfang und Masse der Kenntnisse ein Zeugniß gewissenhaften und ausdauernden Fleißes ist, obwohl es in Absicht auf Genauigkeit und besonders in Absicht auf Bewältigung des Stoffs Vieles zu wünschen übrig läßt. — In der Kunstgeschichte steht Ottfr. Müller mit seinem „Handbuche der Archäologie der Kunst" (1830) gerade am Eingange dieser Epoche, welche überhaupt vielseitige Arbeiten auf diesem Gebiete geliefert hat. Wenn wir die monographischen Leistungen, unter denen sich manches Vorzügliche findet (wie z. B. Bunsen's Schrift „Die Basiliken des christlichen Roms" und die von Anselm v. Feuerbach „Der belvederische Apoll"), nicht namhaft machen wollen, so dürfen wir doch einige allgemeinere Werke, denen nationalliterarischer Werth zukommt, nicht übergehen. Hier steht uns am Nächsten Schnaase mit seinen trefflichen Werken über „die bildenden Künste" überhaupt und über „die niederländische Malerei" im Besondern, an welchem letztern namentlich ebensosehr die geistreiche Auffassung als die sachkundige historisch-kritische Behandlung zu rühmen ist[1]). Kugler's „Kunstgeschichte" hat daneben ihre Verdienste, wennauch nicht gleichen nationalklassischen Werth. Schätzbare Beiträge zur Kunstgeschichte hat Waagen gelie-

1) Die Schrift von Am. Wendt „Die Hauptperioden der schönen Kunst" (1831) hat nur den Werth encyklopädischer Übersichtlichkeit und kann in Absicht auf Gehalt keine besondere nationalliterarische Berücksichtigung ansprechen.

fert, besonders in den beiden Schriften „Briefe über Kunstwerke und Künstler in England und Paris" und „Kunstwerke und Künstler in Deutschland". Diesen Leistungen darf sich Kinkel's „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" rühmlich beigesellen. Auffassung wie Darstellung geben ihr dazu das Recht. — Werthvolle kunstgeschichtliche Andeutungen enthält die schon genannte Schrift von Stahr „Ein Jahr in Italien". Vieles Andere von namhaften Verfassern haben wir schon im Zusammenhange mit der Romantik zu erwähnen gehabt.

Eine besondere Seite der literarischen Thätigkeit der Gegenwart bei uns bildet außer der ungemeinen Vielseitigkeit des Journalismus das lexikalisch-encyklopädische Schriftthum. Während jener in alle Zweige der Literatur sich ausbreitet und in jedem wiederum mannichfache Sprossen treibt, geht das andere seinerseits in reichen Anbau über. Auch diese Erscheinung entspricht der Richtung unserer Zeit, insofern diese, wie nun schon wiederholt bemerkt, eben darauf zielt, einerseits die Resultate der Wissenschaft in die Gesichtsweite der Gesellschaft zu vermitteln, andererseits die wissenschaftlichen Persönlichkeiten zu objektiver Gemeinschaft näher zu verbinden. Wollen wir von den eigentlichen wissenschaftlichen Fach-Zeitschriften, die zum Theil schon gelegentlich genannt worden sind, nicht reden, sondern nur von dem lexikalischen Encyklopädismus ein Wort im Besondern sagen; so ist bekannt, wie die Urmutter aller solcher späteren Encyklopädien, die französische Encyclopédie universelle, vor etwa hundert Jahren gerade um die Zeit in die Welt trat, als man in Frankreich das Herannahen der neuen Socialumwälzung spürte, als man die Privilegien der Standes- und Schulbildung aufzuheben und dem Volke die Rechte, an dem höheren Bewußtseyn, das die Wissenschaft erzeugt, Theil zu nehmen, zu erobern strebte. Wir haben während der zwei letzten Jahrzehnte fast in allen wissenschaftlichen Fächern größere encyklopädische Lexikalwerke erhalten. So tritt uns z. B. im Gebiete der Rechtswissenschaft das umfassende Rechtslexikon von Jul. Weiske entgegen, während in der Medicin außer Anderm das neue physiologische Unternehmen der Art von Rud. Wagner und „das encyklopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften" von Busch, Dieffenbach und Hecker

nach dieser Richtung hin zu bemerken sind. Eins der wichtigsten solcher Lexikalwerke ist in Absicht auf allgemeine Wirkung das schon erwähnte Staatslexikon von Rotteck und Welcker. In der Philosophie suchte Krug durch sein philosophisches Reallexikon der Zeit entgegenzukommen, obgleich nicht mit hinlänglich philosophischer Gründlichkeit. Lassen wir jedoch die Specialversuche und werfen wir einen Blick auf bezügliche allgemeine Werke; so haben wir hier vor Allem die „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" von Ersch und Gruber zu erwähnen, die wie ein Riesendenkmal des wissenschaftlichen Bewußtseyns der Gegenwart heraufsteigt, zugleich ein Pantheon bildend der strebsamsten Persönlichkeiten im Gebiete der Wissenschaft. Besonders bieten die ersten Bände eine Reihe der bedeutendsten monographischen Ausführungen. Andere Versuche, wie die mannichfaltigen Konversationslexika, wie Pierer's großes Universallexikon, gehören weniger in unsere Geschichte, da in ihnen nicht sowohl die Wissenschaft als nur die allgemeineren Belehrungs- und Bildungszwecke vertreten werden.

Regiſter

über alle drei Bände.

A.

Abbt, Thomas, I. 195. — Mitarbeiter an den Literaturbriefen, 196. 216. deſſen Schrift „vom Verdienſte" 196. „vom Tode für's Vaterland" 196. Bekämpfer Goeze's 196.

Abegg, Juriſt, III. 264.

Achenwall, I. 164. vergl. 463.

Achterfeld, kathol. Theolog, III. 434.

Ackermann'ſche Schauſpielergeſellſchaft, II. 487.

Adelung, II. 660. — deſſen „grammatiſch-kritiſches Wörterbuch" 661. „über den deutſchen Styl" 661. „Mithridates" 662. 649.

Ahlefeld, Charlotte v., II. 481.

Albini, III. 422.

Albrecht, Juriſt, deſſen „Gewere" III. 261.

Alexander, Graf v. Würtemberg, III. 343.

Alexis, Wilibald (Häring), Novelliſt III. 367 f.

Alterthum, klaſſiſches, neue gründl. Auffaſſung deſſelben, I. 177 f. (ſ. Winckelmann), II. 638 f. (ſ. Fr. A. Wolf.)

Alxinger, I. 137.

Amalie, Herzogin v. Sachſen-Weimar, I. 275 f. vergl. I. 124. II. 489.

Amalie, Prinzeſſin v. Sachſen, III. 422.

Ammon, Chr. Friedr., II. 608.

Ancillon, III. 257.

Antiſymboliker, ſ. Mythologie.

Anton Ulrich, Herzog v. Braunſchweig, I. 275.

Apel, J. A., III. 174.

Apelt, Philoſoph, III. 442.

Archenholz, Hiſtoriker, II. 617.

Arentſchildt, III. 349.

Argelander, Aſtronom, III. 207.

Arioſt, v. Gries überſetzt III. 9. 68. 187. v. Streckfuß 68.

Arndt, E. M., III. 142. deſſen Gedichte und proſaiſche Schriften 142 f.

Arnim, Achim v., III. 117 f. deſſen Dramen 118. Novellen u. Romane 119. giebt mit Brentano „des Knaben Wunderhorn" heraus III. 115.

Arnold, deſſen „unparteiiſche Kirchen- und Ketzergeſchichte" I. 154.

Arnold, Daniel, II. 475. vergl. III. 346.

Artner, Thereſe v., III. 138.

Aſchbach, Hiſtoriker, III. 441.

Aſſing, Roſa Maria (geb. Varnhagen v. Enſe), III. 349.

Aſt, Friedr., III. 196.

Äſthetik der Wolf'ſchen Schule, I. 43 f. der Hegel'ſchen Schule III. 429.

Athenäum (Zeitſchrift), III. 58.

Auerbach, deſſen „Dorfgeſchichten" III. 386 f. „Spinoza" 385. „Dichter und Kaufmann" 386.

Auersperg, Ant. Al. Graf v., ſ. Grün (Anaſtaſius).

Auffenberg, J. v., Dramatiker, III. 419. vergl. 347.
Aufklärung, Streben nach derſelben in Deutſchl. im 18. Jahrh. I. 3. 6 ff. 259.
Autenrieth, Naturforſch., III. 204.

B.

Baader, Franz, Philoſoph, Hauptſtützpunkt der kath.-theologiſchen Romantik III. 227 f. ruht mit derſelben weſentlich auf J. Böhme 228. — Schriften 228.
Babo, Franz, deſſen „Otto v. Wittelsbach" II. 491.
Bach, Friedr., III. 339.
Bachmann, Philoſoph, III. 427.
Baer, v., Phyſiolog, III. 202.
Baggeſen, Jens, II. 469 ff. deſſen „Parthenais" 470.
Bähr, III. 447.
Bahrdt, I. 254.
Barbili, Philoſoph, II. 603.
Barthelemy, III. 312.
Barthold, F. W., Hiſtoriker, III. 440.
Baſedow, deſſen Charakter mit dem Heyne's vergl. I. 252 f. vermittelt den Fortſchritt in der Volkserziehung 253. führt die ſ. g. Philanthropine ein 253. erſter Urheber der Realſtudien 254. deſſen „Elementarwerk" 255.
Bauer, Bruno, III. 282. 430. 434.
Bauernfeld, III. 422.
Baumgarten, Alex. Gottl., Äſthetiker, I. 43.
Baumgarten, Siegm. J., Gründer des freiſinnigen philoſophiſchen Theologismus, I. 43. 153.
Baumgarten-Cruſius, Theolog., III. 432.
Baumſtark, III. 437.
Baur, Chr., Theolog, III. 432. 434.
Bayle, I. 3.
Beccaria, II. 660.
Bechſtein, L., Dichter, III. 358. Novelliſt 370. 377.
Beck, Karl, politiſch-ſocialer Tendenzdichter, III. 336.
Beck, Schauſpieler, II. 488.
Becker, K. F., Sprachforſcher, III. 236.
Becker, Nikolaus, III. 349. („Rheinlied").
Beer, Michael, Dramatiker, III. 415. „d. Paria", „Struenſee" 415.
Behriſch, Einfluß deſſelben auf Göthe, II. 85.
Beil, Schauſpieler, II. 488.
Bekker, Balth., Theolog, I. 9.
Belani (Häberlin), Novelliſt, III. 369.
Benecke, G. K., III. 235.
Benzel-Sternau, Graf, Humoriſtiker, II. 586. vergl. mit J. Paul 587. deſſen „goldenes Kalb" 587.
Beranger, III. 312.
Berger, Schauſpieldichter, II. 491.
Berlin, Mittelpunkt der lit.-kritiſchen Zeitbewegungen bis in die Sturm- und Drangperiode I. 44. 59. Ausgangspunkt der journaliſtiſchen Literatur I. 183. Theater daſelbſt II. 488. Mittelpunkt der romantiſchen Strebungen III. 29.
Berliner Monatsſchrift I. 196.
Berneck, K. Guſt. v., pſeud. Bernd v. Guſeck III. 371.
Bernhardi, Fr. A., III. 186. deſſen „Kynoſarges" 58. 186. „Bambocciaden" 186.
Berthold, Fr. (Adelheid Reimbold), III. 387. deren Novelle „Irrwiſch-Fritze" 387.
Bertram, Kunſthiſtoriker, III. 251.
Beſeler, Juriſt, III. 262. 435.
Beſſel, Aſtronom, III. 207.
Beſſer, Joh. v., Hofpoet, I. 20. 22.
Bethmann-Hollweg, v., deſſen „Urſprung d. lombard. Städtefreiheit" III. 436.
Bettina, die Sibylle der romantiſchen Literaturepoche III. 120. — Werke: „Günderode" 120. „Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde" 121. „das Königsbuch" 122.
Bibliothek, allgemeine deutſche, I. 187. vergl. 44.
Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur von der älteſten bis auf die neuere Zeit, III. 445.
Bickel, III. 431.

Biedermann, Philosoph, III. 428.
Biese, III. 428. 444.
Biographie, III. 246.
Bischof, III. 205.
Blumauer, II. 480.
Blumenbach, Naturforscher, II. 655.
Blumenhagen, W., III. 371.
Boas, Eduard, dessen „Skandinavien" III. 379. Novellen III. 384. Dramatiker 421.
Boccaz, dessen Einfluß auf die Romantiker III. 9.
Böckh, A., Philolog, III. 253.
Bode, Astronom, III. 207.
Bode, Literarhistoriker, III. 447.
Bode, Übersetzer englischer Humoristiker II. 521. 534.
Bodmer, I. 40 f. — Repräsentant der Schweizerschule 33 f. 34 f. Charakteristik 40. Verdienst um altdeutsche Liter. 41. — s. Epos „Noachide" 42. 93. Abh. „über d. Wunderbare" 41. giebt mit Breitinger d. Zeitschr. „Diskurse der Maler" heraus 34. übers. Milton's „verlorenes Paradies" 41.
Böhlen, Orientalist, III. 234.
Böhme, Jacob, III. 30. 189.
Böhmer, III. 261.
Boie, nächster Veranlasser des Göttinger Bundes I. 337 f. vergl. 327.
Boisserée, Sulpiz, mit seinem Bruder Melchior Gründer der Sammlung altdeutscher Meisterwerke III. 251. Mitarbeiter an Göthe's Zeitschrift „Kunst und Alterthum" 251.
Bonstetten, I. 64.
Bopp, Orientalist, bearbeitet das indische Epos „Mahabharata" III. 234.
Börne, Ludwig, III. 284 f. — Charakteristik 285 f. Verh. z. Heine 285. vergl. mit ihm 286. mit Saphir 286. dessen „Briefe aus Paris" 287. „dramaturgische Blätter" 287.
Böttiger, Ad., III. 423.
Böttiger, C. A., Archäolog, II. 652 f. III. 251. 252.
Bouterwek, Ästhetiker, II. 602. dessen Graf „Donamar" 529. „Gustav und seine Brüder" 529.
Brachmann, Louise, II. 481.
Brand, Sebastian, II. 475. III. 346.
Brandes, Ernst, II. 610 f.
Brandes, J. Christian, Schauspieler und Dichter, II. 495.
Brandis, Philosoph, III. 428.
Braniß, Philosoph, III. 428.
Braun, Botaniker, III. 439.
Braun, kathol. Theolog, III. 434.
Braunschweig im 18. Jahrh. I. 276.
Brave, v., I. 56.
Breitinger, literar. Genosse v. Bodmer, I. 41. „Kritik der poetischen Kunst" 41. vergl. 34. 35.
Bremer Beiträge, Gesellsch. der, I. 55 f. ihre Mitglieder 56. vergl. mit d. Göttinger Dichterbund 57. ihr Verdienst um die Literatur 58.
Bremer, Friederike, II. 521.
Brentano, Clemens, III. 116. dessen Produktionen 116 f.
Bretschneider, Theolog, II. 607. III. 431.
Bretzner, Lustspieldichter, II. 495.
Brockes, Berth. H., Ausgangspkt. d. malerisch-didaktischen Literaturrichtung I. 26. vergl. 70. übersetzt Marino und Thomson 27. dessen Einfluß auf die Literatur 28. — „irdisches Vergnügen in Gott" 27 f.
Bronikowsky, Novellist, III. 370.
Bronner, Fr. Xaver, dessen „Fischeridyllen" I. 141.
Brönstedt, Archäolog, III. 252.
Brucker, Geschichtschreiber d. Philos., II. 604.
Brückner, I. 376.
Brun, Friederike, II. 481.
Brunold, III. 360.
Bube, Ad., III. 358.
Buch, Leop. v., Geolog, III. 208.
Büchner, Georg, dessen „Danton's Tod" III. 416. s. Lustspiel „Leonce und Lena" 416.
Buhle, J. G., dessen „Lehrbuch der Gesch. d. Philos." II. 604 f.
Bühne, in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrh. II. 487. Göthe's u. Schil-

ler's Bemühungen um dieſelbe 485 f. ſ. Nationalbühne.
Bührlen, deſſen „Prima Donna" III. 400.
Bülau, Staatswirthſchaftslehrer, III. 437.
Bülow, Ed. v., III. 380.
Bülow-Cummerow, III. 437.
Bünau, Graf v., I. 163.
Bunſen, III. 442. 447.
Burdach, Anatom u. Phyſiolog, III. 204.
Bürger, Eliſe, I. 341.
Bürger, Gottfr. Aug., I. 338 f. — Lebensgang u. Charakter 339 f. mit Günther u. Schubart vergl. 339. 341. Charakter ſeiner Dichtungen 342. als Volksdichter 343 f. Romanzen- und Balladendichter 344 f. deſſen Bedeutung für die Lyrik 346. — „Lenore" 345. 346. — Überſetzer 347.
Bürgerliches Trauerſpiel II. 493 f.
Burke, deſſen „Betrachtungen über d. franz. Revolution" II. 611. vergl. 636.
Burmeiſter, Zoolog, III. 208.
Buſch, Mediciner, III. 448.
Büſch, Nat.ökonom, III. 265.
Büſching, Sprachforſcher, III. 236.
Buttmann, Philolog, II. 652. III. 232. 233.
Byron, überſ. v. Böttiger, III. 423.

C.

Calderon, v. Schlegel überſ., III. 8. v. Gries 8. 68. 187.
Canitz, Fr. R. L. v., I. 20. Begründer der Hofpoeſie 20. f. „Satiren" 21.
Carriere, Moritz, Philoſoph, III. 354. 429.
Carus, L. G., Naturforſcher, III. 202 f. 204.
Cervantes, deſſen „Don Quixote" überſetzt II. 535. III. 102.
Chalybäus, Philoſoph, III. 428.
Chamiſſo, Adalbert v., III. 125. deſſen „Salas y Gomez" 126. lyriſche Dichtungen 126. „Peter Schlemihl" 127.
Chezy, Wilhelmine, III. 395.
Chladni, Akuſtiker, III. 207.
Claudius, Matthias (Asmus od. der Wandsbecker Bote), I. 377 f. vergl. 328. Charakteriſtik 377 f. ſ. Gedichte 381. andere Produktionen 380.
Clauren, III. 176.
Collin, Heinrich v., III. 174.
Collin, Matthäus v., III. 174.
Conring, Juriſt, III. 262.
Conz, K. Phil., Lyriker, II. 477. Dramatiker II. 491.
Courier, Paul, III. 312.
Cramer, C. G., Romanſchr., II. 517 f.
Cramer, J. And. (geiſtl. Lyriker), I. 56.
Cramer, K. Fr., deſſen „Klopſtock, Er und über Ihn" I. 376. vergl. 328.
Credner, Theolog, III. 434.
Creizenach, Theod., III. 348.
Creuz, v., I. 53.
Creuzer, eigentl. Anführer d. Symboliker III. 230 f. deſſen „Symbolik und Mythologie der alten Völker" III. 232. vergl. I. 359.
Cronegk, v., I. 56.
Cruſius, ſucht die Philoſ. mit der lutheriſch-kirchl. Orthodoxie auszugleichen I. 152. 162.
Cuvier, II. 654. III. 208.

D.

Dahlmann, Hiſtoriker, III. 245. 442. vergl. II. 613. 637. deſſen „Politik" III. 257. 436.
D'Alembert, II. 591.
D'Alton, Phyſiolog, III. 202.
Dante, I. 90. von Schlegel eingeführt III. 8. überſetzt von Kannegießer und Streckfuß III. 68. 187.
Darmſtadt, Ausgangspunkt des literar. Drangſtrebens I. 268.
Daub, Theolog, III. 221 f. — mit Schleiermacher vergl. 211. 221. 223. 224. philoſophiſch-theologiſcher Standpunkt 221 f. deſſen Darſtellungsweiſe 224. ſ. Perſönlichkeit 224. — Schriften: „Katechetik" 222. „Theologumena" 222. „Judas Iſcharioth" 222. „die dogmatiſche Theologie jetziger Zeit" 223. „Anthropologie" 224.

De Bonald, deſſen „legislation primitive“ III. 253.
Deeg, J. G., deſſen Gedichte III. 358.
Deinhardſtein, III. 422.
Delavigne, Caſ., III. 285. 312.
Deutſche Geſellſchaft im 18. Jahrh. I. 15.
Deutſche Sprache, in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. I. 10. Studium derſelben zu Ende des 18. Jahrh. II. 660 f. während d. Epoche der Romantik III. 235. — in der Gegenwart (Stud. der altdeutſchen) III. 445 f.
Deutſches Muſeum I. 274. 335. 469.
Deutſchland, deſſen nationales Doppelprincip (des Nordens und Südens) I. 323. vergl. 3. Verhältniß z. dramatiſchen Poeſie II. 486 f. III. 277 f. 404.
Deutſchland, das junge, III. 312 f. — geſchichtl. Ausgangsp. 312. 313 f. Charakter und Tendenz deſſelben 315 f. Vertreter 317 f. ſ. Styl 247. literarhiſtor. Verdienſt 318. — in der Theologie 282. 430.
Devrient, Ed., III. 422.
De Wette, Theolog, III. 220.
Dickens (Boz), III. 388 f.
Diderot, Einfluß deſſelben auf Leſſing I. 214. — II. 591.
Dieffenbach, Chirurg, III. 408. 448.
Dieffenbach, Lor., Novelliſt, III. 391.
Dingelſtedt, Franz, Charakteriſtik, III. 352 f. ſ. „Gedichte“ 353. als Novelliſt 380.
Diskurſe der Maler (Zeitſchrift) I. 34.
Döbbelin'ſche Schauſpielergeſellſchaft, die, II. 487.
Docen, Sprachforſcher, III. 236.
Dohm, I. 469. redigirt mit Boie das deutſche Muſeum 469. deſſen Streben 470. — „Denkwürdigkeiten“ 470.
Dohm, Nationalökonom, III. 265.
Doktrin, nat.-literariſche vor Leſſing, I. 32 f.
Döllinger, Phyſiolog, III. 202.
Donner, Überſetzer des Sophokles, III. 184.
Don Quixote, ſ. Cervantes.
Dorfgeſchichten III. 386. vergl. II. 473 f.
Döring, G., Novelliſt, III. 370.
Dramatiſche Poeſie, in den zwei letzten Jahrz. d. 18. Jahrh. II. 490 ff. — in der Gegenwart: allgem. Charakter III. 277. vergl. 403 f. ihre Träger 405 f. Verh. z. Lyrik und Novelliſtik 274. — ſ. außerdem Deutſchland.
Dräxler-Manfred, III. 338.
Dreves, Lebrecht, III. 356.
Drobiſch, Philoſoph, III. 426.
Drobiſch, Theodor, III. 399.
Drollinger, Karl Friedr., Charakteriſtik I. 28 f. vergl. 70.
Droſte-Hülshof, Annette v., III. 352.
Droyſen, Hiſtoriker, III. 441. 442.
Drumann, III. 442.
Duller, Ed., III. 337. 370.
Düntzer, III. 445.
Düringsfeld, Ida v., III. 376. 396.
Duſch, deſſen „Geſchichte Karl Ferdiner's“ II. 525.

E.

Eberhard, J. A., deſſen „Neue Apologie des Sokrates“ I. 151. 232.
Ebert, Joh. Arn., Überſetzer v. Young's „Complaints“ I. 56.
Ebert, Karl Egon, deſſen Epos „Blaſta“ III. 336. lyriſche Dichtungen 336.
Echtermeyer, Gründer d. Halle'ſchen Jahrb. III. 282. 318. vergl. 377.
Eckhof, Schauſpieler, II. 488. 498.
Edelmann, Joh. Chr., Theolog, I. 155.
Ehrenberg, Geolog, III. 208. 439.
Eichendorff, Joſ. v., Lyriker und Novelliſt, III. 156 f. vergl. 361.
Eichhorn, Theolog, II. 607. — als Geſchichtſchreiber 616.
Eichhorn, K. Fr., Juriſt, deſſen „deutſche Staats- u. Rechtsgeſch.“ III. 261. „deutſches Privatrecht“ 262.
Einſiedel, von, II. 402.
Ellendorf, kath. Theolog, III. 434.
Elsholtz, v., III. 422.
Encyclopédie universelle III. 448.
Encyklopädismus, lexikaliſcher, III. 448 f.
Engel, J. J., als Philoſoph I. 150. ſ. desfallſ. Schriften 150 f. — ſ. Luſt-

ſpiele II. 292. — ſ. Roman „Lorenz Stark" II. 529.
Engelhardt, Kirchenhiſtoriker, III. 433.
Engelhardt, Philippine, II. 481.
Enke, Aſtronom, III. 207.
Ennemoſer, III. 209.
Epik (die) der Gegenwart III. 330 f., ſ. Lyrik.
Erdmann, Philoſoph, III. 429.
Ermann, Phyſiker, III. 207.
Erneſti, I. 160. II. 78.
Erſch und Gruber, deren „allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte" III. 449.
Erziehungsanſtalten im 18. Jahrh. I. 254 f.
Erziehungsliteratur im 18. Jahrh. I. 255.
Erziehungsweſen, Umwandlung deſſelben im 18. Jahrh. I. 250 ff. Einfluß Rouſſeau's auf daſſelbe 241. 251.
Eſchenmayer, Philoſoph, III. 191. 209.
Ettmüller, III. 444. 446.
Europa (Zeitſchrift) III. 58.

F.

Falk, Joh., II. 483 f. d. „Uhne" u. „die heiligen Gräber zu Rom und die Gebete" 484.
Fallmerayer, III. 443.
Familienroman, ſ. Roman.
Fauſt-Fabel, von dem rhein-mainländiſchen Dichterkreiſe bearbeitet I. 385. 401. 406. ſ. übrigens Göthe.
Fechner (Miſes), Humoriſt, II. 588.
Feder, deſſen philoſoph. Standpunkt I. 148 f. — „Unterſuchungen über den menſchl. Willen" 149 f.
Fernow, deſſen „römiſche Studien" II. 652.
Ferrand, Eduard, Dichter, III. 360.
Feßler, J. A., Romanſchbr., I. 138. II. 516.
Feuchtersleben, v., III. 338.
Feuerbach, Anſelm v., Juriſt, III 263 f. vergl. II. 660. III. 263. deſſen Schrift „über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's" 264.
Feuerbach, Anſelm v., Kunſthiſtoriker, III. 447.
Feuerbach, Ludw., III. 282. 429. 430.
Fichte, Herm., Philoſoph, III. 427. 428.
Fichte, Joh. Gottl., deſſen Leben und Wirken III. 30 ff. 37 f. mit Schiller vergl. 31. literariſche Stellung 32. deſſen ſittl. Weltanſchauung 34. patriotiſch-nationales Streben 35. 39. philoſophiſche Politik 34. dringt auf Reformation der Erziehung 36. dient der romantiſchen Schule als Anhaltspunkt 1. 14. 32. 114. ſtyliſtiſches Verdienſt 37. — Schriften: „Wiſſenſchaftslehre" 32 f. „Kritik aller Offenbarung" 38. „Anweiſung zum ſeligen Leben" 33. „über die Beſtimmung des Menſchen" 33. 35. „Vorleſungen über das Weſen des Gelehrten" 33. „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Europa's" 38. „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über d. franz. Revolution" 38. vergl. II. 636. „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" III. 34. „Reden an die deutſche Nation" 31. 34. 36. „Staatslehre" 36.
Fielding, in Deutſchland überſetzt und nachgeahmt II. 515. 516. 521. 522.
Fiorillo, II. 652.
Fiſcher, Fr., deſſen Schrift „über den Somnambulismus" III. 210.
Fiſcher, K. Ph., Philoſoph, III. 427.
Fleck, Schauſpieler, II. 489.
Follen, Karl, aus Gießen III. 142.
Forſter, J. Georg Adam, II. 624 f. Lebens- und Bildungsgang 627 f. ſ. Schickſal und Charakter 625. 626. politiſcher Standpunkt 625. 636. 637. Charakteriſtik ſeiner Schriften 633 f. — ſ. „Briefe" 634. „Reiſe um die Welt" 634 f. „Anſichten v. Niederrhein" 635 f. Erwiderung gegen Burke über deſſen „Betrachtungen üb. d. franz. Revolution" 636 f. erſter Überſetzer der „Sakontala" 637.
Förſter, Friedr., deſſen „Peter Schlemihls Heimkehr" III. 127. ſ. Gedichte 359.

Förſter, Karl, Dichter, III. 369. Literarhiſtoriker 180.
Fortlage, III. 445.
Fouque, Baron de la Motte (Pellegrin), perſönl. Verh. III. 171. Charakter ſ. Produkt. 171 f.
Fouque, Caroline v., III. 172.
Francke, I. 4.
Frankfurt, Mittelpunkt d. Originalitätsjünger I. 272.
Frankfurter gelehrte Anzeigen I. 272. Mitarbeiter 273. vergl. II. 105.
Frankl, III. 337. ſ. „Don Juan d'Auſtria" 337.
Franz, Agnes, III. 394.
Franzöſiſche Literatur, Einfluß derſelben auf die deutſche I. 16 f. 174. 241.
Freiligrath, Ferd., Charakteriſtik III. 350 f. deſſen „Glaubensbekenntniß" 351 f. als Überſetzer 352.
Freytag, Dramatiker, III. 421.
Frick, Ida, III. 394.
Friedrich der Große, vermittelt die neuen geiſt. Beſtrebungen um den Anf. der ſechziger Jahre des 18. Jahrh. I. 166 f. vergl. 59. 243. Gründer einer volksthüml. Politik 167 f. und nationaler Aufklärung 172. Verhältniß zur Literatur 171.
Fries, Jac. Fr., Philoſoph, II. 602. vergl. I. 459.
Fritzſche, Theolog, III. 343.
Fröhlich, Abr. E., 345.
Frommann, G. K., III. 446.
Fuchs, v., I. 20.

G.

Gabler, Philoſoph, III. 426.
Gagern, v. (der ältere), III. 437.
Gall, Phrenolog, III. 203.
Gall, Louiſe v., Charakteriſtik III. 395. deren „Frauennovellen" 395.
Gans, Ed., III. 259. 282.
Gärtner, Stifter der Geſellſchaft der Bremer Beiträge I. 55.
Garve, I. 150.
Gatterer, Hiſtoriker, I. 163. II. 609.
Gaudy, Franz v., als Lyriker, III. 360. als Novelliſt 380. 390.
Gaupp, Juriſt, III. 262. 425. 436.
Gauß, Mathematiker, III. 207.
Geib, Karl (Göppinger), III. 377.
Geibel, Emmanuel, III. 356. ſ. „Gedichte", „Zeitſtimmen", „Juniuslieder" 357.
Geiler von Kaiſersberg, II. 475. III. 346.
Gelegenheitsdichtung zu Anfang des 18. Jahrh. I. 21 f.
Gellert, II. 522. vergl. I. 56. 331. deſſen „Leben der ſchwediſchen Gräfin" II. 515. 522. „moraliſche Vorleſungen" I. 146. „Vorleſungen über den deutſchen Styl" II. 662.
Gelzer, Literarhiſtoriker, III. 445.
Gemmingen, Otto H. v., II. 494.
Genoſſenſchaften, poetiſche vor Leſſing I. 55.
Gentz, Friedr. v., Charakteriſtik, III. 150 f. Wechſel ſeiner politiſchen Geſinnung 153. mit Burke vergl. 154. überſetzt Burke's Werk „über die franz. Revol." 153. — ſein literariſches Verdienſt als nationaler Proſaiker 154. „Fragmente aus der neueſten Geſchichte", „an die deutſchen Fürſten und an die Deutſchen" 154.
Gerhard, Archäolog, III. 252.
Gerſtenberg, deſſen „Briefe über die Merkwürdigkeiten d. Literatur" I. 322. „Ugolino" 322. 386.
Gervinus, deſſen „Geſch. d. deutſchen Dichtung" III. 443. vgl. 250. „über Shakſpeare" I. 176. III. 444. 446.
Geſchichte der Philoſophie, ſ. Philoſophie.
Geſchichtſchreibung in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. I. 163 ff. Umbildung derſelben in den letzten Jahrz. d. 18. Jahrh. II. 609 f. Standpunkt in der Epoche der Romantik III. 236 ff. in der Gegenwart 439 ff.
Geſellſchaft, deutſche, ſ. deutſche Geſellſchaft.
Geſenius, III. 243.
Gesner, Conrad, II. 662.
Geßner, Matthias, I. 160.
Geßner, Salomon, Charakteriſtik I.

138 f. deſſen „Idyllen" 139 f. „der erſte Schiffer" 141.
Gfrörer, Hiſtoriker, III. 441.
Giefebrecht, L., Dichter u. Hiſtoriker, III. 356.
Gieſeler, Kirchenhiſtoriker, III. 432.
Giſeke, Lyriker, I. 56.
Gleim, J. Wilh. L., perſönl. u. literar. Mittelpunkt der preuß. Dichtung des 18. Jahrh. I. 58. ſowie d. meiſten anderen literariſchen Perſönlichkeiten 64. Charakteriſtik 65 f. ſ. „Kriegslieder" 65. „Volkslieder" 66.
Gmelin, Chemiker, III. 207.
Göckingk, I. 335. deſſen Journal „von und für Deutſchland" 462.
Gödeke, Karl, Dichter, III. 356. vgl. 329.
Goeze, Paſtor, Streit mit Nicolai, Leſſing u. A. I. 233. vergl. 162. 196.
Goldfuß, Geolog, III. 208.
Goldſmith, in Deutſchl. überſetzt u. nachgeahmt II. 515. 534.
Göppinger, ſ. Geib.
Görres, Joſeph, III. 146 f. — erſt mit Freimuth die nationalen Intereſſen verfechtend (Tugendbündler) 146. 147 f., dient er ſpäter der Hierarchie und dem orthodoxen Abſolutismus 147. 148. — Schriften: „das rothe Blatt" 146. „Deutſchland u. die Revolution" 146. „Rheiniſcher Merkur" (von 1814 an) 147. — „die deutſchen Volksbücher", „die Volks- und Meiſterlieder", „die Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt" 147. 232. — „Athanaſius" 147. 148. „die chriſtl. Myſtik" 148. „Kirche und Staat" 149. — als Philoſoph 191.
Göſchel (Hegelianer), III. 225. 426.
Gotha, Hofbühne daſelbſt, II. 487.
Göthe, Johann Wolfgang, II. 6 ff. — I. allgem. Charakteriſtik 6—64. allgem. Charakter ſeines literar. Wirkens wie ſ. geſchichtlichen Stellung 8 f. vgl. III. 1. 14. 270. — ſ. Perſönlichkeit II. 10 f. (ſ. Tadler.) ſ. Gemüthsidealität 13 f. realiſtiſcher Idealismus 14 f. vielſeitige und empfängliche Bildſamkeit 15 f. Naturſympathie 16 f. Wahrheitsliebe 18 f. Menſchenliebe 19 f. 30. Liberalität in Anerkennung u. Geſinnung 20 f. 30. (Urtheile ſ. Freunde über ihn.) die weibliche Richtung in ſeinem Weſen und Schriften 22. Negativität ſ. Charakters 22. religiöſe Weltanſchauung 23 f. gründet auf Natur 24. und Menſchenliebe 25. Verhältniß zum Chriſtenthum 27. ſ. Pantheismus 28. ſittlicher Standpunkt 29 f. Selbſtkenntniß und Selbſtbeherrſchung (ſeine künſtleriſche Selbſtbeherrſchung 34) 33 f. Liebe zur Thätigkeit 35 f. Hingebung an die Gegenwart 38. obwohl ohne Organ für die Philoſophie 39., doch ihr keineswegs entrathend 40 f. naturphiloſophirende Weltauffaſſung 41 f. Mangel an hiſtoriſchem Sinn 44 f. Summa ſ. perſönl. Charakteriſtik 46. — Verh. ſeiner Perſönlichkeit zu ſeinem Dichten und ſ. dichteriſchen Werken 47 ff.: ſ. dichteriſcher Charakter 47 f. 212. der Standpunkt von welchem ſ. Werke beurtheilt werden müſſen 52. der politiſchen Tendenzdichtung ex profeſſo nicht befreundet 53. mehr der Lyrik und Epik zuneigend 55. die Wahrheit Grundprincip derſelben 55. motivirender Dichter 56. ſ. dichteriſche Sprache 57. ſteht mit ſ. Dichten in der Zeit und zugleich über ihr 58. Mannichfaltigkeit deſſelben 66. ſ. Deutſchheit 61 f. — II. Leben und literar. Schaffen und Wirken: erſte Knaben- u. Jugendzeit 67 f. (der Mittelpunkt ſ. ganzen Lebensentwickelung die Liebe 72. 81.) — akademiſche Studienzeit in Leipzig (1765) 76. Verhältniß zu Behrisch 85. Einfluß Öfer's auf ihn 86. Eindruck von Leſſing's Laokoon auf ihn 88. ſ. Krankheit in dieſer Zeit 88. Einfluß Langer's auf ihn 89. — Aufenthalt im väterlichen Hauſe (1768—69) 90. alchymiſtiſch-chriſtlich-kabbaliſtiſche Neigungen u. Studien 91 f. Umgang mit Fräulein v. Klettenberg 90 f. — Fortſetzung ſeiner Studien in Straßburg (1769—71) 92 f. Einfluß Herder's auf ihn 93. anregendes Le-

ben im Kreise der dortigen poetischen Jugendgenossen (Lerse) 94 f. 99 f. (s. rhein- und mainländischer Dichterkreis I. 385 f.) Verh. zu Frideriken II. 95. Wirkung Schöpflin's auf ihn 98. promovirt (6. Aug. 1771) 98. — Seine Wanderjahre nach der Rückkehr in's väterl. Haus (1771) 101 f. Bekanntschaft mit Merck und dessen Einfluß auf ihn 103. in Wetzlar (1772) 104. Verh. zu Lotte 105. Mitarbeiter an den „Frankfurter Anzeigen" 105. Ausflug nach den Rhein 106. wieder in Frankfurt 106. Bekanntschaft mit Lavater (vergl. 151), Klopstock, Klinger, Basedow 106 f. zweite Reise an den Rhein (1774) 107. Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi in Pempelfort 107 f. Reise nach der Schweiz 108. Bekanntschaft mit den Gebrüdern Stolberg 108 f. Liebesverh. zu Lili 109 f. vergl. 101. — s. Leben in Weimar (erstes Jahrzehnt der Weimarperiode 1775—1786) 152 f. (Bedeutung dieses Lebensstadiums s. ihn als Dichter und Menschen 146—151.) Liebesverhältniß zu Frau v. Stein 148. naturwissenschaftl. Studien (Abh. üb. d. os intermaxillare) 158. — Reise nach Italien (1786) und Einfluß derselben auf ihn (162.) 159 f. — s. Leben in Weimar während der Jahre 1787—1795 162 f. Verkehr mit Jena 166. s. Verhältniß z. französ. Revolution 195 f. — eine neue Epoche seines Lebens durch die Bekanntschaft mit Schiller (1794) 202 f. Verh. u. Vergleich beider 205 f. nimmt Theil an den Horen 204. 207. an den Musenalmanach 208. gemeinschaftl. Herausgabe d. „Xenien" 216 f. gemeinschaftl. Förderung der Weimarer Bühne 219. — Wendepunkt in seinem Leben und Wirken mit Schiller's Tode (1805) 250 f. seine schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit 251. 259. — III. Schriften: Jugendversuche 74 f. — **1765** f.: dramatische Produktionen: „die Laune des Verliebten" 82. „die Mitschuldigen" 82 f. lyr. Gedichte 84. (Charakteristik s. Lyrik). — **1769** f.: lyrische Gedichte: „Willkomm u. Abschied" u. a. 97. Fragmente vom „Cäsar" 97. — **1771**: „Sendschreiben eines Landgeistlichen an s. Amtsbrüder" 104. — **1772**: Mitarbeiter an den Frankf. Anz.: Beurtheilung v. Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer 105. — **1773**: „Götz von Berlichingen" 112 f. vgl. 94. 96. 97. 111 f. 132. — **1774** f.: „Werther" 122 f. vergl. 111 f. Eindruck desselben auf die literarische u. theologische Welt 132 f. „Clavigo" 135 f. vergl. 96. „Stella" 137 f. vergl. 95. „die Geschwister" 139. „Prometheus" 140. vgl. I. 385. „Ahasverus (d. ewige Jude)" II. 141. „Mahomed" 142. „Pater Brey" 142. vgl. 106. „Satyros od. der vergötterte Waldteufel" 143. „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" 143. „Götter, Helden und Wieland" 144. „Hanswursts Hochzeit" 144. „Prometheus, Deucalion u. seine Recensenten" 144. — „Erwin u. Elmire" 145. „Claudine v. Villa Bella" 145. Lyrische Gedichte 145. — **1776—1786**: lyrische Produktionen 154. Opernversuche: „Lila" 155. „Jery u. Bätely" 155. „die Fischerin" 155. „Scherz, List u. Rache" 155. Phantasiestück: „Triumph der Empfindsamkeit" 155. „die Vögel" 156. „die Geheimnisse" 156. „Elpenor" 157. „Triumph der Empfindung" 139. „Briefe aus der Schweiz" 157. — **1787—1793**: „Iphigenie" 167 f. „Egmont" 167 f. vergl. 145. „Tasso" 184 f. vergl. 162. — Der „Groß-Cophta" 198. „der Bürgergeneral" 199. „die Aufgeregten" 200. „die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" 200 f. vgl. III. 276. — **1794** f.: „die römischen Elegien" II. 208. „die venetianischen Epigramme" 211. „der neue Pausias" 211. s. lyr. Dichtungen dieser Epoche 212. Balladen 213 f. „die Xenien" (mit Schiller) 216. mehrere andere Productionen 218 f. „Wilhelm Meister" (Roman) 221 f. ver-

schiedene Urtheile darüber 222 f. Verh. desselben zu seiner Zeit 233 f. vergl. III. 14 f. 276. 389. 399. „Hermann und Dorothea" (episches Idyll) II. 238 f. „die natürliche Tochter" (1803) 246. — 1805 f.: die „Wahlverwandtschaften" 252 f. vergl. III. 276. (andere Produktionen II. 251 f. 259.) „die zahmen Xenien" 260. „der westöstliche Diwan" 260. „die Wanderjahre oder die Entsagenden" 262 f. vgl. III. 276. 389. — „Faust" (das Bild seiner ganzen poetischen Persönlichkeit) II. 270 f. vergl. 91. 94. 97. 140. 194. I. 385. der zweite Theil desselben II. 281 f. — Außerdem: „Pandora" 141. 252. „Reineke Fuchs" 197. „Wahrheit u. Dichtung" 65 f. 96. 252. 259. — seine wissenschaftlichen Strebungen und Leistungen 265 f. (vergl. 655.) „Winckelmann und sein Jahrhundert" 265 f. seine „Farbenlehre" 267 f.

Gotter, Fr. Wilh., mit Boie Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs I. 327. Gründer der Gothaer Bühne I. 328. vergl. II. 488.

Gottfried v. Straßburg, I. 70. III. 345 f.

Gotthelf, Jerem., III. 387.

Göttingen, Universität I. 6. 13. 256. 268. 324 f. (Charakter) 462 f. II. 609. 616.

Göttinger Dichterbund (Hainbund) I. 327 f. Zweck und ihre Vertreter 328. literar. Physiognomie d. letzteren 337 ff. ihr Organ der „Göttinger Musenalmanach" 327. 336. 337. poetischer Standpunkt 329. 330. Verh. zu Klopstock 329. Abneigung gegen Wieland 330. literarisches Princip 331 f. Einrichtung und Formen des Vereins 333 f. Auflösung 334. s. Wirksamkeit für die deutsche Nation. s. Literatur 336. s. altclass. Liter. 336 f. — vergl. mit d. Gesellschaft der Bremer Beiträge 57.

Göttinger Musenalmanach s. Götting. Dichterbund.

Götting'sches Magazin d. Wissenschaften und Literatur I. 462.

Göttling, III. 442.

Gottsched, Joh. Christ., I. 35. — Repräsentant der Leipziger Schule 32 f. 34 f. vergl. 55. persönl. Verh. 36. f. literar. Standpunkt 36 f. als Dramatiker („Kato") 37 f. s. sprachlichen (vergl. II. 601.) und literartheoretischen Verdienste („kritische Dichtkunst") 38. vergl. 35. literarhistor. 39. um altdeutsche Liter. (Bearbeiter v. „Reineke Fuchs") 40. — Herausg. der Gedichte v. Pietsch 36. s. Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen" 36. andere Werke 37. 39.

Gottsched, Luise V. A., I. 37.

Götz aus Worms I. 61. 62.

Götzinger, Literarhistoriker, III. 444.

Grabbe, Dietrich Christ., Charakteristik III. 409. dessen „Herzog Theodor v. Gothland" 410. „Hannibal" 410. „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." 411. „die hundert Tage" 411. „Don Juan und Faust" 411. „Hermannsschlacht" 411.

Graff, III. 446.

Gräße, III. 447.

Griepenkerl, s. „Robespierre" III. 416.

Gries, Übersetzer Calderon's III. 8. 68. 187. Ariost's 9. 68. 187. Tasso's 9. 68. 187.

Griesbach, Theol., II. 607.

Griesinger, III. 380.

Grillparzer, III. 136. neben Müllner und Houwald Vertreter der fatalistischen Tragödie 134. 136. dessen „Ahnfrau" 136. „Sappho", „das goldene Vließ" 136. „der Traum ein Leben" 137.

Grimm, Gebrüder, Verdienst um altdeutsche Sprachforschung III. 235. vergl. 9. 186. 376. 446.

Grimm, Jacob, dessen „deutsche Grammatik" III. 235. s. alterthumswissenschaftlichen Schriften 235. vergl. 262. I. 39. s. „Weisthümer" III. 436. vergl. 441.

Grimm, Wilhelm, s. literarhistorisches Verdienst um das deutsche Alterthum III. 235.

Grolmann, Jurist, dessen strafrechtl. Theorie II. 661. III. 263 f.
Großmann, II. 495.
Grübel, II. 472.
Gruber, s. Ersch.
Grün, Anastasius (Ant. Al. Graf v. Auersperg), politischer Dichter III. 332. dessen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" 334. „Gedichte", „Schutt", „der letzte Ritter", „die Nibelungen im Frack", „der Pfaff v. Kahlenberg" 335.
Grüneisen, K., III. 343.
Gruppe, III. 360. (lyr. u. epischer Dichter)
Gubitz, F. W., II. 479.
Guhrauer, III. 429.
Günderode, Karol. v., II. 481.
Günther (in Wien), Philosoph, III. 229.
Günther, J., III. 377.
Günther, Joh. Christian, Repräs. d. formell-conventionellen Literatur-Richtung I. 23. persönl. Verh. 24. Charakter seiner Produktionen I. 24. 25 f.
Gutzkow, Karl, Charakteristik III. 324 f. s. Schriften 324 f. als Dramatiker 327. 405. als Novellist 328. 390. 393. s. „Ritter vom Geist" 328. 390. als Kritiker 328. Literarhistor. 445.

H.

Häberlin s. Belani.
Hackenschmidt, III. 346.
Hagedorn, Fr. v., I. 53. Grundcharakter s. Dichtungen 53 f. literar. Verdienst 55. literarhistor. Standp. 55. vergl. 70.
Hagen, C. H., III. 437.
Hagen, K., III. 441.
Hagen, von der, III. 236. („Nibelungenlied")
Hagendorff, III. 360.
Hahn, K. A., III. 446.
Hahn, Ludw. Philipp, dessen dramat. Produktionen I. 408 f.
Hahn, Mitglied des Göttinger Bundes, I. 376. vergl. 328.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin v., Charakteristik als Novellistin III. 395. vergl. 383. ihre Gedichte 356.
Hainbund, s. Göttinger Dichterbund.
Halberstadt, Sammelpunkt d. preuß. Dichtungsgenossen im 18. Jahrh. I. 59.
Halem, G. A. v., II. 478.
Halle, Gründung der Universität daselbst I. 6. gegen Ende der ersten Hälfte d. 18. Jahrh. der Ausgangspunkt d. preußischen Lit. I. 59 f.
Halle-Halberstädtische Gesellschaft I. 59.
Halle'sche Jahrbücher III. 273. 282. 318. 430.
Haller, Albr. v., Begründer der beschreibenden u. didaktischen Dichtart I. 50 f. s. Bedeutung in d. Literatur 53. — s. „Alpen" 51. „über den Ursprung des Übels" 52. s. politischen Romane („Usong", „Alfred", „Fabius und Kato") 52. — vergl. I. 70.
Haller, Karl Ludw. v., dessen politische Grundanschauung III. 254 f. „Restauration d. Staatswissenschaft" 254.
Halm, Friedr. (Freiherr v. Münch-Bellinghausen), dessen „Griseldis" und „d. Sohn der Wildniß" III. 419.
Haltaus, C., III. 446.
Hamann, I. 284 f. Charakteristik und persönl. Verhältnisse 285 ff. vergl. mit Herder 281. 293. literar. Wirksamkeit 288 f. Verkündiger des literar. Genialitäts-Evangeliums wie d. biblisch-prophet. Orthodoxie 290. Urtheil Göthe's über ihn 293.
Hamburg, Bühne daselbst in den letzten Decennien des 18. Jahrh. II. 488.
Hammer, Jos. v., dessen Verdienst um Einführung der indischen, persischen, osmanischen u. arabischen Literatur III. 233 f. dessen Schriften 234.
Hanke, Henriette (geb. Arndt), III. 397.
Hansen, Nationalökonom, III. 437.
Hardenberg, Fr. v., s. Novalis.
Häring, s. Alexis.
Harleß, Theolog, III. 432.
Harms, Klaus, Theolog, III. 432.
Hartenstein, Philosoph, II. 604. III. 426.

Hartmann, Literarhiſtor., III. 446.
Hartmann, Naturforſcher, III. 204.
Hartmann, Moritz, III. 337.
Haſe, Kirchenhiſtoriker, III. 432.
Häſer, Mediciner, III. 438.
Hauff, Wilh., Novelliſt, III. 175.
Haupt, Moritz, III. 446.
Hebbel, Friedr., Dramatiker III. 414. Charakteriſtik 414. ſ. „Judith", „Genoveva" 414. „Herodes und Mariamne" 415. ſ. Gedichte 356.
Hebel, Joh. Pet., Volksdichter II. 472. vergl. III. 386. „allemanniſche Gedichte" II. 473. „Schatzkäſtlein" 473. „die Wieſe" 474.
Hecker, Mediciner, III. 448.
Heeren, Hiſtoriker, II. 615 f. deſſen „Ideen über d. Politik, d. Verkehr u. d. Handel d. alten Welt" 615.
Heeren-Ukert'ſche Unternehmen, das, III. 245. 442.
Hefele, kath. Theolog, III. 434.
Heffter, Juriſt, III. 264. 437.
Hegel, d. eigentl. Träger der Philoſophie der Gegenwart III. 280. ſ. philoſoph. Standp. 280 ff. vergl. 284. Char. ſ. Methode und Dialektik 283. vergl. mit Schelling 43. 280. Einfl. ſ. Philoſ. auf die Wiſſenſchaft 282. 425. deſſen Schule 426. 430. vergl. 433. Schriften 283. 428. 429.
Hegewiſch, II. 617.
Hegner, Humoriſtiker, II. 588.
Heilmann, Theolog, I. 153.
Heine, Heinrich, Charakteriſtik III. 291. 292 f. 295. vergl. 317. vergl. mit W. Menzel 290 f. mit Börne 291 f. mit Byron 293. ſ. Ausfälle gegen Schriftſteller 298. ſ. Proſaſtyl 297. ſ. dramat. Verſuche 297. — Werke: „Reiſebilder" 294. „lyriſche Gedichte" 296. „Nachträge" 296. „Buch der Lieder" 296. „Atta Troll" 297. „Deutſchland ein Wintermärchen" 297. „d. romant. Schule" 294.
Heinrich, Hiſtoriker, II. 617.
Heinroth (Treumund Wellentreter), Anthropolog, III. 205 f.
Heinſe, Wilhelm, I. 417 f. — Lebens- u. Bildungsgang 418 f. Charakt. ſ. Schriften 420. 422. verſchiedene Urtheile über ihn 421. — „Sinngedichte" 418. „Ardinghello" 112. 419. 421. 422. „Hildegard v. Hohenthal" 419. 423. „Fiormona" 423. — ſ. Briefe 423 f. — vergl. I. 138.
Helbig, III. 444.
Helfferich, A., Theolog, III. 433.
Hell, Theodor, ſ. Winkler.
Heller, R., III. 388.
Helvetius, II. 591.
Helwig, Amalie v., II. 481.
Hengſtenberg's Evangeliſche Kirchenzeitung III. 430.
Henke, Juriſt, III. 264.
Henke, Theolog, II. 608. III. 226.
Henle, Mediciner, III. 205. 438. 439.
Henſchel, III. 377.
Henſe, III. 445.
Herbart, J. F., Philoſ., II. 603. ſ. Darſtellungsform 604.
Herder, Joh. Gottfr., I. 295 f. — allgem. Charakteriſtik 293 f. vergl. mit Hamann 281. 293. vergl. mit Schleiermacher III. 211. Lebens- u. Bildungsgang I. 295 f. perſönl. u. ſchriftſteller. Charakter 297 f. ſ. Geiſtespolarität in der erſten und zweiten Hälfte ſ. Lebens in moraliſcher u. ſocialer Hinſicht 298 f. in intellekt. u. literar. Beziehung 301 f. ſ. ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen 305 ff. Vielſeitigkeit derſ. 306. Grundcharakter 306 f. ſ. poetiſchen Verſuche (Lieder u. Dramen) 307. ſ. literar-wiſſenſchaftl. Arbeiten: „Fragmente zur deutſchen Literatur" 306. 308 f. „kritiſche Wälder" 310. „Blätter f. deutſche Art u. Kunſt" 310 f. „Stimmen der Völker" 311. ſpät. Schriften (nach 1778) 311. — ſ. theologiſches Streben 312. Schriften, die dahin gehören: „älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts" 313. „Geiſt der hebräiſchen Poeſie" 315. „chriſtliche Schriften" und „chriſtl. Reden" 315. — „Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte d. Menſchheit" 316 f. „Gott, Geſpräch über Spinoza" 318. Angriffe

gegen Kant: „Metakritik" u. „Kalligone" 319. II. 597 f. — „Aboastea" I. 307. 319. „Briefe zur Förderung der Humanität" 320. — „Sakontala" 320. „Cid" 321. — was er f. unſ. national-literar. Zukunft geleiſtet 321 f. Verh. z. Romantik III. 18.

Herloßſohn, Romanſchr., III. 370.

Hermann, G., Dramatiker, III. 421.

Hermann, Gottfr., Philolog, II. 639. III. 232.

Hermann, K. Fr., Philolog, III. 428. 442.

Hermes, kath. Theolog, II. 606. III. 230. deſſen „Dogmatik" 230.

Hermes, J. Timotheus, Romanſchr., II. 522. deſſen „Geſch. d. Miß Fanny Wilkes" 523. „Sophien's Reiſe" 523 f.

Hermeſianismus, ſ. Hermes.

Herwegh, Georg, Charakteriſtik III. 343 f. „Gedichte eines Lebendigen" 344.

Heſekiel, polit. Romanſchreiber, III. 391.

Heſſemer, ſ. Epos „Juſſuf u. Naſſſe" III. 347.

Henfeld, II. 494.

Heyden, Friedr. v., Novelliſt, III. 398. dramatiſche Produktionen 419.

Heyden, von der (Emerentius Scävola), III. 392.

Heyne, Philolog, Charakter I. 252 f. mit Baſedow vergl. 252. leitet die Reform in d. höhere humaniſtiſche Schulbildung ein 256. ſ. literar-äſthetiſcher Standpunkt 257. vgl. II. 639. III. 230.

Heyſe, Vater und Sohn, Sprachforſcher, III. 236.

Hildebrand, Nationalökon. III. 437.

Hildebrandt, Naturforſcher, II. 653. 655. III. 205.

Hilſcher, J. Em., III. 339.

Hinrichs, Philoſoph, III. 426.

Hippel, Theod. Gottl. v., Urheber d. humoriſt. Novelliſtik II. 539 f. — Charakter u. Lebensverh. 539 f. Charakter ſ. Schriften 540. will die Emancipation der Frauen begründen 541. — „die Lebensläufe in aufſteigender Linie" u. „die Kreuz- u. Querzüge des Ritters A bis Z." 542 f. and. Schriften 540 f.

Hirſcher, kath. Theol., III. 434.

Hirt, III. 250. 252.

Hirtz, G. Daniel, Naturdichter, III. 346 f.

Hiſtoriſcher Roman, ſ. Roman.

Höck, III. 442.

Hofacker, Theol., III. 434.

Hoff, K. v., Geolog, III. 208.

Hoffmann, Ernſt Theod. Amadeus, III. 122. — Lebensführung, Charakteriſtik u. Produktionen 122 ff. — „die Phantaſieſtücke in Callot's Manier" (Kunſtnovellen) 123. „die Elixire des Teufels" 123. — d. neue franzöſ. Romantik lehnt ſich an ihn an 124.

Hoffmann, Friedr., Geolog, III. 208.

Hoffmann v. Fallersleben, Charakteriſtik III. 354 f. deſſen „unpolitiſche Lieder" 355. ſ. Volksdichtungen u. Leiſtungen in d. ältern deutſch. Literargeſchichte 355. 446.

Hoffmannswaldau, I. 18.

Hoffmeiſter, III. 445.

Hofpoeſie z. Anf. d. 18. Jahrh. I. 20 f.

Hohenſtaufendramen III. 418.

Holbein, v., III. 422.

Hölderlin, ſchwäb. Dichter, III. 159. vergl. II. 477. deſſen „Hyperion" III. 160. „der Tod d. Empedokles" 161. Gedichte 161.

Holtei, v., III. 422.

Hölty, I. 369 f. vergl. 328. Gedichte 371.

Homer, Einfluß auf die deutſche Dichtung I. 263. von den Göttingern überſetzt 336. v. Voß 357 f.

Homeyer, Herausgeber des „Sachſenſpiegels", III. 262. 435. 436.

Höpfner, I. 273.

Horaz, überſ. v. Pyra, Ramler, Uz, I. 48. 60. 61.

Horen (Zeitſchr.) II. 204. 207. 390.

Hormayr, v., Hiſtoriker, III. 242.

Horn, Franz, III. 174. — ſein Werk „über Shakſpeare" 175.

Horn, Uffo, III. 339. 371.
Horn, W. D. v. (Oertel), III. 388.
Hotho, Philosoph, III. 282. 429.
Houwald, Ernst v., III. 137. neben Müllner u. Grillparzer Vertreter der fatalistischen Tragödie 134. dessen „Bild" 137. „der Leuchtthurm", „Fluch u. Segen", „die Heimkehr" 138.
Huber, Joh. Ludw., I. 278.
Huber, Therese, II. 632.
Huber, V. A., III. 380.
Hufeland, II. 655. vergl. III. 210.
Hugo, Jurist, dessen Einfluß auf Umgestaltung der Jurisprudenz II. 658. vergl. III. 258. — „Gesch. des römischen Rechts" II. 659. „Philos. des positiven Rechts" 659.
Hugo, Vikt., übersetzt v. Freiligrath III. 352.
Hüllmann, Historiker, III. 238. 441.
Humboldt, Alex. v., Naturforscher, III. 198. 208. vergl. II. 644. 649. (in Vergl. mit s. Bruder Wilhelm) 654. — dessen „Kosmos" III. 199.
Humboldt, Wilh. v., II. 644 f. — Charakter, Bildung u. Lebenshaltung 644 f. s. Freundschaft mit Schiller („Briefwechsel mit diesem") 646 f. vgl. 380. Charakteristik 648 f. politischer Standpunkt 646. s. Verdienst um d. Linguistik 649 f. „über die Kawi-Sprache" 650. 645. andere sprachwissenschaftl. Schriften 650. politische 650. kritisch-ästhetische: „die ästhetischen Versuche" 650 f. poet. Versuche 651. — „Briefe an eine Freundin" 647. — in Parallele mit Fr. A. Wolf 639 f. 643 f.
Hume, II. 591.
Humor II. 532 f.
Humoristischer Roman, s. Roman.
Hutten, Ulrich v., II. 325.

J.

Jacob, Philos., II. 603.
Jacobi, Friedr. Heinr., I. 442 f. — vergl. mit Lavater 442. Charakter u. Bildungsgang 443 f. 449. philosophischer Standpunkt und Charakter 446 f. 456. (philosophischer Drang-Romantiker). vergl. III. 39. Verh. zur neuern Philosophie I. 458 f. s. Nachfolger 459 f. politische Ansicht 450. Charakt. s. Schriften 451. — Romane: „Allwill's Briefsammlung" u. „Woldemar" 452 f. philosoph. Schriften: „von den göttlichen Dingen" 456. „Briefe über die Lehre des Spinoza" 457. andere philosoph. Schriften 458.
Jacobi, J. G., Liederlyriker, I. 62.
Jacobs, Friedr., II. 652. dessen „verm. Schriften" 652. vergl. III. 252.
Jaffe, Historiker, III. 441.
Jäger, III. 346. 360.
Jahn, III. 149.
Jakob, III. 265.
Jean Paul, s. Richter.
Jena, Mittelpunkt deutscher Wissenschaft während der neunziger Jahre II. 601. vergl. 251. 481. Ausgangspunkt der neuen Romantik III. 28. 101.
Jenisch, II. 603.
Jerusalem, I. 157. dessen „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten d. Relig." 158. „Predigten" 158.
Iffland, Leben II. 499 f. Charakteristik als Schauspieler 488 f. 498 f. vgl. 332. 353. 402. 453. als dramatischer Schriftsteller 501 f. s. dram. Produktionen 501 f. s. „Theateralmanach" 503.
Immermann, Karl, Charakteristik III. 400 f. als Novellist 402. dessen „Epigonen", „Münchhausen" 402. — als Dramatiker 405. „Merlin" 401. 406. „Alexis" 407. „Ghismonda" 407. andere dramat. Produktionen 406. 408. — als Lyriker („Tristan u. Isolde") 359. 401. 408. — als Kritiker (s. „Reisejournal") 408.
Indische Literatur in Deutschl. eingeführt III. 68. 233.
Jordan, III. 257.
Joseph II., dessen Einfluß auf die geistigen Strebungen im Vergl. mit Friedrich d. Gr. I. 177. 243. Urtheil des Herzogs Karl August über denselb. 177. s. Drangstreben 265 f.
Journalistik zu Anfang d. 18. Jahrh., ihr

Charakter u. Einfluß I. 13 f. v. Thomasius begründet 12. — in d. Mitte d. 18. Jahrh. 183 f. — zu Ende deſſelben 461 f. (ſ. Schlözer). — in der Gegenwart III. 448.

Ironie, romantiſche, ſ. Romantik.

Irwing, I. 146.

Iſelin, I. 145. „über d. Geſchichte d. Menſchheit" 145 f.

Iſidor (pſeudon.), deſſen „Leonore" III. 138.

Julirevolution, Einfluß derſelben auf Deutſchl. III. 268. 271. 312. 314.

Jung (Stilling), I. 409 ff. Charakter u. Leben 410. Charakter ſ. Schriften 413 f. — deſſen Autobiographie 413 f. „Theobald oder d. Schwärmer" 412. 415 f. „das Heimweh" 416. andere Schriften 415. 417.

Jungdeutſchland, ſ. Deutſchland, das junge.

Jünger, Luſtſpieldichter, II. 495.

Junkmann, III. 349.

Jurisprudenz z. Anf. d. 18. Jahrh. I. 5. (Thomaſius). Einfl. d. kritiſchen Philoſophie auf dieſelbe II. 656 f. unter dem Principe der Romantik III. 258 f. in der Gegenwart 435 f.

K.

Kahlert, III. 362.

Kandidus, III. 346.

Kanne, J. A., Mythолog, III. 232.

Kannegießer, Überſetzer der Dante III. 68. 187.

Kant, Immanuel, II. 590 ff. — Begründer der echt wiſſenſchaftl. Philoſophie und ſpeculativen Kritik 590. 592. Charakter u. Grundrichtung ſ. Philoſophie 592 f. ſ. Methode 596. Werke: „die Kritik der reinen Vernunft" 597. „Kritik der Urtheilskraft" 596 f. (Begründer der neuen Äſthetik 598). ſ. Gegner 597 f. — d. politiſche Seite ſ. Philoſophie („Metaphyſik d. Sitten", d. Abh. „z. ewigen Frieden", „Streit der Fakultäten") 599. d. naturwiſſenſchaftliche („Metaphyſiſche Anfangsgründe d. Naturwiſſenſchaft") 600. ſ. Einfluß auf die Philoſophie überhaupt 600 f. auf die hiſtoriſche Philoſophie 604 f. Einfluß auf d. Theologie („über d. Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft") 606 f. auf d. Geſchichtſchreibung („Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Hinſicht") 609 f. vergl. I. 163. 610. auf die Naturwiſſenſchaft (außer d. erwähnten „Metaphyſ. Anfangsgr. d. Naturw." „Phyſikaliſche Geographie") II. 653. auf d. Jurisprudenz 658. 660. — andere außer den erwähnten Schriften 598.

Karajan, III. 446.

Karl, Herzog v. Braunſchweig, Gründer des Karolinums, I. 276.

Karl, Herzog v. Würtemberg, I. 278 f.

Karl Auguſt, Herzog v. Sachſen-Weimar, begünſtigt die aufſtrebenden Genialitäten I. 276 f. vergl. 124. II. 152.

Karlsſchule, die hohe, II. 328.

Karſt, Louiſe, II. 482.

Käſtner, I. 326 f. indirekter Einfluß auf den Göttinger Dichterbund 326. Epigrammatiſt 326.

Kaufmann, Angelika, I. 181.

Keller, Adelb., III. 377. 446.

Keller, Gottfr., III. 345.

Kerner, Juſt., Lyriker, III. 164 f. dem thieriſchen Magnetismus zugewandt 209.

Kerner, Theobald, Sohn des Vor., III. 164.

Kielmeyer, deſſen Wirkſamkeit in d. organiſchen Naturwiſſ. II. 654 f. vergl. III. 191. 197.

Kieſer, Mediciner, III. 203. 209. 210.

Kind, Fr., II. 479. III. 179.

Kinkel, G., ſ. Gedichte III. 348. Kunſthiſtoriker 448.

Kirchengeſchichte, Umbildung derſelben in den letzten Decennien des vorigen Jahrh. II. 608 f.

Kirner, Dramatiker, III. 413.

Klaproth, Jul. v., II. 662.

Klein, J. L., Dramatiker, III. 420. vergl. 346.

Kleiſt, Chr. Ew. v., I. 62 f. deſſen „Frühling" 63.

Kleist, Heinr. v., III. 167. persönl. Verh. 167. Charakter seiner dramat. Dichtungen 168. — „Familie Schroffenstein", „Penthesilea", „das Käthchen von Heilbronn", „der Prinz von Homburg" 169. „Hermannsschlacht" 170. Lustspiele u. Novellen 170.

Kletke, III. 362. 377. 444.

Klettenberg, Fräulein v., II. 89. 90.

Klingemann, III. 179. vergl. 413.

Klinger, Fr. Maximilian v., I. 392 ff. — Lebens- und Bildungsgang 392 ff. 399 f. Charakter 393. schriftsteller. Leben und Wirken 394 f. Charakter s. Werke 395 f. Dramatische Produktionen: allgem. Charakter 397. „Sturm u. Drang" 397. „die Zwillinge" 398. „d. Günstling", „Medea in Korinth" 399. andere Dramen 399. — novellistisch-epische Produktionen: allgem. Charakt. 400. „Faust" 401 f. andere Romane 403 ff. — „Betrachtungen u. Gedanken" 404.

Kloeden, Geolog, III. 208.

Klopstock, Fr. Gottl., I. 70 ff. — Leben u. Bildung 71 f. Charakteristik s. poet. Persönlichkeit 73 f. 83. seiner literar. Thätigkeit 77 f. s. Werke und Charakteristik derselben 84 f. s. „Messias" 84—93. vergl. 68. s. Lyrik 93 f. „Oden" 94. „Bardenlieder" 95. geistl. Lieder 95 f. dramatische Arbeiten 96 f. s. prosaischen Schriften 99 f. s. nationalliterar. Verdienst 98 f. — s. Sprachbildung 81 f. vergl. 78. Erfinder des Hexameter 92. — Gemeinsames mit Wieland in d. literar. Stellung u. Bedeutung 67 f. ihre ergänzende Wechselbeziehung 69. vergl. 102 ff. 106.

Klotz, I. 60. 64. 229. (Streit mit Lessing.)

Klüber, Joh. Ludw., dessen „öffentl. Recht des deutsch. Bundes" III. 255. s. polit. Standpunkt 255.

Kluge, III. 209.

Knapp, Alb., III. 343.

Knebel, K. L. v., Übers. des Properz u. Lukrez II. 482 f. dessen „Gedichte" 483.

Knigge, Adolph Franz Fr. L. Freiherr v., II. 551 f. — Charakteristik u. literar. Bedeutung 551. — „über den Umgang mit Menschen" 551. als novellistischer Genre-Humorist. und seine desfallsf. Schriften 552.

Kobbe, Theod. v., III. 379.

Kobelt, Fr. v., III. 341.

Koberstein, III. 444.

Koch, III. 443.

Koch-Seyler'sche Schauspielergesellschaft, II. 488.

Kohl, III. 443.

Kölle, Friedr., III. 437.

König, Heinrich, dessen Novellen III. 374. („die Clubisten in Mainz") 392. „William's Dichten u. Trachten" 384.

König, Joh. Ulrich v., I. 22.

Kopisch, Maler u. Dichter, III. 362.

Kopp, Geschichtschr. der Chemie, III. 207.

Kopp, J. E., Historiker, III. 440.

Koppe, Theod. v., III. 379.

Köppen, Friedr., II. 602. III. 257.

Körner, Vater des Folgenden, II. 334.

Körner, Theod., III. 141. dessen Lieder u. dramat. Produktionen 141.

Kortum, II. 480. („Jobsiade")

Kosegarten, Ludw. Theobul, II. 468 f.

Köstlin, s. Reinhold, C.

Kotzebue, II. 503 ff. — Bildungs- u. Lebensgesch. 505 ff. Charakter 504 f. allgem. Charakter s. dramat. Produktionen, Lustspiele, Rühr- und histor. Stücke, romant. Dramen und Tragödien 508 f. 512. s. sonstige literarische Thätigkeit (als Romanschreiber, Reiseschriftsteller, Geschichtsschreiber) 513 f. „der Freimüthige" 514.

Kraus, III. 265.

Krause, J. C. F., Philosoph, III. 190.

Kriegk, III. 439.

Kritik im 18. Jahrh. vor Lessing I. 33 f. (Leipziger und Züricher) 43 f. (Preußische). — d. eigentl. journalistische, deren Begründer Nicolai 184. d. freie

selbstständige ästhetische, ausgehend v. den Literaturbriefen (Lessing) 187. — die speculative der Kant'schen Philosophie II. 592 f. vergl. III. 54. — die literarhistorische der Romantik III. 53 f. — der gegenwärtigen Literaturepoche 272 f. vergl. 283. 284.

Krug, Philos., II. 603. III. 449.

Krug v. Nidda, III. 179. 418.

Kugler, Fr. Th., III. 361. 447.

Kuhn, kathol. Theol., III. 430. 434.

Kühne, F. Gust., Charakteristik III. 323. s. Novellen 323 f. 373. Literarhistor. 445.

Kulmann, Elisabeth, III. 347.

Kunisch, Literarhistoriker, III. 444.

Kunst, antike, deren Einfluß auf die reformatorische Wirksamkeit in d. deutsch. Lit. I. 177. (Winkelmann) 217. (Lessing)

Kunstgeschichte, ihre ästhetisch-ideale Auffassung beginnend mit Winckelmann I. 180. in der Epoche der Romantik u. unter deren Einfluß III. 248 f. 250 f. in der Gegenwart 447 f.

Kunth, Botaniker, III. 439.

Kurtz, H., III. 343. 385.

Kurz, Jos. v., Schauspieler, II. 487.

L.

Lachmann, III. 236. 441. 446.

Lafontaine, August H. J., Romanschreiber, Charakteristik u. s. Produkte II. 530 f.

Lambert, I. 147. s. „neues Organon" 147.

Lamey, III. 346.

Langbein, Romanschr. u. Lyriker, II. 479 f.

Lange, J. P., Theolog, III. 432.

Lange, Sam. Gotthold, Dichter, I. 59.

Längefeld, II. 490.

Langer, II. 89.

Langrehr, III. 355.

Lärm- und Schreckenschauspiele in d. 80ger Jahren II. 491.

La Roche, Sophie, Romanschreiberin, II. 526. deren „Gesch. d. Fräuleins v. Sternheim", „Rosalien's Briefe" 526.

Lassen, Orientalist, III. 234.

Laßberg, v., III. 436. (Herausg. d. Schwabenspiegels)

Laube, Heinrich, III. 319. — s. „Reisenovellen" 319. „deutsche Literaturgesch." 320. s. Romane 320. dramatische Versuche 320. vergl. 405.

Lavater, Joh. Kaspar, I. 425 f. — Bildungsgang u. Charakter 431 f. — Verh. z. Hamann u. Herder 425. s. religiöser Standpunkt 426 f. (theolog. Drang-Romantiker) s. theolog. Wirken 429. 433. Charakter s. Schriften 433. 437. — s. „physiognom. Fragmente" 2c. 434 f. Predigten 438. „Aussichten in d. Ewigkeit" 438. „geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" 438. „Pontius Pilatus" 439. „Jesus Messias" 439. — geistl. Lieder 440. Schweizerlieder 441.

Lavoisier, Chemiker, III. 206.

Leipzig, wissenschaftl. Verh. daselbst in der zweiten Hälfte d. 18. Jahrh. II. 76. 77 f.

Leipzigerschule I. 32 ff.

Leisewitz, I. 382 f. vgl. 328. — „Julius v. Tarent" 382 f.

Lenau (Niembsch v. Strehlenau), III. 330. dessen Lyrik 331. 332. s. epischen Dichtungen 331. „Faust" 331.

Lengefeld, Charlotte v. (Schiller's Frau), II. 336.

Lengefeld, Karoline v., s. Wolzogen.

Lenz, J. M. Reinhold, I. 388 f. Charakteristik u. persönl. Verh. 388 f. Charakter seiner Produktionen 390 f. — dessen „Hofmeister" 391. „d. neue Menoza" 391. „die Soldaten" 391.

Leo, Heinrich, Historiker, III. 244 f. 436.

Leonhard, Geolog, III. 208.

Lepsius, III. 239.

Lerour, Pierre, III. 431.

Lerse, I. 384. II. 95.

Le Sage, dessen „Gilblas" in Deutschl. übersetzt II. 515. 535.

Lessing, der Reformator unserer deutschen Nationalliteratur, I. 197 ff. — Lebens- u. Bildungsgang 198 f. geschichtl. Standpunkt 201. Charakteristik 202 f. s. literar. Bedeutung und Standpunkt 208 f. 262. s. literar. Wirken 211 f. Kritik sein eigentl. Beruf 213. — Vorstadium s. produktiven Thätigkeit 212 f. „Pope ein Metaphysiker" (mit Mendelssohn gemeinschaftl.) 213. u. „Miß Sara Sampson" (1755) 213 f. vgl. II. 493. „Literaturbriefe" (deren geistiger Gründer) I. 216. vgl. 14. 144. 185 f. — Sekretär des Generals v. Tauenzien in Breslau 216. der Höhepunkt s. reformator. Berufs: „Laokoon" (1766) 217 ff. „Minna v. Barnhelm" (1767) 219 f. vergl. 174. II. 493. „Hamburgische Dramaturgie" (1768) I. 221 f. „Emilia Galotti" (1772) 224 f. vergl. II. 493. s. Händel mit Klotz: „Antiquarische Briefe" I. 229. Nachtrag dazu: „wie die alten den Tod gebildet" 229. — neue Epoche s. Lebens mit d. Antritt d. Bibliothekariats in Wolfenbüttel (1770): seine Kämpfe für d. Recht des freien Geistes 230 ff. giebt Berengar's Schrift „über die Transsubstanziation" heraus 231. „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten" 231. d. theologische Streit, der sich daran knüpft 233 f. „Erziehung des Menschengeschlechts" 234. — der Zielpunkt s. Ur- u. Grundstrebungen: „Nathan der Weise" 235 f.

Lewald, Aug., Charakteristik III. 381. Schriften 381. vergl. 400.

Lewald, Fanny, III. 394.

Lichtenberg, Georg Christoph, II. 545 f. — persönl. Verh. u. Charakteristik 546 f. 550 f. die Art s. Humors 547. die „Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche" 549 f. andere Schriften 548 f.

Lichtenstein, Geolog, III. 208.

Lichtwer, I. 57.

Liebener, Kirchenhistoriker, III. 433.

Liebig, Chemiker, III. 189. 206. 439.

Linguistik, ihre wissenschaftliche Behandlung mit W. von Humboldt beginnend II. 649 f. — während der Epoche der Romantik III. 233 f. — in der Gegenwart 278. vergl. 445 f.

Link, Geolog, III. 208. 439.

Liskow, Chr. L., I. 31 f. s. literarische Satire 31. — „von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" 31 f.

List, Fr., Nationalökonom, III. 437.

Literatur, deutsche, I. ästhetische: 1) im 17. Jahrh. I. 16. — 2) im 18. Jahrhundert: in den ersten drei Jahrzehnten: emancipativ-regenerative Strebungen derselben und Hindernisse ihrer Entwicklung I. 2. Kampf gegen dieselben 3 ff. Charakter ihrer Erzeugnisse und deren Träger 16 f. unter französischem Einfluß 17. formell-conventionelle Richtung 20. 23 f. malerisch-didaktische 26. die Prosa 29. — in den vierziger Jahren (vorlessing'sches Literaturstadium): kritisch-doktrinelle Richtungen I. 32 f. produktive 55 f. — unmittelbar-einleitender Übergang in die Epoche der Reformation s. Klopstock u. Wieland. — Reformation derselben I. 164 f. s. Friedrich d. Gr., Rousseau, Winckelmann, Nicolai, Lessing. — in den siebenziger und achtziger Jahren: Übergang in die revolutionäre Periode des „Sturms u. Drangs" I. 261 f. — die klassische Periode derselben u. ihr Charakter (in den zwei letzten Jahrz.) II. 2 f. s. Göthe u. Schiller. — 3) im 19. Jahrh.: die Periode der Romantik s. Romantik. — Stand derselben in der Gegenwart (seit 1830) III. 267 f. die neueste Dichtung (seit 1840) 329 f. — II. wissenschaftliche s. Wissenschaft. — — Einfluß der Kritik auf die Liter., s. Kritik. — Einfluß der Kant'schen Philosophie auf dieselbe, s. Kant.

Literatur, indische, s. indische Literatur.

Literaturbriefe I. 184 f.

Literaturgeschichte, während der romant.

Epoche III. 248. in der Gegenwart 443 f.
Littrow, Astronom, III. 207.
Lobeck, Philolog, III. 233.
Locke, John, Einfluß seiner Philos. auf Deutschl. I. 7. 142. 147. II. 591.
Loder, Naturforscher, II. 655.
Loeben, Graf von (Isidorus orientalis), II. 479.
Logau, I. 19.
Lohenstein, I. 18.
Lopez, übersetzt von O. v. Malsburg, III. 187.
Lotz, III. 265.
Lotze, Philosoph, III. 427.
Lücke, Theolog, III. 434.
Ludecus, Amalie, II. 481.
Luden, Heinrich, Historiker, III. 237. dessen Zeitschrift „Nemesis" 237. „Geschichte d. deutschen Volks" 238. vgl. 253.
Lüder, III. 265.
Ludwig I., König von Baiern, III. 339 f.
Lustspiel seit den achtziger Jahren II. 492.
Luther, Verdienste um die deutsche Sprache I. 10.
Lyrik der 70ger Jahre des 18. Jahrh.: I. 324 f. — in d. 80- u. 90ger Jahren d. 18. Jahrh. II. 461 ff. — während der Epoche d. Romantik, s. Romantik. — in der Gegenwart: allgem. Charakter III. 274. ihre Träger 330—363. — Verh. zur Novelle und zum Drama 274.
Lyser, Kunstnovellist, III. 399.

M.

Mädler, Astronom, III. 207.
Magnetismus (thierischer), dessen wissenschaftl. Erklärungsversuche während der romant. Zeit III. 208 f.
Mahlmann, Aug., II. 479.
Maier, Jakob, dessen „Fust von Stromberg" II. 490.
Malsburg, Otto v., III. 187.
Maltiz, Apollon. v., III. 422.
Mand, III. 422.
Mannheim, Theater daselbst, II. 488.
Manso, II. 617.
Marbach, O., III. 376. 445.
Marezoll, II. 608.
Marggraff, Hermann, Literarhistoriker u. Dramatiker, III. 404. 420.
Marggraff, Rudolph, III. 404.
Marheinecke, Theolog, III. 224. f. „Grundlehren christl. Dogmatik" 225. „Symbolik der christl. Religionsparteien" 225. „Gesch. d. deutschen Reformation" 225.
Marino, v. Brockes übersetzt, I. 27.
Martell, M. (v. Pochhammer), III. 388.
Martensen, Theolog, III. 433.
Martin, Saint, III. 229.
Mascov, I. 163.
Maßmann, III. 446.
Matthisson, Friedr., Charakter seiner Dichtung II. 463 f. „Lyrische Anthologie" 466. „Erinnerungen" 466.
Matzerath, III. 349.
Maurer, L. v., Jurist, III. 262. 435.
Mayer, Karl, III. 343. vergl. 167.
Meckel, Physiol. u. Anatom, III. 202. 204.
Medicin, in der Zeit der Romantik III. 203 f. in der Gegenwart 438 f.
Meier, G. Fr., dessen „Anfangsgründe d. schönen Wissenschaften" I. 43.
Meiners, II. 609.
Meinhold (Verf. d. „Bernsteinhexe"), III. 380.
Meißner, Romanschr., I. 138. („Bianca Capello") II. 516.
Meißner, Alfred, dessen „Gedichte" und „Ziska" III. 339.
Mendelssohn, Moses, I. 191 f. — Bildungsgang 191 f. Charakteristik 192 f. vergl. 185. 188. von Hamann angefeindet 194. Vertheidiger Lessing's 195. — Schriften: „Pope ein Metaphysiker" (mit Lessing gemeinschaftl.) 192. „Phädon", „Morgenstunden", „Jerusalem" 194.
Menke, Burkhard, I. 15.
Menke, Otto, I. 14.
Menzel, C. A., Historiker, III. 238.
Menzel, Wolfg., literar. Verh. und

Wirken III. 288 f. Wechsel f. polit. Ansichten u. Verh. z. Heine, Börne u. a. 287 f. vergl. mit Heine 290 f. — Werke: „deutsche Literatur" 289. vergl. 249. „Gesch. d. Deutschen" 290. polit. Schriften 287. poet. Versuche 290. vergl. 361.

Merck, Charakteristik I. 269 ff. s. Kenntnisse 271. Mittelpunkt der Jünger des Sturms und Drangs 272. s. Verhältniß z. Göthe 270. II. 103.

Mereau, Sophie, II. 481.

Mesmer, III. 209. vergl. II. 91.

Meyer, Heinrich, Philolog, II. 652.

Meyern, Friedr. Wilh., II. 588 f.

Michaelis, Benj., I. 64. 160.

Michelet, Philosoph, III. 426. 429.

Miller, Joh. Martin, I. 372 f. vergl. 328. Gedichte 372. dessen „Siegwart" 374 f. andere Produktionen 373.

Miltiz, Borromäus v., III. 179 f.

Milton, dessen „verlorenes Paradies" I. 90. von Bodmer übersetzt 35. 41.

Mises, s. Fechner.

Mitscherlich, Chemiker, III. 207.

Mittermaier, Jurist, III. 262. 263 f. 435.

Mohl, R., III. 437.

Möhler, III. 434.

Mone, III. 446.

Montesquieu, II. 591.

Mörike, Eduard, Charakteristik III. 341 f.

Moritz, Humoristiker, II. 545.

Moritz, K. Ph., II. 652. 662.

Morning, R., III. 359.

Morus, I. 160. II. 78.

Mosen, Jul., dessen Gedichte III. 357 f. als Novellist 369. 392. Dramatiker 411. 413. „Heinrich der Finkler", „Kaiser Otto", „Cola Rienzi", „die Bräute von Florenz" 413. andere dramatische Produktionen 413.

Mosenthal, III. 422.

Moser, Fr. K. v., I. 241 f. vgl. 164. mit J. Möser vergl. 241 f. — „patriotisches Archiv" 243. andere Schriften 242. 243.

Moser, J. J., Vater des Vor., I. 164. 242.

Möser, Justus, Charakteristik I. 245 f. vergl. mit Moser 241 f. dessen „patriotische Phantasien" 247. „Osnabrückische Gesch." 248. vgl. I. 163. III. 261.

Mosheim, I. 153 f. (Begründer einer eigentl. deutschen Behandlung der Theologie), s. Verdienst um d. geistl. Beredtsamkeit 154. s. „heiligen Reden" 154.

Mügge, Theod., III. 370. 380.

Mühl, III. 346.

Mühlbach, Louise (verehl. Mundt), III. 323. 394.

Müllenhoff, III. 377. 446.

Müller, Adam, Charakteristik III. 80 ff. einer der theoretischen Führer der neuen Romantik 4. vgl. 81. mit Fr. Schlegel vergl. 80. 81. dessen Sympathien für das Mittelalter und den Katholicismus 82. politischer Standpunkt 83. will den wiederhergestellten Begr. d. Ironie näher bestimmen 84. dessen „Vorlesungen über deutsche Wissensch. u. Lit." 81 ff. „Elemente der Staatskunst" 253.

Müller, F., Historiker, II. 441.

Müller, Fr., Maler u. Dichter, I. 404 f. Charakter seiner dramat. Versuche 405. dessen „Faust" 406. „Niobe" 406 f. „Genovefa" 407. „Idyllen" 407 f. III. 386.

Müller, Fr. A., Ritterepiker, I. 137.

Müller, J. v., I. 64.

Müller, J. Gottwerth, dessen „Siegfried v. Lindenberg" II. 538. „Komische Romane" 538.

Müller, Joh., Physiolog, III. 204.

Müller, Joh. v., II. 617 f. — persönl. Verh. und Bildungsgang 617 f. Charakter 618. schriftsteller. Charakteristik 619 f. 624. Urtheile über s. historiograph. Bedeutung 619. Styl 621. Verdienst um d. Geschichtschreibung 624. — „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft" 622. „vier u. zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" 622 f. Urtheile darüber 623.

Müller, Jul., Theolog, III. 432. 434.

Müller, Mich., II. 479.
Müller, Niklas, III. 343.
Müller, Otfr., III. 289. („Etrusker") 442. f. „Handbuch der Archäologie" 253. 447. Literarhistoriker 447.
Müller, Otto, dessen „Bürger" III. 384. histor. Romane 385. polit. 391.
Müller, Wilh., dessen lyrische Dichtungen III. 180. Literarhistoriker 180.
Müller, Wolfgang, III. 349.
Müllner, Adolph, neben Grillparzer u. Houwald Vertreter der fatalistischen Tragödie III. 134. Charakteristik 134 f. „die Schuld", „König Yngurd", „die Albaneserin", „d. 29. Februar" 135.
Münch-Bellinghausen, Frh. v., s. Halm, Fr.
Mundt, Theod., III. 321. 370. 381. 390. vergl. mit Wienbarg 321 f. — dessen „Kunst d. deutsch. Prosa" 322. „Gesch. der Lit. der Gegenwart" 322. vergl. 429. 437.
Murhard, III. 437.
Musäus, J. K. A., dessen „Volksmärchen der Deutschen" II. 519. — „deutscher Grandison" 536. „physiognomische Reisen" 536.
Musenalmanach, Göttinger, s. Göttinger Musenalmanach.
Musenalmanach, Schiller'scher, II. 208.
Mylius, Wilhelmine, III. 354.
Mythologie, von Heyne wiss. begründet III. 230. Symboliker u. Antisymboliker, die beiden Hauptrichtungen derselben 230 f.

N.

Nasse, Mediciner, III. 209.
Nathusius, III. 360.
Nationalbühne, Möglichkeit derselben II. 486 f. vergl. III. 277 f. 404.
Nationalökonomie, z. Zeit der Romantik III. 265. in der Gegenwart 437.
Naturmystische Studien in den 70- und 80ger Jahren d. 18. Jahrh. in Deutschland II. 90.
Naturphilosophie, s. Philosophie (unter dem Princip der Romantik III. 189 f.).
Naturwissenschaft, Auffassung derselben durch den Einfluß der krit. wissenschaftl. Reformation Kant's 658 f. vergl. I. 424. während d. Epoche der Romantik (Einfluß der Schelling'schen Naturphilosophie auf dieselbe) III. 196 f. in der Gegenwart III. 438 f.
Naubert, Benedikte, II. 519.
Neander, Kirchenhistor., III. 226. 430. („Leben Jesu") 433.
Nees v. Esenbeck, III. 209.
Nestroy, III. 422.
Neubeck, II. 476. dessen Lehrgedicht: „der Gesundbrunnen" 476.
Neuber'sche Schauspielergesellschaft II. 487.
Neukirch, Benjamin, I. 20. 22.
Neumann, H. K., III. 361.
Neumann, Johanna (Satori), III. 354.
Neumann, Wilh., kritisch-literarische Stellung und Charakter III. 185. — „Karl's Versuche und Hindernisse" (Roman) 186.
Nicolai, Chr. Fr., Begründer der journalistischen Kritik in Deutschland I. 184 ff. („Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften" 184. „Bibliothek d. schönen Künste u. Wissenschaften" 185. „Briefe, die neueste Literatur betr." [mit Lessing und Mendelssohn] 185 ff. „allgem. deutsche Bibliothek" 187 ff.) s. Bedeutung für die Literatur 188 ff. Hauptvertreter des Berliner Literatenkreises 189. f. „Sebaldus Nothanker" 190. II. 538. „Reise durch Deutschland und die Schweiz" I. 191. in den Xenien angegriffen und verdammt 191.
Nicolay, H. v. (aus Straßburg), I. 137.
Niebuhr, B. G., Historiker, III. 239. 443. vergl. II. 638. dessen „römische Gesch." III. 239. dessen polit. Ansichten 240.
Niedner, Kirchenhistoriker, III. 433.
Niembsch v. Strehlenau, s. Lenau.
Niemeyer, II. 607.

Nienborf, Emma v., III. 383.
Nodnagel, A., III. 377.
Norddeutschlands Volkscharakter vgl. mit dem Süddeutschlands I. 323 f.
Norden, Maria, III. 395.
Normann, Wilh., III. 363.
Novalis (Friedr. v. Hardenberg), III. 85. vergl. 3. Charakteristik 86 f. — dessen „Heinrich von Osterdingen" 87. 89 f. vergl. 15. 88. 89. 183. 399. „Geistliche Lieder", „Fragmente", „die Lehrlinge zu Sais" 89.
Novellistik, seit den Anfang der siebenziger Jahre, s. Roman. — in der Epoche der Romantik, s. Romantik. — in d. Gegenwart: allgemeiner Charakter III. 275 f. 363 f. Verh. z. Lyrik und Dramatik 274. ihre Träger 363 — 400. besondere Kategorien: die historische Novell. 364 f.: sagengeschichtliche 367 f. Reisenov. 377 f. biographische 383 f. — Volksgenrenov. 385 f. — Social-Nov. 389 f. vergl. II. 201. 237. III. 15. politische 391. — Gefühls- u. Konversationsnov. 391 f. — Kunstnov. 399 f.

O.

Öhlenschläger, III. 178. dramatische Produkt. 178.
Oken, Naturforscher († 1851), III. 199 f.
Olbers, Astronom, III. 207.
Opitz, I. 10. 21.
Orientalische Poesie, deren Einfluß auf die deutsche I. 264. vergl. III. 9. — s. übrigens indische Lit.
Ortlepp, Ernst, III. 385.
Ortloff, Jur., III. 262. 435.
Ossian, dessen Einfluß auf die deutsche Dichtung I. 263.
Otte (G. Zetter), III. 346.
Ottenheimer, Henriette, III. 354.
Öttinger, III. 358.
Overbeck, Chr. Ad., II. 461.

P.

Paalzow, Frau v., Charakteristik III. 375. deren Romane „Thomas Thyrnau" u. „Jacob van der Nees" 375. vgl. III. 396.
Pädagogik, s. Erziehungswesen.
Pander, Naturforscher, III. 202.
Panofka, Archäolog, III. 252.
Paoli, Betty (Elisab. Glück), III. 354.
Passavant, dessen Untersuchungen üb. den Lebensmagnetismus III. 210.
Passavant, Joh. David, Kunsthistoriker III. 252.
Paulus, Hauptvertreter des Rationalismus II. 607.
Perthes, C., III. 437.
Perthes'sche „Lebensnachrichten" III. 239. 240.
Pertz, III. 261. 441.
Pestalozzi, I. 254. 255.
Petersen, I. 273.
Petrarca, dessen Einfluß auf die Romantiker III. 9.
Pfaff, III. 207. 210.
Pfarrius, J., III. 349.
Pfeffel, Gottl. Konr., II. 476. vergl. III. 346. dessen „Fabeln" II. 476.
Pfeiffer, Frz., III. 433. 446.
Pfister, Historiker, III. 242.
Pfizer, Gustav, Lyriker u. Epiker III. 166. 341.
Pfizer, Paul, dessen „Briefwechsel zweier Deutschen" III. 166. 341.
Philanthropine I. 253.
Phillips, Jurist, III. 261.
Philologie, Einfluß d. kritischen Philosophie auf dieselbe II. 638. Einfluß des neuen Umschwungs der Philologie auf die Staats- und Geschichtswiss. 638 f. auf die Umgestaltung unserer klass. Nationalliteratur 639.
Philosophie, im 18. Jahrh. (Thomasius, Wolf, Lessing, Jacobi) I. 3. 6. 12. 142 f. 425. II. 591 f. — ihr kritisch-wissenschaftl. Standpunkt seit den achtziger Jahren des 18. Jahrh. (Kant, Fichte) II. 590 ff. — ihr Verh. während d. Epoche d. Romantik (Schelling's Naturphilosoph.) III. 189 f. — ihr Standpunkt in der Gegenwart (Hegel) III. 425 ff.

Philosophie, Geschichte derselben in der neuesten Zeit III. 427 f.
Pisanische Romane, übersetzt, II. 515. 535.
Pichler, Karoline, III. 374.
Pierer, dessen „Universallexikon" III. 449.
Pietismus, zu Anfang des 18. Jahrh. I. 3 ff. 151. 259. f. oppositionelle Richtung 4. Hauptvertreter desselben 4.
Pietsch, I. 36.
Pischon, Literarhistoriker, III. 444.
Planck, dessen kirchenhist. Verdienste II. 609. — „Gesch. d. Entstehung, Veränderung u. Bildung des protest. Lehrbegriffs" 609.
Platen-Hallermund, Aug., Graf v., Charakteristik III. 305 ff. in Parallele mit Rückert 299. 305. Urheber d. neuesten polit. Dichtung 311. Grundcharakter s. Gedichte 306. 308 f. seine „Ghaselen" 309. vergl. 340. — als dramatischer Dichter 309. vergl. 405. die „verhängnißvolle Gabel" 309. vgl. 134. der „romant. Ödipus" 309. die „Liga von Cambrai" 310. — s. episches Gedicht „die Abassiden" 310.
Platner, Anthropolog, III. 205.
Platner, E., III. 436.
Ploennies, Louise v., III. 353. (ihre „Gedichte").
Pochhammer, v., s. Martell.
Politik, wissenschaftliche, in d. Mitte d. 18. Jahrh. I. 164. — in der Lessing'schen Epoche 241 f. — in den 70- u. 80ger Jahren 460 f. s. Schlözer. — unter dem Principe der Romantik III. 253 ff. — Grundzug der Gegenwart III. 436 ff.
Politische Poesie III. 333. vgl. II. 53.
Politischer Roman, s. Roman.
Pölitz, Staatswissenschaftslehrer, III. 257. 436.
Popularphilosophen I. 143 f.
Postel, I. 19.
Preuß, III. 440.
Preußen in literarhist. Hinsicht I. 58 f. 183.
Preußische Dichtung im 18. Jahrh. I. 58 f. Charakteristik 60.
Preußische Kritik und literar. Doktrin im 18. Jahrh. I. 43.
Prutz, lyrische Gedichte III. 360. dessen dramatische Produktionen 420 f. histor. Schriften 441. literarhist. 445.
Puchta, Jurist, III. 259. 435.
Pückler-Muskau, III. 377 ff. vgl. 124. dessen Schriften 378.
Purkinje, III. 204.
Pütter, I. 163. vergl. 463. III. 262.
Pyra, I. 59. 60.
Pyrker, J. Ladislaus, dessen epische Dichtungen III. 338. lyr. Ged. 339.

Q.

Quevedo, II. 535.

R.

Rabelais, bearbeitet und nachgeahmt II. 535.
Rabener, Satiriker, I. 56.
Rahel (geb. Levin, verehl. Varnhagen v. Ense), III. 313 f.
Raimund, Ferd., III. 422.
Rambohr, Kunsthistoriker, III. 251.
Ramler, K. W., I. 46. Kritiker 46 f. („kritische Nachrichten"). als Dichter 48. (Oden, Übersetz. des Horaz). Verdienst um die ältere deutsche Literat. 49.
Rank, Jos., III. 388.
Ranke, Leop., Historiker, III. 242. 441. s. Werke 242 f.
Rathe, Physiolog, III. 202.
Rationalismus, im 18. Jahrh. I. 143. 152. idealistisch-praktischer, durch Kant hervorgerufen II. 606. Hauptvertreter desselben 606 f.
Rau, Nationalökonom, III. 265.
Rau, Heribert, dessen Roman „Kaiser und Narr" III. 371.
Raumer, Friedr., Charakt. III. 241. dessen „Gesch. d. Hohenstaufen", „historisches Taschenbuch" 241. staatsw. Schr. 437.
Raupach, Ernst, Charakteristik III. 416 f. dramatische Produktionen 417 f. s. „Hohenstaufen" 418.
Rebenstein, A., III. 360.
Recht, deutsches, Studium desselben zur

Zeit der Romantik III. 269 f. in der Gegenwart 435 f.
Rechtsschulen, die histor. und philosoph. II. 657. III. 258.
Rechtswissenschaft, s. Jurisprudenz.
Recke, Elise von der, II. 468. 482.
Redwitz, Osc. v., dessen „Amaranth" III. 340.
Rehberg, II. 618 f.
Rehfues, v., histor. Novellist III. 372. dessen „Reiseschriften" 372. „Scipio Cicala" 372. „der Sturm des Castells Gozzo" 373. die „neue Medea" 373.
Rehm, Historiker, III. 242.
Reiff, Philosoph, III. 427.
Reil, Mediciner, II. 655.
Reimarus, Herm. Samuel, I. 146. dessen „vornehmste Wahrheiten der natürl. Religion" 146. „Fragmente" v. Lessing herausgeg. 232. s. „Vernunftlehre" 147.
Reinbold, Adelheid, s. Berthold.
Reinhard, Volkmar, dessen oratorische Verdienste II. 608.
Reinhold, C. (Köstlin), Romanschr. III. 370. Literarhistor. 445.
Reinhold, C. L., eröffnet das Verständniß Kant's II. 601. 602. vergl. 377.
Reinhold, Ernst, Philosoph, III. 427. 428.
Reinick, Robert, III. 361.
Rellstab, hist. Romanschr., III. 369.
Rettberg, Kirchenhistoriker, III. 433.
Reumont, Alfr., III. 363. 377.
Reyscher, Jurist, III. 435.
Revolution, deutsche von 1848, III. 266. 268. 269.
Revolution, französische von 1789, Princip u. Bedeutung derselben II. 2. 458. III. 1. Verh. Rehberg's, Brandes', Burke's, Fichte's zu derselben II. 611. Spittler's 613. Göthe's 195 f. Schiller's 381 f. — v. 1830 s. Julirevolution.
Rhein- und mainländischer Literatenkreis I. 384 f. Entstehung 384. Streben 385. wendet sich besonders dem Drama zu 386. Genossen 387 f. vergl. II. 99.
Rhode, III. 239.
Richardson, in Deutschland übersetzt u. nachgeahmt II. 515. 516. 521. 522. 534.
Richter, Jean Paul Friedr., II. 557 f. — allgem. Charakteristik 557 f. 575. Lebens- u. Bildungsgang 558 f. s. literar. Beifall 563 f. sein schriftstellerischer Charakter u. die Urtheile darüber 564 f. sein eigenthüml. poetischer Standpunkt 566 f. seine kompositive und stylistische Methode 572 f. Verh. zur Romantik III. 2. 18. 114. — Schriften: „die grönländischen Processe" II. 561. 575. „Auswahl aus des Teufels Papieren" 562. 576. „die unsichtbare Loge" („Mumien") 576. „Hesperus" 577. „das Leben des Quintus Fixlein" 578. „die Blumen-, Frucht- und Dornstücke" 2c. 579. „Jubelsenior" und „das Kampanerthal" 579. „Titan" 579 f. „Flegeljahre" 582. „Komet" 585. andere poetische Leistungen 583. — s. wissenschaftl. Versuche 583 f. „die Vorschule z. Ästhetik" 584. die „Levana" 584 f. — „Selina" 586.
Rinne, Literarhistoriker, III. 444.
Ritter, Heinrich, Philosoph, III. 428.
Ritter, Karl, Geograph, III. 198. dessen „vergleichende Geographie" 198. 207. vergl. 441.
Ritterroman, s. Roman.
Ritterschauspiele seit dem Anfang der achtziger Jahre II. 490 f.
Rixner, Geschichtschreiber der Philos., III. 196.
Robert, Ludwig, Dramatiker, III. 179.
Rochlitz, Fr., II. 479.
Rogge, Lyriker u. Dramatiker, III. 356.
Röhr, Theolog, III. 434.
Rollet, Hermann, III. 337.
Roman, seit d. Anfange der 70ger Jahre II. 515 f. Einfluß d. engl., span. und franz. Romane 515. Wieland an der Spitze d. neuen Romanliteratur I. 137. II. 515 f. s. Ausbreitung 516. verschiedene Kategorien: phantastischer (Räuber (521)-, Zauber-, Schauer-, Ritter- und Geisterromane) 517 f. histo-

rischer 520. sentimentaler 520. bürgerlicher und Familienroman 520 f. humoristischer 532 f. — in der Epoche der Romantik und in der Gegenwart, s. Romantik u. Novellistik.
Romantik u. Romantiker, Ausgangspunkt und historische Stellung III. 1 f. 188. vergl. 279. I. 366. allgem. Charakteristik III. 2 f. 11 f. 24 f. vergl. 270. 271. die Ironie die allgemeine Form derselben 5 f. neben derselben die Mythologie Mittel 6. wendet sich in Bezug auf den Stoff vornehmlich dem Mittelalter zu 7 ff. der spanischen Lit. 8. der italienischen 8. der nordischen Mythologie 9. dem Orient 9. lehnt an Shakspeare an 10. Verdienst um Nationalisirung desselben 10. nationalliterar. Stellung 12 f. weltliterarisches Ziel 13. ihr Zusammenhang mit Kant's und Fichte's Idealismus 14. knüpft an Göthe und besonders an dessen Wilh. Meister an 14. Einfluß der Naturphilosophie auf dieselbe 18. Einfluß Herder's 18. Verh. derf. zu Schiller 18. formell-technische Künstelei derf. 20. — verneinende polemische Seite: gegen die Mittelmäßigkeit liter. Produktionen 20. gegen die antik-klassische Idealität 22. gegen die Aufklärung 22. — literarhistorisches Verdienst 25. Einfluß auf die linguistischen und deutschphilologischen Studien, auf die bildende Kunst 26. auf musikalische Leistungen, auf Belebung des national-patriotischen Sinnes 27. — ihre verschiedenen Richtungen: philosophische 29 ff. die missionäre 53 ff. die literarhistorisch- und doktrinell-kritische Seite derselben 54 ff. die produktive 85 ff. — die Sonderrichtungen der romantischen Lit. 113. die Rom. des Weltthumors 114 f. die des Aberglaubens 128 f. die der Nationalität (des patriot. Deutschthums) 138 f. die produktiven, literarhistor. u. kritischen Sympathien der Rom. 173 ff. — Verhältniß der Rom. z. Wissenschaft 187 f.
Rommel, Historiker, III. 242.
Röschlaub, Rosolog, III. 208.
Rose, Geolog, III. 208.
Rosenbaum, Mediciner, III. 438.
Rosenkranz, Philos., III. 282. 426. literarhistor. Schriften 445.
Rosenmüller, Theolog, III. 227.
Rötscher, III. 429. 445.
Rotteck, giebt mit Welcker das Staatslexikon heraus III. 438. 449. Geschichtschreiber 245.
Rousseau, J. J., dessen Einfluß auf die deutsche Liter. I. 174 f. 261. auf die deutsche Philos. II. 591. s. „neue Heloise" und „Emil" I. 175. vergl. 241. 251. dessen Einfl. auf d. deutsche Erziehungswesen 241. 251.
Rückert, Friedr. (Freimund Reimar), Charakteristik III. 300 f. 302 f. 305. vgl. 157. in Parallele mit Platen 299. vergl. 305. s. Weltanschauung 301 f. Verdienst um Übersiedelung orientalischer Dichtungen in unsere Literatur 304. desfallsige Dichtungen 304. als Dramatiker 305. vergl. 405. — s. „deutschen Gedichte" und „Kranz der Zeit" 303. vergl. 340.
Rudolphi, Physiolog, III. 205.
Rudolphi, Karoline, II. 481.
Ruge, Arn., Gründer der deutschen Jahrbücher III. 282. 318. vergl. 429. — Literarhistoriker 445.
Rührendes Schauspiel, s. Schauspiel.
Rühs, Historiker, III. 238.
Rukopf, II. 617.
Rumohr, Baron v., III. 440. dessen „deutsche Denkwürdigkeiten" (Memoirenroman) 376.
Runde, Vater und Sohn, Juristen, III. 262.
Rupp, III. 431.

S.

Sachs, Mediciner, III. 208.
Sagengeschichten, in d. neuesten Zeit III. 376.
Sailer, II. 606.
Salis, v. (= Seevis), II. 466.
Sallet, Friedr. v., III. 362. dessen

„Laienevangelium" 362. vergl. 397. f. Gedichte 362.
Sand, George (Mad. Dudevant), III. 112. 313. 316. 389.
San Marte (Schulze), III. 446.
Sanskritwissenschaft, die, III. 233.
Saphir, III. 286.
Sartorius, II. 615. vergl. III. 265. 431.
Saß, Fr., III. 388.
Savigny, Jurist, II. 657. III. 435. Träger d. historischen Rechtsschule 258 f. national-klassisches Verdienst 260.
Say, III. 265.
Scarron, dessen komische Schriften bearbeitet u. nachgeahmt II. 515. 535.
Scävola, Emerentius, s. von der Heyden.
Schacht („Ottokar'sche Chronik") III. 236.
Schack, v., dessen „Gesch. der dramatischen Lit. u. Kunst in Spanien" III. 446.
Schäfer, Literarhistoriker, III. 444.
Schäfer, Historiker, III. 246.
Scharffenstein, General v., II. 330.
Scharpff, III. 343.
Schaumann, Historiker, III. 442.
Schauspiel, rührendes II. 493.
Schauspielergesellschaften II. 487 f.
Schauspielkunst seit der Mitte des 18. Jahrh. II. 487 f.
Schefer, Leop., romant. Humorist, III. 124. dessen „Laienbrevier" 125. Novellen 125. vergl. 373.
Schelling, III. 39 f. — Lebensabriß 52. philosophischer Standpunkt 40 f. philosoph. Charakteristik 42 f. Verhältniß zur neuern Romantik 39. 50 f. Standpunkt f. mythologischen Betrachtung („die Gottheiten von Samothrace") 231. Einfluß s. literar. Wirksamkeit auf die Wissenschaft im Allgem. u. Besondern 49. s. Darstellungsweise 52. Geschichte d. Metamorphose seiner philosoph. Idee an seinen Schriften (vergl. 189. 197. 225.) nachgewiesen 45 f. neuester philosophischer Standpunkt 40. 48. 225. — im Vergl. mit Hegel 43. 280.
Schelver, Naturforscher, III. 201.
Schenckel, III. 444.
Schenk, Ed. v., III. 348.
Schenkendorf, Max v., Lyriker, III. 155.
Scherr, III. 445.
Schiller, Friedrich, II. 294 ff. — I. allgemeine Charakteristik 294 — 324. geht von dem Princip der idealen Freiheit aus 296 f. s. sittlich-subjektive Auffassung der Poesie 302 ff. und Kunst 304 f. — Charakter s. Dichtung 306 f. kosmopolitischer Dichter 307. poetischer Redner des Volks 308. neigt vorzugsweise der dramatischen Seite zu 309 f. und hier wiederum der Tragödie 310 f. Resultat s. poetischen Begabung und Stellung 312. — sein sittlicher Charakter 312 f. religiöse Stellung 313 f. ästhetisch-philosophische Denkrichtung 317 f. vergl. 298. Einfluß der Kant'schen Philosophie auf ihn 317 f. vergl. 304. als Historiker und seine Auffassung der Geschichte 319 f. s. politische Überzeugung 322 f. politischer Dichter 322. — im Vergleich mit Göthe 296. 298 f. 303. 308. 314. 324. 339. 378. 379. mit Fichte III. 31. mit Shakspeare 412. Verhältniß z. Romantik 18 f. — II. Leben. häusliche Umgebung und Familienbeziehung 326. erste Jugend- und Bildungsgeschichte 326 f. Aufenthalt in der hohen Karlsschule und Einfluß desselben auf ihn 328. vergl. I. 279. erste Lektüre II. 329. Einfluß Klopstock's, Shakspeare's, des Göthe'schen Werther und des Müller'schen Siegwart, Schubart's auf ihn 329 f. Theilnehmer am Dichterclub 330 f. — verläßt die Karlsschule u. wird Militärarzt (1780) 332. Flucht nach Mannheim (1782) 333. unternimmt die rheinische Thalia (später neue Thalia) 334. Aufenthalt in Leipzig u. Dresden (1785) 334 f. Umgang mit Körner 334. Aufenthalt in Weimar (1787) und frischere Belebung des antiken Studiums 335. durch Göthe's

Vermittelung nach Jena berufen (1789) 337. f. Vermählung mit Charl. v. Lengefeld (1790) 337. — die Periode f. Lebens von 1789—1795 376 f. Studium der Kant'schen Philosophie 377 f. freundschaftlich-gesellige Verhältnisse 379 f. Einfluß W. v. Humboldt's auf ihn 380. Verh. z. französischen Revolution 381 f. — der dritte Abschnitt f. Lebens 1795—1805 387 f. Übersiedelung nach Weimar (1799) 388. 402. literarische Freundschaft mit Göthe (388. 390.), s. Göthe. wendet sich von der Wissenschaft zur Poeterei 388 f. die angenehmen und erfreulich-geselligen Verhältnisse daselbst 419. 453. Reise nach Berlin 453. sein Tod 455 f. — III. literarisches Wirken und Schriften. d. ersten poetischen Versuche II. 331. — **1780—1789**: s. literarisches Wirken in diesem Lebensabschnitte und Charakter desselben 337 f. lyrische Gedichte 341 f. vergl. 338. 339. Gedichte an Laura 342. „an die Freude" 343. „die Resignation" 343. „d. Künstler" 344. vergl. 315. „die Götter Griechenlands" 344 f. vergl. 315. — Dramatische Werke 345 f. „die Räuber" 347 f. „Fiesco" 353 f. „Kabale und Liebe" 358 f. „Don Karlos" 363 f. — s. epischen Versuche 374. novellistische Produktionen 374 f. „der Geisterseher" 375 f. — „Gesch. d. Abfalls der Niederlande" 335. 376. — **1789—1795**: ästhetisch-theoretische Schriften: „über die ästhetische Erziehung des Menschen" 383. 384 f. vergl. 318. über „die naive und sentimentalische Dichtung" 383. 385 f. historische Arbeiten 386 f. „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" 386 f. — **1795** f. (Stadium seiner classischen Dichtthätigkeit): lyrische Produktionen und Charakter derselben 390 f. 394. „der Genius" 392. „die Würde der Frauen" 392 f. „die Ideale" 393. „der Spaziergang" 393 f. d. epigrammatischen Distichen (Xenien) 396. Balladen 396 f. „d. Lied von der Glocke" 399 f. — dramatische Produktionen 401 f. Einfluß der Weimarer Theaterwelt auf dieselben 402 f. „Wallenstein" 403 f. vgl. III. 134. „Maria Stuart" II. 420 f. „Jungfrau von Orleans" 425 f. „die Braut von Messina" 433 f. vergl. III. 134. „Wilhelm Tell" II. 443 f. vergl. III. 140. „die Huldigung der Künste" II. 454. „Demetrius" (unvollendet) 454 f.

Schilling, Gustav, Romanschr., II. 532.

Schink, Theaterdichter, II. 488. 491.

Schlabrendorf, Gustav, Graf v., II. 631.

Schlegel (Gebrüder: Aug. W. und Friedr.), Charakteristik III. 55 f. vergl. 74. ihre Leistungen: als Kunstkritiker 56 f. lehnen an Herder und Schiller an 57. gehen über letztern hinaus 58. Begründer und Hauptvertreter der neuen Romantik 3. 58. Verdienst um die Lit. u. Literaturgesch. 59. — „Athenäum" 58. 71. „Europa" 58. „Charakteristiken und Kritiken" 57.

Schlegel, A. W. v., Leben III. 60 f. allgem. Charakteristik 59 f. mit seinem Bruder vergl. 60. 61. 69. Verhältniß z. Romantik 60. literarische Thätigkeit 61. verschiedene Stadien derselben 62. als Dichter charakt. 62 f. als literarhistorischer Kritiker 64 f. als Übersetzer des Shakspeare und Calderon 67. vgl. 187. wendet sich der Sanskrit-Literatur zu 68. 234. — „Jon" (Drama) 63. „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" 66. „Indische Bibliothek" 69. „Musenalmanach", mit Tieck herausgeg. 61. 63.

Schlegel, Fr., allgem. Charakteristik III. 69 f. 75 f. 78 f. vgl. 230. Leben u. Schriften 70 f. tritt zum Katholicismus über 72. seine Theorie der Ironie 77. religiöser Standpunkt 78. politischer 79. seine Kunstansichten 79. literarische Bedeutung 80. — „Alarcos" (Drama) 71. 114. 115. „Lucinde" 69. 71. vgl. 9. 15. 389. „über die Sprache und Weisheit der Inder" 72. 233. „Vor-

lesungen über die Gesch. der alten und neuen Liter." 73. „Vorles. über die Philosophie der Geschichte" 74. 280. „Ansichten und Ideen von der christl. Kunst" 79. „Europa" (Zeitschr.) 71. „deutsches Museum" 74. — außerdem s. Schleiermacher.

Schlegel, Heinrich, Bruder der zwei Folgenden III. 55.

Schlegel, J. Adolph, I. 56. III. 55.

Schlegel, J. Elias, I. 56. III 55.

Schleiden, Botaniker, III. 439.

Schleiermacher, Theolog, unter dem Principe der Romantik stehend III. 211. 212. 213. 214. vergl. II. 607. vergl. mit Herder III. 211 f. vergl. mit Daub 211. 221. 223. 224. Widerspruch in dessen Wesen und Leben 211. 214. 218 f. persönl. Charakter 217. s. Dialektik 213. theologischer Standpunkt 216. mündlicher Vortrag und Darstellungsweise 217. Charakt. s. Schriften 218. Verhältniß zu Fr. Schlegel 218. Zerwürfniß mit ihm über die Übersetzung des Plato 219. s. Gesammtstellung zur Literatur und zu den Beziehungen seiner Zeit 220. — Schriften: „Kritik der Sittenlehre" 213. 217. „Monologe" 214. 217. „Reden über die Religion ꝛc." 214. 215. 217. „christliche Glaubenslehre" 214. „die Weihnachtsfeier" 215. „Predigten" 218. „Darstellung des theolog. Studiums" 218. „das Verh. zwischen Naturgesetz u. Sittengesetz" 223. — „Beurtheilung von Schmalzen's Denunciationsschrift: Über die politischen Vereine" 216. „vertraute Briefe über Schlegel's Lucinde" 218.

Schlenkert, Fr., Romanschr., II. 518.

Schlesische Dichterschulen I. 16.

Schloffer, Historiker, dessen historischer Standpunkt III. 243. vergl. 439. 442.

Schloffer, Hieronymus, I. 278.

Schloffer, Joh. Georg, gründet die Frankf. gelehrten Anzeigen I. 272.

Schloffer, J. L., II. 495.

Schloffer, Ludwig, II. 494.

Schlözer, I. 464 f. vergl. II. 612. — Charakteristik I. 464 f. vgl. 164. Wirken u. literar. Bedeutung 465. erster Gründer einer eigentl. politischen Zeitschrift 465. s. „Staatsanzeigen" 466 f. Form s. Arbeiten 468.

Schmeller, III. 446.

Schmid, Konr. Arn., I. 56.

Schmidt (v. Lübeck) II. 478.

Schmidt, C., in Straßb., III. 433.

Schmidt, Heinr., III. 138.

Schmidt, Klamer, I. 64.

Schmidt, L. (Katholik) III. 434.

Schmidt, M. J., II. 616.

Schmitthenner, III. 437.

Schnaase, III. 447.

Schnezler, III. 347.

Schöll, III. 447.

Schönemann'sche Schauspielergesellschaft, die, II. 487.

Schönhut, III. 446.

Schopenhauer, Adele, III. 397.

Schopenhauer, Arth., Philos., III. 190. vergl. 427. — dessen „die Welt als Wille und Vorstellung" 190 f.

Schopenhauer, Johanna, II. 481. III. 397.

Schoppe, Amalie, III. 395.

Schorn, Archäolog, III. 252.

Schottel, I. 10.

Schröckh, II. 610.

Schröder, F. L., Schauspieler, II. 488. 496. 498. Schauspieldichter 496 ff. Lebensgang 496. literarische Thätigkeit 497 f. bearbeitet Shakspeare für die deutsche Bühne 497. s. Dramen 498.

Schröter, Astronom, III. 207.

Schubart, Charakteristik I. 279 f. dessen „deutsche Chronik" 280.

Schubert, G. H., Philosoph, III. 192. vergl. 189.

Schubert, J. G., Astronom, III. 207.

Schuch, Schauspieler, II. 487.

Schücking, Levin, als Lyriker, III. 352. als Novellist 388. 391. 446.

Schulz, C. H., Physiolog, III. 202. 205.

Schulz, Fr. A. (Fr. Laun), II. 479.

Schulz, J. Ch. Fr., II. 527. deſſen „Moritz" u. „Leopoldine" 528.
Schulze, Sprachforſcher, ſiehe San Marte.
Schulze, Ernſt, III. 180. deſſen „bezauberte Roſe" und „Cäcilie" 181. ſ. Gedichte 181. vergl. 157.
Schulze, G. E., befehdet Kant II. 603.
Schumacher, Aſtronom, III. 207.
Schummel, Romanſchr. II. 538.
Schütz, St., II. 480.
Schütz, Wilh., III. 115. ſ. Trauerſpiel „Lacrimas" 115.
Schwab, Guſt., Lyriker, III. 163. ſein „Sagenbuch" 377.
Schwabe, J. J., I. 37.
Schwaben, Ausgangspunkt geiſtiger Strebungen um die Mitte des 18. Jahrh. I. 241. 278. vergl. II. 325.
Schwäbiſche Dichter aus d. romantiſchen Schule III. 157 f. Bedeutung und lit. Stellung derſelben 158.
Schweizerſchule I. 32 ff.
Schwenk, III. 445.
Scott, Walter, in Vergl. mit Rehfues III. 373. mit Wilib. Alexis 367 f.
Sealsfield, vorgeblicher Verf. der „transatlantiſchen Skizzen, des „Cajütenbuchs" ꝛc. III. 382 f.
Seeger, L., III. 343.
Seibl, III. 337.
Selchow, Juriſt, III. 262.
Semler, I. 153. 160.
Sengler, Philoſoph, III. 427.
Seume, Joh. Gottfr., II. 462. — „Miltiades" 463. lyr. Gedichte 463.
Seyler'ſche Schauſpielergeſellſchaft II. 487 f.
Shakſpeare, deſſen Einfluß auf die deutſche Lit. I. 176. 262. III. 10. überſetzt von Wieland I. 123. v. Schlegel III. 67.
Siebenjähriger Krieg, Einfluß deſſelben auf Deutſchl. I. 173.
Sigwart, Geſchichtſchreiber d. Philoſ., III. 428.
Simrock, III. 348. 376. deſſen Umarbeitungen u. Überſetzungen der Volksbücher 377. vergl. 446.
Sinclair (Eliſalia), ſchottiſcher Dichter, III. 161.
Sintenis, Romanſchr., II. 530.
Smets, Wilh., III. 348.
Smith, Adam, III. 265.
Smollet, in Deutſchland überſetzt und nachgeahmt II. 515. 534.
Soden, Nat.ökonom, III. 265.
Soden, J. v., II. 491.
Solger, III. 182. philoſ. Standpunkt 182. ſucht die äſth. Bedeutung d. Ironie und des Humors näher zu beſtimmen 183 f. — deſſen „Erwin" 182. 183. 184. — Verdienſt um die Literatur durch die Überſetz. des Sophokles 184.
Sömmerring, Naturforſcher, II. 655.
Sonnenberg, Freih. v., II. 478.
Sonnenfels, Joſ. v., I. 267 f.
Sophokles, v. Solger, Thudichum u. Donner überſetzt III. 184.
Soſtmann, Wilhelmine, III. 395.
Spalding, I. 143. 156. — „die Beſtimmung des Menſchen" 156. „die Religion eine Angelegenheit des Menſchen" 157.
Spee, Fr., I. 9.
Spener, I. 4.
Spies, C. H., Romanſchr., II. 517.
Spiller v. Hauenſchild, Max Waldau, deſſen Roman „aus dem Junkerthum" III. 390.
Spindler, Karl, Charakteriſtik III. 364 f. deſſen hiſtoriſche Novellen 366 f. „belletriſtiſches Ausland" 367. 423.
Spitta, III. 355.
Spittler, II. 612 f. — deſſen Verdienſt um die national-polit. Geſchichtſchreibung 613. — „Entwurf d. Geſch. der europäiſchen Staaten" 614. andere Schriften 613 f.
Sprachſtudium, deutſches, ſ. deutſche Sprache.
Sprengel, III. 438.
Spruckmann, II. 491 f.
Staatslexikon von Rotteck u. Welcker III. 438. 449.
Staatswirthſchaftslehre ſ. Nationalökonomie.

Staatswissenschaft s. Politik.
Stackelberg, v., Archäolog, III. 252.
Staël, Frau v., II. 453.
Stägemann, v., Lyriker, III. 156.
Stahl, III. 258. („Philos. d. Rechts nach geschichtl. Ansicht").
Stahr, Ad., III. 391. 428. 443. 445. 448.
Stark, Mediciner, III. 203.
Starke, Romanschr., dessen „Gemälde aus dem häuslichen Leben" II. 528.
Starklof, Novellist, III. 370.
Staudenmaier, kath. Theol., III. 434.
Steffens, Henrich, Philosoph u. Romantiker III. 193. naturphilosophische Schriften 194. politisch-philosophische Schriften 194. Novellen 195. Charakteristik s. Schriften 196. — „Was ich erlebte" (Autobiographie) 196.
Steigentesch, II. 532.
Stein, H. Fr. K. v., dessen national-politisches Wirken III. 144 f. s. „politisches Testament" 145.
Stein, L., III. 437.
Stenzel, Historiker, III. 244.
Stephanie (Gebrüder), Schauspieler und Lustspieldichter, II. 495.
Sternberg, A. v., III. 384. 388. 390. 391. Charakteristik 397 f.
Sternberg, Caspar, Graf v., Geolog, II. 656. III. 208.
Sterne (Yorik), Einfluß f. d. deutsche Literat. I. 263. in's Deutsche übersetzt und nachgeahmt II. 515. 534. 535.
Stieglitz, Naturforscher, III. 210.
Stieglitz, Heinrich, Lyriker, III. 350.
Stifter, Adb., Novellist, III. 393.
Stilling, s. Jung.
Stöber (August u. Adolph), Söhne d. Folg., Lyriker, III. 346.
Stöber, Ehrenfried, III. 346.
Stolberg, Christ. (vergl. I. 368.) u. Friedr. Leop., Grafen von, Charakteristik I. 360 ff.
Stolberg, Friedr. Leop., Graf von, I. 360 ff. Lebensgang und Charakteristik 363 f. s. Übertritt zum Katholicismus 365 f. s. literar. Leistungen 367 f. s. lyr. Gedichte, Balladen, Hymnen 367. Dramen 367 f. seine „Jamben" 368. der polit. Roman „die Insel" 368. „die Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien" 368. das „Leben Alfred's des Gr." 369. „die Geschichte der Religion Jesu Christi" 369. s. Übersetzungen 368.
Stolterfoth, Adelheid v., III. 349.
Storch, L., Novellist, III. 370.
Strachwitz, v., III. 363.
Strafrecht, Studium desselben zur Zeit d. Romantik III. 263.
Straßburg, Sammelpunkt d. rhein-mainländischen Literaten I. 384. 388.
Strauß, David, III. 282. 430. 431. 432. 434.
Strauß, G. Fr. Alb., III. 226.
Strauß, Victor, III. 359.
Streckfuß, Karl, Übersetzer des Ariost und Tasso III. 68. Dante 68. 187.
Strehlenau, Niembsch v., s. Lenau.
Stricker, Karoline, III. 395.
Strobel, Historiker, III. 440.
Struve, Astronom, III. 207.
Stuhr, III. 233.
Sturz, Helfr. Peter, I. 249. s. „Reisebriefe" 249. „Lebensbeschreibung des Gr. v. Bernstorf" 250.
Stuttgart als Literaturstätte im 18. Jahrhundert I. 278 f.
Suckow (pseud. Posgarn), III. 177.
Sulzer, Ästhetiker, I. 45. dessen „allgem. Theorie d. schönen Künste" 45 f.
Swift, in Deutschl. übersetzt, II. 515.
Sybel, v., Historiker, III. 441.
Symboliker, s. Mythologie.

T.

Tafinger, Jurist, III. 262.
Talvj (geb. Therese v. Jacob), deren „Versuch einer geschichtl. Charakteristik d. Volkslieder germanischer Nationen" III. 446.
Tanner, K. Rud., III. 345.
Tarnow, Fanny, III. 375.
Tasso, v. Gries übers. III. 9. 68. 187. v. Streckfuß 68.
Tauler, III. 346.

Teller, I. 161. deſſen „Lehrb. d. chriſtlichen Glaubens" 161.
Tennemann, W. G., Philoſoph, II. 605.
Tetens, I. 148. deſſen „philoſophiſche Verſuche üb. d. menſchl. Natur" 148.
Thalia, rheiniſche, II. 334.
Theater, ſ. Bühne.
Theologie (proteſtant.) im 18. Jahrh. I. 4 f. 151 f. 425 f. (Lavater). — zu Ende des 18. Jahrh., unter dem Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie II. 606 f. — unter dem Principe der Romantik (ſ. Schelling) III. 210 f. — Standpunkt derſelben in der Gegenwart 429 f. — (katholiſche) II. 606. III. 230. 434.
Theologiſche Quartalſchrift III. 434.
Theremin, Theolog, III. 226.
Thereſe (v. Bacheracht), III. 383. 388. 390. 396.
Thibaut, Jurift, Träger der philoſ. Rechtsſchule II. 657. III. 258 f. nationalklaſſiſches Verdienſt 260.
Thierſch, Friedr., Philol., III. 252. 429.
Tholuck, Theolog, III. 432. 434.
Thomaſius, Wiederherſteller nationaler Selbſtſtändigkeit auf d. Gebiete unſerer Sprache und Wiſſenſchaft I. 6 f. ſucht dem Naturrecht mehr Eingang zu verſchaffen 9. Verdienſt um Einführung der deutſchen Sprache in Schule und Wiſſenſchaft 10 f. ſ. „Monatsſchrift" 12. 14. Gründer der deutſchen Journaliſtik 12. 14.
Thomſon, v. Brockes überſ. u. nachgeahmt I. 27.
Thudichum, Überſetzer des Sophokles III. 184.
Thümmel, Moritz Aug. v., II. 553 f. vergl. III. 378. — perſönl. Verh. u. Charakteriſtik II. 553. ſ. Schriften 554. — „die Reiſen in die mittägl. Provinzen von Frankreich" 554 f.
Tieck, Ludwig, III. 91. Bildungsgang 91 f. Charakteriſtik 93 f. als Humoriſtiker 93. Dramatiker 95. literariſche Bedeutung 96. ſein der Richtung wie Entwickelung nach vielſeitiges literar. Wirken 96 f. wie ſeine Lebensſchickſale in daſſelbe eingreifen 97 f. Bekanntſchaft mit den Schlegeln (1798) 101. die reichſte und bedeutſamſte Periode ſeiner Muſe (1799 — 1805), wo er ſich der romantiſchen Bewegung zuwandte, den antiken Sympathien entſagend 102. die letzte Epoche ſeiner Dichtung die der Social-Novelliſtik (nach 1817), aus dem Zauberkreiſe der Romantik heraustretend 106 f. vergl. 389. zum Theil Begründer der neueſten Novellenliteratur 107. die Verdienſte ſeiner literarhiſtor. u. krit. Arbeiten 113. — Seine Schriften: „Abdallah" 97. „William Lovell" 97. vergl. 15. 93. 108. „Peter Lebrecht" 98. „Volksmärchen" 98 fg. „Blaubart" 99. vergl. 98. „der geſtiefelte Kater" 99. vgl. 98. „Franz Sternbald's Wanderungen" (Künſtlerroman) 100. vergl. 15. 399. „romantiſche Dichtungen" 102. „Zerbino" 102. „die verkehrte Welt" 102. „der Däumling" 102. „Genoveva" 103. „Oktavian" 104. „Fortunat" 105. „Ulrich's von Lichtenſtein Frauendienſte" 105. „Phantaſus" 105. — „der junge Tiſchlermeiſter" 108. vergl. 399. — Novellen: „die Gemälde", „die muſikaliſchen Leiden und Freuden", „die Verlobung", „die Geſellſchaft auf dem Lande" 108. „der Aufruhr in den Cevennen" 109. vergl. 373. „die Vogelſcheuche", „das Dichterleben" 109. 383. 384. „des Dichters Tod" 110. 383. „Eigenſinn und Laune" 112. „der Pokal" 112. — „Vittoria Accorombona 110 fg. vergl. 93. 373. — „Gedichte" 105 f. — deutſche Bearbeitung des Don Quixote 102. — literarhiſt. und kritiſche Arbeiten: das „altengliſche" und „deutſche Theater" u. ſ. w. 113.
Tiedemann, Anatom, III. 204.
Tiedemann, Dietr., Philoſ., II. 604.
Tiedge, II. 466 f. „Urania" und anderes 467.
Tieftrunk, II. 603.
Tittmann, Hiſtoriker, III. 441.

Töllner, I. 158.
Töpfer, K., Novellist, III. 399.
Törring, Jos., Graf v., II. 490.
Tragödie, die, des Fatalismus III. 133. üb. ihren Beruf in der Gegenwart 412.
Trendelenburg, Philos., dessen „logische Untersuchungen" III. 427.
Treviranus, Gottfr. Reinh., Naturforscher, III. 201.
Treviranus, L. Ch., Naturforscher, III. 201.
Tromlitz, A. v. (Witzleben), Romanschreiber, III. 370.
Troxler, Philosoph, III. 192.
Tübinger Schule III. 432.
Twesten, III. 431.

U.

Übersetzungen während der Epoche d. Romantik III. 187. aus der neuesten Zeit 330. 422.
Uckert, Geograph, III. 207.
Uhland, Ludw., III. 162. Charakter seiner Lyrik 162 f. Verdienst als Literarhistoriker 163. — dramatische Werke 163. 413.
Uhlig, III. 431. 434.
Ullmann, Theolog, III. 227. 433.
Ulrici, Philosoph, III. 427. 446.
Unger, Jurist, III. 436.
Unger, Helene, II. 527.
Universitäten zu Anf. d. 18. Jahrh. I. 5.
Unterrichtswesen, Verbesserung desselben im 18. Jahrh. I. 251 ff.
Unzelmann, Schauspieler, II. 489.
Urania, III. 369.
Usteri, J. Martin, Maler u. Idyllendichter, II. 471.
Usteri, Paul, II. 472.
Uz, I. 61.

V.

Valentin, Physiolog, III. 205.
Wangerow, v., Jurist, III. 435.
Varnhagen v. Ense, Biograph, III. 246 f. — „biographische Denkmäler" 247.
Vater, II. 662.
Velde, van der, Romanschr., III. 175.
Venedey, III. 443.
Vereine, literarische, zu Anfang des 18. Jahrh. I. 15.
Viehoff, III. 445.
Vilmar, Literarhistoriker, III. 444.
Vischer, Ästhetiker, III. 282. 426. 429. Lyriker 341. Literarhistoriker 445.
Vogel, Mediciner, III. 438.
Vogl, J. N., III. 337.
Vogt, dessen „zoologische Briefe" III. 439.
Voigt, Fr., Novellist, III. 384.
Voigt, Joh., Historiker, III. 242.
Volkmann, Physiolog, III. 205. 438.
Volksbücher, III. 376.
Volksdichter, Beruf derselben I. 344.
Volksmärchen, II. 519., siehe übrigens Grimm u. Tieck.
Vollmer, A. J., III. 446.
Voltaire, dessen Einfluß auf die deutsche Literatur I. 103. vergl. II. 591.
Voß, Johann Heinrich, I. 348 f. Lebensgang u. Charakter 349 f. verschiedene Urtheile über ihn 348 f. vergl. mit Lessing 351. Charakter s. Dichtungen 352 f. 356. Idyllendichter 353 f. 355. s. „Luise" 354 f. — Verdienst um d. deutsche Sprache und Verskunst 356 f. „Zeitmessung der deutschen Sprache" 357. — seine Übersetzungen, insb. des Homer 357 f. — s. Streit mit Fr. Leop. von Stolberg 359. mit Creuzer 359 f. s. „Antisymbolik" 360. III. 386.
Voß, Jul. v., Romanschr., II. 532.
Vulpius, Romanschr., II. 520.

W.

Waagen, G. Fr., III. 251. 447.
Wachler, Literarhistoriker, III. 248 f. dessen „Vorlesungen über die Gesch. d. deutsch. Nationallit." 248. „Handbuch der Gesch. d. Literatur" 249.
Wachsmann, C. v., Novellist, III. 371.
Wachsmuth, Historiker, III. 442.
Wächter, Jurist, III. 264. 436.
Wächter, Leonh., s. Weber, W.
Wackenroder, W. H., III. 84 f.

„Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" 84. vergl. 4. 8. „Phantasien über die Kunst" 84 f.

Wackernagel, Wilh., s. „Weinlieder" III. 359. s. literarhistor. Arbeiten 359. 436. 444. 446.

Wagner, Ernst, Romanschr., III. 175.

Wagner, J. J., Philosoph, III. 189. dessen „Staat" 189. „Ideen zu einer allgem. Mythologie der alten Welt" 232.

Wagner, Leop., d. 388. dessen „Kindesmörderin" und „Prometheus, Deukalion u. seine Recensenten" 388.

Wagner, Rud., Physiolog, III. 205. 448. dessen „Handwörterbuch d. Physiologie" 205.

Waiblinger, W. Fr., III. 342.

Waitz, G., Historiker, III. 436. 446.

Warnak, s. Wernike.

Weber, Physiker, III. 207.

Weber, Jul., III. 128. dessen „Demokritos" 128.

Weber, Veit (Leonh. Wächter), Romanschr., II. 518.

Wegscheider, Theolog, II. 607. III. 431.

Weier, Joh., I. 9.

Weil, A., III. 387.

Weiler, Cajetan, II. 602.

Weimar, Mittelpunkt des literarischen Strebens seit den siebenziger Jahren des 18. Jahrh. I. 275 f. vgl. II. 481. Theater daselbst II. 219. 489. 492.

Weisflog, romant. Humoristiker, III. 128.

Weiske, Jul., Jurist, III. 262. 448.

Weissenthurn, Johanna v., II. 514.

Weiße, Christ. Felix, I. 185.

Weitzel, III. 257. 437.

Wekhrlin, I. 281.

Welcker, dessen „Staatslexikon" III. 438. 449.

Welcker, F. G., Philolog, III. 252. 447.

Welcker, Ph. H., III. 358.

Welte, III. 434.

Weltliteratur III. 13.

Wenck, Mitarbeiter an d. Frankf. gel. Anz. I. 273.

Wenck, Historiker, III. 242.

Wendt, Amad., III. 447.

Werner, Mineralog, II. 656.

Werner, Zacharias, III. 128 f. Charakter seiner Dichtungen 130. — „die Söhne des Thals" 131. „das Kreuz an d. Ostsee" 131. „Luther oder die Weihe der Kraft" 131. „der 24ste Februar" 132. ruft durch denselben die Tragödie des Fatalismus hervor 133 f.

Wernike (Warnak), Christ., I. 17 f. s. „Überschriften" 18. vergl. mit den Xenien I. 19. dessen „Hans Sachs" 19. s. ästhet. Standpunkt 19 f.

Wezel, Schauspieldichter u. Romanschr., II. 536 f. dessen „Lebensgeschichte Knauf's" 537.

Wiarda, III. 436.

Wieland, Christ. Martin, I. 103 ff. geschichtliche Stellung 103. allgemeine Charakteristik s. Wirkens und s. Werke 104 ff. 111. 112 f. s. persönl. Charakter 108 f. besondere Stadien seiner Entwickelung 112 f. Jugendbildung 113 f. Schöpfer der neuen Romanliteratur I. 137. II. 515 f. erstes Stadium s. literar. Thätigkeit u. Produkte dieser Periode I. 114 f. „Johanna Gray" 116. — zweites Stadium 117 f. „Theages", „Nadine" 118. „komische Erzählungen" 118. 119. „Don Sylvio von Rosalva" 119. „Agathon" 119 f. „Musarion" 122. die „Grazien" 123. — drittes Stadium 124 f. „deutscher Merkur" 68. 119. „Idris", „der neue Amadis" 126. „Gandelin", „Wintermärchen", „Geron der Adlige" 127. „Oberon" 127 f. vgl. 109. 112. der „goldene Spiegel" 130. die „Abderiten" 131. „Göttergespräche" 132. — viertes Stadium 133. „Peregrinus Proteus" 133 f. „Agathodämon" 133. „Aristipp" 134 f. s. späteren Arbeiten und Übersetzungen 136. vergl. 123. 133. sein Einfluß auf die Literatur 136. s. Schule und Nachah-

mer 137 f. — Gemeinsames mit Klopstock 67 f. 102. 106.
Wien, Ausgangspunkt d. reformat. Strebungen Joseph's II., I. 265. 266.
Wienbarg, Ludwig, III. 320. sein Standpunkt 321. vgl. mit Mundt 321. s. „ästhetischen Feldzüge" 320 f. Literarhistoriker 445.
Wiener Dichtergenossenschaft, I. 137.
Wiese, Sigismund, Dramatiker, III. 420.
Wigand, Jurist, III. 262.
Wihl, III. 349.
Wilbrand, J. L., Naturforscher, III. 201.
Wilda, Jurist, III. 262. 435. 436.
Wilhelmi, III. 178.
Wilken, Historiker, III. 238.
Willkomm, Ernst, Novellist, III. 370. 384. 388. 390. Dramatiker 413. 421.
Wilmar, Wilhelmine, II. 481.
Winckelmann, I. 177. (Urheber einer neuen gründlichen Auffassung des Alterthums.) Charakteristik u. persönl. Verh. 178 f. s. Bedeutung f. d. Kunstgeschichte 180. s. deutscher Styl 182. s. Einfluß auf Lessing und Göthe 182. s. „Geschichte der Kunst" 181. 182.
Windischmann, III. 229.
Winkler (Theodor Hell), II. 479.
Wirth, J. G. A., dessen „Geschichte der Deutschen" III. 440.
Wirth (J. U.), Philosoph, III. 427. dessen Schrift: „Theorie des Somnambulismus" 210.
Wislicenus, III. 431.
Wissenschaft, deren scholastische Barbarei zu Anf. d. 18. Jahrh. und ihr Kampf dagegen I. 2 ff. — ihr Charakter um die Mitte des 18. Jahrh. 142 ff. — während der Epoche der Lessing'schen Reformation 240 ff. — Stand derselben in den letzten Decennien des 18. Jahrh.: zur Zeit der Drang- und Sturmliteratur 424 ff. zur Zeit v. Göthe und Schiller II. 589 ff. — Verh. zur Romantik III. 187 ff. vergl. 7. — Standpunkt in der Gegenwart 424 ff.
Witthof, I. 53.
Witzleben, s. Troxlitz.
Wöhler, Chemiker, III. 207.
Wolf, Christian, s. allgemein-philosoph. Verdienst I. 12. Art u. Richtung s. Philosophie 13. vergl. 43. s. Verdienst um die deutsche Sprache 13.
Wolf, Friedr. Aug., II. 640 f. — Persönliches 643. sein Charakter 640. sein epochemachendes Wirken in der Alterthumswissenschaft: durch die dem Studium derselben untergelegte Idee 641 f. durch die Behandlung des Alten 642. seine „homerischen Prolegomena" 642. Meister deutscher Prosa 643. — in Parallele mit Wilh. v. Humboldt 639 f. 643 f.
Wolff, O. L. B., Novellist, III. 371. Literarhistoriker 444.
Wolfram v. Eschenbach, I. 70.
Woltmann, Karol. v., II. 481. III. 178.
Woltmann, K. L. v., Historiker, III. 237. vergl. 249. II. 617. dessen „Memoiren des Freiherrn v. S—a." III. 177. 237. Styl 237.
Wolzogen, Karol. v., II. 336. 358. 378. 453. 481.
Wood, Robert, I. 264.

X.

Xenien, die, II. 208. 216. III. 54. zahme II. 217. 260.

Y.

Yorick, s. Sterne.
Young, dessen Einfluß auf die deutsche Dichtung I. 263. von Ebert übersetzt 56. dessen „Versuch über Originalwerke" 263.

Z.

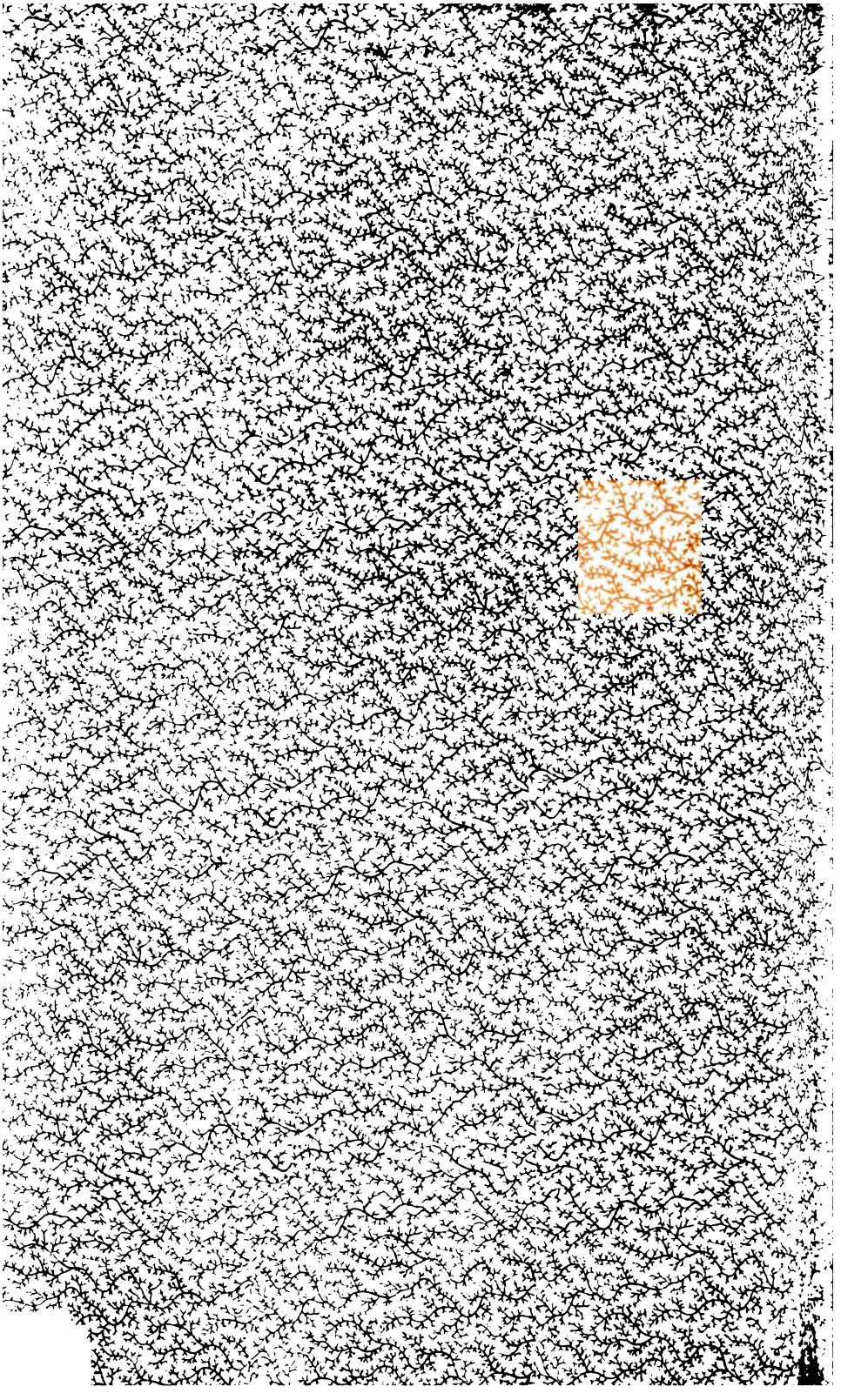
Zachariä, Fr. W., I. 56.
Zachariä, Karl Salomo, dessen „vierzig Bücher über den Staat" III. 256 f. „Anfangsgr. des philosoph. Criminalrechts" II. 660.
Zahlhas, Dramatiker, III. 421.
Zedlitz, v., dessen „Todtenkränze" III. 338. Dramen 338.

Zeitschriften, rechtswissenschaftl. III. 265.
Zeller, III. 426. 428. 432.
Zetter, G., s. Otte.
Ziemann, III. 446.
Zimmermann, Geschichtschreiber, III. 441. 444.
Zimmermann, J. G., Charakter seiner Schriften I. 144 f. — „vom Nationalstolz" 144. „über die Einsamkeit" 145. „von der Erfahrung in der Arzneikunst" 145. vergl. 434.
Zimmermann, W., III. 343.
Zollikofer, I. 159.
Zöpfl, III. 437.
Zschokke, Heinrich, Novellist (vergl. II. 519.), Dramatiker („Abällino" vgl. II. 376. 492.), Dichter III. 176. historische Romane 177. 369. „Selbstschau" 176. Verf. der „Stunden der Andacht" 177.
Zumsteeg, II. 330.

Verbesserungen.

Im zweiten Bande:

Seite 80 Z. 15 v. o. streiche die Worte „Was wir bei Göthe — — — bestimmen ließ"

Im dritten Bande:

Seite 8 Z. 6 v. o. lies statt „Andere Anderes u. s. w." „Andere anderswo bei dem Mittelalter anfragten."
„ 28 Z. 14 v. u. lies statt „diesem" — „dem"